Der Greif

902
406
v.1

Library of

Princeton University.

Blau Memorial Collection

Digitized by Google

Der Greif

Cotta'sche Monatsschrift

Herausgegeben

von

Karl Rosner und Dr. Eduard v. d. Hellen

Erster Jahrgang · Erster Band

Oktober 1913 bis März 1914

Stuttgart und Berlin

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten.
Copyright, 1913 und 1914, by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Erzählungen und Gedichte

Paul Enderling, Die Hunde des Pandolfaccio 60
Bruno Frank, Herr Campbell 132
Adolf Frey, Fügung 148
L. C. Funke, März 498
Rudolf Herzog, Meerfahrt 48
Hermann Hesse, Ode an Hölderlin 309
Klara Hofer, Der Tod Friedrich Hebbels 258
Isolde Kurz, Prolog zu der Komödie „Kunstkennerschaft“ 262
Rolf Lauckner, Deine Stunden 445
Heinrich Lilienfein, Mutterliebe 514
Niccolò Machiavelli, Ein Märchen. Übersetzt und eingeleitet von Paul Heyse 250
Börries Frhr. von Münchhausen, Balladen 23
Otto Myller, Abschied 480
Anna Ritter, Bekenntnis 219
Wilhelm Schäfer, Die begrabene Hand 340
Otto Stoessl, Johannes Freudensprung und der Meister . 148
Lulu von Strauß und Torney, Mara 400
Will Vesper, Die Morgenröte 423
Richard Voß, L'Appassionata. Aus meinem römischen Leben 432

Briefe und Erinnerungen

Heine und Meyerbeer. Von Friedrich Hirth. Mit einem Faksimile . . . . . 234 u. 310
Gottfried Keller und Georg von Cotta. Neue Briefe, mitgeteilt von Emil Ermatinger. Mit einem Faksimile 49

(RECAP) 0902 .406 v.1 559232
Digitized by Google

Johannes Schlaf, Die Freie Bühne und die Entstehung des naturalistischen Dramas . . . . . 403 u. 481
Hermann Sudermann, Tagebuchblätter aus Ceylon . . . 38
Jugendbriefe Kaiser Wilhelms I. und des Prinzen Friedrich von Oranien aus den Jahren der Freiheitskriege, mitgeteilt von Herman Granier . . . . . 97 u. 200
Ferdinand Graf Zeppelin, Erinnerungen aus den Kinder- und Knabenjahren 3
Ferdinand Graf Zeppelin, Erinnerungen aus dem amerikanischen Kriegsjahre 1863 273

Aufsätze

Friedrich von Bernhardi, Finanzielle und wirtschaftliche Kriegsvorsorge 117
Walter Bloem, Der Regisseur als Künstler 333
Fritz Bronsart von Schellendorf, Auf der Löwenjagd . . 324
Wilhelm Fließ, Der Rhythmus des Lebens 414
Heinrich Friedjung, Der Inhalt des Dreibunds 14
Ludwig Fulda, Berlin und das deutsche Geistesleben . . 185
Frhr. von der Goltz, Jugendpflege und Wehrtüchtigkeit . 385
Hugo Gruber, Wenn Frauen lernen, lehren, leiten . . 509
Wilhelm Hertz, Eine Fahrt nach der Fingalshöhle. Mitgeteilt von Otto Güntter 353
Otto Hoetzsch, Deutschland und Rußland 457
Friedrich Jodl, Gerhart Hauptmanns Festspiel. Ein Gespräch 424
Hermann Kienzl, Zwei unbekannte Dramen Kotzebues . 498
Reinhold Koser, Der Große Kurfürst am Ausgang seiner politischen Lehrjahre 24
Frhr. von Mackay, Der Stille Ozean und die Weltmachtsprobleme der Zukunft 369
Erich Marcks, Aus Bismarcks Abgeordnetenjahren (1849 bis 1851). Persönliches und seelisches Leben 220

Digitized by Google

Ernst Müsebeck, E. M. Arndts Verfassungspläne für das zukünftige Deutschland aus den Jahren 1807—15 . 134
Ernst Müsebeck, Hundert Jahre 1813/1913 — Ein Rückblick und ein Ausblick 295
Eugen von Philippovich, Das Auswanderungsproblem in Österreich 287
Joachim zu Putlitz, Der dramatische Schriftsteller und das Kinodrama 65
Hans Rosenhagen, Kunstsnobismus 127
Karl Rosner, Deutsche Heimatkunst 69
Karl Rosner, Die Erotik als Schicksal 163
Theodor von Sosnosky, Wer ist Franz Ferdinand? . . . 89
C. H. Stratz, Familienähnlichkeit 491
Andreas Voigt, Die Bedeutung der Arbeit in unserer Wirtschaftsordnung 471

Tagebuch

Eliza Ichenhaeuser, Das neue Reichs- und Staatsangehörigen-Gesetz und die Frauen, S. 80. — Die Dienstboten in der neuen Reichs-Krankenversicherung, S. 175. — Die neueste Erweiterung der Studienberechtigung der Oberlyzeen, S. 449.
Hermann Kienzl, Jubilate, S. 80.
Wilhelm von Massow, Unsere innere politische Lage, S. 74. — Die Sozialdemokratie nach dem Tode Bebels, S. 168. — Reichstagspräludium, S. 358. — Parlamentsherrschaft, S. 446. — Preußen, das Reich und das Reichsland, S. 530.
Hans Joachim Moser, Künstler und Konzert-Agenten, S. 174.
Friedrich von Pritzbuer, Vom niedrigen Kursstand der deutschen Staatspapiere, S. 77. — Die wirtschaftliche Entwicklung des Deutschen Reiches, S. 171. — Bankbeamte, S. 363. — Glossen zur praktischen Ausbildung der Juristen, S. 533.
Hans Rosenhagen, Das neue Königl. Schauspielhaus in Dresden, S. 361.
Paul Schlesinger, „Das Buch des Tages", S. 535.
Karl Strecker, Dichtung — Sensation — Reklame, S. 451.

Digitized by Google

Buchkritik

Ars una, S. 85. — Boccaccio, Der Dekamerone. Deutsch von H. Conrad, S. 269. — Bode, Das Leben in Alt-Weimar, S. 367. — Bodenseejahrbuch 1914, S. 368. — Dohn, Das Jahr 1848 im deutschen Drama und Epos, S. 539. — Frey, Neue Gedichte, S. 453. — Frobenius, Schwarze Seelen, S. 82. — Goethes Briefe, Auswahl von v. d. Hellen, S. 367. — Granier, Berichte aus der Berliner Franzosenzeit 1807—1809, S. 178. — Grimm, Südafrikanische Novellen, S. 454. — Gründorf v. Zébégeny, Memoiren eines österreichischen Generalstäblers, S. 538. — v. Harbou, Der Krieg und die Frauen, S. 271. — Hans Hart, Das Haus der Titanen, S. 182. — v. d. Hellen, Gesamtregister zu Goethes sämtlichen Werken, S. 367. — Herzog, Wir sterben nicht, S. 268. — Herzog, Die Welt in Gold, S. 268. — Hofer, Alles Leben ist Raub, S. 542. — Hofer, Der gleitende Purpur, S. 88. — Höffner, Goethe und das Weimarer Hoftheater, S. 367. — Kellermann, Der Tunnel, S. 271. — Koser, Geschichte der brandenburg-preußischen Politik, S. 537. — Lenz, Gesammelte Schriften, S. 366. — Lohmeyer, Die Dramaturgie der Massen, S. 180. — v. Lyncker, Am weimarischen Hofe unter Amalien und Karl August, S. 179. — Matthias, Erlebtes und Zukunftsfragen aus Schulverwaltung, Unterricht und Erziehung, S. 86. — Meinecke, Radowitz und die deutsche Revolution, S. 82. — Müller, Idyllen, S. 366. — Muther, Aufsätze über bildende Kunst, S. 266. — Oloff, Eine neue Form des Wahlrechts, S. 266. — Penkert, Das Gassenlied, S. 543. — Plate, Vererbungslehre, S. 177. — Pusikuchen, Wilhelm Meisters Wanderjahre, S. 366. — Schäfer, Die unterbrochene Rheinfahrt, S. 541. — Von schwäbischer Scholle, Jahrbuch 1914, S. 368. — Shakespeares Sonette, von Brandl und Fulda, S. 270. — Spindler, Nietzsches Persönlichkeit und Lehre im Lichte seines „Ecce homo", S. 83. — Stieglitz, Einführung in die Musikästhetik, S. 88. — C. H. Stratz, Die Darstellung des menschlichen Körpers in der Kunst, S. 455. — Rudolph Stratz, Stark wie die Mark, S. 184. — Sudermann, Die Lobgesänge des Claudian, S. 540. — v. Treitschkes Briefe, S. 178. — Gräfin Urkull, Rote Nelken, S. 454. — Vierordt, Deutsche Ruhmesschilder und Ehrentafeln, S. 367. — Voechting, Über den amerikanischen Frauenkult, S. 543. — Wiegler, Geschichte der Weltliteratur. Dichtung fremder Völker, S. 267.

Digitized by Google

Der Greif

Cotta'sche Monatsschrift

Herausgeber:

Karl Rosner u. Dr. Eduard von der Hellen

1. Jahrgang. 1913/1914 — Heft 1. Oktober 1913

Zum Geleit.

Eine neue Zeitschrift schaffen heißt eine Kanzel errichten, von der Stimmen ausgehen sollen, heißt eine Gemeinde sammeln, die diese Stimmen hören will.

Wohl niemals ist die Aufgabe für Männer, die sich der Verantwortlichkeit für ihr Tun bewußt sind, so schwer gewesen wie in unseren Tagen mit ihrem Vielerlei an Forderungen, Wünschen, Hoffnungen, Zweifeln und Träumen. Zu Dutzenden stehen die Kanzeln aufgerichtet, in allen Sprachen des Verstandes und des Herzens reden ihre Stimmen, säen Liebe und Haß, klingen ineinander, rufen mahnend oder zornig auf den Gegner ein, und manche wird zum Schrei, um die anderen zu übertönen. Die Hörer aber fühlen sich bedrängt, verwirrt im Lärm der Worte, sehnen sich nach klaren Stimmen, die fest und sicher, fern jeder Künstelei, jedem Geklügel zu ihnen reden mögen.

Solche Stimmen sollen aus unserer Zeitschrift sprechen, die wir in treuem Gedenken an das alte, ehrenvolle Wappenschild des Cotta'schen Verlages den „Greif" nennen.

Ein Hüter der Schätze ist der Greif in der Mythologie der Alten. Ein Hüter geistigen Besitzes und nationaler Güter wird unser „Greif" sein, und er soll auch ein Mehrer dieser besten Schätze werden!

 Copyright, 1913, by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

Er wird nicht im Wettlauf der Vielen sein und wird nicht Parteien und nicht Moden dienen. Das Vaterland ist seine Partei und deutsche Art seine Mode. Er wird neue Quellen zur Erkenntnis vergangener Zeiten erschließen und Ausblicke auf die Wege in die Zukunft geben, er wird ein ehrlicher Spiegel unserer eigenen Tage sein und der treibenden Kräfte in ihnen.

Führende Männer aus allen Wissensgebieten, Staatsmänner Künstler und Dichter haben sich mit uns verbündet, und wir vertrauen, daß unsere gemeinsame Arbeit weithin wirken werde über das große Gebiet deutscher Sprache und deutschen Geistes.

Stuttgart und Berlin,
im September 1913.

Die Herausgeber und der Verlag.

Digitized by Google

Aus den Kinder- und Knabenjahren.

Erinnerungen des Grafen Ferdinand Zeppelin.

„. . . . . Von meinem zweiten Lebensjahre ab lebten meine Eltern dauernd auf dem Gute Girsberg bei Konstanz. Mein Urgroßvater Macaire hatte dieses um 1770 von dem Herzog von Württemberg gekauft, dem es als Abt von Zwiefalten bei der Säkularisation der Abtei zugefallen war. Um jene Zeit (1840) trug Girsberg noch ganz das Ansehen eines Klostergutes, insofern die Gebäude und der Hof durch eine zusammenhängende Mauer umschlossen waren, die nur zwei Ausgänge zeigte. An dem großen Einfahrtstor vor dem Hofe standen schon damals die zwei mächtigen Pappelbäume, die noch heute jedem Besucher Girsbergs in die Augen fallen.

Diese Anlage gehört zu meinen ersten Erinnerungen. Sehr bald ist dann alles umgestaltet worden. Nur wenig erinnert noch an den ursprünglichen Charakter, so die jetzt noch stehende gotische Gartenpforte, die offenbar der Eingang zu einer Kapelle gewesen ist. Vorhanden ist auch noch die alte Glocke. Sie hängt im kleinen Turm auf dem Wohnhause.

Mein Vater, der vorher in Sigmaringen eine Art Hofmarschallamt bekleidet hatte, lebte sich auf Girsberg ganz in die Landwirtschaft ein. Selbsttätig kümmerte er sich bis in das Kleinste um die Wirtschaft. Morgens um 4 Uhr schon war er auf und sah nach allem. Seinen Grundsätzen und Neigungen, wie auch denen meiner Mutter entsprechend, war unser Leben sehr einfach. Während meine Großeltern in Konstanz auf einem ziemlich großen und vornehmen Fuße, weniger allerdings in Pracht als in ausgesuchter Behaglichkeit, lebten, hielten wir uns z. B. nicht Wagen und Pferde. Erst später, als meine Mutter leidend wurde und den Weg nach Konstanz nicht mehr zu Fuß machen konnte, wurden solche angeschafft. Wir aßen nur das Schwarzbrot, das in der eigenen Wirtschaft gebacken wurde, und nur ausnahmsweise, z. B. wenn Besuch kam, gab es weißes Brot.

Es widerspricht dem natürlich nicht, daß meine beiden Eltern wie ich wohl sagen darf, besonders fein empfindende und hochgebildete Menschen waren. Das spricht z. B. allein schon aus den

Digitized by Google

zarten und schönen Gedichten, die mein Vater in großer Zahl hinterlassen hat. Er war auch sehr musikalisch und spielte die Violine. In späteren Jahren bemühte er sich dann sehr um die Bereicherung einer wertvollen Schmetterlings-, Käfer- und Mineraliensammlung, die uns aus der Hinterlassenschaft meines Großvaters Macaire, der ein großer Gelehrter gewesen war, zufiel. Von weither kamen Sammler und Gelehrte gereist, um mit uns auszutauschen. Um das Bild zu vervollständigen, muß dann noch erwähnt werden, daß mein Vater nebenbei ein passionierter Jäger war.

Von meiner Mutter, die uns früh genommen wurde, weiß ich, daß, wer sie kannte, ihre zarte weibliche Anmut und ihre Güte und daneben ihren lebhaften und launigen Geist rühmte. Sie galt auch für eine Schönheit. Aber sie war frei von jeder Art und Spur von Koketterie, gab sich immer durchaus schlicht und natürlich. Eine gute Vorstellung von ihrer Art gibt ein Brief, den sie einer neugewonnenen Schwägerin über sich und ihr Haus schreibt. Er mag auch deshalb hier z. T. Platz finden, weil er besseren Aufschluß über uns Kinder und unser Treiben gibt, als ich es selbst vermöchte. Meine Mutter schreibt im Jahre 1843 u. a.:

„. . . . . Du willst also, daß ich dir eine genaue Beschreibung von allen meinen inneren und äußeren Verhältnissen gebe, auf daß du mich und was mein ist von A bis Z kennst, ehe wir uns sehen? Ei, mein Kind, da werden ja meine Briefe aussehen, wie ein Roman von der Bremer!*) Doch wenn du es durchaus willst, so sei dem so!

Natürlich werde ich mit meiner eignen Person den Anfang machen, erstens weil es notwendig ist, daß du die Schriftstellerin vor allem kennen lernst, deren Memoiren du zu lesen begehrst, zweitens, weil mir diese Ehre gebührt als der Gemahlin des Oberhauptes des Hauses Zeppelin (branche cadette). Das Oberhaupt selbst hat aus Courtoisie mir den Vorrang gelassen. Hier folgt also in wenig Worten meine Biographie:

Genau an der Stelle, wo der Rhein aus dem Bodensee tritt, liegt eine kleine Insel, ganz nahe der Stadt Konstanz, mit der sie durch eine bedeckte hölzerne Brücke in Verbindung steht.

*) Damals viel gelesene Romanschriftstellerin, die besonders in eingehenden Schilderungen des Familienlebens glänzte.

Digitized by Google

Auf dieser Insel bauten die Römer eine feste Burg, um die neueroberte Stadt gegen die feindlichen Überfälle der benachbarten Völker zu sichern. . . . . Jahrhunderte vergingen, die Burg verschwand, und an ihrer Stelle entstand ein Lusthaus der Bischöfe von Konstanz; auch dieses verschwand, und auf seinen Trümmern wurde das berühmte Dominikanerkloster gebaut, in dem Johannes Huß bis zum Feuertode gefangen lag . . . . . Gegen Ende des letzten Jahrhunderts wurden die armen Mönche daraus vertrieben, und Kaiser Joseph schenkte die Insel samt allen Gebäulichkeiten usw. einem Genfer, dem Herrn J. Louis Macaire, meinem Großvater, der sich nun mit zwei Söhnen und einer Haushälterin in einem Teil der Zellen häuslich niederließ und die großen Keller, Küchen und Refektorien der geistlichen Herren in eine höchst prosaische Kattunfabrik verwandelte. Endlich am 10. Januar 1816 erblickte ich in eben einer dieser Zellen das Licht der Welt. Du siehst, liebe Anna, daß ich, was die Mauern unserer Behausungen betrifft, nicht weniger ein historischer personnage bin als du selbst.

Meine Kindheit und meine erste Jugend hätten sehr glücklich sein können, wäre ich nicht beständig krank gewesen; mein Dasein wurde aber durch beständige Pulver und Medizinen, Bäder und Ziegenmilchkuren verbittert. Mit 15 Jahren, als es anfing, mit mir besser zu werden, wurde ich plötzlich halb blind (die Ärzte fürchteten, ich würde es ganz werden). Mit 17 aber war die Gefahr verschwunden, je fis mon entree dans le monde, hatte succes, wie jedes ganz junge Mädchen, das nicht zu häßlich und zu unangenehm und dumm ist, und amüsierte mich also ganz gut. Nun, dachte ich, „will ich als Mädchen das Leben froh genießen, das dem Kinde nicht vergönnt war, ich will wie der Schmetterling den süßen Honig holen aus dem Kelche all der Freuden, die mir wie Blumen am Wege stehen" — aber eben, als ich die Flügel lustig ausgebreitet, mußte ich sie wieder sinken lassen: Fritz war vor mir gestanden und . . . . . na, du hast's ja selbst erfahren, wie gefährlich die ehrlichen Augen dieser Zeppeliner sind. Mein Mann war damals Oberst-Hofmarschall des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, eines mächtigen Herrn über ein Land, in dem, wie in den meisten andern, auch ein Blatt erscheint mit den Landtagsverhandlungen und das eine Armee hält, die zu meiner Zeit von einem „majorisierenden" Oberstlieutnant befehligt wurde. . . . . Mein Mann trug bei Zeremonien eine Uniform mit

Digitized by Google

goldenen Epauletten und in der Hand einen schwarzen Stab mit silbernem Knopfe . . . . . Wie es kam, daß wir beide des großen Glanzes satt wurden, kann ich dir nun nicht sagen; es kam unverhofft, und eines Tages legte Fritz den schwarzen Stab nieder und zog mit mir ins Dominikanerkloster zurück, wo er sich mit meinem Bruder assoziierte. Leider wurde seine Gesundheit schlecht, und wir schlugen unsere Wohnung in Girsberg auf, um der feuchten Seeluft zu entgehen. — So, nun hast du meine Lebensgeschichte von den Römerzeiten an bis auf den heutigen Tag! . . . . . .

Nun du mich gesehen hast, erlaube ich mir, dir meinen Herrn und Gebieter vorzustellen. Du wirst ihn gleich an einem gewissen air de famille für den Bruder deines Ferdinand erkennen, wenn auch im Einzelnen betrachtet gar keine Ähnlichkeit vorhanden ist, außer, daß vielleicht ihre beiden Nasen etwas kurz und dick sind. Ach, pardon, vielleicht war dir Ferdinands Nase fein und spitz vorgekommen? In diesem Falle möchte ich dir die Illusion nicht geraubt haben. Er ist ein Blumenfreund und ein Dichter (damit meine ich nicht nur einen Versemacher, wohlverstanden!). Wie lieb und gut er ist, will ich dir gar nicht zu schildern versuchen, ich käme mit der Aufgabe nie zu Ende, und es wird dir übrigens gleich klar werden, wenn du ihn erst mal zu Hause, mitten unter seinen Kindern gesehen haben wirst. —

Ja, die Kinder! Die dürfen auch nicht vergessen werden, es sind ja deine künftigen Nichten und Neffen. Es sind ihrer drei, wovon zwei sich schon sehr auf die neue Tante freuen.

Das älteste, Eugenie, ein achtjähriges, gescheidtes Mädele, für die das bekannte Liedchen:

Ich bin ein Mädchen aus Schwaben,
Schwarzbraun ist mein Gesicht

eigens gedichtet zu sein scheint. Hübsch ist sie gar nicht, wird aber mit ihren klugen, großen, schwarzen Augen einmal interessant genug aussehen. Ihr Haar wird à la chinoise gekämmt, um von vornherein der leicht zu weckenden mädchenhaften Eitelkeit Einhalt zu tun. Diese Frisur steht ihr nämlich gräulich schlecht zu Gesicht . . . .

Das nächste nach ihr ist Ferdinand, $5\frac{1}{2}$ Jahre alt, ein blauäugiges, blondgelocktes Engelsköpfchen, der Liebling der Onkel und Tanten, wird in auswärtigen Kreisen der „Herzkäfer", zu Hause aber der „Knöpfleschwab" genannt, welche beide Titel ihm gleich

Digitized by Google

gut anstehen. Ferdinand ist wie der Vater die Gemütlichkeit selbst. Seine wissenschaftlichen Studien haben noch nicht begonnen, er wendet aber seine ihm angeborenen Geistesgaben beim Kühehüten, Holztragen, Jäten, Steineführen usw. mit Erfolg an. Er ist auch so ziemlich au fait aller landwirtschaftlichen Arbeiten, weiß immer genau, auf welchem Felde die Knechte beschäftigt sind, interessiert sich ungemein für neue Pflüge und Sämaschinen usw. Er ist sehr stolz darauf, ein Württemberger zu sein und eben sein erstes Paar Stiefel bekommen zu haben.

Und nun kommt zu guterletzt Ritter Eberhard im Bart, ein unverkennbarer Zeppelin, großmütigen, edlen Sinnes, aber auch wild und unbeugsamen, festen Willens, hart im Kampfe auch gegen Stärkere! Schade, daß er erst in einigen Tagen anderthalb Jahre alt wird! . . . . . ."

Aus den mich betreffenden Stellen dieses Briefes muß ich leider den Schluß ziehen, daß ich ein etwas verzogenes und eitles Kerlchen in jenen Jahren war. Ich soll ganz hübsch ausgesehen haben und hatte als eine Besonderheit Locken, die eine Art Rose bildeten, welche gar nicht wegzubringen war. Eines Tages bekam ich da einen hübschen neuen Anzug mit weißer Hose, der mich ungemein stolz machte. Aber die strafende Nemesis schlief leider nicht. Wir besuchten Schloß Ratzenried. Da hatten die Jungen ein paar Ziegenböcke, auf denen sie auch zu reiten versuchten. Natürlich mußte ich das gleich mitmachen, und es dauerte denn auch nicht lange, da lag ich mit meinem schönen neuen Anzug mitten in einer Pfütze.

Es war der Grundsatz meiner Eltern, möglichst wenig zu erziehen oder die Erziehung fühlen zu lassen. Wir Kinder durften uns einer verhältnismäßig großen Freiheit in unserem Tun erfreuen. Das Leben im Schweizerland und mit den Großeltern, die die Fabrik in Konstanz hatten, ließ in uns gar nicht den Gedanken aufkommen, uns sozusagen als höhere Gesellschaftsschicht zu betrachten, wie es vielfach sonst sich in Deutschland findet. So suchten wir mit Eifer im kindlichen Spiel in alledem tüchtig zu werden, was wir die Großen ringsum treiben sahen. Jeder hatte sein Gärtchen, das er mit eigenen Geräten in Ordnung hielt. Ich selbst zog Gemüse und hatte eine kleine Tragbutte, in der ich dann für die Verwandten und ins freundnachbarliche Schloß Castell mein selbstgezogenes Produkt zum Verkaufe trug. Wir hatten eigene Dreschflegel, unserer

Digitized by Google

Größe angepaßt, und haben öfters tüchtig und ausdauernd mitgedroschen. Oft habe ich auch den Senn abgelöst, wenn er zum Essen ging. Einmal ist mir dabei die Herde durchgegangen. Die Leitkuh ging über die Grenze und lief immer vor mir weg, als ich sie zurückbringen wollte. Schließlich gelang es mir, ihr den Bogen abzuschneiden und sie auf unser Feld zurückzutreiben. In meiner Not hatte ich leider meine weißseidene Mütze verloren.

In späteren Knabenjahren trieben wir auch Buchbinderei und Schreinerei, wozu wir von Handwerksmeistern Anleitung bekamen, und haben uns selbst Schränke, Bücherregale u. dgl. geschreinert. Auch im Ausstopfen von Vögeln wurden wir unterwiesen.

In allen Leibesübungen wurden wir, da wir uns in großer Freiheit in Garten, Feld und Wald und auf dem See bewegen durften, schon frühzeitig recht geschickt. Mit unserm Bergschlitten zogen wir im Winter bei jedem Wetter hinaus. Im Sommer badeten wir fleißig im Bodensee, und ich war schon in ganz jungen Jahren ein guter Schwimmer und ein vorzüglicher Taucher. Ich tauchte sehr tief. Eine Kusine von mir hatte einmal einen goldenen Ring in den See fallen lassen, den habe ich dann aus beträchtlicher Tiefe wieder herausgeholt. Ich war damals sechs Jahre alt. Ich habe da auch schon die sogenannte „große Schwimmprobe", die eine halbe Stunde währte, abgelegt.

Da wir keine Schule besuchten, sondern unsere eigenen Hauslehrer hatten, hielten wir wenig Umgang mit anderen Kindern. Es war da nur eine Familie Sutter aus Zofingen. Der Vater war ein ehemaliger neapolitanischer Major. Die Kinder aber sprachen das breiteste Schweizerdeutsch. Mit ihnen wurden wir sehr befreundet. Von den drei Söhnen, Fritz, Karl und Otto, war Karl wie ich ein großer Soldat, und so führten wir immer Kämpfe auf, wobei wir beide Parteien gegeneinander führten. Karl Sutter und ich fochten dann auch miteinander mit Schwert und Schild und schlugen tüchtig aufeinander los, oder wir führten Boxkämpfe aus, bisweilen solange, bis einer von uns beiden ernsthaft blutete. Keiner durfte dabei Leidenschaft oder Wut zeigen.

Für unsere soldatischen Spiele legten wir uns natürlich auch Burgen an. Eine davon befand sich auf einem großen Nußbaum, der sich in gewisser Höhe mehrfach gabelte. Oben hatte ich eine Bank angebracht, und eine Treppe aus einer abgebrochenen Scheuer

Digitized by Google

führte zu diesem Sitz empor. In diesen „Falkenhorst" mußte jeden Sonntag auch unsere Großmutter mit uns hinaufsteigen und uns Geschichten vorlesen.

Bei unseren ausgelassenen Spielen ging es natürlich nicht immer ohne ernste Vorfälle ab. So erinnere ich mich, daß ich an einem Sonntag im Winter 1844/45 — ich war noch nicht sieben Jahr alt — mit einem anderen Knaben zusammen in einen Teich fiel. Es war sehr kalt, und eine prächtige Eisfläche hatte sich gebildet. Wir gleich über den Teich hinüber! An einer Stelle aber war das Eis dünner, und ich brach ein. Es gelang mir, durch offene Stellen schwimmend das Ufer zu erreichen, aber das war abschüssig und eisbedeckt, und ich rutschte bei dem Versuche, das Trockene zu gewinnen, immer wieder ins Wasser hinein. Mein Kamerad lief schreiend davon, und da hielt ich ihm mit überlegenem Ton entrüstet vor, er möge sich doch wie ein ordentlicher Bub benehmen und sich auf den Bauch legen und mir die Hände geben. So konnte ich mich mit seiner Hilfe auf das Ufer hinaufziehen. Ich beschloß nun, aus Angst vor dem Vater, mich im Freien trocknen zu lassen. Es waren 11 Grad Kälte, aber ich war doch warm angezogen und hatte Pelzhandschuhe an, mit einer Schnur um den Hals, womit ich mir nebenbei beim Schwimmen den Hals aufgesägt hatte. Nun wurde es mir aber bald doch zu kalt. Da ging ich zu den Nachbarsleuten und bat, mir Kleider zu geben und meine schnell zu trocknen. Aber die schickten zu meinen Eltern, und ich wurde nun — ich schämte mich furchtbar — in wollene Decken eingepackt, nach Hause geholt und hier zu meinem Schmerz sofort ins Bett gesteckt. Mein Vater hielt mir eine ernste Ermahnung wegen meines Leichtsinns, aber die Freude über meine Selbsthilfe und Rettung überwog doch, und mir wurde verziehen.

Mein Vater hat übrigens selbst schon in meinen ersten Knabenjahren manches mit mir unternommen und mich durchaus nicht zimperlich geschont. Im Jahre 1844 oder 45 machte er eine Bergtour mit mir auf den hohen Kasten. Dabei brach ein fürchterliches Unwetter los, so daß wir in einer Sennhütte übernachten mußten. Man ließ uns die Wahl, ob wir in Betten oder im Heu schlafen wollten, und es erweckte bei mir natürlich eine unmäßige Heiterkeit, als die Leute dabei treuherzig bemerkten: „Lüs sind keine drin, vielleicht aber Müs." Von der Sennhütte aus wurde ich dann zu meinem Leidwesen in einer Butte weiter hinauf getragen, was mir sehr gegen den Strich ging.

Digitized by Google

Am nächsten Tag kamen wir nach Ragaz, wo meine Mutter sich aufhielt, und besuchten darauf die Taminaschlucht, die großen Eindruck auf mich machte. Besonders gefiel mir aber ein kleines Abenteuer, das wir in der Schlucht erlebten. Wir waren von Ragaz aus über die Höhe gegangen und kamen von oben her zu der Tamina herein an eine Brücke, die in starkem Verfall war und viele Bretter verloren hatte. Auf normale Weise war sie nicht zu passieren. Wir wollten aber nicht zurück. Da sind wir rittlings, mein Vater voran, ich hinterdrein, auf dem Tragbalken über den reißenden Strom geritten.

Wir gingen weiter nach Reichenau in Graubünden, wo Verwandte das Schloß Planta-Reichenau besaßen. Der alte Herr von Planta war Altlandamman und ein angesehener großer Herr in der dortigen Gegend. Dann besuchten wir die Via mala. Hier wurden gerade riesige Baumstämme aus großer Höhe in die Schlucht abgeseilt, was auch einen lebhaften Eindruck auf meine Knabenphantasie machte. Plötzlich riß da ein Seil, und der Riesenbalken kam mit Donnerkrachen herunter und zersplitterte unten in der Schlucht.

. . . . . Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben bekamen wir durch den Schweizer Dorfschullehrer in Emmishofen. Aber diese Schullehrer waren schon damals ganz ausgezeichnet, unter dem Einflusse von Johannes Scherr, der auf das Schulwesen der Ostschweiz eine vielfache Wirkung ausübte.

Unser Lehrer kam zweimal in der Woche, und dann gingen wir ihm meistens entgegen. Er erzählte uns viel und, was uns natürlich noch viel wertvoller war, er konnte gut mit uns spielen. Er hat mir eine vortreffliche Armbrust gemacht und mich im Schießen geübt. Auch lehrte er mich, Schwerter und Schilde zu verfertigen.

Im Jahre 1847 bekam ich dann den ersten Hauslehrer oder Hofmeister, wenn man will, einen außerordentlich langen Herrn mit Namen Kurz, was uns selbstverständlich sehr lustig vorkam und uns zu vielen schlechten Witzen reizte. Er war ein sehr braver Herr, aber er paßte doch nicht recht in unser Leben hinein. Namentlich war er körperlich nicht ganz auf der Höhe, was zu manchen drolligen Szenen Veranlassung gab und ihm von unserer Seite, die wir ja recht gewandte Kerlchen waren, eine gewisse mitleidige Verachtung zuzog. So bekam ich im Frühjahr 1848 ein gutes, starkes Pony geschenkt, das bisweilen ein recht störrisches Temperament aufwies,

Digitized by Google

das ich aber reiten konnte, wie ich wollte. Sobald sich jedoch einer von den Kameraden darauf setzte, flog er unfehlbar wieder herunter. Nun machte ich um diese Zeit eine Reise mit meiner Mutter. Da wollte Kurz inzwischen das Pony reiten. Die Beine hingen ihm bis auf den Boden, und so ritt er, eine Art Don Quixotefigur, nach Konstanz hinein, wo gerade ein Töpfermarkt stattfand. Ehe er sich dessen versah, ging es mitten in die Töpfe hinein, und es gab viel Scherben und viel Lärm und Gelächter. Ganz geknickt führte er das Pferd am Zügel heim nach Girsberg unter großem Jubel der mitleidslosen Jugend.

Ein andermal war es im sehr strengen Winter 1848/49, in dem viel Schnee fiel. Der Hofmeister war in die Stadt gegangen. Als er zurückkam, war der Hohlweg unterhalb des Guts zugeschneit, und Herr Kurz blieb drin stecken und rief um Hilfe. Die Knechte mußten nun kommen und ihn herausschaufeln zu unserm unaussprechlichen Entzücken.

Er war, wie gesagt, sonst ein wirklich lieber Mann. Aber diese mancherlei komischen Zwischenfälle waren dem nötigen Respekt, den wir unserm Lehrer schuldeten, doch nicht gerade förderlich. Auch genügte Herr Kurz nur für die Elementarfächer im Unterricht. So mußte er gehen. Meinem Vater wurde es aber doch schwer, ihm zu sagen, daß er nicht bei uns bleiben könne.

Es wurde nun sorgfältig nach einem andern Lehrer Umschau gehalten. Diesen fanden wir in einem Sohn des Prälaten Moser, dem jungen Vikar Moser, der im Jahre 1850 zu uns kam und lange Jahre bei uns blieb.

. . . . . Im elterlichen Hause war nicht viel Verkehr. Meine Mutter war leidend und den Anforderungen der Geselligkeit, besonders in den letzten Jahren, nicht gewachsen. Mein Vater ging viel in die Stadt, wo sich gern eine ziemlich vielseitige Gesellschaft zusammenfand, die zumeist französischen Emigrantenfamilien angehörte. Die umliegenden Herrensitze waren fast alle von solchen eingenommen. So gehörte Gottlieben der Königin Hortense. Auf Schloß Mammenbach saß mit Frau und Tochter ein Marquis de Crenay, ein französischer General, der nur einen Arm hatte. Die Tochter war mit einem Grafen Sparre verheiratet. Sie wurde mit meiner Mutter sehr befreundet, und ich erinnere mich ganz gut aus meinen frühen Knabenjahren, wie meine Mutter in einer

Digitized by Google

furchtbaren Gewitternacht nach Mannenbach geholt wurde. Es wurde dort ein Sohn geboren. Dieser junge Graf Sparre begegnete mir dann später im Leben wieder; er war der erste französische Offizier, der mir im Jahre 1870 auf dem Patrouillenritt im Scheurlenhof entgegentrat. Bei Ermatingen wohnte ein Marquis Zapy. Schloß Wolfsberg gehörte einem Engländer Mr. Parry, mit dessen Sohn ich gern zusammengebracht werden sollte. Ich liebte ihn aber gar nicht. Auf Schloß Castell hatte eine Frau v. Scherer, geborene de Grandclos, ihren Sitz, eine alte „ritterliche", religiöse Dame, die uns sehr zugetan war. Da kamen wir jede Woche einmal zum Essen, worauf wir uns stets sehr freuten. Sie hatte eine furchtbar dicke Köchin, die ohne weiteres Vertrauen zu ihrer Tüchtigkeit einflößte: sie kochte ganz ausgezeichnet. Der Mann war Astronom aus Passion. Nebenbei hatte er eine Liebhaberei für Treibhäuser und für schöne Wagen. So gab es stets viel des Schönen für uns Kinder auf Castell zu sehen. Die Frau von Scherer sprach nur wenig deutsch. Sie war mit uns durch doppelte Beziehungen verwandt, durch die Macaires und die Mauclers.

Ich erinnere mich aus diesem Kreise auch dunkel des Prinzen Napoleon. Einmal, als wir an meiner Mutter Geburtstag ausfuhren, kam er an unsern Wagen und reichte einen großen Blumenstrauß hinein. Von ihm hat die Mutter mir viel erzählt. Als er nach dem Putsch in Hamm gefangen gehalten wurde, schrieb die Königin Hortense an meine Großmutter, was sie tun solle, ob sie nicht nach Paris gehen und dort einen Fußfall tun solle, um die Freilassung des Prinzen zu erwirken.

Dieser galt scheinbar für sehr gefährlich. Wenn er nach Konstanz kam, meine Großeltern zu besuchen, so begleitete ihn ein badischer Gensdarm, der vor der Salontür dann auf Wache stand, bis er ihn wieder zurückbrachte. Aber er war sicherlich auch harmlosen Betätigungen nicht abhold: Auf der Hochzeit meiner Eltern, die er mitmachte, hat er in der Uniform eines bernischen Artilleriehauptmanns sehr eifrig getanzt. Freilich erzählte meine Mutter, er habe ihr schon lange vor den Putschen öfters gesagt, daß ihm wieder geträumt habe, er werde Kaiser der Franzosen werden.

. . . . Im Jahre 1848 wurde das Girsberger Wohnhaus im Innern umgebaut. Während des Umbaues wohnten wir Kinder

Digitized by Google

mit der Mutter auf Schloß Castell und der Vater auf der Insel in Konstanz. Wenn ich den Vater in Konstanz besuchte, sah ich die 48er Freischärler mit Hahnenfedern am Hut exerzieren und hörte Reden halten. Ich wurde Zeuge, wie der bekannte Führer Struve einmal eine heftige Rede von dem Balkon einer Schule herab hielt, ich sah ein andermal, wie der Freischärler Zerrleder inmitten eines Volksauflaufs arretiert wurde u. dgl. m. Das alles war für mich natürlich ungemein interessant und beschäftigte meine Phantasie stark.

Die Schweizer hatten, um sich gegen das Herüberlaufen der Schärler zu sichern, Truppen aufgeboten und eine Absperrungslinie um den Stadtbezirk gebildet, die aus Posten und Feldwachen bestand. Es war nun um diese Zeit mein im italienischen Feldzuge blindgeschossener Onkel Wilhelm da. Zu diesem wurde ich eines Tages in einer Mission geschickt, die mir ungeheuer wichtig vorkam und mich sehr stolz machte: es wurde mir ein Brief in den Strumpf gesteckt, den ich ihm überbringen sollte. Auf meinem weißen Pony ließ man mich denn auch, wie immer, ruhig die Linie passieren.

Man sah dann später von Castell aus ganz gut, wie die Exekutionstruppen aufmarschierten und bekannt machten, daß Konstanz beschossen werden solle, wenn nicht die Flagge an einem bestimmten Zeitpunkt am Münster gehißt würde. Das letztere geschah denn auch, nachdem aber zuvor die hervorragendsten Persönlichkeiten sich über die Schweizer Linie in Sicherheit gebracht hatten.

Mein Vater mußte nun, als die Exekutionstruppen einzogen, seine Zimmer an zwei preußische Offiziere abtreten. Als er abzog und seine Sachen einpackte, legte er etwas Rotes in einen Koffer. „Ist das auch von dem roten Zeug, das hier gemacht wird?" fragte einer der Offiziere. „Nein, nur meine Johanniteruniform", war die gelassene Antwort. Ich nahm es innerlich viel weniger gelassen auf und war in meinem kindlichen Gemüt gewaltig empört über die inquisitorische Art, in der die Frage an meinen Vater gestellt wurde.

Überhaupt muß ich sagen, daß die Preußen bei den Konstanzern nicht gerade sehr beliebt waren. Ihr Gang und ihre Miene, ihr ganzes Gebaren mißfiel der Bevölkerung. Das kam gut zum Ausdruck in dem Text, den man der Retraite unterlegt:

„Da kommt der Preuß herein
Und meint, das badische Ländle sei sein,
Gut Nacht, gut Nacht, gut Nacht!"

Digitized by Google

. . . . . Es kam das Jahr 1852. Meine Mutter war schwer leidend geworden. Mein Vater wollte mit ihr und meiner Schwester zum Winter an die Riviera gehen, da hier aber eine Epidemie herrschte, suchten sie Montpelier auf. Wir Knaben kamen mit unserm Lehrer Moser auf die Insel zum Onkel. Hier hatten wir es sehr gut und wurden fast verwöhnt, aber unsere Gedanken und Herzen waren doch wohl mehr in Montpelier, je länger, desto banger, denn die Nachrichten, die von dort kamen, lauteten immer weniger günstig. Anfangs Mai zogen wir mit Moser wieder nach Girsberg. Ein schöner warmer Frühling ließ die ganze Natur zu neuem Leben erwachen und weckte auch die Hoffnung wieder ein wenig. Aber am 15. Mai kam dann die Nachricht, daß die Mutter gestorben sei, fern von uns, in fremdem Lande. Ich weiß noch, daß ich es gar nicht fassen konnte. Viele heiße Tränen haben dann mein Bruder und ich um die beste und liebevollste aller Mütter geweint.

Es war wohl mit unter der Einwirkung dieses Schmerzes, daß ich um jene Zeit den Entschluß faßte, Missionar zu werden. Mein Vater aber widersetzte sich meinem Wunsche mit aller Festigkeit. Vielleicht hat er ja Recht gehabt — —.

(Dieser Beitrag ist dem Manuskript des Erinnerungswerkes des Grafen Zeppelin entnommen, dessen Herausgabe im Cotta'schen Verlage Herr Dr. Eckener vorbereitet.)

Der Inhalt des Dreibunds.

Von Heinrich Friedjung.

Der Dreibund ist ein wertvolles Instrument, geschmiedet von einem Staatsmanne, der sich seiner zur Befestigung der Hegemonie Deutschlands in Europa bediente. Aber man muß verstehen, es zu gebrauchen. Noch Bülow und Ahrenthal haben mit seiner Hilfe während der durch die Annexion Bosniens verursachten Krise der Feindseligkeit Rußlands und Frankreichs, die von England vorgeschoben waren, siegreich die Spitze geboten. Ist es unter ihren Nachfolgern so geblieben? Der Abschluß der Marokko-Angelegenheit und der bisherige Verlauf der Krise auf dem Balkan machen den Eindruck des Rückganges der Macht des

Digitized by Google

zentralen Bündnisses. Deutschland hat auf Marokko verzichtet, und Österreich-Ungarn läßt, abgesehen von der Bemühung um ein selbständiges Albanien, jedermann gewähren. Das spricht aber nicht gegen das durch Jahrzehnte erprobte Werk Bismarcks und Andrassys, sondern nur gegen die Politik ihrer Nachfolger.

Nicht daß die Konstruktion des Dreibundes einwandfrei wäre. Bismarck selbst mußte sich sagen, er habe bei der Verhandlung zu Gastein und Wien seinen ursprünglichen Plan nicht in seiner vollen Größe durchzusetzen vermocht.

Es ist das Verdienst Eduards von Wertheimer in seiner wertvollen Biographie des Grafen Andrassy, daß wir eine der Hauptdifferenzen zwischen den Ministern Deutschlands und Österreich-Ungarns genau nach den Staatsakten kennen. Bismarck schlug Andrassy ein „generelles Bündnis" vor, derart, daß jedes der beiden Reiche gegen den Angriff welches Feindes immer von dem Genossen verteidigt werden müßte. Also würden die Hohenzollern Hilfe auch gegen Frankreich, die Habsburger auch gegen Italien oder sonst wen gefunden haben[1]). Darauf wollte Andrassy nicht eingehen, er war bloß zu gemeinsamer Rückendeckung gegen einen russischen Angriff bereit. Das war es, was Kaiser Wilhelm I. bedenklich fand; er wendete ein, dies wäre ein Akt der Feindseligkeit gegen seinen Neffen Alexander. Endlich aber schloß man auf dieser Grundlage ab. Bei dieser Beschränkung auf das nächste Ziel fiel auch ein anderer Gedanke des an Ideen fruchtbaren Geistes Bismarcks zu Boden. Er hatte ein unlösliches Bündnis der beiden Kaiserreiche im Auge gehabt, dessen Art und Dauer durch die Parlamente von Berlin, Wien und Budapest bestätigt und gewährleistet werden sollte[2]). Für dieses Bündnis ersann er den Namen eines „pragmatischen"; es war eine Konzeption, durch welche der 1866 aufgelöste Deutsche Bund in veränderter Gestalt wieder aufleben sollte. Man ist in Wien nicht auf den Vorschlag eingegangen, wahrscheinlich weil der Anschein einer Unterordnung unter Berlin vermieden werden sollte. Auch war man in der Hofburg offenbar nicht geneigt, den Volksvertretungen in Österreich und in Ungarn größeren Einfluß auf die äußere Politik zu

[1]) Wertheimer: Graf Julius Andrassy, 3. Band S. 279.

[2]) Fürst Bismarck: „Gedanken und Erinnerungen", II. S. 249. Moriz Busch: „Unser Reichskanzler", I. S. 451.

Digitized by Google

gewähren. Und doch wäre damit eine Bürgschaft auch für die Unterstützung österreichischer Balkanpläne gegeben gewesen. Es wird vielleicht ein Tag kommen, da gerade Österreich-Ungarn auf den Entwurf Bismarcks zurückkommen mag. Der Kanzler hat vielleicht so argumentiert: die pragmatische Sanktion verknüpft Österreich mit Ungarn, das pragmatische Bündnis sollte die Doppelmonarchie enge mit Deutschland zusammenschließen.

Indessen fand sich ein teilweiser Ersatz für das von Bismarck Angestrebte und eine andere Gewähr der Dauer des Bündnisses. Dies war der Sinn der bedeutsamen Bestimmung des Vertrages, daß nach seinem Ablauf von selbst eine Verlängerung einzutreten habe, wofern nicht etwa ein Jahr vorher von einer Seite die Kündigung erfolgt sei. Darüber berichtet auch Wertheimer auf Grund des ihm vorgelegenen Entwurfs des Vertrages, wie er sich im Gräflich Andrassyschen Archiv befindet. In dem Entwurf ist die fünfjährige Dauer des Bündnisses festgelegt, indessen vorgesorgt, daß, wenn im Verlauf des ersten Monats des letzten Vertragsjahres die Einladung zu neuen Verhandlungen von keiner Seite erfolgen sollte, das Bündnis für weitere drei Jahre zu gelten habe. Wertheimer scheint nur den Entwurf und nicht den Vertrag gesehen zu haben; auch ist nicht genau bekannt, welche Zeitdauer bei späteren Erneuerungen vereinbart worden ist. Die jeweilige Vertragsdauer ist aber nicht so wichtig wie die Bestimmung, daß das Bündnis, wenn keine Kündigung erfolgt, automatisch weiterläuft. Wenn man also später nach je zehn oder zwölf Jahren wiederholt von Erneuerungen des Dreibundes gesprochen hat, so ist dies unrichtig oder doch so ungenau, daß dadurch das Wesentliche verwischt wird. Diese neuen Verhandlungen und Vereinbarungen gelten wohl für das Bündnis der beiden Kaisermächte mit Italien, nicht aber unter ihnen selbst. Die Regierungen von Wien und Berlin sind innerlich zu sehr von der Notwendigkeit der Allianz überzeugt, um ihr eine Endfrist zu setzen. Das automatische Fortlaufendes Vertrages ist mir von leitenden Staatsmännern als dessen besondere Eigentümlichkeit bezeichnet worden. Es würde einer förmlichen Kündigung bedürfen, um sein Ende herbeizuführen. Dieser Kern- und Treffpunkt ist vielfach übersehen worden.

Unterdessen war nun auch Italien den Verbündeten nähergetreten. Als Frankreich 1882 dem römischen Kabinett zum Trotze Tunis

Digitized by Google

besetzte und die Proteste in die leere Luft verhallten, fühlte Italien die Gefahren seiner Isolierung: das Ministerium Cairoli hatte Österreich-Ungarn durch das Spielen mit dem Irredentismus schwer beleidigt und stand jetzt auch hart vor einem Kriege mit Frankreich. Italien suchte also Anlehnung an Deutschland; Bismarck erklärte sich zu einer Allianz bereit, aber nur unter der Bedingung, daß Österreich-Ungarn der Dritte im Bunde sei. Das Ergebnis war, daß Italien zunächst einen Doppelvertrag schloß, einen mit Österreich-Ungarn und einen mit Deutschland. Das war, nach einer seinerzeit vom Staatssekretär Kiderlen-Wächter gemachten mündlichen Mitteilung, die ursprüngliche Form dieser Abmachung. Italien erhielt dadurch die gewünschte Sicherheit, falls es mit Frankreich in Krieg geriet. Österreich-Ungarn ist dabei seinem von Andrassy festgelegten Vorsatze treu geblieben, sich gegen Frankreich nicht in Verpflichtungen einzulassen; die Kabinette von Berlin und Rom dagegen haben sich Waffenhilfe zugesagt, falls das eine oder das andere von der französischen Republik angegriffen werden sollte.

Daraus folgte jedoch, daß Italien unter dem Eindrucke stand, in dem Verhältnisse zu Österreich-Ungarn der gewährende Teil zu sein. Wenigstens war Graf von Robilant dieser Ansicht, der Italien zwischen 1876 und 1885 am Wiener Hofe vertrat und 1885 bis 1887 das Ministerium des Äußern verwaltete. In der Schlacht bei Novara 1849 hatte er im Kampfe gegen Österreich die linke Hand verloren, war aber durchaus kein Gegner dieser Monarchie; mit einer Prinzessin Clary vermählt, stand er mit vielen Familien des österreichischen Hochadels in verwandtschaftlichen Beziehungen. Während er Minister war, liefen die 1882 mit den Kaisermächten angebahnten Bündnisse ab. Er war zur Verlängerung bereit, aber unter für Italien günstigeren Bedingungen. Die Weltlage kam ihm dabei zu Hilfe. Denn wieder war die österreichisch-russische Nebenbuhlerschaft auf dem Balkan fast zum Zusammenstoße gediehen. Das Petersburger Kabinett wollte nämlich an Stelle des auf sein Betreiben im September 1886 verjagten Alexander von Bulgarien den russischen Fürsten von Mingrelien in Sofia als seinen Vasallen einsetzen; Österreich-Ungarn versagte seine Einwilligung und ließ dem im Juli 1887 gewählten Ferdinand von Koburg seinen Schutz angedeihen. Zwischen diese beiden Ereignisse fiel Anfang 1887 der Abschluß des neuen Dreibundvertrages,

Digitized by Google

der, so viel man weiß, zum ersten Male eine wirkliche Triple-Allianz war. Diesmal wurde bloß ein Dokument unterschrieben, und seitdem ist nach Angaben von kundiger Seite das Wesen des Bündnisses unverändert geblieben.

Während aber dadurch das Verhältnis Italiens zu den zwei Zentralmächten auf neue Grundlagen gestellt wurde, bestand zwischen den Kabinetten von Berlin und Wien außerdem das grundlegende Bündnis vom 7. Oktober 1879. Da nun erhob sich, woran man vor Abschluß des eigentlichen Dreibundes von 1887 nicht gedacht hatte, die unendlich wichtige Frage, ob das spätere Vertragsdokument nicht das frühere außer Kraft gesetzt hätte. Nach den Grundsätzen des Privatrechtes wäre dies allerdings der Fall gewesen. Das lag aber weder in der Absicht Deutschlands noch Österreich-Ungarns. Denn ihr Bund war enger als der mit Italien; sie waren, wie es scheint, Rußland gegenüber zu größeren Leistungen verpflichtet, und außerdem: unter ihnen bestand ein Bündnis mit automatischer Selbstverlängerung, während sie mit Italien eine bestimmte Frist vereinbart hatten. Die Kabinette von Wien und Berlin dachten nicht daran, die 1879 gegenseitig gemachten Zugeständnisse zurückzunehmen und den beiderseits hoch eingeschätzten Vorteil aus der Hand zu geben. Deshalb wurden, um jeden Zweifel auszuschließen, Erklärungen ausgetauscht des Inhalts, daß die Bestimmungen des Vertrags von 1879 durch den Dreibund von 1887 keine Einschränkung erlitten hatten. Es blieb also dabei, daß das Verhältnis zu Italien von Zeit zu Zeit einer Erneuerung bedurfte, was zwischen Wien und Berlin überflüssig war.

Nun aber — und hierin liegt der Kern der österreichisch-deutsch-italienischen Abmachung von 1887 — erhielt der Dreibund-Vertrag eine besondere Bestimmung über die Zukunft des Balkans. In den drangvollen Tagen, da Rußland das Protektorat über Bulgarien an sich reißen wollte und Österreich-Ungarn durch den Mund des Grafen Kalnoky erklärte, dies unter keiner Bedingung dulden zu wollen, sah sich dieser Minister zu einem wichtigen Zugeständnis an Italien veranlaßt. Das Wiener Kabinett erklärte, daß es ebenso wie das von Rom die Erhaltung des Status quo auf der Balkanhalbinsel wünsche; sollte Österreich-Ungarn jedoch genötigt sein, seine Grenzen in jenen Gebieten zu erweitern, so dürfe sich Italien gleichfalls auf dem Balkan ausdehnen.

Digitized by Google

Man hat bis zum heutigen Tage über diese wichtige Bestimmung vor der Öffentlichkeit Schweigen bewahrt, und dies besonders mit Rücksicht für das gute Verhältnis zur Pforte. Durch die Ereignisse von 1912 und 1913 ist die betreffende Bestimmung gegenstandslos geworden. Denn die Aufteilung des Balkans wurde vorgenommen, ohne daß Österreich-Ungarn den Ehrgeiz in sich fühlte, selbst zuzugreifen. So ist auch Italien nicht mehr in der Lage, Kompensationen zu fordern. Es besteht also kein Grund zur Diskretion mehr, und in Vorstehendem sind die Andeutungen wiedergegeben, die mir seinerzeit von Ahrenthal und Kiderlen-Wächter gemacht wurden. Diese Vertragsbestimmung gehört jetzt der Geschichte an, die Ereignisse sind über sie hinweggeschritten.

Über die Zeitdauer des Vertrages von 1887 machte der italienische Senator Luigi Chiala 1898 in seinem an Material reichen Buche „La triplice e la duplice alleanza“[1]) Angaben, die wohl auf amtlichen Quellen beruhen. Darnach wäre der Dreibund zunächst für fünf Jahre abgeschlossen worden. Noch vor seinem Ablaufe kam es 1891 zur Erneuerung; diesmal aber setzte man fest, er solle zunächst sechs Jahre, und wenn im letzten Jahre keine Kündigung erfolge, noch weitere sechs Jahre dauern. Man sieht, wie sich die Allianz immer mehr einlebte. Kein Teil dachte an die vorzeitige Kündigung, so daß erst 1903 neue Vorsorge zu treffen war. Diesmal ging die Sache nicht so glatt vor sich. Der französische Botschafter Barrère arbeitete mit großer Gewandtheit gegen die Erneuerung, versprach den Italienern goldene Berge und rechnete auf die französischen Sympathien des Ministerpräsidenten Zanardelli, der auch mit der Irredenta auf gutem Fuße stand. Auch der italienische Minister des Äußern, Marchese di Prinetti, wollte einige neue, Italien entlastende Bedingungen herausdrücken; Bülow jedoch wie Goluchowski erklärten: entweder der bisherige Dreibund oder seine völlige Auflösung. Italien wußte aber die ihm aus dem bisherigen Verhältnisse erwachsenden Vorteile zu schätzen, und es kam schon ein Jahr vor der Endfrist, also 1902, zur Verlängerung unter denselben Bedingungen wie 1891. Endlich ging durch die Welt um Neujahr 1913 die halbamtliche Kunde, es sei wieder eine Erneuerung erfolgt. Auf wie lange, darüber schwankten die An-

[1]) 2. Auflage S. 474 und 558 (Torino 1898).

Digitized by Google

gaben. Die römische Tribuna versicherte: auf sieben Jahre. Der Grund, weshalb die drei Regierungen über die Endfristen immer Schweigen bewahren, ist wohl damit zu erklären, daß sie die Gegner des Dreibunds im Ungewissen darüber lassen wollen, wie lange er aufrecht steht. Der Bund soll so dauerhaft erscheinen wie möglich. Ebenso verfahren auch Rußland und Frankreich. Auch von ihrer Allianz ist nur das Anfangsjahr 1891 bekannt, nicht aber Fristen und Endpunkt.

Angesichts der Balkankriege sind von aktueller Bedeutung die Abmachungen, die sich auf den Orient beziehen. Die Ereignisse haben bewiesen, daß hier die Schwäche des Dreibunds liegt. Er zeigte eine geringere Schlag- und Stoßkraft als die russisch-französische Allianz. Die Ursache ist, wenigstens zum Teil, in der mangelhaften Konstruktion des Vertrages von 1879 zu suchen, in der Einengung und Abschwächung der großartigen Konzeption des Fürsten Bismarck. Österreich-Ungarn hat sich dann bei der Aufnahme Italiens als dritten Genossen wohl oder übel die Hände gebunden. Schon Graf Kalnoky ging von dem Gedanken aus, das Donaureich handle am klügsten, wenn es auf dem Balkan nicht eine ausgreifende Politik betreibe. Wenn man ihm vorhielt, daß er der Monarchie zu wenig zutraue und entschlossener durchgreifen solle — und dieses Urteil wurde auch von Andrassy über seine Politik gefällt — so pflegte er mit Hinweis auf die inneren Schwierigkeiten bald in Österreich, bald in Ungarn zu erwidern: „Man erwartet von mir, ich solle marschieren, und man bedenkt nicht, daß bald mein rechter, bald mein linker Fuß gebunden ist.“ Die ihm folgenden Minister, Goluchowski, selbst Ahrenthal und endlich Berchtold haben in der Hauptsache nicht anders gehandelt; selbst Ahrenthal lieferte, so kraftvoll er auch während der Annexionskrise einherschritt, durch Preisgabe des Sandschaks den Beweis, daß er einer Ausdehnungspolitik abgeneigt war; er gab, als ihm die Verwunderung über diesen Verzicht ausgesprochen wurde, die Antwort: er betreibe eine politique de recueillement, also der Sammlung. So sind auch die Abkommen aufzufassen, die Goluchowski mit dem römischen Kabinett 1897 und 1900 über Albanien traf, Konventionen, über welche Minister Prinetti in der italienischen Kammer im Mai 1902 und San Giuliano am 18. Dezember 1912 ziemlich vollständige Auskunft gaben. Prinetti sagte damals: Österreich-Ungarn und Italien sind einig dar-

Digitized by Google

über, in Albanien den Status quo, also die Herrschaft der Türkei aufrechtzuerhalten; sollten aber trotzdem Änderungen eintreten, so werden sie „mit völliger Uneigennützigkeit die natürliche Entwicklung des albanischen Volkes mit ansehen". Der Verzicht Österreichs auf Albanien steht in gleicher Linie mit dem auf den Sandschak. Die Politik der Sammlung ist sehr, sehr bescheiden; dazu kommt aber, daß trotz dieser Enthaltsamkeit die Sicherheit der Grenzen der Monarchie gegen Südosten nicht verbürgt und Bosnien durch den Ehrgeiz Serbiens bedroht ist. Seit dem Rücktritte des Grafen Andrassy sind die Pläne auf Ausdehnung des Habsburger-Reiches aufgegeben. In Mazedonien hat man 1911 und 1912 immer angenommen, der Einmarsch der Truppen Kaiser Franz Josephs stünde unmittelbar bevor. Es ist praktisch unfruchtbar, zu erwägen, ob dies hätte geschehen sollen. Man kann darüber verschiedener Meinung sein, ob solches Vorgehen der Monarchie zum Heil gereicht hätte. Sicher aber ist, daß Mazedonien selbst besser daran wäre, wenn Österreich-Ungarn der türkischen Herrschaft ein Ende gemacht hätte. Denn die kaiserlichen Truppen würden nicht die grausen Taten vollbracht haben, deren sich die Heere der Balkanstaaten schuldig machten. Verwüstung mit allen unmenschlichen Greueln gegen Greise, Weiber und Kinder wäre menschlicher Berechnung nach Mazedonien erspart geblieben. Die Autonomie dieses Landes, in derselben Art wie die Albaniens, war dann die natürliche Lösung. Österreich-Ungarn hat in Bosnien ein Kulturwerk vollbracht; dieses Land ist das einzige auf dem Balkan, wo die Mohamedaner unter christlicher Herrschaft nicht verjagt oder bedrückt worden sind, vielmehr an der Regierung des Landes teilnehmen. In Mazedonien wird aller Voraussicht nach das Gegenteil geschehen und außerdem auch unter den Christen Unduldsamkeit und Nationalhaß wüten.

Nun aber lag es im Wortlaut und im Sinne des Dreibund-Vertrages, daß, wenn Österreich-Ungarn die Hand auf Mazedonien oder selbst nur auf den Sandschak legte, Italien eine Kompensation zu verlangen berechtigt war. Die aber bestand in Albanien, insbesondere im Hafen von Valona. Da dies in Wien nicht zugestanden wurde, enthielt man sich hier lieber tatkräftigen Eingreifens. Jedenfalls war die betreffende Bestimmung des Dreibundvertrages, die hiermit zum ersten Male bekannt gemacht wird, einer

Digitized by Google

der wichtigsten Gründe für die Zurückhaltung des Wiener Kabinetts.

Es ist heute nicht möglich, mit Sicherheit festzustellen, ob man in Wien aus Mangel an Energie oder infolge der Abmachungen der deutschen Reichsregierung die Politik der Passivität betrieben hat. Es macht den Eindruck, daß beide Motive zusammengewirkt haben. Es mag in Berlin noch so bestimmt in Abrede gestellt werden, es ist dennoch wahr, daß Deutschland mehr als einmal den an sich zahmen Flug des Wiener Kabinetts lähmte. Dieses Vorgehen war ein großer Fehler und wird auch für die Geltung des Deutschen Reiches im Orient nicht ohne schädliche Folgen bleiben. Bei den Völkern des Balkans heißen die Österreicher heute noch „Schwabas" — Schwaben wie in Ungarn —, was auf den süddeutschen Charakter des Habsburger-Staates zurückzuführen ist; man hat im Südosten die Empfindung, Österreich sei eine germanische Macht, hinter der noch andere Kräfte als die des eigenen Staates stehen. Zentraleuropa hat jedoch in der Weltpolitik der letzten Jahre nicht gut abgeschnitten, weder in Marokko, noch auf dem Balkan. *Nicht lange, und die Lose werden auch über die asiatische Türkei geworfen werden. Heute schon müßte zwischen Berlin und Wien der gemeinsame Aktionsplan entworfen werden, um nicht Russen, Engländern und Franzosen allein die Teilung zu überlassen.* Wenn Deutschland und Österreich-Ungarn hierbei ebenso nach verschiedenen Seiten ziehen wie bei der Feststellung der Grenzen Albaniens oder bei der Teilnahme für oder gegen Bulgarien, dann ist eine große politische Niederlage so gut wie sicher. Bülow hat Deutschlands Geltung unter den Weltmächten dadurch befestigt, daß er Ahrenthal die Bestimmung des gemeinsamen Zieles überließ; seine Nachfolger machten sich unabhängig zwar von den Wünschen des Wiener Kabinetts, das Ergebnis ist jedoch weder für den einen noch für den andern Teil günstig. Möchten doch die Vorgänge auf dem Balkan nicht das Vorspiel sein für das, was sich demnächst in Kleinasien abspielen wird!

Digitized by Google

Balladen

Tausend Nächte saß ich gottverlassen
Und erlebte immer wieder mich,
Bis mein Hoffen, Fürchten, Lieben, Hassen
In gespensterhafte Helden wich,
Und mir graute selbst vor den Gestalten,
Die mit einem Leben ich durchdrang,
Das, von ew'ger Leidenschaft gehalten,
Die Erschütterten zu handeln zwang.

Tausend selig-bange Schöpfernächte
Feuchteten die Stirne und die Hand,
Bis nach immer wilderem Gefechte
Ich die Geisterschar in Worte band,
Bis mein Herz, das aufgelöst von Tränen
In den Helden, die es schuf, erstarkt,
Bis ich meiner Brust erregtes Sehnen
Eingewiegt — nein, gläsern eingesargt!

Helden schuf ich und der Helden Feinde, —
Und ihr Kampf gab Frieden meiner Brust,
Gott erschuf ich und schuf die Gemeinde —
Und ward meiner Frömmigkeit bewußt,
Männer schuf ich und schuf stille Frauen
Und erlöste Mann in mir und Weib,
Denn mit wunderlichem Selbstvertrauen
Gab ich meine Seele jedem Leib.

Aber was aus dieser Brust gesprungen,
Sieht mich heute fremd und finster an:
Seit ich ihm sein Leben eingesungen,
Löste es sich ganz aus meinem Bann,
Gleichberechtigt meinem eignen Leben
Ward der wirklichkeitgewordne Traum,
Die befreienden Befreiten schweben
Heute mir vorbei und grüßen kaum.

Börries Freiherr von Münchhausen

Digitized by Google

Der große Kurfürst am Ausgang seiner politischen Lehrjahre[1].

Von Reinhold Koser.

Der Friede von Oliva (3. Mai 1660) war geschlossen. Im Kampf zuerst gegen Polen und dann gegen Schweden hatte sich der Kurfürst von Brandenburg für sein Herzogtum Preußen die Souveränität erstritten. Seine Hoffnung, das im westfälischen Frieden den Schweden als Siegesbeute zugefallene Vorpommern wiederzugewinnen, hatte sich nicht erfüllt; aber die ersten Waffenerfolge des jungen brandenburgischen Herren, der Sieg bei Warschau und der Feldzug nach Jütland und Alsen hatten dem Staate Ansehen und seinem Herrscher Selbstvertrauen gegeben.

Als im dritten Regierungsjahre des Kurfürsten Friedrich Wilhelm der schwedische Staatsmann Johann Oxenstierna sich mit den brandenburgischen Gesandten über ihren jungen Gebieter unterhielt, erinnerte er sie an Aristoteles, der da sage: „Es wären dreierlei Herren. Die ersten so erfahren und dergestalt beschaffen, daß sie den Rat bei sich selber hätten und keines Einratens bedürften, und das wären die besten; die anderen, die zwar nicht so gar geübet, aber denen einfolgten, welche ihnen wohl rieten, und dieselben wären gut; die dritte Art wäre derer, die nicht verständig und auch anderen Verständigen nicht folgen wollten, und das wäre die schlimmste Art." Der Schwede setzte hinzu, der verstorbene König Gustav Adolf „wäre jung zum Regiment gekommen, aber hätte seinen Räten anfangs fleißig gefolget und dadurch sich so geübet, daß er zu solcher Kapazität und Vollkommenheit in Regierungssachen geraten".

Es geschah wohl nicht ohne einen erzieherischen Zweck, daß die Gesandten Götzen und Leuchtmar in einem Bericht an ihren jungen Herrn diese Betrachtungen wiedergaben. Und auch darin wird eine Absicht zu erkennen sein, wenn ihr Bericht nicht un-

[1]) Exzellenz Koser hat uns auf unsere Bitte diesen Abschnitt aus dem Manuskripte des zweiten Bandes seiner „Geschichte der brandenburgisch-preußischen Politik" freundlichst zur Verfügung gestellt. Der erste Band dieses für die preußische Geschichtsschreibung teils grundlegenden, teils abschließenden Werkes wird im November dieses Jahres im Cotta'schen Verlage erscheinen.

Digitized by Google

erwähnt läßt, daß sie dem Schweden neben des Kurfürsten gutem Judicium und seinem Gedächtnis auch seine „Unverdrossenheit, einen ganzen Tag im Rate zu sitzen und fleißig zu protokollieren" gerühmt haben. Jedenfalls hielt Graf Waldeck, als er 1651 in das Geheimratskollegium eingetreten war, es nicht für überflüssig, der „Unverdrossenheit", der Hingebung an die Geschäfte noch ein wenig nachzuhelfen; in einer ehrerbietigen Denkschrift legte er dem Kurfürsten dar, welch großen Nutzen er davon haben würde, wenn er geruhen wolle, jedesmal des Abends sich ein Memorial über das geben zu lassen, was am nächsten Tage im Staatsrat vorkommen werde, und sich die Sachen zuvor für sich allein zu überlegen.

Mit Zähigkeit behauptete sich anfangs unter den Diplomaten die Meinung, daß es dem Kurfürsten von Brandenburg an Selbständigkeit fehle, daß er dem Einfluß seiner Umgebung unterworfen sei. Unter dem Eindruck des fehlgeschlagenen Jülicher Feldzuges berichtete 1651 der Franzose Chanut seinem Hof: er halte ihn für einen Fürsten von viel Urteil und guter Gesinnung, aber er habe den Erbfehler seines Hauses, sich zu sehr leiten zu lassen, und da er nicht so glücklich gewesen sei, bedeutende Männer zu finden, so seien seine Sachen in große Verwirrung geraten. Acht Jahre später urteilte Blondel: Er hat die Schwäche, alles durch die Augen seiner Minister zu sehen. Und auch der Österreicher Lisola hielt ihn noch damals für „leicht den Künsten der Höflinge zugänglich". Daß er den Einwirkungen der Kurfürstin Luise Henriette nachgebe, galt als ausgemacht. Nachweisbar ist in dieser Beziehung nur das Eine, daß die fürstlichen Frauen am brandenburgischen Hofe, die Gattin, die Mutter, die Schwiegermutter des Kurfürsten, sich eifrig um die Politik bekümmert haben. Wir hören Friedrich Wilhelm gelegentlich unwirsch sagen, seine Schwiegermutter und ihr Anhang wolle gern die Hände im Spiel haben und ihn gleichsam unmündig machen.

Ohne Frage hat zu dem Rufe der Unselbständigkeit, der dem Kurfürsten auffällig lange anhaftete, die anfänglich von ihm beliebte umständliche Art der Beratschlagung beigetragen. Friedrich Wilhelm teilte nicht die grundsätzliche Abneigung seines großen Urenkels gegen Ratssitzungen, mochte es sich um Staatsgeschäfte oder um Kriegsrat handeln. Er hat seine Minister viel und oft mit-

Digitized by Google

einander beraten lassen, Gesamtberichte von ihnen entgegengenommen und Einzelgutachten eingefordert. Auch für die Fragen der auswärtigen Politik, die in erhöhtem Maße das bei größerer Mitwisserzahl so schwer zu wahrende Geheimnis erheischen, zog er den Kreis der Eingeweihten recht weit. Waldeck hat es als den Grundsatz des Kurfürsten bezeichnet, nicht bloß die vornehmsten Mitglieder des Staatsrats, sondern sie alle zu hören, weil dadurch Ungerechtigkeit vermieden werde; sein Gegner Blumenthal hatte diese Art der Geschäftsbehandlung empfohlen, Waldeck scheint nicht ganz damit einverstanden gewesen zu sein, wenn er sich auch den Anschein des Gegenteils gab. So klagte auch Otto von Schwerin darüber, die ihm nach dem Tode des Kanzlers Götzen (Ende 1650) übertragene Geschäftsführung im Geheimen Rate bestehe nur darin, daß bei Versäumnissen ihm die Schuld beigemessen werde, während seine Bemühungen zur besseren Regelung des Geschäftsganges durch die Eigenmächtigkeit der Mitglieder vereitelt würden. Bei späterem Anlaß, während der Marienburger Verhandlungen von 1656, hat Waldeck den Kurfürsten dringend gebeten, nur ihn und Schwerin mit der Verhandlung zu befassen und allen anderen das Einraten zu untersagen.

Friedrich Wilhelms Räte haben heiß mit einander gestritten und haben dem Gebieter wacker widersprochen. Aber lesen wir heute die Staatsratsprotokolle nach, die Sondergutachten, die sonstigen Berichte und Denkschriften, so gewahren wir seit der Epoche des nordischen Krieges immer wieder, wenn auch nicht jedes Mal, daß die Entscheidung des Kurfürsten den Voten der Minister nicht folgt, sondern ihre eigenen Wege geht. Bei den Beratungen vor dem einschneidenden politischen Systemwechsel von 1657 kommt Platen einfach auf seine alte Meinung zurück, daß der Kurfürst sich in den polnisch-schwedischen Krieg nie hätte einmischen sollen, und rät also, jetzt, wenn irgend möglich, die Neutralität, den Frieden zu wählen; auch Jena beginnt sein Gutachten mit einer Kritik des Geschehenen, indem er herzlich beklagt, daß der Kurfürst und sein Staat in den gegenwärtigen Zustand geraten seien, den man doch mit Gottes Hilfe besser und sicherer haben könne. Auch er ist also für Neutralität und Frieden; auch Wesendonck, auch Schwerin, der wohl die Gründe für eine Trennung von Schweden anerkennt, nicht aber „ganz von den Schweden absetzen oder wider sie gehen"

Digitized by Google

will. Trotz aller dieser Ratschläge hat der Kurfürst die offensive Verbindung mit Polen gewählt. Bei den weittragenden Beratungen von 1667, von 1669 sollte sich das Gleiche ergeben: die Minister tragen ihre Bedenken vor, warnen, widerraten, der Kurfürst faßt den herzhaften Entschluß. Schon 1653 hatte Waldeck nicht ohne Sorge Handlungen und Entschlüsse beobachtet, die von dem ihm selber vorschwebenden Ziele ablenkten; er glaubte bisweilen Ehrgeiz, Eigensinn, Rechthaberei oder Geschäftsunkenntnis des einen oder anderen Beraters dafür verantwortlich machen zu sollen, bisweilen aber auch eine „prompte Resolution", d. h. die unberechenbare, unbeeinflußte, überraschende Entscheidung des Gebieters.

Friedrich Wilhelm war sich der Lebhaftigkeit seiner Impulse bewußt; bouillant et impétueux nennt 1667 ihn ein französischer Diplomat. Er war bemüht, sich in seiner Gewalt zu behalten. „Sein lebhaftes, cholerisches Temperament setzte ihn heftigen Bewegungen aus, aber wenn er des ersten Schrittes nicht Herr war, so war er es stets des zweiten" — so hat Friedrich der Große über ihn geurteilt, und ein französischer Geschichtsschreiber, Albert Waddington, hat jüngst ein ähnliches Urteil abgegeben: daß der Kurfürst wohl in Worten, aber kaum in seinen Handlungen sich übereilt habe. Zur Abkühlung für die Hitze seines Blutes, als Hemmschuh gegen zu jähes Rollen der Räder hat Friedrich Wilhelm die vielen Ratschläge, Gutachten, Denkschriften seiner fleißigen Minister benutzt. Die Entscheidung behielt er je länger je mehr sich selber vor.

Eine grundsätzliche Äußerung des Kurfürsten über sein Verhältnis zu den Ministern enthält sein Ratschlag an die Nachfolger in dem politischen Testament von 1667: „Nur hütet Euch, daß Ihr einen Diener allein nicht zu groß machet und ihm alle Autorität allein lasset, sondern allen, so Euch redlich dienen, gleiches Vertrauen zutraget und gleich gebrauchet, und keine Favoriten an Euerem Hofe haltet, denn solche Leute nehmen den Herren ihre Ehre, die ihnen alleine gebühret, bringen ihn in Verachtung, steigen endlich auch dem Herrn selbsten über das Haupt. Ich hoffe nicht, daß Ihr solche Leute um Euch dulden oder leiden werdet, denn es Euch nur Verachtung, Kleinerung, Schaden und großes Nachteil verursachen wird; da aber über alles Verhoffen Ihr ohne dergleichen Leute nicht leben oder sein könntet, so haltet derselben lieber viele und lasset ihnen keine große Autorität."

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm hatte, als er diese Worte schrieb, wohl die Empfindung, daß vordem ein Graf Waldeck nicht immer diese Schranken anerkannt hatte, in denen der selbstbewußte und leicht verletzbare Fürst seine Diener zu halten wünschte. Er hatte Waldeck aufrichtig geschätzt, seinen Rat keineswegs immer befolgt, aber nicht selten, und zwar bei einschneidenden Entscheidungen. Die resolute Art dieses Landfremden war ihm im Grunde verwandter als die herkömmliche Bedenklichkeit, die wehleidigen Warnungsrufe der einheimischen Geheimräte. Aber Waldecks hochfahrender, überlegener, kurzangebundener Ton hatte nicht bloß den Kollegen im Staatsrat zu Beschwerden Anlaß geboten, sondern auch den Kurfürsten schließlich verletzt. Wenn dieser Minister immer bei der Hand war, seinen Abschied anzubieten, immer seine Unabhängigkeit und Erhabenheit als Reichsgraf im Munde führte, so war das unbequemer als die untertänige Sprache von Männern, die mit Hingebung sich darauf beriefen, alle ihre „zeitliche Wohlfahrt, Ehre und Glück" von und unter dem Kurfürsten zu haben, als „Eingeborene" keinem andern Interesse als dem des angestammten Herrn unterworfen zu sein. Anders Waldeck, der nicht so ganz unpersönlich in dem Wollen des Kurfürsten aufging, sondern mit seiner Person ein politisches System vertrat. In dem Augenblick, da der Kurfürst sich 1658 mit dem Wiener Hofe verbündete, war für den grundsätzlichen Gegner der österreichischen Politik kein Boden mehr in Brandenburg. Ja, zum Schluß mußte es den peinlichsten Eindruck hinterlassen, daß Waldeck unmittelbar nach seinem Austritt aus dem brandenburgischen Dienste, noch während des Krieges, in das Lager Karls X. übergegangen war und auf Fühnen schwedische Truppen gegen die Brandenburger und ihre Verbündeten befehligt hatte.

Wie Waldeck war auch Schwerin, sein Gegner und in gewisser Beziehung sein Nachfolger, nicht ein geborner Untertan des Kurfürsten. Aber als Pommer hat er, noch ehe zwischen dem brandenburgischen und dem schwedischen Anspruch auf sein Heimatland entschieden war, auf Veranlassung seines Vaters den kurfürstlichen Dienst gewählt. Der Königsberger Student wurde 1638 zweiundzwanzigjährig Kammerjunker des Kurfürsten Georg Wilhelm, um dann unter der neuen Landesherrschaft zu den höchsten Staffeln emporzusteigen und nach der Belehnung mit dem Erbkämmereramt der Kurmark innerhalb des brandenburgischen Adels den ersten

Digitized by Google

Platz einzunehmen. Die frühzeitig gewonnenen, ganz persönlichen Beziehungen zum Hofe, getragen durch das gemeinsame reformierte Bekenntnis, haben in aller Folge seiner Stellung den festen Halt gegeben; die mit dem vier Jahre jüngeren Kurprinzen angeknüpfte Jugendfreundschaft hat sich bis zu Schwerins Tode (1679) vier Jahrzehnte hindurch bewährt. Inmitten seiner hingebenden Anteilnahme an den Staatsgeschäften wurde er Erzieher der Söhne Friedrich Wilhelms, Vertrauensmann des Kurfürsten in allen politischen und allen häuslichen Angelegenheiten, Vertrauensmann auch der Kurfürstin Luise Henriette und mitunter der gegebene Vermittler, wenn einmal die Anschauungen der fürstlichen Ehegatten auseinandergingen. Schon zu Waldecks Zeiten stand er ohne Frage dem Kurfürsten persönlich näher als jener; schon damals war ihm eine leitende Stellung im Staatsrat zugedacht, auf die er aber kluger Weise neben dem schwer zu behandelnden und ohnehin ihm mißgünstigen Reichsgrafen verzichtete. Als dann Waldeck zurücktrat, erhielt Schwerin als „Oberpräsident" den Vorsitz im Rat mit dem Vorrang selbst vor dem Feldmarschall und dem Oberstkämmerer.

Wenn es zu unterhandeln galt, so durfte der Kurfürst sich darauf verlassen, daß dieser glatte Diplomat kein Wort zu viel sagte. „Schwerin ist stets" — so schildert ihn 1666 der französische Gesandte — „außerordentlich verschlossen und spricht quasi nur, um das zu wiederholen, was man ihm gesagt hat, und von dem Seinen zwei oder drei Worte, oft doppelsinnig und oft auch nichtssagend, hinzuzusetzen, so daß es nicht möglich ist, seine Ansichten zu entdecken".

Für Schwerins Stellung ist kennzeichnend, daß er sich bei dem Kurfürsten einmal darüber beklagt, es sei ihm bei einem Teil seiner Kollegen öfter unglücklich gegangen, weil ihm Dinge, die er widerraten, aber auf des Kurfürsten Befehl ausgeführt habe, auf seine Rechnung gesetzt würden. Er bat deshalb den Gebieter, wenn er seinerseits einen schon fertigen Entschluß widerraten müsse, noch andere Minister zu hören und zwar besonders die, von denen gleichfalls Widerspruch zu erwarten sein würde.

Vorsichtig und geschmeidig, hat Schwerin doch mit mehr als einem der Männer am Hofe und im Rate auf verstecktem Kriegsfuß gestanden; wie zuerst mit Waldeck so später mit Anhalt, mit Pöllnitz, mit Friedrich von Jena, der im Staatsrat als sein „Antipode" galt, der wegen der Fülle und Sicherheit seines Wissens den An-

Digitized by Google

deren unentbehrliche „Doktor", ein scharfer, bissiger Mann, der rechthaberische Gelehrte, der es nicht immer leicht hatte, seine soziale Stellung zwischen den Kavalieren von Geburt zu wahren. Hatte doch Graf Waldeck ihm zum gerechten Unwillen des Kurfürsten einmal Prügel angeboten.

In den Berichten der fremden Diplomaten ist viel von den „Faktionen" am brandenburgischen Hofe die Rede. So galt Fürst Johann Georg von Anhalt als Mittelpunkt einer Partei, deren „Kredit und Affektion" bei dem Kurfürsten noch wuchs, als er im Juli 1659 die Oranierin Henriette Katharina, Schwester der Kurfürstin Luise Henriette, geheiratet hatte. Anhalt fand zahlreiche Anhänger in Berlin, aber auch scharfe Gegner — wie den alten Derfflinger, der um seinetwillen drauf und dran war, den brandenburgischen Dienst zu verlassen. Am kaiserlichen Hofe betrachtete man Anhalt je länger je mehr als ergeben. Seiner Grundstimmung nach ist auch Schwerin, der dem Anhaltiner bei seinem Eintritt in den brandenburgischen Staatsdienst die Wege geebnet hat, stets mehr kaiserlich als französisch oder schwedisch gewesen.

Dagegen galt der Oberstallmeister v. Pöllnitz, nicht ein Mitglied des Geheimen Staatsrats, aber neben Schwerin und im Kampfe mit diesem ein Vertrauter des Kurfürsten, als „gut französisch". Auch Franz Meinders, zuerst Waldecks Sekretär, dann Kabinettssekretär und später Minister, anfänglich „außerhalb der Faktionen" stehend, wurde später der französischen Richtung zugezählt.

Es ergab sich bald das eigenartige Verhältnis, daß der Kurfürst für seine Politik, für die sich ablösenden und so oft entgegengesetzten Verhandlungen, für die Rollen seines Stücks, doppelte Besetzung in Bereitschaft hielt. Nicht, daß er nach der Art des demnächst in England aufkommenden parlamentarischen Regierungssystemes die Zusammensetzung seines Rats je nach den Umständen geändert hätte; er ließ die von entgegengesetzter politischer Auffassung ausgehenden Minister nebeneinander in der Ratsstube sitzen, zog den in fester Hand gehaltenen Zügel bald nach rechts und bald nach links, verwandte für die gerade zu führende Verhandlung die Männer, deren Anschauungen das jeweilig gesteckte Ziel am meisten entsprach und die da, wo man anknüpfen wollte, wohlgelitten waren, um das nächste Mal und auf anderem politischen Gelände dieselben Männer abseits zu lassen.

Digitized by Google

Fremde Mächte, der Kaiser und der König von Frankreich, haben im Wettbewerb um die Bundesgenossenschaft des Kurfürsten seine Staatsmänner durch Geldgeschenke günstig zu stimmen gesucht. Die politische Moral jener Zeiten war in dieser Beziehung sehr weitherzig; man weiß, welchen erschreckenden Grad und Umfang in den konstitutionellen Monarchien England, Polen, Schweden im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Bestechlichkeit der Parlamentsmitglieder erreicht hat. In der diplomatischen Welt hatte sich das Herkommen eingebürgert, daß beim Abschluß von Staatsverträgen den Unterhändlern Geldgeschenke von der Gegenpartei als Ausdruck des offiziellen Dankes zu Teil wurden, wie heute Ordensauszeichnungen. Aber neben diesen offenen und sakrosankten Spenden liefen andere her, die das Licht des Tages scheuten, einmalige Spenden und auch fortlaufende in der Form eines Jahrgelds, einer „Pension". Mehr als einmal, aber nicht immer ist der Kurfürst durch die Empfänger unterrichtet worden. Jedenfalls galten Spenden solcherart, im Gegensatz zu den offiziellen, als bedenklich, als anstößig; ein Schwerin hat sie deshalb je nach den Umständen angenommen oder abgelehnt. Um desto sicherer zu gehen, ist der französische Hof beim Abschluß eines Vertrages mit Brandenburg auf den pfiffigen Gedanken gekommen, dem Unterhändler des Kurfürsten für die Dauer dieses Abkommens ein jährliches Gnadengeld zuzusichern. Der Vertrag ist um deswillen von brandenburgischer Seite nicht um einen Tag länger gehalten worden, als es dem politischen Interesse des Kurfürsten entsprach: er hat sich schon im zweiten Jahre von dem auf ein Jahrzehnt geschlossenen Bündnis losgesagt. Mit anderen Worten, es war ein vergebliches Bemühen, durch solche Nachhilfe die durchaus souveränen Entschließungen des Staatsoberhaupts beeinflussen zu wollen. Im Grunde sind sich die fremden Mächte dieser Sachlage auch bewußt gewesen, und sie zahlten schließlich ihre Silberlinge an die Rechten und an die Unrechten, an ihre Anhänger und an ihre Gegner, gradezu als eine Art unvermeidlichen Tributs, weniger um sich einen Vorteil zu sichern als um einen Nachteil zu vermeiden — der kaiserliche Gesandte in Berlin nannte das „dem Teufel die Kerzen anzünden, auf daß er nicht schade".

Völlig zutreffend beurteilte 1662 der Franzose Lesseins die Sachlage: „Keiner von denen, welchen der Kurfürst sich anvertraut,

Digitized by Google

hat hinreichend Kredit und Autorität, um ihm eine Entschließung beizubringen. Sie passen sich alle seinen Neigungen und seinem Vorstellungskreise an, weil sie alle auf seine Gunst bedacht sind." Ebenso der Gesamteindruck, den vier Jahre später Colbert-Croissy, der Neffe des großen Colbert, gewann. Er leugnet nicht, daß die Kurfürstin, Anhalt, Schwerin „viel Kredit" haben; aber der Kredit ist nicht mehr „so groß und absolut" wie ehedem: es würde schwer und oft unmöglich sein, dem Kurfürsten Dinge einreden zu wollen, „die gegen seine wahren Interessen sind" — ein naives Eingeständnis dieser auf Überrumpelung und Überlistung gerichteten Bemühungen der fremden Diplomatie, aller dieser Umtriebe, um den Kurfürsten „gegen seine wahren Interessen" handeln zu lassen.

Einig in der Einsicht, daß der Kurfürst die Entscheidungen selber trifft, erkennen diese Diplomaten jetzt auch das an, daß er die gewonnene Selbständigkeit wesentlich seiner Stetigkeit bei der Arbeit, seinen Bemühungen, sich gründlich zu unterrichten, verdankt — diesem Fleiße, dem schon Waldeck nach anfänglichen Zweifeln das Zeugnis ausgestellt hatte, der Kurfürst arbeite mehr als ein Sekretär. Der kaiserliche Gesandte Lisola, der gleichfalls zuerst sehr zurückhaltend über die persönlichen und staatsmännischen Eigenschaften des Kurfürsten geurteilt hatte, kam nach mehrjährigen Wahrnehmungen zu dem Ergebnis: „Ich bewundere diesen Fürsten, der an langen Berichten mit den allerkleinsten Umständen sein Gefallen findet und sie ausdrücklich von seinen Ministern fordert; alles liest, überlegt, erledigt er, auf alles antwortet er, kombiniert den einen Bericht mit dem andern und versäumt nichts." Lisolas Nachfolger, Graf Goeß, bestätigte es: „Ihre Kurfürstliche Durchlaucht von ihrer Person seien sehr unmüßig und arbeitsam, schlafen wenig Stunden und sind in aller Frühe auf." Colbert-Croissy stellte fest, der Einfluß der Umgebung sei je mehr gesunken, je stärker sich der Gebieter auf die Kenntnis der Geschäfte appliziert habe.

Hatte der Kurfürst vordem als unbedeutend, unschlüssig, kleinmütig gegolten, so beginnen die Beobachter jetzt ihm eher ein Übermaß an Selbstvertrauen und Unternehmungslust zuzutrauen. Der Österreicher Lisola nennt ihn 1663 einen Fürsten, der „durch den angeborenen Instinkt seines Genius" zu großen Dingen hingedrängt werde und über sein Los hinaus strebe. Der Franzose Lesseins

Digitized by Google

meint 1662, daß seine Phantasie fast immer mit neuen Eindrücken und Entwürfen angefüllt sei, die er nicht ausführen oder doch nicht von sich selber aus zum guten Ende bringen könne.

In dem Selbstbewußtsein, das der Krieg ihm gegeben hatte, und in dem Bewußtsein der Stärke, die sein Heer ihm gab, traute Friedrich Wilhelm sich zu, nicht bloß eine Politik der freien Hand durchführen, sondern zwischen den großen Parteien in Europa geradezu die Wage halten zu können. Sollten das Haus Österreich, der Kaiser und Spanien „zu weit gehen", den westfälischen Frieden umstoßen „oder einige Neuerung in geist- und weltlichen Sachen im Reich, so gegen die teutsche Freiheit und zu Unterdrückung der uralten Gebräuche oder Verfassungen laufen, beginnen oder anfangen", dann wird man die „fremden Kronen", Frankreich und Schweden, ihm entgegensetzen können; sollten die fremden Kronen „zu weit gehen", so wird man sich an den Kaiser und das Haus Österreich halten, um zwischen ihnen „allzeit die rechte Balance zu halten" — so rät es das politische Testament vom 16./26. Mai 1667 den Nachfolgern. Der Verfasser beruft sich dabei auf das Beispiel der italienischen Fürsten — er denkt wohl vor allem an den Herzog von Savoyen —, „welche, wenn sie sehen, daß einer oder der andere gewinnt, groß und mächtig wird, und die eine Partei der andern überlegen ist, sich an die schwächste halten und also der andern entgegensetzen".

Die Politik, die er in einem einzelnen Falle, in dem Kampf zwischen Polen und Schweden mit Erfolg durchgeführt hatte, sie war in diesem Ratschlag an die Nachfolger zum System gemacht. Und seine eigene Politik nach dem Frieden von Oliva erscheint unter diesem Gesichtspunkt bei aller Gewundenheit einfach und überall verständlich.

Hat er sich grundsätzlich in dem Widerstreit zwischen dem Hause Österreich und den Kronen Frankreich und Schweden die mittlere Linie vorgezeichnet, so ist doch unschwer zu ersehen, daß Neigung und vor allem auch politische Erwägung ihn stärker auf die Seite des Kaisers zogen. Er fühlte sich dem Reichsoberhaupt durch seine Pflichten gegen das Reich und durch die Überlieferungen seines Hauses verbunden, und er glaubte kaum mehr an eine Gefahr, die ihm und andern, der deutschen Libertät und dem protestantischen Bekenntnis von dieser Seite her drohen könnte. Er

Digitized by Google

beklagte die Unduldsamkeit des Kaisers gegen die Evangelischen in den österreichischen Erblanden, aber er wußte auch, daß der Verfolgungseifer über die österreichischen Grenzen hinaus nicht mehr vordringen durfte. Er hatte in Leopolds I. Wahlkapitulation einige dem Kaiser unwillkommene Bestimmungen hineinbringen helfen, aber er weigerte sich in der Folge, mit derjenigen reichsständischen Opposition gemeinsame Sache zu machen, die, von Frankreich angetrieben, auf die völlige Untergrabung der kaiserlichen Regierungsgewalt, auf Obstruktion im Reichstage und auf den Appell an die Bürgen des westfälischen Friedens, an die „fremden kompaciscierenden Kronen" ausgingen.

Denn von diesen fremden Kronen trennte ihn eben ein noch viel stärkeres Mißtrauen als das, welches ihm für sein Verhältnis zum Kaiser Zurückhaltung auferlegte. Er sieht in Schweden ein für allemal den Vergewaltiger und den hinterlistigen Nachbarn, der mit seiner Beute noch nicht zufrieden ist; er vermutet, daß die Schweden nicht unterlassen werden, „über kurz oder lang, wenn sie nur bequeme Gelegenheit haben können", sich seiner Seehäfen an der Ostsee mit List oder Gewalt zu bemächtigen, „denn darnach", so warnte er seine Nachfolger, „haben sie gebuhlet, so lange ich regiert habe". Er hegt gegen die Schweden einen bitteren persönlichen Haß, von dem er den Franzosen gegenüber wohl frei ist.

Aber wenn die Schweden für Brandenburg der nächste und gefährlichste Feind sind, so ist es für Europa Frankreich, und weil Frankreich durch Schweden unmittelbar und jederzeit auf Brandenburg drücken kann, so ist auch Brandenburg der allgemeinen von der französischen Seite her drohenden Gefahr ausgesetzt. Frankreich, so hatte er schon während des letzten Krieges den Bischof von Münster warnen lassen, „wird seine Freunde zu Sklaven machen, denn es kann nur Untertanen oder seine Kreaturen ausstehen". Und seinem getreuen Schwerin bekannte er, lieber in der Türken Protektion sein zu wollen als in französischer Dienstbarkeit. Ein so genauer Kenner der Verhältnisse am Berliner Hofe wie Lisola urteilte 1664 in einem Bericht an den Kaiser sehr treffend: „Gewiß ist, daß sich die Neigung des Kurfürsten nicht den Galliern zuwendet, vielmehr hat er innerlich nichts mit ihnen gemein, schaudert vor ihrer Herrschsucht und fürchtet ihre Fortschritte." Im Gespräch mit Lisola

Digitized by Google

erging Friedrich Wilhelm sich in so lebhaften Ausdrücken über den französischen Ehrgeiz, das unerträgliche Joch der französischen Herrschaft und die Bestechlichkeit der meisten Minister an den deutschen Höfen, daß jener an der Aufrichtigkeit nicht zweifeln zu sollen glaubte. Aber die kaiserliche Diplomatie verhehlte sich keinen Augenblick, daß Brandenburg unter Umständen, trotz der persönlichen Abneigung des Kurfürsten, auch mit Frankreich gehen werde.

Seine Politik der freien Hand schloß nun für den Kurfürsten nicht aus, nach allen Seiten hin Verbindungen anzuknüpfen, Defensivbündnisse zu suchen. In der Liste der in den zwölf Jahren zwischen dem Frieden von Oliva und dem Ausbruch des europäischen Krieges von 1672 abgeschlossenen brandenburgischen Staatsverträge erscheinen Defensivbündnisse auf 6, 8, 10 oder 12 Jahre mit dem Kaiser, Frankreich, England, den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Polen, kurz mit den meisten europäischen Mächten, dazu mit einer Anzahl deutscher Reichsstände. Es erhellt auf den ersten Blick, daß diese nebeneinander gestellten und keineswegs in Geheimnis gehüllten Bündnisse, diese „Demi-Allianzen", sich gegenseitig in ihrer Bedeutung stark beeinträchtigten und daß die Partner Brandenburgs von einem Abschluß nicht eben viel zu erhoffen hatten. Aber es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß für den Kurfürsten diese Kette von Defensiv-Allianzen neben dem moralischen Wert auch einen praktischen hatte. Nicht bloß, daß die Bemühungen der europäischen Mächte um eine Verbindung mit dem Sieger von Warschau und Alsen seine Geltung in Europa und im deutschen Reiche zum Ausdruck brachten und zugleich erhöhten: diese Schutzabreden und, wie man heute sagen würde, Rückversicherungen sicherten ihn auch im Falle eines Krieges zwischen seinen Nachbarn vor einem Überfall, einer Vergewaltigung, wie er sie 1655 von schwedischer Seite hatte hinnehmen müssen. In gedeckter Stellung konnte er in solchem Falle den Gang der Ereignisse abwarten, „sich nicht zu zeitig präcipitieren" und sich für seinen etwaigen Eintritt in den Kampf von neuem umwerben lassen. Indem er in dem Testament von 1667 alle diese Bündnisse aufzählt, verschließt er sich nicht der „steten Erfahrung", „daß wenig auf Allianzen zu bauen": „jedoch hält ein Schwert zum Öfteren das andere in der Scheiden, es bedenket sich auch noch einer oder der andere, daß er

Digitized by Google

in Regard der Allianzen nicht leicht etwas beginnt oder anfängt, dieweil er sich befahren muß, daß wegen eines oder des andern Interesse einige Assistenz geschehen möchte".

Sein eigenes Interesse an den einzelnen Bündnissen begründet er damit, daß England, als „sehr mächtig zur See", im Notfall die Häfen an der Ostsee schützen kann; daß von Dänemark dasselbe gilt, und wegen der geringeren Entfernung in noch erhöhtem Grade; daß auch Holland wegen seiner Seemacht als Bundesgenosse wertvoll sein kann, vor allem Brandenburgs ältester Alliierter ist und wegen der reformierten Religion besonderes Vertrauen verdient. Was ihm hie Frankreich und Schweden, dort der Kaiser und Spanien in ihrem Widerstreit mit einander bedeuten, hörten wir schon.

Der wesentliche Unterschied aber seiner föderativen Politik von den lahmen Anläufen der Diplomatie seiner Vorgänger erhellt aus den von seinem ganzen Selbstgefühl getragenen Worten: „Allianzen sind zwar gut, aber eigene Kräfte noch besser, darauf kann man sich sicherer verlassen, und ist ein Herr in keiner Consideration, wann er selber nicht Mittel und Volk hat; denn das hat mich, von der Zeit an, daß ich's also gehalten, Gott sei gedankt considerabel gemacht."

Sein guter Degen hat ihn und seinen Staat wieder zu Ehren gebracht nach den Zeiten der Demütigungen und Verluste. Darum ist er aber auch grundsätzlich entschlossen, wenn die Schwerter wieder aus der Scheide fahren, nicht stille zu sitzen, sondern das eigene Schwert in die Wagschale zu werfen. Die Politik der freien Hand, während des Friedens wohlbedacht festgehalten, wird in dem Augenblick, da der Kriegsruf erklingt, durch eine Politik des Entschlusses und der Tat abgelöst werden. Friedrich Wilhelm hat immer die gedrückte Lage des neutralen Brandenburg von 1640 bis 1648 vor Augen und im Gegensatz dazu seine den Ausschlag gebende Stellung während des letzten Krieges: „Was neutral zu sein ist, hab' ich vor diesem erfahren, und wenn man schon die allerbesten Conditionen hat, wird man doch übel tractieret, ich hab' auch verschworen, mein Leben lang nicht neutral zu sein, und würde mein Gewissen damit beschweren." „Denn das ist gar gewiß," sagt er ein andermal, „wenn Ihr dazu stille sitzen würdet und gedenken, das Feuer sei noch ferne von Eurer Grenzen, Eure Lande das Theatrum sein würden, darauf man die Tragödi spielet."

Digitized by Google

Diese Entschlossenheit, diese Bereitschaft, allezeit mit Gut und Blut für die eigene Sache einzustehen, sich in erster Linie auf sich selbst und erst in zweiter auf andere zu verlassen, unterscheidet seine Politik ein für allemal von der schwächlichen Halbheit der deutschen Durchschnittspolitiker von damals, dieser seiner Mitfürsten, die in dem Wunsche nach Gewinn und auch in politischer Rücksichtslosigkeit Brandenburg nichts nachgaben, zu deren Wollen aber, wie wir ihn selber sagen hören, das Vollbringen fehlte.

In der Umgebung Friedrich Wilhelms ist die Bemerkung gemacht worden, daß er beim Wechsel der Partei stets mit vollem Eifer und Nachdruck („mit aller Inklination e con tutto spirito") die neue Aufgabe angegriffen habe.

Den altväterischen Gewissensbedenken einer früheren Periode, so löblich sie unter einem anderen Gesichtspunkt waren, hatte man Valet gesagt; auch die Anwandlungen einer Gefühlspolitik waren überwunden, die mit treuherzigem Appell an edle Gesinnung und an Busenfreundschaft weiterzukommen versucht hatte; auch die Weisheit der Völkerrechtslehrer ließ man nur bedingt gelten.

„In den Händeln zweier anderer Mächte, zwischen denen man wählen soll oder nicht, wird es für den Tertius nicht sowohl darauf ankommen, welcher Teil Recht oder Unrecht hat, sondern welcher Teil unserm Interesse und unserer Sicherheit am meisten Schaden, Gefahr und künftiges Präjudiz zuziehen kann" — so beginnt eine brandenburgische Denkschrift von 1667 und schließt mit dem stahlharten Wort: daß „das Interesse die vornehmste Ursache in des Kurfürsten Kabinett" sein und bleiben müsse.

Es war das Jahrhundert Ludwigs XIV. In diesem trugumhüllten, kampferfüllten Zeitalter — und nicht in ihm allein — ward jeder unter die Füße getreten, der nicht den Mut und die Klugheit hatte, sich mit jeder Waffe, mit Gewalt oder List, Trotz oder Trug zur Wehr zu setzen und nach dem alten Grundsatz à corsaire corsaire et demi gleiches mit gleichem zu vergelten.

Digitized by Google

Tagebuchblätter aus Ceylon.

Von Hermann Sudermann.

11. Dezember 1903.

Auf dem Indischen Ozean. Letzter Tag vor der Landung. Morgen wird die Tropenwelt ihre Tore auftun. Fahren wie die seligen Götter. In einer blauen, wonnigen Öde sorglos dahingleiten bei Sonnengeglitzer und Delphinenspiel, beim Flug flink huschender Fische, die eintönige Musik des weißschaumigen Kielwassers allzeit im Ohr — — es kann nicht viel geben, was genußfrohen Menschen Schöneres brächte.

Im Rauchsalon Sprühregen von Erzählungen. Ein alter Seebär, der während der chinesischen Expedition ein Transportschiff nach dem Osten geführt hat, tut sein verkniffenes Mundwerk auf: „Bei der Rückkehr nahmen sie mich vor — eine ganze Herde großer Tiere auf einmal — — und ein jeder entschlossen, mir 'nen Strick zu drehen. Einer fängt an: „„Sagen Sie mal, es soll vorgekommen sein, daß in Tientsin ein Wagen ausgeladen wurde, dessen Deichsel erst zwei Tage später zum Vorschein kam. Wie gedenken Sie das zu rechtfertigen?““ Darauf ich, nicht faul: „„Ja, es soll auch vorgekommen sein, daß zwei Transportschiffe um des besseren Aussehens willen als Geschwader nebeneinander her fuhren und Signalspielerei trieben, obgleich das eine fünf Tage schneller lief als das andere, also fünf Tage früher und noch vor Beendigung des Feldzuges hätte in China sein können. Es soll auch vorgekommen sein, daß Offiziere dreimal am Tage besoffen waren und das Staunen aller Nationen bildeten. Es soll auch vorgekommen sein, daß sich bei der Rückkehr kein einziger Koffer fand, der nicht zu einem Drittel mit Schmucksachen, Goldstickereien und Elfenbeinschnitzwerk gefüllt gewesen wäre. Natürlich alles gemaust. Es soll ferner vorgekommen sein““ — —. Da hatten sie genug und ließen mich in Ruhe.“

Ein Graf B., Großplantagenbesitzer, gelbledriger Totenkopf mit zwei brennenden Genieaugen darin, schleppt die fürchterliche Tropenkrankheit „Sprooh“ mit sich herum und hält bei keinem europäischen Arzt aus, weil das Heimweh nach Insulinde ihn immer wieder zurücktreibt — — —

Abends will die erste Klasse sich bei der zweiten für das neuliche Fest bedanken und gibt zu diesem Zwecke ein großes Galakonzert. Das detoniert, tremoliert, greift vorbei und bleibt stecken, daß es eine Lust ist, aber niemand überkommt auch nur für einen Augenblick das Gefühl des Ungenügens. Die Glücklichen! Der sympathische Bariton des Herrn L. (bescheiden kluger Commis, weitblickend, gespannt wie eine Uhrfeder, wahrhaft eine „Blüte des Vaterlandes“) gibt einen versöhnenden Abschluß.

Digitized by Google

Den 12. Dezember 03.

Gepäck besorgt. Trinkgelder erledigt. Abschied genommen. Manche Hand herzlicher gedrückt, als mit dem bisherigen Verkehr in Einklang zu bringen... Ein Hauch, von unbekannten Wohlgerüchen schwer, schlägt uns entgegen. Wir schnüffeln und können nicht glauben, daß sich in einem solchen Ozean von Düften leben läßt. Der Nebel hebt sich. Ein grüner Kranz, aus dem hier und da eine Kirchturmspitze, ein weißer Giebel herausticht — — nach rechts und links im Blauen sich verlierend — — darüber dunstige Berghöhen — — das ist Ceylon. Vorerst nicht viel anders als irgend ein nordisches Gestade. Dann aber zacken sich die Umrisse der Wälder zu Palmenwedeln, und zarte Schraffierungen im Grün, gleich silbrigen Riesenhalmen, bezeugen, welcher Art die fremde Welt.

Nackte Burschen paddeln ringsum im Hafen auf floßartigen Booten — aus drei Palmenstäben zusammengebunden —, um ein paar Kupfermünzen zu ertauchen. Ein Einarmiger mit fletschendem Tiergesicht, sicherlich durch einen Haifisch verstümmelt, schießt allen anderen vorbei in die Tiefe und rafft ihnen dort unten die Groschen fort.

In der Schaluppe des Gall-Face-Hotels an Land. Draußen warten Rikschas, von schwarzbraunen Tamilen gezogen. Los. Wer nur die zahnstocherhafte Dattelpalme kennt, dem erscheint beim ersten Sehen die Kokospalme in ihrer sanftbogigen, überschlanken Grazie von unwahrscheinlicher Schönheit. . . Malvenbäume mit großen, zartblauen Blütenbüscheln, von purpurblühenden Schlinggewächsen überwuchert. . . . Metallisch glänzende Vögel, durchs Laubwerk schießend. Jedes Blatt im Sonnenwiderschein wie eine weiße Flamme. — — An phantastischen Palästen mit Renaissance-Loggien vorüber — — hinaus auf die weite, goldgrüne Rasenfläche, die sich längs des donnernden Meeres ausstreckt. Das Übermaß der Helle so groß, daß alles wie ein Wirbel von Lichtempfindungen am halbgeschlossenen Auge vorüberzieht. Von einer der Rikschas zur anderen lachen stumm die Gefährten einander zu.

Im Speisesaal des Hotels. — — Herrliche, zweistöckige schneeweiße Halle, durch deren offene Loggien bunte Vögel aus- und einfliegen. Englisches Kulturerz, mit exotischer Goldschicht überzogen. — — Schöne, kühle Weibsen in weißen Kleidern und dunklen Riesenhüten ringsum an den Tischen. . . . . Ein Heer dunkelhäutiger Diener mit weichen, traurigen Frageaugen — goldene Ringe an den nackten Füßen, langfaltige Weiberröcke um die Leiber und runde Schildpattkämme in den Haaren — auf unsere Befehle lauernd. Geräuschloses Tischlein-deck-dich. Traumhafte Genußstimmung.

Nach der Mahlzeit sofort in Rikschas gesetzt und hinaus. Zuerst falscher Weg nach Mount Lavinia zu, an Zauberhainen und

Digitized by Google

ſchneeweißen Bungalows vorüber, dann zurück nach den Cinnamongardens, vorüber an Lotosteichen mit Buddhatempeln umſäumt. . . . . Banyanenbäume mit einem Walde haushoher Luftwurzeln. . . . . Fremde Vogelſtimmen überall. Vor dem Muſeum Raſt gemacht, die Läufer getränkt, einen Stock von Zimmetholz erworben. Zurück durch ein nicht endenwollendes Gewimmel von heimkehrenden Eingeborenen. — — Jeder Moment bringt ein nie geträumtes Bild. . . . Broncene Leiber der Männer, Weiber mit Leinwandjäckchen auf der Bruſt und einem Streifen brauner Nacktheit über dem Rocke, zumeiſt häßlich und winzig. Um ſo höher die Arabergeſtalten mit Pumphoſen und hutartigen Turbanen. . . . Half-casts in allen Miſchungen — — halb dandyhaft europäiſch, halb in einheimiſcher Farbenfreude prangend. Ein glitzernder Ameiſenhaufe, vor dem das Auge ſich mutlos ſchließt. . . . .

Abend. Zum erſten Male ſchaue die Wunder der tropiſchen Dämmerung in ihren Reflexen auf Strand und Wald . . . . Das Rot des Quais wird zur Feuerfläche, die Palmenhaine beginnen aus ſich ſelbſt zu leuchten, jedes Ding haucht verſchiedenfarbige Gluten aus. . . . Vor dem Hotel ankommend ſehen wir das Meer in flüſſigem Feuer rollend und die Palmenſtämme als eine Wache dunkler Rieſen davor aufgerichtet. Ins Zimmer hinauf, in den long-chair geworfen, den Wirrwarr der Bilder zu ſondern und zu begrenzen . . . Beim Diner findet ſich unſer Häuflein in höchſter Feinheit wieder, ſelbſt die rote Gürtelſchärpe, die nur die Kühnſten tragen, taucht ſchüchtern auf . . . . Nach Tiſch unter den Palmen, in deren Grün bunte Glühlämpchen ſich wiegen, herumgefaulenzt und ſchaudernd die barbariſche Muſik gehört, die dem Geſchmacke des vornehmen engliſchen Publikums zu entſprechen ſcheint. Spaziergang mit Dr. J. am Strande entlang. Bilder heimatlichen Theaterunfugs tauchen auf. Wie glücklich bin ich, daß fern vom Schuß!

Den 13. Dezember.

Vom ſinghaleſiſchen waiter mit leiſem, weichem Knurren geweckt . . . bringt Tee, Früchte, Marmelade ans Bett. Träumend, ſingend herumgetrödelt. Zwei ungeheuerliche Marabus drüben auf dem Dache, reglos zuſammengekauert, nur bisweilen träge den mächtigen Schnabel aufreißend, deſſen häutigen Sack der Wind wie ein Segel bläht. . . Um ſie herum Scharen blauer, dohlenartiger Vögel, die hier die Rolle der Spatzen ſpielen . . . Einem, dem frechſten und flinkſten von allen, haben ſich die Eingeweide als rote Schnur um den Leib gewickelt — wahrſcheinlich ein Werk des Marabuſchnabels. Bild unausrottbarer Lebenskraft!

Nach dem Frühſtück will zu Fuß die Mount-Lavinia-Straße hinauf, aber die Sonne verleidet mir das Wagnis bald. Beſteige das Rhikſchawägelchen, das ein hagerer Brauner, auf dieſen Augen-

Digitized by Google

blick lauernd, schon eine halbe Stunde lang neben mir herschiebt. . . . An Hindutempeln vorüber, in deren wirrgliedriger Architektur überall Renaissancemotive zu entdecken glaube. . . . . Zwei Flußtäler mit beginnender Wildheit. . . . Rechtsab in den Palmenwald gebogen, in dem die Eingeborenenhütten sich verstecken. . . . Eine Frau eilt ängstlich davon, weil sie nicht mit der vorgeschriebenen Bluse bekleidet ist. . . . Zwei nackte Bürschchen hängen sich an mich, von denen der eine mir unentwegt erklärt: „that is the island of Ceylon," während der andere als Zeichen höchster Verehrung mich seinen „grandfather" nennt. . . . . Bei der Heimkehr ermüdet mein Läufer, der wie fast alle diese Leute der Schwindsucht verfallen ist, und sucht sich Ausruhzeit zu schaffen, indem er mir krampfhaft „a single woman" empfiehlt, die irgendwo in der Nähe wohnen soll. . . . . Schließlich hängt er sich und mich an einen Wagen, und mit Hurra geht es von dannen, dem farbigen Polizisten zum Trotz, der scheltend hinter uns her droht. Übermüdet von Sonnenglut. . . . Nachmittags fängt die Militärmusik wieder zu rasen an. . . . Fashionabler „five o'clock" für Colombos elegante Welt, denn auch in diesem Paradies muß „Gesellschaft" gespielt werden. Junge Clarks führen ihre glattrasierte Herrlichkeit spazieren, während die Familien, an kleinen Tischen sitzend, durch ablehnende Gesichter ihre hervorragenden Stellungen betonen. . . Mache, daß ich davon komme. . . . Der Wind wühlt den roten Staub zu Feuerwolken auf. . . . . Bei sinkender Dämmerung in die Eingeborenenstadt. Schwer zu atmen. Verirre mich in Einsamkeiten. Stille Teiche, von Palmenhainen umstanden, deren Zacken grünschwarz in den blutigen Abendhimmel ragen. . . . Mitten in Dunkel und Glutdunst ein stilles, kleines Bungalow, an dessen Gitter die Inschrift: „Villa Westphal." Wer mag das sein, der Mann mit dem Heimatsnamen? Segen seiner Schwelle. . . . In einen Teichgarten verliert sich mein Weg, die Glut sinkt in Nacht. — — Müde, still, heim . . . . .

Den 14. Dezember.

Ein neuer Gouverneur ist angekommen. In brennender Mittagsglut zur Stadt. Braune Würdenträger in putzigen Phantasieuniformen, Clergymen, Offiziere, Herren in qualvoll schwarzem Bratenrock eilen in Karossen und Rikschas an mir vorüber zum Empfang. Halb gebraten kehre um. Langsam fängt mir die Tropensonne zu imponieren an. Erst in der Glutdämmerung wage ich mich wieder hinaus und die Gall-face-Straße hinunter, in die Bungalows schauend, wo alles offenherzig bei theatermäßiger Lichtverteilung und kaum verschleierter Vedute sich abspielt. Hinter dem Silbernebel der Glühlampen das Purpurfeuer des Abendrots, das über dem schwarzblauen Meere lagert. Bilder von unvergeßlichem, düster wildem Zauber.

Digitized by Google

Beim Diner mir gegenüber die überschlanke Göttin mit welkenden Wangen und siegesgewissem Rundblick, die allein durch die Welt zieht und die Leute heimlich skizziert. Wie ich sie daraufhin anreden will, klappt sie mit schadenfrohem Lächeln ihre Mappe zu und verschwindet.

Den 15. Dezember.

In goldiger Morgenfrühe an Lotosteichen vorüber zum Bahnhof, froh, der wüsten Glut Colombos zu entrinnen. . . . Im Zuge nach Candy genieße voll schweigender Wonne das Bilderbuch tropischer Wunder, in dem jede Sekunde eine neue Seite aufschlägt. Durch Palmenwälder und Bananendickichte in die weite Sumpfregion, wo große, weiße Vögel in Schwärmen über verwilderte Buschwände davoneilen. Ungesündestes Gebiet Ceylons. Arbeiter, die die Bahn bauten, fielen wie die Fliegen und mußten abends stets nach Colombo befördert werden, sonst wären sie alle geopfert worden.

Höher hinauf. Die Palmenrohrhütten der Eingeborenen ducken sich unter Bananenwedel — Bilder aus Paul et Virginie. Weiter die Hügel hinan. Kokospalme sinkt zurück, eine andere, dunklere, mit kleinerer Krone, tritt an ihre Stelle. Niederschau auf wohlgepflegte Reiskulturen. Lichtgrüne Halmspitzen recken sich aus dem Wasser der künstlichen Teiche, die schmale, rechteckige Dämme begrenzen. Nun wieder bergabwärts. Fünf bis sechs blühende Talipotpalmen recken ihre 40 Fuß hohen Blütenbüschel gleich gigantischen Spiräen aus der Blätterwirrnis. . . . . Ein lindes Berglüftchen, an deutschen Sommer gemahnend, weht mir entgegen als erster Gruß Candys, in das wir gegen Mittag einziehen. Staunend mit gefalteten Händen betrachte dieses Paradies, aus dem ich nicht vertrieben werden kann. In „Queen's Hotel" eingekehrt, am Rande des tiefblauen Sees, der, von indischen Balustraden malerisch umsäumt, Märchen aus alter Königszeit zu erzählen weiß. Nach dem Tiffin in brennender Hitze zum „Tempel des heiligen Zahns", der aus naher Waldnacht herüberleuchtet . . . . Dort in lösendem Schatten auf- und niederschreitend, an indischen Zackenmauern vorüber, über die schwere Blütenlasten sich neigen, erlebe eine halbe Stunde traumhafter Verzauberung, wie sie wohl vom Schicksal nicht vielen beschert wird. An dem Tempel schleiche mich wohlweislich vorüber, da mich vor Ernüchterung bewahren will.

Abends wieder hinaus. Ringsum schwarzbraunes Kindervolk — Jesuitenschüler — gelbe half-cast-Sprößlinge in zierlicher Europäertracht — Tamilenfrauen, fast schwarz von Farbe, ohne die verabscheuenswerte Keuschheitsjacke, mit über die Schulter geworfenem Gewandzipfel, Griechinnen in jedem Schritt, besonders wenn Lasten auf dem Kopf sie zu aufrechtem Gange zwingen.

Digitized by Google

Müde und trunken von Menschen, Fernblicken und Blumen heim und in's Bett.

Den 16. Dezember.

Früh morgens um den See herum ... Wie ich nichtsahnend durch ein Gucfenster im Laubwerk niederwärts schaue, erblicke ich ein Bild von kaum zu fassender Märchenschönheit: tief unten ein Teich, gespeist durch das Wasser des Abflusses, auf dessen Brücke ich eben stehe und dessen Kaskaden zu meinen Füßen hernieder-rauschen — — dann abermals eine Etage tiefer ein zweiter Teich — — und alles von braunen Menschlein wimmelnd ... Die Stadt nimmt ihr Morgenbad .... Männer seifen sich, spülen sich, salben sich ... Frauen, bis über die Brüste in nasse Lappen gehüllt, lassen die schwarzen Haarsträhnen schwimmen, andere klopfen auf den Ufer-steinen das Kleid sauber, das sie hernach, wenn die Sonne es getrocknet haben wird, um den Leib schlagen werden, noch andere tauchen ihre zappelnden Kinder ins laue Naß und schnellen sie bis über den Kopf empor, während ein Funkenregen von Tropfen über sie her sprüht. ... Im unteren Teiche alles spielenden Püppchen gleich, im oberen ein prachtvoller Reigen broncener Leiber... Cranachs Jungbrunnen ins Indisch-Paradiesische übersetzt .....

Am Vormittag nach der alten Halle, in der einst die hei-mischen Könige ihre Audienzen gegeben haben und die jetzt als Gerichtssaal dient. Heute soll ein Mörder abgeurteilt werden. ... Herrlicher, weit offener Bau, von braun leuchtenden Holzsäulen getragen, in dessen hinterem, durch Lichtläden abgedecktem Ende beim Wehen der Punkas die Verhandlung stattfindet. Davor, nur durch eine grüne Schnur getrennt, zwischen den Sockeln und auf den Stufen hockend, überall braunes, schöngliedriges Volk.

Halblautes englisches Geknautsche vom Thron des rottalarigen Richters herab. Einleitende Formalitäten: „The accused is in the stock?" „Yes, the accused is in the stock." Dann Zeugen-Vernehmung. Der Dolmetsch beginnt sein Werk. In die „box" treten halbnackte Männer (bemerke nicht, daß sie schwören) und sagen aus: nach einer Prozession hätten sie wahrgenommen, wie der Mörder plötzlich über die Köpfe der anderen hinweg ein Messer geschwungen, auch hätten sie gehört, wie aus der Menge heraus jemand kläglich ge-schrieen habe: „do'nt do it" — — eines der Opfer sei gleich tot ge-wesen, das andere später gestorben.

Der Mörder, ein wulstlippiger, wildblickender Dickschädel, hört interessiert zu und erklärt dann auf Befragen, er wisse von gar nichts, er sei betrunken gewesen. Dies bestätigt ein anderer Ein-geborener, der christlichen Glaubens sein muß, da er als Schwur-zeichen die Bibel küßt. .. Also eine Messerstecherei mit tödlichem Ausgange — — — nicht anders als auf einer bayrischen Kirchweih.

Digitized by Google

Ziehe mich in den vorderen Teil der Halle zurück, dort, wo die eingeborenen Zuschauer hausen .... Unvergeßlicher Blick in den von Lichtbändern durchflammten Dämmer des Gerichtsraumes mit dem tiefroten Vorhange als Prospekt — davor, leuchtend wie ein Altarfeuer, der Talar des auf seinem Hochsitze herrschenden Richters — — alles andere zu dem ebenholzfarbenen Dunkel der Säulen sich abschattend .... Punkas schaukeln — — halbe Laute hallen herüber, und um mich herum duckt sich, leise singend, säugend, Betel kauend und den Saft aus Respekt vor dem Estrich in die hohle Hand speiend, das halbnackte Volk der Dschungeldörfer, das zur Verhandlung in die Stadt gekommen ist .... Irisierende Schmetterlinge huschen zwischen den Säulen hin und her, die ihre Kapitäle nach vier Seiten ebenso neigen wie die Karyota ihre Fruchtlasten ... Turteltauben gurren von den nahen Bäumen, die in lichtblauen Blütenschleiern dastehen; fremde Singvögel flöten dazwischen ... Schwarzbraune Männer eilen herzu, vom Gottesdienst kommend, mit den frischen Malstreifen der Wischnu-Verehrer auf der Stirn. Ein englischer Offizier mit goldspitzigem Tropenhelm geht, hochmütig ins Leere starrend, auf stelzenden Beinen vorüber durch die zusammenknickende Menge ... Auf ein junges Weib fällt mein Auge. Erstaunt, erschrocken, daß sie von einem Weißen angesehen wird, senkt sie demütig den Blick. Braunhäutige Ordner, grün umschärpt, sehen mich mißbilligend unter dem Volk, ein Platz, der einem Weißen nicht ziemt. Sie winken mir heftig, doch ich kehre mich nicht daran. Die Tauben gurren weiter, Blumenaugen leuchten mich an, und drüben kämpft eine arme Seele um Tod und Leben. .....

Den 17. Dezember.

Dies ist der Tempel des heiligen Zahnes,
Die Stätte zweitausendjährigen Wahnes!
Wir wissen ja alle, was die Idee tut
Und wie manch heiliger Zahn uns wehtut.

Er ist das größte Heiligtum der buddhistischen Welt, wie in Häckels „Ceylon" zu lesen steht. Endlich muß ich hinein. Auf hoher Brücke über eine Art von Wallgraben, in dem die sacred turtles sich sielen, zur plumpsäuligen Vorhalle — — an deren Rückwand Szenen aus dem jüngsten Gericht. Man glaubt Orcagnas Phantasien verdoppelt, auch in der Barbarei der Farben- und Formengebung. Säufern wird Feuer in den Mund gegossen, ungehorsame Ehefrauen werden von Vögeln zerhackt, Hunde zerreißen die Töter von Tieren usw.

Am Eingange werden wir von einem traurig und bettelhaft blickenden Priester um eine Rupie leichter gemacht, sodann stehen wir vor dem heiligen Schrein, dessen Inhalt nur selten und nur Aus-

Digitized by Google

erwählten gezeigt wird. Die jämmerliche Außenseite ist mir genug. Kronleuchter hängen rings herum, staubig und angeschmutzt. In den Kelchglasglocken schwelt übelriechendes Kokosöl . . . Plumpe Gipsreliefs und kindlich rohe Medaillonmalereien decken die Wände des kapellenartigen Baues, mehr noch den Eindruck materieller als künstlerischer Armut erweckend, obwohl Reichtümer zu Millionen hier zusammenströmen . . . In einer Ecke die birmanische Nationalgabe, ein vergoldeter Buddha mit allerhand Gschnas drum herum . . . In einem Glasschrank silberne Widmungsgeschenke und Blumen davor ausgestreut . . . Süßlich riechendes Gemüll von welkenden Blättern, Lichterresten und Schmutz aller Art liegt in den Ecken, und überall stehen armselige Priester, die sich von unserem Boy anherrschen lassen und die Bettelteller uns entgegenstrecken.

Zu der Bibliothek empor, dem weithin leuchtenden Oktogon, in dessen weiß getünchtem Innenraum ein neuer Bettelpriester gegen Zahlung einer neuen Rupie uns die auf Palmenbaststreifen geschriebenen Manuskripte der alten heiligen Schriften zeigt.

Bin froh, als mich draußen wiederfinde. Wäre ich nie drinnen gewesen, die Poesie der palmenumschatteten, blumenüberhangenen Zackenmauern wäre mir gewahrt geblieben.

Den 18. Dezember.

Muß mich mit Gewalt in die Tropenflora hineinarbeiten, wenn ich nicht schließlich allen ihren Wundern gegenüber verständnislos bleiben soll. Was mir die beiden einzigen Bücher bieten, die ich über diesen Gegenstand bei mir habe, Haberlandts „Botanische Tropenreise" und Häckels „Ceylon", verwirrt mich mehr, als es mich aufklärt. Vielleicht hilft mir der botanische Garten von Peradenya aus dieser Not. . . . Fahre im Wägelchen hin. Und richtig, ohne Lehrbuch, ohne Führer bin ich imstande, das Wichtigste, das mich schon lange quält, zu sichten und festzustellen. Dabei kann man sich nirgends niederlassen, um Notizen zu machen, denn Bänke gibt es nicht, und setzt man sich ins Gras, so bekriechen einen die Blutegel.

Gleich am Eingang eine Allee von Riesen (Ficus elastica) mit mannshohen Schlangenwurzeln, daher „Schlangenbäume" genannt. Auch den heiligen Bo-tree (Ficus bengalensis) finde wieder, schöner als der vor dem Zahn-Tempel. Ebenso einen Banyan-tree (Ficus indica) mit seinem Dickicht von Luftwurzeln und lanzettlich-ovalen, glänzenden Lederblättern.

Bin glücklich, dem Zauberbaum mit den purpurroten, hängenden Riesendolden zu begegnen, der mich schon in der Nähe des Zahn-Tempels verblüfft hatte — — jede Blüte wie ein Orchideenbüschel anzusehen. Heißt Amherstia nobilis. Haberlandt gibt an, daß alles, was als Blüten erscheint, junge Blätter sind. Will es nicht glauben.

Digitized by Google

Der Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa) ist richtig jener Koloß mit den abenteuerlich zerrissenen Blattgebilden. Ihm verwandt der Yack-tree, dessen stachlige, kürbisgroße Früchte gleich aus dem Stamme sprossen.

Neben allen Palmenarten, worunter viel importierte, lerne auch die verschiedenen Magnolien unterscheiden, darunter die Magnolia spenogarpa mit pergamentenen Riesenblättern.

Ein mir schon vertrauter Baum ist die Poinciana regia mit zartem Blattgefieder und wundervollen, gelbroten Blütenbüscheln. Haberlandt bezeichnet sie als den berühmten „Flamboyant", ein Name, mit dem man mir die Flammenakazie (Caesalpinia) betitelt hatte, deren Blumenfackeln mir ins Zimmer leuchten.

Ein mächtiger großblättriger Baum mit zartblauen Blüten-Kandelabern heißt einfach Solanum, ist also ein naher Verwandter unseres Nachtschattens und unserer Kartoffel.

Unansehnlich sind der Sandelholzbaum und die Kolanuß. Die heilige Plumiera-Blüte, die in den Buddha-Tempeln geopfert wird (wie eine schraubenförmige kleine Kamelie anzuschauen), entdecke ich auf einem Gewächs, das winterlich kahlen Feigenbäumen ähnlich sieht.

Froh bin ich, die herrliche Liane, die die höchsten Baumriesen mit blaublumigen Netzen überspinnt, wiedergefunden zu haben. Sie heißt Thumbergia grandiflora. Und das Unkraut mit der gelben Kompositenblüte, das sich an allen Wegerändern herumtreibt, ist nicht Quinqualis indica, wie ich annahm, sondern heißt Latania und ist zum Unglück des Landes aus Amerika importiert worden, wie bei uns die Wasserpest.

Welch reiche Ausbeute für ein paar Abendstunden! Müde, glücklich heim.

Den 21. Dezember.

Was selten einem Fremden beschert wird, was sogar viele Ansässige nicht erlebt haben, wirft das Glück mir in den Schoß. Zu Ehren des neuen Gouverneurs, der heute in Candy eintrifft, wird eine „Pera-hera" gefeiert, das ist ein religiöser Festzug, den die Häupter der eingebornen Behörden, der dissava (Chef der Provinz) und der rate-mahatmaya (Chef des Kreises) veranstalten. Aller Prunk, dessen der indische Osten fähig ist, soll dabei entfaltet werden.

Tagsüber wogt eine scheu flüsternde Menge durch die nebelverhangenen Straßen. . . Fühle die Schauer der Erwartung mit, die durch die Seelen zucken. — — — Den Einzug des Gewaltigen schenke ich mir. . . . Mit sinkender Dämmerung beginnt auf dem Vorplatz des Tempels ein geheimnisvolles Leben. . . Fackelschein, rotfeuriges Lampengeflimmer. . . . Das Dröhnen der sacred drums mischt sich mit dem Trompeten der Elefanten, deren Riesenleiber schattenhaft an der grellen Lichtwand der

Digitized by Google

Tempelmauer vorübergleiten. Der spukhafte Wirrwarr schwillt von Minute zu Minute . . . Endlich beginnt er sich zu lösen. Ein Aufrauschen geht durch die Scharen der lautlos Harrenden. Sie kommen! Sie kommen!

Ich seh's und glaube nicht, was ich sehe. So gespenstische Farben und gewaltige Formen hat keine verrückt gewordene Phantasie je ausgespien. Vorauf ein Haufe Tanzender — — fast nackt, mit rasenden Gebärden die um den Hals gehängten Trommeln bearbeitend — dann in Brokatjacken, goldstrotzend, sieben gekrönte Großwürdenträger, die trustees oder Tempelvorsteher, wie ich später erfahre — und dann die ersten der Elefanten, drei an der Zahl, in ihrer Mitte mit goldbeschlagenen Stoßzähnen und purpurgoldenen Decken, die bis zum Boden schleppen, der berühmte Riese, der zum Inventar des Zahntempels gehört und den ich unlängst bei seinem Morgenbad geärgert habe. Er sieht mich, erkennt mich, stutzt, rollt den Rüssel, stemmt die Vorderbeine ein und ist nicht von der Stelle zu bringen. Der Führer auf seinem Halse, mein brauner Freund, der mit Hagenbeck in Deutschland war, sieht sich nach dem Grunde der Störung um. Nun erkennt auch er mich. „Go away!" ruft er mir fast ängstlich zu. Ich trete in die hinteren Reihen der Zuschauenden, und nun erst, nachdem der nachtragende alte Knabe mich nicht mehr auf seinem Wege weiß, kann die Pera-hera ihren Fortgang nehmen. Eine Gemeinde nach der anderen zieht mit ihren Tänzern, ihren brokatstarrenden Dorffürsten und ihren goldverhangenen Elefanten an uns vorbei, und jede sucht die andere an wildem Pomp zu überbieten. Auf dem mittelsten der Elefanten, der die reichsten Decken trägt, hockt dem Anschein nach je ein Priester und hält — ebenso wie die Heiligen unserer Bilder die Votivmodelle ihrer Kirchen — ein goldenes, säulengetragenes Rundtempelchen feierlich vor sich her.... Was es bedeutet, habe ich nicht erfahren, auch nicht, wer die dunklen, schweigenden Gestalten sind, die, vom Fackelschein nicht erreicht, zu zweien oder dreien reglos und vermummt auf den zu beiden Seiten gehenden Elefanten kauern. Im ganzen werden wohl 40 oder 50 der gewaltigen Tiere im Zuge gewesen sein. . . . . Die nackten Tänzer überschlugen sich in wilden Sprüngen, manche vorwärts schreitend, manche seitlich in zwei Reihen aufeinander losstürmend und zurückweichend . . . . . Ihre Augen rollten wie im Wahnsinn, Schaum stand vor ihrem Munde, doch wenn sie in der Schar der Zuschauenden einen Europäer gewahrten, erstarrten sie mitten im Schwunge, der Wahnsinn schwand mit einem Schlage, in schlaue Bettelhaftigkeit verwandelt, und grinsend streckten sie die Hand nach einem Trinkgeld aus. So ist auch in dem tollsten Märchenspuk stets für die nötige Entzauberung gesorgt.

Digitized by Google

Meerfahrt

Schwarzgrün dein Mantel, vom Sturme geballt —
Hei, wie der Fetzen ums Ohr mir knallt!
Schäumend ſtiebt es im Schauer umher,
Hebt atemholend die Brüſte das Meer,
Tut atemholend das Meer einen Schrei
Urwild — und Sehnſucht iſt auch dabei —
Und es ruft, und ich hab' dich verſtanden:
Sonne, ſchlag mich in Banden!

Sonne du, wenn deine Seele es wüßt',
Du hätteſt mich mitten aufs Herz geküßt,
Mitten aufs Herz und die ſchweißende Stirn,
In der die Gedanken wie Wogen irr'n,
Hin durch die Welten, zum Hirne zurück:
Hier iſt die Kraft! Wo iſt das Glück?
Sonne du, wenn du es wüßteſt,
Sonne du, wie du mich küßteſt!

Ueber den Bugſpriet brandet der Giſcht
Und wirbelt mich ein, daß das Aug' mir erliſcht,
Daß im Ohr es erdröhnt und der Atem kämpft.
Und die Sehnſucht ſchreit auf, die ich wütend gedämpft,
Nach dem Sonnenlicht, das nicht um Sternlein ſich härmt
Das in Flammen läutert, im Leuchten wärmt,
Zum Falkenneſt reißt den Gedankenſchwarm —
Eine Frau ſeh' ich ragen, ihre Brut im Arm;
Anders, als andre geſchaffen.
Frau du, nimm meine Waffen!

Nimm ſie und reich ſie den Knaben zur Lehr'.
Sprich: er iſt wild, doch werdet wie er.
Sag ihnen: weil ihn die Sehnſucht trieb
Nach der Sonne, der Sonne — drum hab' ich ihn lieb.
Seine Sehnſucht flog um die Erde rund,
Doch als er uns ſah, da lachte ſein Mund!
— Wildherz, ich hab' dich verſtanden,
Wildherz, ich halt' dich in Banden. — —

Rudolf Herzog

Digitized by Google

Gottfried Keller und Georg von Cotta.

Neue Briefe, mitgeteilt von Emil Ermatinger.

(Mit einem Faksimile.)

Am 21. Oktober 1860 weihten die Vertreter von Uri, Schwyz und Unterwalden inmitten einer gewaltigen Festgemeinde den Mythenstein zum Denkmal für den Sänger Tells ein als verspätete, aber um so würdigere Feier von dessen hundertstem Geburtstage. Zu den Ehrungen des Jahres 1859 hatte Gottfried Keller seinen gedankenreichen „Prolog zur Schillerfeier in Bern" beigesteuert, worin er Schiller als den Erzieher zu wahrer Freiheit und Bildung gepriesen; jetzt zog es ihn mächtig zur Teilnahme an dem Feste der Urkantone. Der Kanton Zürich hallte in jenen Herbstwochen wider von Parteigezänk und politischen Streitrufen: die Opposition konnte es noch nicht verwinden, daß die schweizerische Bundesversammlung die Annexion Savoyens durch Napoleon III. nicht mit der Kriegserklärung an den französischen Kaiser beantwortet hatte, und im Kanton Zürich sollten die Mitglieder des Nationalrates, die in Bern für den Frieden gestimmt hatten, wegen „Marklosigkeit und Verschliffenheit der Grundsätze" mit Entziehung ihrer Sessel bestraft werden. Gottfried Keller stand mit François Wille u. a. kräftig auf Seiten der Opposition; er schonte damals weder sich noch andere, wenn es die politische Überzeugung galt. Um so mehr mochte er in sich das Bedürfnis spüren, an der Feier beim Mythenstein sich wieder einmal von den klaren und tiefen Wogen einer idealen Begeisterung und reinen Dankbarkeit überströmen zu lassen. Zugleich bot ihm die Teilnahme an der Feier Anlaß, mit Johann Georg von Cotta in Verbindung zu treten.

Der damalige Chef der Cotta'schen Buchhandlung hatte in Auerbachs Volkskalender eben „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" gelesen. Diese Erzählung habe ihm, teilte Keller am 9. November 1860 Ludmilla Assing mit, die Gunst des Herrn von Cotta zugewendet, welcher ihm ganz wohlwollend darüber geschrieben, nachdem er ihn durch einen Dritten habe fragen lassen, ob er an das kleine Schillerfest auf dem Vierwaldstättersee ginge und ihm eine Sache davon in seinem „Morgenblatt" machen wolle. Der „Dritte" ist Friedrich Theodor Vischer, der von 1855 bis 1866 in Zürich wirkte. Keller ließ durch diesen dem Freiherrn von Cotta seine Geneigtheit erklären, an das Fest zu gehen, und darauf wandte sich Cotta persönlich an den Dichter in einem Briefe vom 5. Oktober 1860:*)

*) Die Briefe Georg von Cottas an Keller liegen im Kellernachlaß auf der Züricher Stadtbibliothek, die Kellers an Cotta sind Eigentum der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Digitized by Google

Verehrter Herr

mein Freund Vischer sagt mir, daß Sie nicht abgeneigt wären, meiner Allgemeinen Zeitung einen Bericht über das den 13ten ds. am Mythenstein anzubringende Erinnerungs-Monument an Schiller zuzuwenden.

Ich bin sehr erfreut über diese Nachricht und suche keinen anderen Berichterstatter, Sie sind mir der willkommenste, weil ich annehme, daß Sie dieser Aufgabe nachkommen werden.

Der Rahmen der Allgemeinen Zeitung ist etwas beschränkt, bei ihr kommt es vorzugsweise auch auf schnelle Mitteilung an. Aber der Redaktion meines Morgenblattes würde auch der umfassendste Bericht Ihrer Hand sehr willkommen sein, und bei dieser Zeitschrift, die alle Wochen einmal erscheint, kommt es auf die Schnelligkeit der Mitteilung gar nicht an.

Was für die Allgemeine Zeitung bestimmt ist, würde ich bitten, direkte an deren Redaktion nach Augsburg zu senden, das für das Morgenblatt bestimmte hieher an dessen Redaktion Prof. Hauff. Bezüglich auf das Honorar sind Sie wohl von Seiten der J. G. Cotta'schen Buchhandlung versichert.

Lassen Sie mich, verehrter Herr, zum Schlusse Ihnen meinen innigsten Dank für den Genuß aussprechen, den mir Ihre unübertreffliche Erzählung in Auerbachs Kalender als Leser gewährt hat. Ich erinnere mich nicht etwas auch nur annähernd Treffliches wie dieses Meisterstück gelesen zu haben.

Jede geschäftliche Verbindung zwischen Ihnen und der J. G. Cotta'schen Buchhandlung wird mir stets willkommen sein.

In ausgezeichneter Hochachtung

Stuttgart, 5. X. 60. Georg v. Cotta.

Trotz Cottas nachdrücklicher Bitte um schnelle Mitteilung der Korrespondenz konnte der Bericht aber erst am 29. Oktober in Nr. 303 der „Allgemeinen Zeitung" erscheinen (Baechtold hat ihn S. 339 f. der „Nachgelassenen Schriften" wieder abgedruckt). Cotta unterließ es denn auch nicht, die Verspätung in seinem nächsten Briefe zu rügen, zugleich aber gibt er Keller zu verstehen, wie sehr ihm an einer engeren Verbindung mit dem Dichter gelegen ist:

Verehrter Herr

ich bin Ihnen recht dankbar für Ihren Artikel über das Fest am Mythenstein, welchen Sie meiner Allgemeinen Zeitung

Digitized by Google

haben zugehen lassen, wenn ich gleich gewünscht hätte, daß er früher hätte eintreffen können. Haben Sie den Plan, dieses Fest weitläufiger zu behandeln, so wird es meinem Morgenblatt sehr willkommen sein. Der Gegenstand wie die Lokalität mit ihrer herrlichen landschaftlichen Staffage verdient es gewiß. Aber nur müßte sie nicht zu lange auf sich warten lassen, diese Behandlung von Ihrer Hand.

Was ich von Ihrer Erzählung im Auerbachschen Kalender gesagt, wiederhole ich auch heute. Sie ist ein Kunstwerk in ihrer Art und ich wäre stolz darauf gewesen, sie in meinem „Morgenblatt" abgedruckt zu sehen. Vielleicht hätte sie Ihnen da nicht eben so viel eingetragen nach dem üblichen Honorar-Maßstab des Blattes. Allein ich hätte gewiß verstanden, mich mit Ihnen darüber zu verständigen, und wünsche nur, daß Sie es einmal mit mir probieren und mir eine solche Erzählung zukommen lassen.

Die Feier am Mythenstein kleiden Sie vielleicht für das Morgenblatt in Correspondenzform? Doch es gilt mir das eigentlich gleich viel.

In vollkommenster Hochachtung

Stuttgart, 6. XI. 60. Georg v. Cotta.

Wieder eine Mahnung zur Beschleunigung — und diesmal ließ die Absendung drei Monate auf sich warten; dafür war der Aufsatz für das „Morgenblatt", über den Rahmen einer bloßen Festberichterstattung rasch herauswachsend, zu der weitgespannten Phantasie über die Möglichkeit eines schweizerischen Volksdramas geworden. Ein Brief Gottfried Kellers an Cotta kündigt Anfang März 1861 die Absendung des Aufsatzes an:

Hochzuverehrender Herr!

Erst jetzt erlaube ich mir, Ihnen meinen ergebensten Dank abzustatten für das Honorar, welches Sie die Güte hatten, mir für meine kleine Notiz über das Fest am Mythenstein in der Allg. Augsb. Zeitung übersenden zu lassen.

Das kleine Fest wurde durch die übrige Presse sogleich so vollständig beschrieben, daß es kein Interesse bot, für das Morgenblatt auch noch eine ähnliche Beschreibung zu liefern. Dagegen wurde mir eine Gedankenreihe angeregt, welche ich dennoch niederzuschreiben wünschte und nun auch niedergeschrieben habe. Der Vorgang jener Enthüllung nimmt darin nur eine kleine

Digitized by Google

Stelle ein, das übrige ſind kulturgeſchichtliche Bemerkungen. Auf ein ſchnelles Erſcheinen dieſes Aufſatzes kam es nun nicht mehr an, und ich bin daher ſo frei, Ihnen denſelben für das Morgenblatt noch zu überſenden, es vollſtändig Ihrem Ermeſſen überlaſſend, ob Sie Gebrauch davon machen mögen oder nicht. Sollte es nicht mehr konveniren oder das Schriftſtück zu groß ſein, ſo würde ich nur um die Gunſt bitten, mir daſſelbe gefälligſt wieder zurück ſchicken laſſen zu wollen.

Ich habe Luſt, die neuen kritiſchen Gänge meines Freundes Hrn. Prof. Viſcher zu beſprechen, ſobald das dritte Heft erſchienen iſt. Im Falle Sie mir dannzumal ein Plätzchen in einer Ihrer Zeitſchriften für dieſe Beſprechung anzuweiſen geneigt wären, würde ich mir eine gelegentliche Zuſage ausbitten.

Genehmigen Sie, hochzuverehrender Herr! die Verſicherung meiner

ausgezeichneten Hochachtung.

Dero ergebenſter

Zürich d. 7. 3. 1861. Gottfried Keller.

Welchen Eindruck der prachtvolle Aufſatz auf Cotta gemacht, zeigt der folgende originelle Brief:

Für was halten Sie mich, mein verehrter Herr, daß Sie daran zweifeln, ob die mir überſandte Arbeit werde in das Morgenblatt von mir aufgenommen werden? Etwa für einen Schwachkopf, weil man mich Baron ſchilt? Nein, mein lieber Herr, ſo blind bin ich nicht, nicht ſo ſchwachen Geiſtes, daß ich nicht aus dem Überſandten wieder den Schriftſteller von ſchönſter Begabung und herrlichem Talent erkenne, für den ich Sie immer angeſehen habe.

Alſo — das Überſandte ſoll im Morgenblatt abgedruckt werden, m u ß es, denn mein Freund Hauff hat denſelben Geſchmack und Takt wie ich. Nein, um Vergebung, noch viel beſſeren muß er haben, er iſt ja ein geiſtvoller Schriftſteller und ich nur Buchhändler.

Wenn Sie über Prof. Viſcher ſchreiben, ſo iſt es ja doch gewiß auch mit ſeinem Willen und Wiſſen, und mir in dieſem Fall g e w i ß willkommen.

In aufrichtiger Hochachtung

Stuttgart, 12. III. 61. Georg v. Cotta.

Digitized by Google

Das rege Interesse an Kellers Schaffen, wie es Cotta in diesem Briefe und in Äußerungen gegenüber Fr. Th. Vischer bezeugte, bewog den Dichter, einige Wochen später dem Verleger einen umfassenden Plan zu unterbreiten. Er hatte das Gefühl, daß er die Jahre seit seiner Rückkehr von Berlin (Ende 1855) im ganzen verbummelt habe. In der Heimat hatte seit dem reinigenden Gewitter des Sonderbundkrieges und der Begründung des Bundesstaates ein kräftiges Blühen und Sprossen auf allen Gebieten eingesetzt, und unter den Seldwylern hatte sich eine „Spekulationsbetätigung in bekannten und unbekannten Werten" verbreitet, wie Keller später im Vorwort zur zweiten Reihe der „Leute von Seldwyla" schrieb. Das bedeutete auch für den Dichter, der ein früheres Bild seines Volkstums mit nach Heidelberg und Berlin in sich getragen und daraus den ersten Band der „Leute von Seldwyla" geschaffen, die Notwendigkeit einer Revision des Verhältnisses zu seinem Volke. Er mußte neue Beobachtungen und Erfahrungen sammeln und tat es in dem glückseligen Behagen, wieder zu Hause zu sein. Und die fünfziger Jahre gaben sich auch alle Mühe, dem vaterländischen Dichter ein rechtes pays de Cocagne zu werden. Die großen Feste, zu denen er die Weihelieder schuf, die opferfreudige Begeisterung, wozu der Neuenburger Handel das ganze Volk entflammte, all diese Ereignisse erfüllten ihn mit Stolz und Glück und lockten ihn immer wieder vom Schreibtisch ins Freie. „Mögen sich unsere Dichter rüstig unter ihrem Volke herumtummeln!" — die Mahnung, die er in dem Mythenstein-Aufsatz gab, hat er damals, wie sonst, selber leidenschaftlich und oft befolgt. Wir hätten seine schönsten und gehaltvollsten Dichtungen nicht, wenn er sich, wie der andersgeartete C. F. Meyer, neben dem Werden seines Volkes, und nicht mitten drin, entwickelt hätte.

Aber wie die fünfziger Jahre mit ihrem Rausch von Arbeit, Kampf und Festesfreude zu Ende gingen, da war in Keller das erste Gefühl nicht die Empfindung innerer Bereicherung, die er in diesen kecken und inhaltsschweren Jahren empfangen, sondern eine wachsende Verstimmung: er sah nicht die Fülle seiner Erfahrungen, er sah nur die traurigen oder unzufriedenen Gesichter von Mutter und Schwester, denen er noch immer zur Last fiel, und er sah nur das Wenige, was in diesen Jahren an dichterischen Werken entstanden war: das „Fähnlein der sieben Aufrechten" war die einzige Dichtung, die er in dieser Zeit unbeschränkter Muße vollendet hatte — neben vielen dramatischen und epischen Entwürfen, die in seinem Kopfe der Auferstehung harrten, neben Novellen, die auf dem Papiere der Reife entgegenträumten. Und die Galatea-Novellen (das spätere „Sinngedicht"), die schon in Berlin hätten dem Verleger abgeliefert werden sollen, waren gar mit einem nicht unbeträchtlichen Vorschusse belastet — ganz abgesehen

Digitized by Google

von den übrigen Schulden seit München, Heidelberg und Berlin. Die Verstimmung über seine aussichtslose Lage ist menschlich nur zu begreiflich, und ein Beweis für seine Selbstkenntnis ist das 1860 sich einstellende Bedürfnis, sich in eine bestimmte geordnete Tätigkeit einspannen zu lassen, um durch sie regelrecht arbeiten zu lernen. Aus dieser Einsicht ist der folgende Brief an Cotta hervorgegangen, der auch in Faksimile dem vorliegenden Hefte beigegeben ist:

Hochzuverehrender Herr!

Anbei bin ich so frei, Ihnen den Aufsatz über Vischer's kritische Gänge*) zu übersenden; es geschieht erst jetzt, weil ich das 3. Heft erst vor acht Tagen erhielt. Die Arbeit ist etwas lang geworden, da der Stoff gar zu mannigfaltig und anregend war, und ich muß daher es Ihnen überlassen, für welche Zeitschrift Ihres Verlages Sie dieselbe verwenden wollen, mit der Bitte, die geeigneten Abschnitte besorgen und etwa ein beliebiges Correspondenzzeichen vorsetzen lassen zu wollen.

Herr Prof. Vischer hat mir die Mittheilung gemacht, daß Ew. Hochwohlgeboren geneigt sind, einer ferneren literar. Thätigkeit von meiner Seite neuerdings freundlichen Raum zu gönnen.**) Dieser Umstand trifft gerade mit einer Alternative zusammen, in die ich mich gegenwärtig gestellt sehe. Ich fange nämlich an, den Mangel eines Amtes oder einer bestimmten bindenden und sicherstellenden Thätigkeit zu fühlen, welche dem poetischen Schaffen eine ruhige Grundlage gäbe. Denn die gänz-

*) Er erschien in der „Allgemeinen Zeitung" Nr. 143—145 (23. bis 25. Mai) 1861; „Nachgelassene Schriften" S. 173 ff.

**) Am 25. März 1861 hatte Vischer an Cotta geschrieben: „Ich bin neulich hinter Gottfr. Keller gestiegen, daß er Ihnen doch öfter Arbeiten für Ihre Zeitschriften machen soll. Es ist mir, offen gesagt, dabei auch um ihn selber zu thun, denn ich fürchte, er verkommt in seinem Zaudern und Nichtsthun. Könnten Sie ihn einigermaßen binden, eine Zusage regelmäßiger Beiträge abgewinnen, so wäre diese Fessel höchst wohlthätig für ihn selbst." Cotta hatte in seiner Antwort vom 30. März 1861 den Mythenstein-Aufsatz gerühmt und fortgefahren: „Wenn er nur schreiben will, so kann er ja für Morgenbl., Allg. Zeitg. immer thätig sein. Halten Sie ihn nur dazu an! Er hat ein schönes, sehr schönes Talent und das Zeug zum Besten. Sollte nie feiern. Möchte auch einmal ein gutes Glas Wein mit ihm trinken, veteris pocula Massici! Auch für die Vierteljahrsschrift könnte er mir ein, zweimal im Jahre einen Aufsatz schreiben, öfter sogar je nach Stoff und Veranlassung. Warum hat er an die A. Z. nicht über das Hitzig-Bankett berichtet? Mir müssen die Verbindung Deutschlands und der Schweiz warm machen. Es thut Noth. Ist es nöthig, daß ich an Keller noch selbst schreibe?" Hierauf Vischer, von Ferienreise nach Zürich zurückgekehrt, am 25. April 1861: „Ich freue mich, Gottfr. Kellers Artikel im Morgenblatt zu lesen; ich werde ihn in den nächsten Tagen sprechen und nicht versäumen, ihn nach Kräften zur Thätigkeit für Ihre Journale zu treiben. Er ist nur leider schwer bestimmbar und hat oft lange Perioden, wo er fast ganz brach liegt."

Digitized by Google

liche Freiheit ist für Unbemittelte wie für Bemittelte auf die Dauer nicht erquicklich. Ich sehe mich daher zu der Wahl veranlaßt, ob ich durch Übernahme eines Lehramtes, wozu mir in meiner Heimat die Möglichkeit gegeben ist, oder durch ein buchhändlerisches Abkommen diese wünschbare Grundlage verschaffen will.

Ersteres sagt mir nur wenig zu und ich habe bisher alle Aufforderungen und Aufmunterungen abgelehnt.*) Dagegen würde mir eine mehr anhaltende und bindende Schriftstellerei über dies und jenes, wobei ich auf meiner Stube bleiben und in geeigneter Stunde sofort das poetische Manuskript (ich gedenke mich bald an das Drama zu machen, welches an sich wenig zu schreiben giebt) vornehmen könnte, mehr geeignet scheinen, zumal man dabei Manches zu Tage bringen könnte, was auch später noch zu brauchen wäre.

Vischer machte mich nun auf eine Form aufmerksam, die mir allerdings sehr erwägenswerth und geeignet erscheint, eine bestimmte Grundlage zu gewinnen, und ich stehe nicht an, Ihnen dieselbe sogleich in Gestalt eines unmaßgeblichen Vorschlages wieder mitzutheilen, welchen Sie im Falle der Inkonvenienz als nicht gemacht betrachten mögen.

Ich würde mich verpflichten, jährlich eine gewisse Anzahl Bogen verschiedener Art und Weise für Ihre periodischen Werke zu schreiben, wogegen die löbl. Cotta'sche Buchhandlung ein mit diesen Bogen im Verhältnis stehendes Fixum quartaliter auszahlen würde (natürlich nur bei fortlaufender Pflichterfüllung meinerseits) und der Umfang des ganzen Geschäftes müßte so beschaffen sein, daß ich dabei einstweilen sorglos existieren könnte. Ich würde die poetische Arbeit dabei als Erholung vom Hauptgeschäft betrachten und dabei vielleicht weiter kommen, als bisher.

Um nun das gehörige Manuskript liefern zu können, würde ich für Ihr Morgenblatt die Erzählungen geben, die ich künftig mache, oder wenigstens so viel davon wünschbar wären; ferner für die Vierteljahrsschrift Aufsätze (ich habe so eben einen solchen projektirt über das Verhältniß der Schweizer und Deutschen zu einander jetzt und in Zukunft, sittenbildlich, kulturhistorisch und politisch, im Sinne einer größeren Verständigung, da das Franzosen-

*) Mitte der fünfziger Jahre hätte Keller eine Professur am eidgenössischen Polytechnikum übernehmen sollen.

Digitized by Google

thum fortwährend Anstrengungen auch in der deutschen Schweiz macht) endlich kleinere Sachen für die Allg. Augsb. Zeit. je nach beiderseitiger Konvenienz, und regelmäßige Kultur- oder sonst zusammengefaßte Berichte aus der Schweiz, Rektifikationen, die etwa nöthig sind, Verständigungen u. d. gl. kurz eine Art Correspondenzen mit bestimmtem Zeichen, die ich aber auch in meiner Heimath müßte vertreten können. Wenn die A. A. Zeit. beiläufig gesagt, noch ein Wort über 2 Schriftchen über Dr. F. L. Keller, das eine von Bluntschli, brauchen kann, so bäte ich, mich es wissen zu lassen.*)

Der Briefbogen ist zu Ende und ich breche daher kurz ab. Ew. Hochwohlgeboren werden schon aus dem Mitgetheilten klug zu werden wissen und mich gelegentlich mit einem Gutbefinden oder vielmehr Gutachten beehren können.

In ausgezeichneter Hochachtung und Ergebenheit

Gottfried Keller.

Zürich d. 10. Mai 1861.

Cotta antwortete:

Verehrter Herr!

es hat mich recht sehr gefreut, aus Ihrem Schreiben vom 10ten dieses zu ersehen, daß Sie meinem Wunsche werktätig entsprochen und mir einen Beitrag für die Allgemeine Zeitung übersandt haben. Er traf ein, als ich eben im Begriffe war, auf eines meiner Güter zu verreisen, um mich ein paar Tage des Frühlings zu erfreuen.

Gleichwohl sandte ich den Aufsatz über die kritischen Gänge noch am selben Tage, an dem er angekommen war, nach Augsburg. Gestern wieder hieher zurückgekehrt, ist es mein Erstes, Ihr freundliches Schreiben zu beantworten, was ich um so freundlicher tue, als auch die heute ankommende Beilage der Allgemeinen Zeitung den Anfang Ihres Aufsatzes bringt.

Daß ich nicht allein bereit bin, Ihrer literarischen Thätigkeit in meinen Journalen Raum offen zu halten, wie Ihnen Herr Professor Vischer sagte, ist wahr; ja es ist noch weiter wahr, daß ich eine solche freudig willkommen heiße. Der Brief, den ich Ihnen über Ihren unlängst in meinem Morgenblatt abge-

*) Die beiden Schriften sind: J. C. Bluntschli, Erinnerung an Friedr. Ludwig Keller, München 1861, und J. Rüttimann, Dr. Fr. L. von Keller, 1861.

Digitized by Google

Hochzuverehrender Herr!

Anbei bin ich so frei, Ihnen den Aufsatz über Vischers kritische Gänge zu übersenden; es geschieht erst jetzt, weil ich das 3 Heft erst vor acht Tagen erhielt. Die Arbeit ist etwas lang geworden, da der Stoff gar zu mannigfaltig und anregend war, und ich muß daher es Ihnen überlassen, für welche Zeitschrift Ihres Verlages Sie dieselbe verwenden wollen, mit der Bitte, die geeigneten Abschnitte besorgen ~~lassen~~ und etwa ein beliebiges Korrespondenzzeichen vorsetzen lassen zu wollen.

Herr Prof. Vischer hat mir die Mittheilung gemacht, daß Ew. Hochwohlgeboren geneigt sind, einer ferneren literar. Thätigkeit von meiner Seite neuerdings freundlichen Raum zu gönnen. Dieser Umstand trifft gerade mit einer Alternative zusammen, in die ich mich gegenwärtig gestellt sehe. Ich fange nämlich an, den Mangel eines Amtes oder einer bestimmten bindenden und sicherstellenden Thätigkeit zu fühlen, welche dem poetischen Schaffen eine ruhige Grundlage gäbe. Denn die gänzliche Freiheit

ist für Unbemittelte wie für Bemittelte auf die Dauer nicht erquicklich. Ich sehe mich daher zu der Wahl veranlaßt, ob ich ~~[illegible]~~ durch Uebernahme eines Lehramtes, wozu mir in meiner Heimat die Möglichkeit gegeben ist, oder durch ein buchhändlerisches Abkommen diese wünschbare Grundlage verschaffen will.

Ersteres sagt mir nur wenig zu und ich habe bisher alle Aufforderungen und Aufmunterungen abgelehnt. Dagegen würde mir eine mehr anhaltende und bindende Schriftstellerei über dies und jenes, wobei ich auf meiner Stube bleiben und in geeigneter Stunde sofort das poetische Manuskript (ich gedenke mich bald an das Drama zu machen, welches an sich wenig zu schreiben giebt) vornehmen könnte, mehr geeignet scheinen, zumal man dabei Manches zu Tage bringen könnte, was auch später noch zu brauchen wäre.

Bischer machte mich nun auf eine Form aufmerksam, die mir allerdings sehr erwägenswerth und geeignet erscheint, eine bestimmte Grundlage zu gewinnen, und ich stehe nicht an, Ihnen dieselbe sogleich

in Gestalt eines unmaßgeblichen Vorschlages mit-
zu wieder mitzutheilen, welchen Sie im Falle der
Inkonvenienz als nicht gemacht betrachten
mögen.

Ich würde mich verpflichten, jährlich eine gewisse
Anzahl Bogen verschiedener Art und Weise für
Ihre periodischen Werke zu schreiben, wogegen Sie
die löbl. Cotta'sche Buchhandlung ein mit diesen Bogen
im Verhältniß stehendes Fixum quartaliter
auszahlen würde (natürlich nur bei fortlaufender
Pflichterfüllung von meiner Seite) und der Umfang
des ganzen Geschäftes müßte so beschaffen sein,
daß ich dabei einstweilen sorglos existiren
könnte. Ich würde die poetische Arbeit dabei als
Erholung vom Hauptgeschäft betrachten und dabei
vielleicht weiter kommen, als bisher.

Um nun das gehörige Manuskript liefern zu können
würde ich für Ihr Morgenblatt die Erzählungen
geben, die ich künftig mache, oder wenigstens so viel
davon wünschbar wären; ferner für die Viertel-
jahrsschrift Aufsätze (ich habe so eben einen solchen

projektirt über das Verhältniß der Schweizer und Deutschen zueinander jetzt und in Zukunft, sittenbildlich, kulturhistorisch u. politisch, im Sinne einer größeren Verständigung, da das Franzosen thun fortwährend Anstrengungen auch in der deutschen Schweiz macht) endlich kleinere Sachen für die Allg. Augsb. Zeit. je nach beider seitiger Konvenienz, und regelmäßige Kultur- oder sonst zusammengefaßte Berichte aus der Schweiz, Rektifikationen, die etwa nöthig sind, Verständigungen u. d. gl. kurz eine Art Korrespondenzen mit bestimmten Zeichen, die ich aber auch in meiner Heimath müßte vertreten können. Wenn die A. A. Zeit. beiläufig gesagt, nach ein Wort über 2 Schriftchen über Dr. F. L. Keller (aber eine von Bluntschli), brauchen kann, so bitte ich, mich es wissen zu lassen.

Der Briefbogen ist zu Ende und ich breche daher kurz ab. Ew. Hochwohlgeboren werden schon aus dem Mitgetheilten klug zu werden wissen und mich gelegentlich mit einem Gutbefinden oder vielmehr Gutachten beehren können.

Zürich d. 10 Mai 1861

In ausgezeichneter Hochachtung u. Ergebenheit
Gottfried Keller

Digitized by Google

druckten Aufsatz geschrieben habe, sollte Ihnen dies andeuten. Wenigstens lag ihm diese meine Absicht Ihnen kund zu tun zum Grunde.

Alles konveniert mir, was Sie mir vorschlagen, nur natürlich kann ich dem Urteil der betreffenden Redaktionen meiner Journale nicht vorgreifen. Diese, als verantwortlich, entscheiden über die Aufnahme der eingesandten Artikel, was Sie nicht allein wegen deren Verantwortlichkeit begründet finden werden, sondern auch in dem von französischen und englischen Redakteuren sehr verschiedenen Standpunkt eines deutschen Redakteurs. Der deutsche, zumal der deutsche Gelehrte, ist eben ein selbständiger Mann von Gesinnung, nicht der literarische Hausknecht des oder irgend eines spekulationssüchtigen Verlegers. Letzterer muß ihm also seine ganze und volle Unabhängigkeit lassen, und das ist denn auch die Konstitution aller Cotta'schen Journale mit Ausnahme der Deutschen Vierteljahrsschrift, die ich selbst redigiere.

Dagegen kann und muß ich sagen, daß Sie meinen Redaktionen nicht allein bekannt sind, sondern auch, daß diese Ihre Feder achten und also gewiß alle Ihre Beiträge, wie sie dem Rahmen der einzelnen Journale entsprechen, willkommen heißen werden.

Bleibt noch die in kürzeren Perioden wiederkehrende von Ihnen gewünschte Honorierung, das finanzielle Fazit, zu besprechen. Die Zeit, in welcher die J. G. Cotta'sche Buchhandlung die Mitarbeiter ihrer Journale befriedigt, ihnen Abrechnung und Betrag der betreffenden Honorarsumme zusendet, ist die erste Hälfte der Monate Junius und Dezember, also halbjährlich. Sie wünschen aber vierteljährliche Abrechnung, und diese werde ich Ihnen zu Gefallen gerne in der Mitte zwischen diesen beiden Terminen anordnen. Somit glaube ich dann wird Ihrem Wunsche entsprochen sein?

Sich für eine bestimmte Bogenzahl per annum zu verpflichten, möchte ich Ihnen nicht anraten. Der Schriftsteller muß nach Laune und Lust arbeiten, nie anders. Ein metiermäßiges Muß wird drückend, lähmt eher, als daß es ermutigt. Arbeiten Sie viel, so haben Sie viel zu empfangen, und umgekehrt. Machen Sie einmal den Versuch und sehen Sie zu, wie Ihnen ein Verhältnis dieser Art zuschlägt. Die Honorarmaßstäbe der verschiedenen Journale stehen fest.

Digitized by Google

Erzählungen wünscht das Morgenblatt besonders, aber auch Skizzen.

Ein Aufsatz oder Aufsätze über das Verhältniß der Schweizer und der Schweiz zu den Deutschen und Deutschland jetzt und in der Zukunft, zumal im Sinne der Annäherung, würde mir für die Vierteljahrsschrift sehr lieb sein.

Ich glaube alles gesagt zu haben, was Noth thut, und schließe wie der Raum zu Ende ist.

In ausgezeichneter Hochachtung

Stuttgart, 24. V. 61. Georg v. Cotta.

Vielleicht hat bei diesem klugen Ausbiegen die Erfahrung mitgewirkt, die Cotta mit Kellers Promptheit in Ablieferung von Manuskripten beim Mythenstein-Aufsatz gemacht hatte. Jedenfalls aber entspricht die in dem Briefe geäußerte Ansicht über das Tempo und den Charakter poetischen Schaffens vollständig der Psychologie von Kellers Art zu arbeiten. Eine Verpflichtung zu regelmäßiger Schriftstellerei im Solde des Cotta'schen Verlages hätte zu noch weit mühsameren Verwicklungen führen müssen als die Bindung, die Keller wegen der Galatea-Novellen gegenüber Franz Duncker eingegangen war. (Vgl. meinen Aufsatz „Gottfried Keller und das Dunckersche Haus in Berlin", Deutsche Rundschau, Okt. und Nov. 1912.) Keller war schlechterdings nicht zum Bücherfabrikanten und Tagesschriftsteller geschaffen. Und das sah er nachträglich selber ein; er hat Cottas Brief folgendermaßen beantwortet:

Hochzuverehrender Herr!

Ich statte Ihnen meinen ergebensten Dank ab für Ihre freundliche Aufnahme und Beantwortung meines unmaßgeblichen Vorschlages. Wenn Sie auch auf die spezifische Form desselben nicht eingingen, so kann ich mich auch mit Vergnügen zur Bewahrung völliger Freiheit verstehen in Verwendung der Zeit. Was Sie mir über die Verhältnisse zu den Herren Redaktoren bemerken, ist mir um so weniger irgendwie entgegenstehend, als ich nicht gedenke, unbequeme oder taktlose Zumuthungen zu machen. Ich werde gegen den Monat Juli hin also nun den Versuch machen, im besprochenen Sinne eine mehr anhaltende Schriftstellerei zu beginnen und empfehle mich bis dahin Ihrem freundl. Wohlwollen mit

ausgezeichneter Hochachtung

Dero ergebenster

Zürich, den 3. Juni 1861. Gottfr. Keller.

Digitized by Google

Aber nicht einmal aus diesem Versuch einer „anhaltenden Schriftstellerei" für Cottas Unternehmungen ist Ernst geworden. Am 14. September 1861 wurde Gottfried Keller zum ersten Staatsschreiber des Kantons Zürich gewählt; es war eine Lösung aus inneren und äußeren Schwierigkeiten, die für beide Teile, den Dichter und den Staat, gleich vorteilhaft war. Und die Pflichten, die das Amt brachte, machten denn auch eine ausgiebigere Mitarbeit an Cottas Journalen überflüssig und unmöglich. Das meldet der letzte in dieser Sache geschriebene Brief Kellers an Georg v. Cotta:

Hochzuverehrender Herr!

Die Abrede, nach welcher ich für Ihre Deutsche Vierteljahrsschrift, Morgenblatt u. A. Augsb. Zeit. zuweilen Aufsätze und Correspondenzen liefern wollte, ist in ihrer Wirkungskraft früh beschränkt worden. Denn eben, als ich beginnen wollte, meine Einsendungen regelmäßiger folgen zu lassen, fügte es sich, daß mir das Amt eines ersten Staatsschreibers in Zürich übertragen wurde. Ew. Hochwohlgeboren werden nun wohl begreifen, daß mir die Zeit für eine derartige Thätigkeit gebricht, indem ich besonders für den Anfang durch die sehr nöthige Einübung der Geschäfte gänzlich in Anspruch genommen bin. Dennoch ist mir das Amt in dem Sinne übertragen und von mir übernommen worden, daß der Poet und Schriftsteller dabei nicht verloren gehe, sondern im Gegentheil dadurch einen festeren Halt im Leben gewinne. Ich erlaube mir demnach vorauszusetzen, daß eine freundliche Aufnahme gelegentl. Zusendungen mir bei Ew. Hochwohlgeboren gesichert bleibe.

Mit vollkommener Hochachtung und Ergebenheit

Zürich, den 25. Sept. 1861. Gottfr. Keller.

Worauf Cotta erwiderte:

Verehrter Herr!

als ich Ihre Ernennung in den öffentlichen Blättern gelesen, zu der ich herzlich Glück wünsche, dachte ich gleich, daß Sie dadurch an häufigeren Beiträgen verhindert sein würden.

Nun, wenn auch seltener, werden meinen Zeitschriften Ihre Mittheilungen doch immer willkommen sein.

Hochachtungsvoll

Stuttgart, 6. X. 61. Georg v. Cotta.

Digitized by Google

Die Hunde des Pandolfaccio.

Von Paul Enderling.

Der Fremde zuckte etwas zuſammen, als der Knecht die Hunde einließ.

Es waren hohe, ſtarkknochige Tiere, deren Füße ſchwer auf die Flieſen tapſten. Sie waren vom Regen naß, wie aus dem Fluß gezogen. In hundert kleinen Bächen rann das Waſſer von ihrem Fell auf den Boden.

Der Sturm warf die Türe, noch ehe der Knecht ſie von draußen ſchließen konnte, gleich wieder zu. Wie ein Schuß dröhnte es durch das einſame Haus.

Die Hunde knurrten leiſe, als ſie an dem fremden Mann vorbeiſtrichen. Im rötlichen Widerſchein der Kaminglut glommen ihre Augen.

„Es waren meines Herrn Pandolfo Lieblingshunde," ſagte der Alte.

Der Fremde ſtutzte.

„Pandolfaccio war Euer Herr?"

„Ja, den ſie den Pandolfaccio nannten." Es klang wie ein Seufzer.

Der Fremde lachte, aber ſeine Augen irrten umher. Seine Augen waren nicht froh. Seine Augen fragten: „Herr Gott, wo haſt du mich hingeſchickt auf der Flucht vor Regen und Wind?"

Doch ſeine Stimme übertönte die Sprache ſeiner Augen. Er ſprach laut und knarrend: „Die ganze Romagna hat gelacht über Euern Herrn, damals, als er ſeine Hunde wiederhaben wollte."

„Ja, es war nicht klug, was Pandolfo tat —"

„Pandolfaccio," verbeſſerte der Fremde lachend. „Ja, Pandolfaccio," wiederholte er, als wolle er den Anderen die Verachtung, die in dieſer Umformung des Namens ſeines Herrn lag, ganz koſten laſſen.

Aber der ſchwieg und ſtarrte vor ſich hin.

Der Regen ſchlug an die Scheiben. Das Feuer lohte hoch auf. — — —

Beide dachten jener Szene im Lager der Borgia-Truppen, der ſie beigewohnt, der Alte als Majordomus Pandolfos, der Junge

Digitized by Google

als Soldat im Heere Cesare Borgias, der sich damals die Romagna unterwarf.

Pandolfos Burg war im Sturm von den Truppen des Valentino genommen worden. Mitten im Frieden. Ihn selbst, der ein Krüppel und ein schwächlicher Mensch war, ließ man frei. All sein Besitz, von den Goldkassetten bis zu den Hunden, wurde eine Beute des Siegers.

Als er eine Woche im Exil war, sandte er einen Brief an Cesare Borgia und bat um seine Hunde.

Der Sekretär, der den Brief las, schrieb, er solle sie sich holen, wenn er sie begehre.

Und es war ein großes Gelächter im Gefolge des Herzogs, dessen Sinnen auf die Eroberung ganz Italiens stand, über Pandolfaccios bettelnden Brief und die Antwort darauf.

Man hatte in vielem Erleben und Geschehen des Kriegs die Sache fast vergessen, als Pandolfaccio wirklich im Lager von Cesena erschien.

Anfangs erkannte ihn Keiner.

In dem scheu dahinschleichenden Jüngling, dessen Gebresten nur wenig durch das weite Gewand verdeckt war, hätte man am ehesten einen der Vielen vermutet, die dem siegreichen Heere folgten, um Vorteile von der Beute zu erlangen oder ihren Hunger zu stillen.

Er lächelte traurig und verlegen. Sein schmales, unschönes Gesicht hatte einen seltsamen, hilflosen Ausdruck.

Ein wenig Hoheit lag wohl noch in seinem Wesen und in seinen langen schmalen Händen. Aber man mußte ein guter Beobachter sein, um das zu erkennen. Hier kümmerte sich zunächst Niemand um ihn.

Trunkene stießen ihn an; Troßbuben bettelten; ein Pulverwagen hätte ihn fast überfahren.

Eine Weile stand er zögernd am Eingang der Zeltreihe, über der die herzoglichen Fahnen wehten.

Sein Lächeln wurde noch um einen Grad scheuer, als er nach dem Herzog fragte. Cesare Borgia aber war bereits weiter gezogen — gegen die Florentiner, wie es hieß. Genaues mußte man nicht oder wollte man nicht wissen.

„Was wollt Ihr?“ fuhr ihn ein Diener an. „Geht zum Troß. Da gibt es Brot und vielleicht auch Wein, wenn Ihr recht bittet.“

Digitized by Google

„Ich bitte nicht darum," sagte er, und sein mattes Lächeln verließ ihn noch immer nicht. Doch zögerte er, weiter zu sprechen.

Der Andere wurde neugierig.

Einer, der von den Vorteilen, die im Lager eines siegreichen Heeres zu finden waren, nichts wissen wollte, war ihm noch nicht vorgekommen.

„Ei, so wollt Ihr wohl ein Pferd aus dem Marstall des Valentino?" höhnte er. „Oder eine purpurne Schabracke oder seine Jagdmeute?"

„Ja," war die Antwort, „wegen der Hunde komme ich."

Und Pandolfaccio entfaltete mühsam — denn seine Hände zitterten — das Schreiben, das man ihm übersandt.

Der Diener konnte nicht lesen, aber er begriff im Nu.

„Der Pandolfaccio seid Ihr? He, Freunde!" Und seine Stimme überschlug sich schier vor Hohn. „Wißt Ihr, welch erlauchter Besuch im Lager ist? Der Pandolfaccio!"

Von allen Seiten kamen sie nun herzu.

Erst langsam, vorsichtig, denn sie fürchteten, einem Scherz zum Opfer zu fallen. Als aber die Ersten in das Lachen des Dieners einstimmten, kamen ihrer mehr und mehr.

Die Bratspieße wurden nicht weiter gedreht. Die Würfel rollten aus dem erhobenen Lederbecher über das Trommelfell auf den Boden. Die Männer lösten sich von den Helmen, aus denen sie den Wein tranken, von den Hüften der Mädchen, von den Goldwagen, auf denen geschäftige Händler die erbeuteten Schmucksachen abschätzten.

Ein ganzes Meer von Menschen, von erregten, schreienden Menschen wogte um Pandolfaccio.

Seine Haltung wurde schlaffer. Sein Kopf versank noch mehr in den Schultern. Seine Augen schienen bisweilen über alle hinweg, durch alle hindurch zu sehen, so, als umstünde die Menge ihn gar nicht; sie sahen mitunter gleichsam nach innen. Vielleicht suchte er in diesem Augenblick Trost und Stütze in Versen des Theokrit, in einer Zeile der Stoiker.

„Pandolfaccio holt sich die Hunde!" schrie der Diener wieder. Und wieder erhob sich ein Sturm von Gelächter.

Die Lagerdirnen kreischten um ihn. Sie schrieen ihm gemeine, unflätige Worte ins Gesicht.

Digitized by Google

Er sah sie scheu an und lächelte sein seltsam verlorenes Lächeln.

„Die Hunde," sagte er, „wo sind die Hunde?"

Die Soldaten, die ihn umstanden, machten derbe Späße über den, der ein Fürst war von Geblüt und ihnen ein Narr schien von Gesinnung.

„Wenn du die Hunde sehen willst," sagte Einer, „dann mußt du erst einmal wie ein Hund bellen. Belle, Pandolfaccio!"

„Ja, ja, belle, belle!" wiederholten sie alle johlend und kreischend und sich vor Lachen die Seiten haltend.

Langsam sah er sich im Kreise um. Nicht Zorn über die Schmähungen, noch Verzagtheit über das Aussichtslose seines Tuns schien ihn zu ergreifen. Er sah sie alle prüfend an, als sei er neugierig, wie weit sie es noch treiben würden, wie weit Menschen es mit einem Menschen treiben könnten. . .

Einer der Hauptleute durchbrach den Kreis.

„Pandolfaccio ist da!" schrie es ihm von allen Seiten entgegen.

Er salutierte übertrieben tief vor Pandolfaccio, der diese Ehrenbezeugung für echt zu halten schien. Denn er erwiderte sie und überreichte ihm das Schreiben.

„Man hat ihm erlaubt, zu den Hunden zu kommen — man zeige sie ihm!" rief der Hauptmann und wandte sich mit einer Geberde des Ekels ab. Es war seinem lederfarbenen, faltigen Gesicht schwer anzusehen, ob ihn die unwürdige Schwäche des Bittstellers anwidere oder der feige Tumult der Menge. — — —

All diese bunten grellen Szenen zogen vor dem Blick der beiden Männer vorüber.

Und wie in Anknüpfung an eine Frage sagte der Fremde: „Er hat die Hunde nicht bekommen. Er sah sie nur durchs Gitter, so sehr sie auch heulten und nach ihm verlangten." Und er lachte sein böses Lachen.

„Ein Hund war frei," sagte der Alte. „Das Bologneserhündchen, das ihm die Lukrezia geschenkt hatte. Deswegen war er gekommen."

„Deswegen?"

„Ja. Es ging ihm nicht um die Jagdhunde, um diese hier. Obschon es die beste Meute Italiens ist. Der Gonzaga ließ seine

Digitized by Google

Hündinnen von ihnen decken. Nein, ihm ging es um das Bologneserhündchen, das ihm die Lukrezia geschenkt hatte, Ihr wißt, die jetzt die Geliebte des Kardinal Riario Sforza ist."

„Ein rechtes Luder ist sie," fiel der Fremde ein. „Ich sah sie in Rom, wie sie vor dem ganzen Volk als Nymphe einem Brunnen entstieg, hehehe. Nun, dann sah er den Köter ja?"

„Es war seltsam," fuhr der Alte langsam fort. „Gerade dieser Hund erkannte ihn nicht. Er schnappte nach ihm. Er wollte seinen früheren Herrn beißen!"

„Davon habe ich nichts gesehen —"

Der Alte blickte ihn an.

„— nichts gehört!" verbesserte der Fremde. Und da der Alte ihn noch immer anstarrte, setzte er hastig hinzu: „Von einem Landsmann, der dabei war."

„Hat der auch mit angesehen, wie ein Soldat meinen armen Herrn ins Genick schlug, also, daß er tot am Gatter der Hunde niedersank?"

„Ja," sagte der Fremde. „Aber wir sollten von anderen Dingen reden." Und er blickte hinüber nach den grünen Punkten, die aus dem Dunkel des Zimmers leuchteten. Das waren die Augen der Hunde, die dort aufgerichtet saßen. . . Alle saßen. . . Keiner lagerte sich am Herd.

„Seine Frau Mutter ließ ihn als Kind fallen. Seitdem ist er schwach und anfällig geblieben." Der Alte sagte es leise, und es klang, als entschuldigte er sich selber gegen Schmach und Schande.

„Und Ihr habt die Hunde jetzt?"

„Ja. Als am nächsten Morgen das Lager abgebrochen wurde, kümmerte sich keiner um sie."

Der Alte schürte die Glut im Kamin. Sein Antlitz war Blut und Feuer.

„Es ist erst ein Jahr her, und schon ist er vergessen. Ungerächt und ungesühnt ist er liegen geblieben. Verscharrt wie ein Erzschelm, wie ein Aussätziger, wie vom Rad." Er schlug mit dem Schüreisen auf die Hölzer, als schlüge er auf einen Feind ein. — Als schlüge er auf den Mörder seines Herrn ein — —. Eine Garbe von Funken schoß auf.

Der Fremde erhob sich halb und blickte in die Nacht hinaus. „Ich möchte fort," sagten seine Augen. Der Alte sah die Hände,

Digitized by Google

die sich an das Fensterbord klammerten: „Es ist eine furchtbare Nacht. Gomorrha geht zum zweiten Mal unter. Weh dem, der jetzt draußen sein muß!“

Der Fremde ließ sich wieder im Stuhl nieder. Zögernd. Seine unruhigen Augen flackerten. Es stand in ihnen: „Und dennoch ist es zehntausendmal besser draußen als hier, gerade hier!“

Der schwere Stulpenhandschuh entfiel ihm.

Die Hunde schnappten danach, schnupperten an ihm herum und schienen sich auf etwas zu besinnen.

Sie gingen langsam witternd auf den Fremden zu und plötzlich standen sie wie eine Mauer um ihn.

Als er eine Bewegung der Abwehr machte, setzte eine Bracke zum Sprung an.

Der dramatische Schriftsteller und das Kinodrama.

Von Joachim zu Putlitz.

Bei der letzten Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins füllte einen nicht unbeträchtlichen Teil der Tagesordnung der Fall „Kinematograph“ aus.

Mehr als wohl die meisten anderen Interessenten sind die Bühnenleute von dem Überhandnehmen der Kinokunst bedroht, und es wurde daher eine ganze Reihe von Vorschlägen gemacht, wie man der Konkurrenzgefahr begegnen könne. Es wird später noch davon die Rede sein, wieweit derartige Abwehrmaßregeln möglich und praktisch sind.

Hier möchte ich zunächst eine Frage erörtern, die halb zufällig in die Diskussion geworfen wurde. Es handelte sich darum, von den Mitgliedern des Bühnenvereins einen Verzicht jeglicher Tätigkeit im Interesse des Kinematographen zu verlangen, und da zu den Mitgliedern auch ein dramatischer Schriftsteller gehört — ich kann ihn, da eine Verwechselung unmöglich ist, ruhig nennen: es war Paul Lindau — so wurde von diesem verlangt, daß er künftighin dem Kino keine weiteren dramatischen Arbeiten liefern solle.

Digitized by Google

Ein Mitglied warf ihm während der Diskussion die Frage vor: „Schreiben Sie für den Kinematographen aus rein finanziellem oder auch aus künstlerischem Interesse?" Diese Frage wurde von Lindau dahin beantwortet, daß es wesentlich das künstlerische Interesse sei, das ihn zum Kinematographen geführt habe.

Ich will ohne weiteres glauben, daß diese Antwort im Bewußtsein voller Wahrhaftigkeit abgegeben wurde, denn ich kann mir denken, daß Schriftsteller, die ihre Arbeit für eine ganz neue Wirkung auf das Publikum einstellen müssen, einen Reiz empfinden, wie sie die Wirkung am eindrucksvollsten erreichen können. Es wird schließlich nicht anders sein, als bei jedem Operetten- und Schwankfabrikanten, der doch wohl in erster Linie auf die zu erwartenden Tantiemen blickt, dabei aber sicherlich am Abend der Erstaufführung vor allem für den künstlerischen Erfolg bangt, ohne in diesem Moment wesentlich an die finanzielle Seite seiner Tätigkeit zu denken; aber wenn sich Freund Lindau die Sache recht gründlich überlegt, dann wird er doch wohl zu der Überzeugung kommen, daß die finanzielle Seite bei der Arbeit für den Kino die wichtigere ist. Warum soll das auch nicht ruhig ausgesprochen werden? Eine Konjunktur, wie sie augenblicklich durch den Kinematographen für den dramatischen Schriftsteller vorhanden ist, muß zur Ausnützung der Vorteile drängen, zumal diese Konjunktur meiner Überzeugung nach schnell vorübergehen und kaum wiederkehren dürfte. Wer für den Kinematographen arbeitet, muß sein Augenmerk darauf richten, dem Publikum jeden Vorgang so augenfällig wie möglich darzubieten. Gerade die dem Dramatiker eigene Möglichkeit der innerlichen Vertiefung seiner Charaktere ist beim Kinematographen ausgeschlossen. Diese notwendige Augenfälligkeit wird aber unzweifelhaft dazu führen müssen, daß die Arbeit jegliche Wirkung an die Oberfläche drängt. Es ist die Tätigkeit des dramatischen Schriftstellers für den Kinematographen nicht mit seiner Tätigkeit als Dramenschreiber vergleichbar, sondern höchstens als Verfertiger von Pantomimen; aber diese Kunst steht doch weit hinter der des dramatischen Dichters.

Dazu kommt, daß der Reiz, den die darstellenden Persönlichkeiten ausüben, im Kino unendlich schwach ist. Hier wirkt nur das Groteske, während die körperliche Schönheit und die Grazie weder beim Mann noch bei der Frau zu irgendeiner besonderen Wirkung führen können.

Digitized by Google

Wer dem Kino dient, dient also im besten Falle einer etwas veränderten Akrobatenkunst, und für sie zu schreiben mag gelegentlich reizvoll und amüsant sein, kann aber auf die Dauer den ernsten Schriftsteller unmöglich befriedigen. Ich bin der festen Überzeugung, daß alle unsere Dramatiker, die in letzter Zeit mit dem Kinematographen in Zusammenhang gebracht worden sind, sehr bald wieder von ihm abfallen werden.

Wenn sich nun das Theater gegen die Konkurrenz des Kinos sträubt, so ist das verständlich, und diese Konkurrenz ist im Augenblick sicher brutal und gefährdet vielleicht sogar die Existenz einer Reihe von Bühnen. Aber Ähnliches haben wir schon öfter erlebt. Die ersten Wasserpantomimen im Zirkus, das Überhandnehmen der Variétés, die Erfindung der Kabaretts, das waren alles Anziehungen für das Publikum, die sicher dem Theater einen nicht unbeträchtlichen Teil von Besuchern entzogen haben; aber alles das wurde überwunden, und wenn auch die heutige Überschwemmung mit Kinos sicher in höherem Maße das Publikum dem Theater entzieht, als das bei den genannten Unternehmungen der Fall war, so wird auch diese Flut wieder abebben, ja sie wird umso eher abebben, je zahlreicher die Kinematographentheater ins Leben gerufen werden. Der Kern aller dieser Erscheinungen liegt in der „Sensation", die heute mehr denn je einen Reiz auf das Publikum ausübt, aber je verblüffender diese wirkt, desto eher stumpft sie sich selber ab, führt zu immer stärkeren Überbietungen, um schließlich an ihrer eigenen Hohlheit zu sterben.

Die Vorführung von Werken bekannter Autoren, dargestellt von ersten Kräften der deutschen Bühne, ist meiner Ansicht nach schon der Anfang vom Ende. Die Kinematographenunternehmer graben sich selbst ihr Grab. So genial die Erfindung als solche ist, so sehr sie als Lehrmittel, zur Darstellung von Naturschönheiten immer ihren Platz ausfüllen wird, so wenig wird sie ihre Existenz fristen können, wenn sie auf Abwege gerät und in die Domäne anderer Künste überzugreifen sich erdreistet.

Alles, was nun künstlich gegen die Ausbreitung der Kinos geschieht, halte ich für verfehlt und glaube, daß damit nur eine ihnen selbst dienende Reklame gemacht wird. Wenn seinerzeit die deutschen Goethebünde Stellung zur Kinofrage genommen haben, so wurde dies wesentlich von dem Gedanken geleitet, die

Digitized by Google

Jugend vor schädlichen Anreizungen zu bewahren. In dieser Beziehung ist auch entschieden in den letzten Jahren eine Besserung eingetreten.

Es war meiner Ansicht nach eine unglaubliche Entgleisung des heiligen Bureaukratius, daß die Kinematographen durch einen seinerzeit herbeigeführten Spruch des Reichsgerichtes nicht ohne weiteres dem Paragraphen der Gewerbeordnung unterworfen wurden, denen Variétés usw. unterworfen sind. Da es bei Entstehung der jetzigen Gewerbeordnung noch keine Kinos gab, konnten sie unmöglich an der Stelle geführt werden, wo sie sinngemäß zweifellos hingehören, aber der hierdurch entstandene Unsinn kann zur Wohltat werden, denn dadurch war der Kinoflut kein Damm entgegenzusetzen. So trat sehr schnell eine Überproduktion ein, die notwendigerweise eine Sättigung des Publikums zur Folge hat und die aus Gründen gegenseitiger Konkurrenz zur Erfindung immer neuer Attraktionen geführt hat und heute beim Kinodrama angelangt ist.

Ich habe mir „Der Andere" und „Quo vadis?" im Kino angesehen. Ich müßte an dem gesunden Sinne unseres deutschen Volkes verzweifeln, wenn ich annehmen sollte, daß diese Kost ihm auf die Dauer Befriedigung gewähren könnte, wenn ich befürchten sollte, daß diese öde Hohlheit wirklich eine dauernde und katastrophale Gefahr für das deutsche Theater sein könnte.

Ein Mittel gäbe es, um diese Gefahr mit einem Mal hinwegzuwischen und die Massen wieder dem Theater zuzuführen, wenn uns auf dem Gebiete der dramatischen und der musikalisch-dramatischen Produktion Meister erwüchsen, die durch ihre Werke das Publikum wirklich mitzureißen imstande wären. Einen besitzen wir, der den Anfang gemacht hat: Richard Strauß; er weiß modernes Bedürfnis mit ernster Kunst stilistisch zu vereinigen. Das wäre der Weg, den Kino zu bekämpfen. Auf, Ihr deutschen Schriftsteller, in diesem Zeichen werdet Ihr siegen, auch wenn Ihr „nur" für das Theater schreiben solltet!

Digitized by Google

Deutsche Heimatkunst.

(Hermann Kurz, „Sie tanzen Ringel-Ringel-Reihn". — Leonhard Schrickel, „Hille Bobbe". — Karl Hans Strobl, „Das Wirtshaus zum König Przemysl". — Felix Speidel, „Hindurch mit Freuden".)

Wenige Jahre sind verflossen, seit das Wort Heimatkunst als umgreifende Bezeichnung für das Schaffen einer Anzahl junger Dichter allgemeine Geltung gefunden hat. Aber Kunst ist Leben und darum ewig wandelbar. Ihr Sinn ist das Suchen nach neuen Formen für die ewige Weisheit unserer Sehnsucht, und die Schale von heute ist morgen schon ein Becher, aus dem wir gestern tranken. Nur das Entglittene duldet die Einordnung unter umfassende Worte, das lebendig Gleitende entzieht sich ihnen, oder es verbindet ihnen eine neue Deutung. Es hat auch den Begriff der Heimatkunst in diesen wenigen Jahren gewandelt und das Wort neu gedeutet. War es ursprünglich auf eine bestimmte räumlich sich bescheidende Schilderungskunst geprägt, die Bodenständigkeit in der Heimaterde des Dichters suchte, die von der Sonderart dieser umgrenzten Scholle berichten und über den Horizont der engen Heimat hinaus kaum wirken mochte, so will es heute eine Kunstgattung treffen, die wohl die heimatliche Bodenständigkeit voraussetzt, die zugleich aber die Wirkung aus der Enge in die Weite sucht. Der kleine Kreis der heimatlichen Möglichkeiten wird dieser Kunst zum Gleichnis einer Welt, und was an Glück und Not in diesem engen Rahmen eingeschlossen ist, das sind ihr Symbole, in denen sich die uferlosen Seligkeiten, die ewigen Schmerzen einer Menschheit spiegeln.

Was damals Genrebildchen und Kostümstück an sich war und uns ein Lächeln oder Staunen über die seltsamen Genossen von irgendwo im Reich entlockte, ist abgetan. In Genre und Kostüm atmet nun das Abbild unseres Lebens, spricht zu uns in der Sprache, die überall und zeitlos Geltung hat, weil sie die Sprache der tiefsten Triebe unseres Daseins ist. Brücken bauen sich zwischen jener kleinen Stadt — zwischen jener fernen aufgerührten Zeit und uns — von Herrn Klingling und seinen Träumen erzählt ein Dichter, von deutschem Trotz, der gegen Slawendünkel kämpft, ein anderer, und von dem Herzog Ulrich, der die Herzogin zum Schluß verprügeln mußte, spricht der dritte —. Uns aber grüßt bei allem dem in unser Sinnen Horazens Wort: mutato nomine de te fabula narratur!

Vom Herrn Klingling und seinen Träumen —.

Hermann Kurz heißt der Dichter, und sein Buch*) trägt den Titel: „Sie tanzen Ringel-Ringel-Reihn".

Wer: „Sie"? Nun die Millionen Menschen draußen in der Welt und die paar Tausend, die in der alten Rheinstadt wohnen, in die der Handwerksbursche Gregori Stächelin über das träumende Dorf Hildalingen und über die Rheinbrücke mit ihren stillvergnügten Zöllnern und Grenzaufsehern zog. Und wie der Gregori dann witternd durch die Straßen schritt und mit klugen, welterfahrenen Augen die Häuser und

*) J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Digitized by Google

die Plätze musterte, die Menschen auf die Summe ihrer Kräfte abtarierte, die Wiesen auf die Zahl der möglichen Parzellen schätzte und die hohen Pappeln und die lieben Birken auf die Klafter von gutem Holze, das da doch eigentlich recht unnütz grünte, da war es, als hielte mit dem hageren und glatten Handwerksburschen die neue Zeit selbst ihren Einzug in dem alten Basel. Höbe die Flöte an die Lippen und begänne ihr Lied, riefe und lockte, daß diese Stillen und Versunkenen erwachten, sich regten und den klingenden Rattenfängermelodien im Tanze folgten.

Ganz anders wurde da das Leben in der Stadt! Gleich mit dem Herrn Gregori Stächelin begann der Wandel, denn der war ja nun gar kein Handwerksbursche mehr, seit er sich für ein gutes Drittel seines mühsam ersparten Geldes ein neues „Habitlein" hatte schneidern lassen und seit er zum Entschluß gekommen war, als Baubeflissener sein Glück zu wagen. Und auf den Herrn Klingling griff er über, der mit Herrn Schönlein die junge Bank „Rhein" bisher so glücklich leitete, daß der alte Herr von der Dalben, der vorher doch alles alleine eingesackt hatte und viel zu vornehm und patrizisch war, als daß er sich den Ärger jemals hätte merken lassen, manchmal, wenn er allein war, richtig fluchte. Denn Herr Klingling tanzte nun tüchtig mit und vergaß die engen und dürftigen Anfänge, aus denen er kam, und träumte am Abend seiner arbeitsreichen Tage von ungeheurem Besitz, von großer Macht und von Siegen über die Anderen. Kühne Pläne spann er, und starke Taten führte er aus. Wo das Dorf Hildalingen drüben über der Rheinbrücke geträumt hatte und wo die beiden jungen Brüder Jakobus und Pius Hecht zuhause waren, dort baute er einen riesigen Vergnügungspark mit Restaurant und Rennplatz und anderen weltstädtischen Dingen, die dem der Lust abholden Oberstlehelfer Sträckelin und dem Herrn von der Dalben und Herrn von Techel ein Greuel und Scheuel in den sittlichen Ohren waren. Auf der Rennbahn aber traf der Jakobus die Dilde wieder, dieses Prachtmädel, das den reichen Seidenherrn zum Vater hatte und das den Jakobus doch viel lieber mochte als den viel feineren jungen Herrn von der Dalben. So tritt denn auch die Liebe in das Spiel, und sie tanzen in Paaren: Jakobus und die Dilde, der junge flügellahme Dichter Gusti Leisinger mit der Marietta, der lebensfluge Pius mit dem koketten Klärl — nein, mit der Anneli! Das Klärl nimmt dann lieber den Josephli Bell, der zwar ein Metzger ist, aber ein verliebter Metzger und einer mit Dampfbetrieb und mit viel, viel Geld. Und unterdessen führt das Leben die zwei Gruppen, die Alten um den Herrn von der Dalben, die Jungen um den Herrn Klingling, der nun Parteiführer und gar Minister ist, zum Kampfe. Ist's wirklich Kampf, weil Herr Klingling am Ende von dunklem Leid umnachtet darüber stirbt, weil der kühle und feine Herr von der Dalben gallig und alt darüber wird, und weil die Einen, von der neuen Welle hochgetragen, sich Sieger dünken über die Andern, die versanken? Oder ist auch das nur ein Takt aus jenem ewigen Rhythmus, der alle Kräfte auf und nieder fluten läßt, ein winziger Ausschnitt aus dem Spiel des Lebens, das denen grausam, hart und bitter scheint, die immer nur das kleine, eigene Schicksal sehen, und denen als die ewige Harmonie, die zur Erkenntnis fanden: Tropfen sind wir in dieser Flut. —

Dieses Erkennen ruht über dem neuen Buche des jungen Schweizer Dichters Hermann Kurz und sammelt Freud und Leid der Menschlein

Digitized by Google

seiner Dichtung mit überlegenem Humor zu einem bunt und stark bewegten Spiel. Wie ein Stück feiner und intimer Stadtlegende aus dem neuen Basel lesen sich die Blätter und halten doch ein Spiegelbild von der an keinen Ort gebundenen Legende menschlicher Fortschrittskämpfe in sich eingeschlossen, die über tausendfache Streberei und über Selbstsucht, Zettelungen und Beschwerden am Ende doch zum Siege des Gesunden führen. Nicht viele Erzähler sind unter uns, denen das Geschick echten Humor gegeben hat — Hermann Kurz gehört zu ihnen, und sein Weg wird ihn zu all jenen führen, die das Werk Wilhelm Raabes lieben oder die Kunst Ludwig Richters.

Um Humor wirbt auch Leonhard Schrickel in seinem neuen Roman „Hille Bobbe“*); aber was bei Kurz als selbstverständliche und liebenswerte Wesenheit am Werke haftet, ein Teil der Dichtung selbst ist, das wirkt hier gleichsam als eine Zutat, die der Verfasser bewußt und willentlich verwendet, um den Figuren seines Buches ein besonderes Gewand zu geben. „Hille Bobbe“ — der Titel läßt an Haarlem denken, an dunkle Kanäle und ruhende Grachten; im luftigen Turm der Grooten Kerk schwingen die Glocken, und unten irgendwo in den schmalen rotgeziegelten Gäßchen wird des Frans Hals grinsende Hexe lebendig. — — Aber Schrickels Heldin hat mit dieser kunsthistorischen Hille Bobbe des Berliner Museums nichts zu tun, und auch mit der zweiten Bobbe, die Hals zusammen mit dem Raucher malte und die in Dresden hängt, ist sie nur durch einen Scheffel Fische verwandt. Schrickels Roman führt nach Motzental an der Weißeritz, das, wenn man dem Dichter glauben darf, fünfzigtausend Einwohner und zweiundneunzig Ehrenbürger hat, und den Hexennamen hat ein derbes, vierschrötiges Fischweib entlehnt, das unter der nach Heringen riechenden Schale eine gar erfreulich duftende Seele birgt. Hille Bobbe ist Mutter. Sie hat ein uneheliches Kind, die Jungfer Lore. Aber Lore, die als Nummer 193 in der Staatsfürsorgeanstalt herangewachsen und nun beim Seifensieder Zipf in Stellung ist, soll nicht erfahren, daß sie eine Tochter dieser übelbeleumundeten Fischfrau ist, soll nicht durch diese Last der Zugehörigkeit gedrückt werden. Und Hille Bobbe trägt ihre verzehrende leidenschaftliche Mutterliebe einsam — bis der sonst höchst verneinende Magister Wilhelmmichael Pfutz das arme und unbedeutende Ding, die Lore, in einer Frühlingsnacht verführt hat und nun der durchbrechende Schmerz der Hille Bobbe die Lippen öffnet. Um diese kleine Lore bewegen sich die beiden Gestalten, die als Träger zweier Weltanschauungen dem in die engen Grenzen einer sächsischen Mittelstadt gestellten Romane eine tiefere Bedeutung geben: Wilhelmmichael Pfutz, der skeptische Fatalist, der trotz der vielen Hilfen, die ihm das Leben gibt, zugrunde geht, und Oswald Frohwein, der gläubig Schaffende, der sich gegen alle Widrigkeiten behauptet. Wahrhaftig wirkt keine von beiden Figuren in Schrickels Zeichnung, aber wahr ist die Idee dieses Gegenspieles, und dankenswert der Wille des Dichters, es in Romanform zu gestalten. Wir glauben nicht an Wilhelmmichael, wenn er zu seinem Vater spricht: „Ist's nicht egal, ob wir auf dem Straßenpflaster liegen oder auf einem Schwiebusschen Strohsack? Das Gleichgewicht des Universums bleibt erhalten —“ und wenn er die

*) Schuster & Loeffler Verlag, Berlin.

Digitized by Google

schluchzende Lore tröstet: „Ob du das Kind gebierst oder eine andere, ist ganz egal und ändert am Weltwesen so wenig, als wenn du eine Seifenblase steigen läßt. Der Sämling wird seine zehntausend Kilo Luftdruck auf sich nehmen und damit basta.“ Aber wir glauben auch nicht an den süßen Schluß des Romans, der Oswald Frohwein neben Lore als Sieger über alle Härten des Lebens zeigt.

Was hier fehlt, ist die natürliche Einfachheit im Aufbau des Ganzen, im Stil des Besonderen. Humor ist eine Blüte der Schlichtheit und wird zu einem Zerrbild, wenn er auf Wirkung ausgeht oder sich gar mit Pathos gibt. Beides unterläuft hier, Gesuchtheit und Mangel an Geschmack schädigen den Eindruck mancher sonst schönen und wertvollen Stelle. Gesuchtheit auch im Ausdruck: Lore ist ein uneheliches Kind — hier heißt sie „Buhlwaislein“ und „Schuldbalsam“ und „Schandewichtchen“. Die Lampe ist ein „Leuchtmaschinchen“, und als Wilhelmmichael die Lore anborgt, da „laugt er an ihres Beutels Zitzlein“. —

Nach Böhmen, in die alten Gassen des goldenen Prag, in denen Licht und Schatten so nahe beieinander wohnen wie sonst in keiner Stadt, führt Karl Hans Strobls neues Buch „Das Wirtshaus zum König Przemysl“*), und der leidenschaftliche Trotz des Deutschen, der um den Boden unter seinen Füßen gegen die andrängenden Stürmer der fremden Rasse kämpft, reckt sich aus seinen Blättern. Im Grund erzählt Strobl eine einfache Liebesgeschichte: Der deutsche Student ist in dem alten Hause, darin er wohnt, einem schönen Tschechenmädel begegnet, und ein Antrieb aus Eitelkeit und Prahlerei läßt ihn alle heimlich gärende Zwietracht der Stadt mißachten, treibt ihn wieder und wieder in die Nähe der schönen Wirtstochter. Aber sie lehnt ihn ab, und hinter ihrem Zorne steht der geduckte, sprungbereite Haß der fanatisierten Slawin. Haßt sie ihn wirklich? Liebt er sie jetzt? Sie ist die Gefahr! — Die Unruhen wachsen, immer wieder kommt es zu schweren blutigen Zusammenstößen, und unten im „König Przemysl“, in dem Ludmillas Vater hinter dem Schanktische steht, werden weitere Anschläge beraten. Als der Student eines Abends nach Hause kommt, fühlt er im Torflur plötzlich eine Hand auf seinem Arm — Ludmilla. Sie warnt ihn, in sein Zimmer hinaufzugehen, denn ein Dutzend junger Tschechen lauert dort auf ihn. Erst denkt er an eine Falle, dann folgt er ihr. Sie versteckt ihn in ihrer Kammer, und er wird in der Nacht, in der die andern in blinder Wut alles Geräte der Wohnung da oben zertrümmern, ihr Geliebter. Als eine Flamme tilgt die Liebe alle Gegensätze. Da er nun eine neue Wohnung nimmt, zieht Ludmilla zu ihm, und sie erleben ein tiefes Sommerglück, bis dann das Mädchen der Rache ihrer Landsleute zum Opfer fällt.

Einfach ist all das vorgebracht, gibt ein Menschenschicksal, das sich am Fuße des Hradschin, unter dem wallenden Geläute des Veitsdomes erfüllt, ein Schicksal, das so nur in Prag zu denken ist, in Prag, das heute mild zu lächeln scheint und morgen finster droht, in dessen träumerischen Heiterkeiten selbst ein Funken seiner Härte nie ganz erlischt. — Und gibt doch mehr, gibt das Erkennen: So ist deutsche Art in ihrem offenen Kampfe, und so ist das Wesen jener anderen, die uns fremd sind und fremd bleiben werden.

*) L. Staackmann Verlag, Leipzig.

Digitized by Google

Noch von einem weiteren Buche soll hier gesprochen werden, von Felix Speidels Novellen „Hindurch mit Freuden" (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin), die einen neuen Mann aufs beste in die Reihe der stark und ehrlich Schaffenden einführen. Speidels alter Schwabenname hat guten Klang in der Kunst. Die kritischen Essays Meister Ludwigs sind unvergessen bei all jenen, die ein mannhaftes Urteil in einem klaren Deutsch gerne lesen. Mannhaftigkeit und klare Kraft zählen zu den Vorzügen auch des Erzählers Felix Speidel, der hier ein halb Dutzend Novellen aus einer geschichtlich gewordenen Zeit Schwabens gibt. Was diese Arbeiten aus der Menge historischer Erzählungen hebt, ruht in des Dichters Kunst, die Zeit von einst und ihre Menschen richtig zu sehen, sowohl das Wandelbare in seinen Gegensätzlichkeiten zu unseren Tagen wie das ewig Gleiche. Wandelbar sind die Lebensformen, über dem Wandel der Zeiten stehen die Triebe des Menschenherzens. Die in diesen Novellen in Tracht und Geste lang entschwundener Tage über den prangenden Boden Schwabens schreiten, sind Menschen unserer Art — die hingegangene Zeit hat keine Mauern aufgerichtet zwischen uns und ihnen. Die Apfelblüten, mit denen der Herzog Frau Hadelwig bekränzt, stehen so reich in jedem neuen Jahr, und der Herr Herzog selbst lebt hundertfach unter den jungen Schwaben, die noch Jünglingsträume hinter der Männerstirne tragen. Das Herz von Speidels lang vergangenen Menschen geht im Takt unserer Herzen, und ihre Lippen sprechen unsere Sprache, wissen nichts von dem seelenlosen, geschraubten Undeutsch, das lange Jahre als ein Fluch über den Dialogen historischer Romane lag. — Der junge Herzog Ulrich, der ein freier Kraftmensch und in stillen Stunden ein Dichter ist, liebt die Frau seines Freundes und Stallmeisters von Hutten. Er liebt sie mit der Sehnsucht des Glückshungrigen, den zuhause die fremde, bösartige Frau erwartet. Aber er liebt auch den Freund. Und da er keinen Weg mehr sieht, spricht er in seiner Wirrnis zu dem Freunde von seiner Liebe zu Hadelwig, sagt ihm: Dir ist sie wenig und mir alles — laß mich sie lieben! Und der Freund zerrt das keusche Wort des gequälten Herzens in den Dreck der Trinkstube und gibt es allen preis. So wird der Herzog zum Gespött der Herzogin, die ihn vor allen Gästen höhnt: „Goldgelockter Phöbus, — ich sieh' dich an, laß mich deinen Stallmeister lieben!" Da erschlägt der verratene Mann den Freund. Sein Regiment ist aus, er sieht das Ende. Hindurch mit Freuden! Und ehe er scheidet, verprügelt er zum guten Schluß die Herzogin.

Wir wollen uns nach diesem Buche auf den Tag freuen, an dem Felix Speidel uns seinen ersten geschichtlichen Roman schenken wird!

Karl Rosner.

Digitized by Google

Tagebuch

Unsere innere politische Lage.

Die Frage, wie sich unsere innere Politik in der nächsten Zeit gestalten wird, ist zurzeit vielleicht noch etwas schwerer zu beantworten als sonst. Es ist ja niemals leicht, in Dingen so verwickelter Art, wie es die politischen Vorgänge zu sein pflegen, auch nur ein wenig hinter den Schleier zu sehen, der die allernächste Zukunft verhüllt. Gegenwärtig jedoch will es uns scheinen, als ob dieser Schleier besonders undurchdringlich sei. Daraus könnte wohl mancher den Schluß ziehen, daß wir uns auf allerlei unliebsame Erscheinungen gefaßt zu machen hätten. Wir Deutschen sind ja in der Politik geborene Pessimisten; wenn etwas sich nicht ganz so gestaltet, wie wir erwartet haben, oder wenn das politische Wetter etwas neblig ist, so lassen wir uns sehr leicht die Laune verderben und heften den Blick mit Vorliebe auf die weniger erfreulichen Merkmale der Lage. Mancher wird auch in unsern Tagen unter dem Eindruck der Parteigefechte stehen, die in der parlamentslosen Zeit mit besonderem Eifer in den Spalten der Presse ausgefochten werden, und er wird sich vielleicht dabei der Bemerkung nicht erwehren können, daß in den meisten Betrachtungen dieser Art auffallend wenig Richtunggebendes für die nächste Zukunft gesagt worden ist. Man knüpft an die Ereignisse des Sommers an, sucht die Haltung der eigenen Partei in möglichst glänzendem Lichte darzustellen, zankt sich mit den andern herum und gerät dabei nur zu leicht in Erörterungen hinein, die eine künftige parlamentarische Verständigung mehr zu erschweren als zu erleichtern scheinen.

Angesichts dieser verwirrenden Eindrücke wird es notwendig sein, die wichtigste politische Erfahrung des letzten Sommers im Gedächtnis zu behalten und sie als Hauptsache in den Mittelpunkt zu stellen, nämlich die Bewilligung der Wehrvorlage und der zugehörigen Deckungsvorlagen durch den Reichstag. Das ist eine Tatsache, die durch vergleichsweise nebensächliche Erörterungen parteipolitischer und taktischer Natur nicht ihrer Bedeutung entkleidet werden kann. Sie sagt uns, daß der Reichstag in einer großen, entscheidenden Frage das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit für das Wohl und Wehe des Reichs über die parteipolitische Engherzigkeit hat triumphieren lassen. Deshalb braucht man im Interesse der Weiterentwicklung noch lange nicht auf die Kritik des vom Reichstag Geleisteten zu verzichten. Man kann mit vielen seiner Beschlüsse nicht einverstanden sein, auch sonst in unseren parlamentarischen Verhältnissen vieles anders wünschen, aber alles das ändert nichts an der Hauptsache. Weshalb sollen wir uns nicht dieser starken Bürgschaft für die nächste Zukunft freuen?

Digitized by Google

Seit dem Jahre 1909 leben wir in einer Zerfahrenheit der Parteiverhältnisse, wie wir sie ärger noch niemals gehabt haben. Und doch ist von einem Versagen der parlamentarischen Maschine bisher noch nicht die Rede gewesen. Als der jetzige Reichskanzler sich zum ersten Male in dieser Eigenschaft vor dem Reichstage aussprach, gab er der Zuversicht Ausdruck, daß der „Zwang zur Arbeit" die verfeindeten Parteien doch wieder zusammenführen werde. Damals fiel dieses Wort auf harten, steinigen Boden; die einen machten sich darüber lustig, die anderen gingen achtlos darüber hinweg. Während man sonst in der Politik gern nach Schlag- und Stichworten fahndet, hatte man sich damals in der Verbitterung und Verbissenheit der herrschenden Stimmung so von Ungerechtigkeit gegen die neue Regierung vollgesogen, daß man auch gegen die treffende Kennzeichnung der Lage aus dem Munde des Reichskanzlers unempfindlich geworden war. Inzwischen hat es sich wieder durchaus bewahrheitet, daß politische Notwendigkeiten auch dem verbissensten Parteimann einen Zwang auferlegen, der es ihm auf das stärkste zum Bewußtsein bringt, daß etwas zustande gebracht werden muß.

Es fragt sich, ob aus der Art, wie der „Zwang zur Arbeit" auf das Verhalten der Parteien während des letzten Tagungsabschnittes des Reichstages gewirkt hat, irgendwelche Schlüsse auf die Beziehungen der Parteien bei dem Wiederzusammentritt des Reichstages gezogen werden können und ob diese Verhältnisse Aussicht auf einige Dauer haben. Mit andern Worten: Haben die parlamentarischen Ereignisse im letzten Sommer eine neue Lage begründet, eine andere Gruppierung der Parteien, oder ist darin alles noch beim alten geblieben? Ich glaube, man darf hierin nicht zu schnell urteilen und muß sich gegenwärtig halten, daß die Meinungen, die schon von einer fertigen neuen Gruppierung der Parteien sprechen, den Wunsch zum Vater des Gedankens machen, soweit sie nicht überhaupt auf parteitaktischen Hintergedanken beruhen.

Das Kennzeichen der Lage bei den entscheidenden Abstimmungen über die wegen der Wehrvorlage eingebrachten neuen Steuerentwürfe war die Isolierung der Konservativen. Es war ja eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß gerade diese Partei zuletzt gegen die Vorschläge stimmte, durch die für die Verstärkung der Wehrkraft des Reichs neue, umfassende Mittel beschafft werden sollten. Daß die Partei dabei ihren Traditionen und Bedürfnissen gegenüber in eine völlig schiefe Lage geraten war, konnte wohl nicht bezweifelt werden und wurde auch sicherlich in den Reihen der Partei selbst schwer empfunden. Aber da es in der Parteipolitik nirgends das offene Eingeständnis eines Fehlers geben kann, so mußte man sich eben anders helfen und allerhand schwerwiegende sachliche Gründe zusammensuchen, aus denen man nicht anders hätte handeln können. Vor allem machten die Konservativen den Reichstag und den Bundesrat dafür verantwortlich; diese hätten ihre eigenen Vorschläge zu früh und ohne genügende Begründung fallen lassen, während die konservative Partei an ihnen festgehalten habe. Daraus schließen nun manche Politiker auf eine Verschiebung in der parteipolitischen Lage überhaupt; die Konservativen seien jetzt Gegner des Reichskanzlers geworden, mit dem sie schon längst unzufrieden seien. Außerdem sei durch die Verständigung des Zentrums mit den Liberalen das enge

Digitized by Google

Verhältnis zwischen Konservativen und Zentrum, der sogenannte „schwarz-blaue Block", vorläufig gesprengt, und die Liberalen würden jetzt bei richtigem Zusammenhalten imstande sein, mehr von ihren Wünschen durchzusetzen und größere Macht zu erlangen als bisher.

Diese Betrachtungen bewegen sich jedoch offenbar in starken Illusionen. Auf liberaler Seite hat man im parteipolitischen Interesse das Gespenst des „schwarz-blauen Blocks" so häufig beschworen, bis man selbst an sein Vorhandensein geglaubt hat, obwohl jeder unterrichtete Politiker weiß, daß ein solches auf umfassenden Abmachungen beruhendes Gebilde zwischen den beiden Parteien niemals bestanden hat. Ihr Zusammengehen in bestimmten Fragen beruhte auf Gründen, die bestanden haben, solange es ein Zentrum gibt, und die niemals dadurch beeinträchtigt worden sind, daß das Zentrum zeitweise seine Freunde zur Rechten sehr schnöde behandelt hat. Indessen darauf einzugehen, würde hier zu weit führen. Jedenfalls kann von einem grundsätzlichen Abschwenken des Zentrums von den Konservativen schwerlich die Rede sein. Das Zentrum sah angesichts der Volksstimmung und der politischen Lage die Unmöglichkeit, sich der positiven Mitarbeit an der Deckungsfrage zu entziehen. Es ist daran gewöhnt, sich durch Grundsätze niemals binden zu lassen — es sei denn auf kirchlichem Gebiet —, während die Konservativen sich durch einen Grundsatz gebunden oder vielmehr festgerannt hatten, der bei ihnen allmählich einen krankhaften Charakter angenommen hat, nämlich ihre — man darf wohl sagen — idiosynkratische Abneigung gegen die Heranziehung des Kindes- und Gatten-Erbes zur Erbschaftssteuer. Die neue Vermögenszuwachssteuer schließt jedoch die Besteuerung des Kindeserbes in sich. Es entsprach daher dem seit Jahren eingeschlagenen, nach unserer Auffassung allerdings verhängnisvollen und falschen Kurse der konservativen Parteileitung, daß sie die Partei lieber in die ungünstigste und verkehrteste Lage brachte, als daß sie gerade in dieser Frage einlenkte. Hat man aber die richtige Erklärung für die merkwürdige Haltung der Konservativen, so wird man um so weniger glauben können, daß sich daraus Schlüsse auf die weitere Haltung der Partei ziehen lassen.

Weshalb aber suchte man auf Seite der Linksliberalen mit solchem ungewöhnlichen Eifer zuerst die Vorstellung von dem schwarz-blauen Block, dann von der nun auf längere Zeit zu erwartenden Isolierung der Konservativen festzuhalten? Die Gründe sind auf wirtschaftlichem Gebiet zu suchen. Die Entscheidung über das weitere Schicksal unserer Handelspolitik rückt heran. Noch der gegenwärtige Reichstag wird über die Neugestaltung oder Verlängerung der Handelsverträge zu beschließen haben. Da rüsten sich die grundsätzlichen Freihändler, die Gegner der bewährten, einst vom Fürsten Bismarck eingeleiteten Wirtschaftspolitik schon bei Zeiten zu einem neuen Feldzuge. Dabei kommt es ihnen darauf an, auch die Kreise des nationalen Liberalismus, der die bisherige, auf mäßigen Schutzzöllen beruhende und alle wirtschaftlichen Interessen möglichst gleichmäßig durch Verträge schützende Politik stets unterstützt hatte, durch einseitige Betonung angeblich gefährdeter Interessen des grundsätzlichen Liberalismus zu sich herüberzuziehen. Das wurde ihnen erleichtert durch die unglückselige, kurzsichtige konservative Politik seit 1909, die so viele Handhaben bot, um einen tiefen Riß zwischen

Digitized by Google

den nationalen Parteien zu schaffen. Während man immer wieder das Bild des schwarz-blauen Blocks an die Wand malte und auf diese Weise mehrfach die Konservativen und das Zentrum erst zum Zusammengehen zwang, um dann auf das gemeinschädliche Bündnis zwischen Konservatismus und Ultramontanismus hinweisen zu können, hoffte man auf der linken Seite den Traum eines liberalen Großblocks verwirklichen zu können. Inzwischen hat es nun das Verhängnis gefügt, daß die Liberalen selbst die Bundesgenossenschaft des Zentrums suchen mußten, und seitdem konzentrieren sich eben ihre Hoffnungen auf die Isolierung der Konservativen und deren „sichtliche" Ohnmacht.

Macht man sich aber die inneren Gründe aller dieser Erscheinungen klar, so wird der unbefangene Beurteiler leicht zu der Überzeugung gelangen, daß, sobald nur einmal die Frage der nationalen Wirtschaftspolitik ernsthaft aufgeworfen wird, ganz von selbst auch die Gruppierung zurückkehren muß, die seit langer Zeit die Stütze und Unterlage dieser Politik gewesen ist. Es ist dann ausgeschlossen, daß der nationale Liberalismus sich noch länger in der Gefolgschaft des demokratisierenden Liberalismus festhalten läßt, und daß der Konservatismus sich auch dann der Verständigung mit dem gemäßigten Liberalismus entzieht. So läßt sich annehmen, daß eine Klärung in der Stellung der rechtsstehenden und der Mittelparteien zueinander nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.

Als ein Symptom für die Vorbereitung dieser Entwicklung darf man auch den Zusammenschluß der wirtschaftlichen Verbände ansehen, die auf dem Boden der nationalen Wirtschaftspolitik stehen, — des Bundes der Landwirte, das Zentralverbandes Deutscher Industrieller und des Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes. Das Bewußtsein einer Interessengemeinschaft im Sinne der bisherigen Zoll- und Handelspolitik ist also in weiten und einflußreichen Kreisen nicht verloren gegangen, sondern verstärkt, und diese Gemeinschaft beschränkt sich nicht auf konservative Interessen, sondern reicht weit in das liberale Bürgertum hinein. Hier mag der orientierende Hinweis auf einen Vorgang genügen, der wohl noch später Gelegenheit zur Erörterung bieten wird. In diesen wirtschaftlichen Bewegungen liegt für die nächste Zeit gewiß mehr Bedeutung als in dem parlamentarischen Meinungsstreit.

W. v. Massow.

Vom niedrigen Kursstand der deutschen Staatspapiere.

Die fast allgemeine Überzeugung, daß es unmöglich war, die einmaligen Kosten der Wehrvorlage im Wege einer Anleihe aufzubringen, und immer wiederkehrende Klagen über die großen Verluste, die Sparkassen und ähnliche Institute durch den Rückgang der heimischen deutschen Anleihen erlitten haben bezw. fortgesetzt erleiden, richtet die Aufmerksamkeit weiter Kreise stets von neuem auf den niedrigen Kursstand der deutschen Staatspapiere. Die Zahl der zur Abhilfe vorgeschlagenen Maßregeln ist Legion; in jeder Finanzdebatte im Abgeordnetenhause oder Reichstage wird das Thema mit vielem Behagen und meist recht überflüssigem Pathos erörtert, und bekannt ist, daß die Reichsfinanzreform vom Jahre

Digitized by Google

1908-09 vornehmlich auch damit begründet wurde, daß Maßregeln zur Hebung des Kursniveaus der Reichsanleihen ergriffen werden müßten, weil der niedrige Kurs der Anleihen zu einer Erschütterung des Kredits des Reiches führen könne. Das ist natürlich eine heillose Übertreibung; schon die Tatsache, daß sowohl englische Konsols wie französische Rente in gleicher Weise rückgängig sind, sollte zeigen, daß es sich nicht um eine spezifisch deutsche Erscheinung handelt, sondern daß gleiche oder ähnliche Ursachen in London und Paris zu ähnlichen Erscheinungen geführt haben. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß an jedem der drei Märkte, Berlin, London und Paris, auch ganz bestimmte lokale, oder wie man vielleicht besser sagt, nationale Ursachen bei der Kursgestaltung der Anleihen mitgewirkt haben. Zu diesen nationalen Ursachen ist, was die deutschen Anleihen anlangt, selbstverständlich in erster Linie das unglaublich rasche Tempo zu rechnen, in welchem in den letzten fünfzehn Jahren die Schulden des Reiches infolge mangelnder Einnahmen und infolge steigender Ausgaben durch die starken Vermehrungen der bewaffneten Macht, sowohl der Landarmee wie der Flotte, gewachsen sind, wozu noch eine weitere Überschwemmung des Marktes mit festverzinslichen Anlagewerten anderer Kategorien, mit Anleihen städtischer Kommunen und Hypothekenpfandbriefen, getreten ist. Und ähnliche Verhältnisse walten, wie auch an dieser Stelle erwähnt sei, in England ob; auch dort haben zahlreiche städtische Anleihen, aber auch staatliche Ausgabegeschäfte, wie beispielsweise die verschiedenen Emissionen irischer Landanleihe, den englischen Konsols eine sehr bemerkenswerte und oft recht unangenehm empfundene Konkurrenz gemacht. Hierzu treten dann die umfangreichen Kapitalinvestierungen infolge der industriellen Hochkonjunktur, die am stärksten wieder in Deutschland und England zutage trat, und endlich die zahlreichen Anleihen exotischer Staaten, die allerdings in erster Linie den englischen Markt belasteten, von denen aber auch so manche ihren Weg nach Berlin gefunden hat. Und das war nicht weiter wunderbar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die weltwirtschaftliche Konjunktur der letzten Jahre vor allem auf einer Erweiterung der räumlichen Grundlage der Weltwirtschaft beruht. Um ihre Volkswirtschaft auszubauen, brauchten die überseeischen Wirtschaftsgebiete viel Geld, und um von dem Wettbewerb auf den überseeischen Märkten nicht ausgeschlossen zu werden, mußten die großen Industriestaaten fremde Anleihen übernehmen, da sie nur auf diesem Wege sich ihren Anteil an der industriellen Versorgung der überseeischen Gebiete sichern konnten. Derartige exotische Anleihen werden in Deutschland vielfach mit größtem Mißtrauen betrachtet, und sicherlich ist ihnen gegenüber eine scharfe Kritik am Platze, aber man sollte doch auch nicht vergessen, daß sich die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse einer großen Anzahl der für den europäischen Export und für den europäischen Finanzverkehr in Betracht kommenden Staaten in außerordentlicher Weise konsolidiert haben. Hierdurch hat sich einmal die Kursdifferenz zwischen den Anleihen der großen europäischen Staaten und denen der vorstehend erwähnten überseeischen Gemeinwesen verringert, andererseits ist den europäischen Rentenpapieren eine neue Konkurrenz entstanden, die wieder kursdrückend auf die deutschen und englischen Konsols wirken mußte. Ähnlich liegen die Verhältnisse, wie vielleicht in diesem Zusammenhang erwähnt werden

Digitized by Google

darf, bei den Aktien sehr vieler unserer großen Bankinstitute und Industriegesellschaften, die infolge der vorsichtigen Dividendenpolitik ihrer Verwaltungen fast den Charakter von Rentenpapieren angenommen haben, so daß heute mancher zum Kauf von Aktien schreitet, der noch vor wenigen Jahren Käufer unserer heimischen Anlagewerte war. Aber, was bei dem Kursdruck auf die großen führenden Rentenwerte doch die Hauptsache ist, durch die große Konjunktur, die den Weltmarkt seit einer Reihe von Jahren beherrscht, durch die zahllosen Emissionen, die die Hochkonjunktur im Gefolge hatte, durch die großen Kapitalinvestierungen und die umfangreichen Rentenemissionen ist der Kapitalmarkt derartig in Anspruch genommen, daß der Zinsfuß eine ganz ungewöhnliche Höhe erreicht hat. Der offizielle Diskont notiert in Berlin seit fast Jahr und Tag 6 Prozent, und es ist, besonders wenn man die durch die Wehrvorlage hervorgerufenen pekuniären Bedürfnisse des Reiches berücksichtigt, die schon jetzt durch Begebung von Schatzscheinen an die Reichsbank Befriedigung suchen, mindestens zweifelhaft, ob die Reichsbank bis Schluß des Jahres mit einem offiziellen Zinsfuß von 6 Prozent auskommen wird. Es ist durchaus naturgemäß, wenn der Kurs der festverzinslichen Papiere sich diesen Verhältnissen anpaßt, ebenso wie sich auch das Kursniveau anderer Effekten den veränderten Bedingungen des Geldmarktes angepaßt hat. Ein Mißtrauen in den Kredit des Deutschen Reiches darf in den gewiß beklagenswerten Rückgängen seiner Anleihen in keiner Weise gesehen werden; zum Beweis hierfür sei auf die Kursentwicklung der preußischen Konsols verwiesen, die, unzweifelhaft das bestfundierte Papier der Welt, genau die gleiche Kursentwicklung wie die deutschen Reichsanleihen erfahren haben. Es handelt sich bei diesen Rückgängen um eine Erscheinung, der gegenüber alle die vorgeschlagenen kleinen Mittelchen schon wegen der Größe der Summen, um die es sich handelt, versagen müssen. Gewiß kann die Seehandlung, deren Kapital zu diesem Zweck eine so durchgreifende Erhöhung erfahren hat, durch Interventionen und Aufnahme angebotenen Materials manches tun, gewiß kann auch durch eine energische Schuldentilgung einiges geschehen, gewiß kann manches schwimmende Material dadurch absorbiert werden, daß man Versicherungsgesellschaften und Sparkassen nötigt, größere Bestände an Staatsanleihen zu halten; daß aber alle diese Maßregeln einen durchschlagenden Erfolg nicht haben, dafür ist der beste Beweis England, wo die Postsparkassen große Summen aufnehmen, wo seit Beendigung des Burenkrieges eine Schuldentilgung großen Stils eingesetzt hat, und wo trotzdem englische Konsols den niedrigsten Kursstand seit über 70 Jahren haben. Eine wirkliche Besserung des Kursniveaus kann und wird nur eintreten, wenn wir dauernd wieder billiges Geld erhalten, d. h. wenn der jetzige offizielle Zinsfuß von 6 auf 4 bis 3½ Prozent zurückgeht, wozu vorläufig keine Aussicht vorhanden ist. Aber so lange der jetzige Zustand andauert, so lange selbst bei steigender Vermögensbildung die Nachfrage nach Kapital das Angebot weit übersteigt, so lange die ständig sich ausdehnende Weltwirtschaft Riesensummen in Anspruch nimmt, so daß trotz aller Zurückhaltung im verflossenen Jahre 1912 an den Börsen von London, Paris und Berlin über 11 Milliarden Mark und in den ersten sechs Monaten 1913 7 Milliarden Mark neuer Werte emittiert wurden, so lange also der Zustand teuren Geldes an-

Digitized by Google

dauert, so lange werden auch unsere Großstaaten ihre Kreditbedürfnisse nur unter wenig günstigen Bedingungen befriedigen können; sie werden den Zinsfuß ihrer Anleihen den Geldmarktsverhältnissen anpassen müssen, d. h. sie werden entweder Anleihen mit niedrigem Nominalzinsfuß weit unter pari oder Anleihen mit hohem Nominalzins ausgeben müssen.

Friedrich v. Pritzbuer.

Das neue Reichs- und Staatsangehörigen-Gesetz und die Frauen.

Am 1. Januar 1914 tritt das neue Reichs- und Staatsangehörigengesetz in Kraft. Unter den zahlreichen Enttäuschten stehen an erster Stelle die Frauen. Sie können es nicht begreifen, daß sie bei neuen Gesetzen noch mit dem alten Maßstab gemessen werden.

In der Tat steht die Bestimmung, daß deutsche Frauen durch ihre Heirat mit einem Ausländer die deutsche Staatsangehörigkeit verlieren, im Widerspruch zu ihrer immer selbständiger werdenden Stellung im Leben. Diese Bestimmung führt in der Praxis zu schweren Schädigungen der Familie, weil bei eintretender Hilfsbedürftigkeit von Mann und Frau, oder selbst nur des Mannes, auch die durch ihre Heirat zur Ausländerin gewordene Frau Gefahr läuft, aus dem Lande, in dem sie geboren und erzogen ist und in dem sie unter Umständen für sich und ihre Kinder ihr Brot verdient, als lästige Ausländerin ausgewiesen zu werden. Vom ethischen und nationalen Standpunkt erscheint es bedauerlich, daß die Vaterlandsliebe der deutschen Frau, die mit ihrer Anteilnahme an den Dingen des öffentlichen Lebens naturgemäß wächst und die wegen des erzieherischen Einflusses der Frau auf die Jugend doppelt wichtig ist, durch die ihr drohende staatsrechtliche Entwurzelung gewaltsam gedämpft wird.

Eliza Ichenhaeuser.

Jubilate!

Die Überfütterung mit Jubiläumsfestlichkeiten ist schrecklich. Unaufhörlich rauscht der Redestrom, knallen die Tiraden, flattern die Fahnen, blitzen die Helme der Paradesoldaten. Die Alltage wurden zu uniformierten Festtagen und die Feste alltäglich.

Es war ehedem nicht deutsch und noch weniger preußisch, dem äußeren Pomp zu frönen. Wie würden gerade die Männer, die vor hundert Jahren das Vaterland retteten, in ihrer gesund-schlichten Art über die Veräußerlichung heroischer Gedanken und Taten, über dieses „théatre paré“ ohne Ende urteilen? Ein Fichte! Ein York! Ein Freiherr vom Stein! Ein Blücher! Wohl, sie durften fordern und glauben, daß die Enkel ihrer nicht vergessen werden — und auch nicht der vielen Namenlosen, die das Beste hingaben, was sie hatten: ihr Leben. Ein elementarer Ausbruch der dankerfüllten Volksseele, ein freiwilliges Hinwallen von tausenden und abertausenden Deutschen zu den Gedächtnisstätten — das wäre zu verstehen. Daß dieser Aufschwung der Seelen bisher nicht in Erscheinung treten will, daran ist weniger die

Digitized by Google

Nüchternheit, Dankesvergessenheit und Verdrossenheit des Gegenwartsgeschlechtes schuld als das lähmende und erdrückende offizielle Jubilieren. Es raubt dem ernsten, stillen Gefühl sozusagen den Platz an der Sonne. Die Veranstalter der zahllosen höfischen und militärischen Prunkjubiläen mögen auf die Scharen von Neugierigen hinweisen, die sich bei diesen Gelegenheiten hinter dem Militärkordon drängen; sie mögen sogar glauben, mit tönenden Reden ein „nationales Echo" zu erwecken. Aber Neugier ist nicht Enthusiasmus, und dasselbe Volk, das vor hundert Jahren — damals recht im Gegensatz zu den deutschen Fürsten — die erste Rolle im Befreiungskampf gespielt hat, ist nicht mit seinem Herzen an der Statisterie beteiligt, zu der es heute verwendet wird. Wer ein nicht allzu grobes Gehör hat, vernimmt überdies aus mancher repräsentativen Festrede ein Leitmotiv, das weder dem historischen Sinn noch dem deutschen Gefühle paßt. Die Huldigung vor den tapferen Ahnen wird nur zu oft benutzt, um ein Stück Geschichte zu korrigieren. Tatsächlich war vor hundert Jahren der Sturm im Volke längst losgebrochen, als noch die Fürsten bei Napoleon standen; das Volk wollte ein einiges Deutschland, die Fürsten bangten um ihre Sonderherrlichkeiten; das Volk forderte die Freiheit im Innern, die Fürsten gelobten sie *vor* und verweigerten sie *nach* der Entscheidung. Man müßte nicht daran erinnern, wenn nicht jetzt Festredner aus dem geschichtlichen Anlaß ein Recht ableiteten, ihrerseits das deutsche Volk zur Einigkeit zu mahnen . . . . .

Das Jubiläum wird zugrunde jubiliert. Abstumpfende Wiederholungen sind auch ehrlicher Freuden Tod. Schon durchblättert der besorgte Patriot seinen historischen Kalender, um festzustellen, wie viele Prunkaufzüge und Trompetenreden der Jahrhundertjubel denn noch bringen werde? Ach, bis zum zweiten Pariser Frieden (20. November 1815) ist noch eine lange Zeit! . . . . Dieses übermäßige Pochen auf die Vergangenheit verletzt die Grenze des gerechten Stolzes und legt mißgünstigen Nachbarn die Auslegung nahe, daß Deutschland nicht genügend Anlaß habe, sich der Gegenwart zu freuen. Derartige politische Interpretationen sind freilich hinfällig. Nichtiger erkennt man in dem unersättlichen Bedürfnis nach prunkvollen Kundgebungen das Symptom einer allgemeinen Zeitkrankheit: der Jubiläumsseuche. Die Privatjubiläen werden immer üppiger in ihrer Masse und immer bescheidener in ihren Voraussetzungen. Bald wird man den Beamten nach einjähriger Dienstzeit und den Dichter Deutschlands in seinen Wunderkindwindeln feiern. Ob dadurch die Freude in der Welt vermehrt wird? Schwerlich. Goethe ist ein weiser Oekonom. Er sagt, nichts sei schwerer zu ertragen als eine Reihe von schönen Tagen. Er spricht von sauren Wochen, frohen Festen. Im öffentlichen Leben soll man, statt mit Wochen, mit vielen Jahren — in der Weltgeschichte mit Jahrhunderten rechnen. Und sie mit *Augenblicken echter Feste* krönen.

Hermann Kienzl.

Digitized by Google

Buchkritik

Radowitz und die deutsche Revolution. Von Friedrich Meinecke. — Zugleich Schlußband des Werkes Joseph Maria von Radowitz von Dr. Paul Hassel. — Berlin, 1913. Mittler u. Sohn. XII und 554 Seiten. Preis M 11.—.

Umstritten wie sein königlicher Freund Friedrich Wilhelm IV. als Charakter wie als Staatsmann hat Radowitz lange auf eine den ganzen Menschen erfassende, ihn in seinen individuellen Gedanken und Zielen wie im Zusammenhang mit den leitenden Ideen und den realen Kräften seiner Zeit begreifende Biographie warten müssen. Als im Jahre 1905 der 1. Band des Radowitz von Hassel erschien, der nur bis an die Schwelle der Revolution führte, war der schwierigste Teil der Aufgabe noch ungelöst. Jetzt hat der erste Band nach Hassels Tode durch Meinecke Hand eine Fortsetzung erfahren, die selbst ein völlig einheitliches Werk ist und auch den Stoff des Hasselschen Buches in kurzen Zügen mit eigener Auffassung wiederholt. Es ist ein Werk von feinstem psychologischen Reiz, von Tiefe und Weite der Gedanken und künstlerisch vollendeter Form, wie es so nur der Verfasser des „Weltbürgertum und Nationalstaat" schreiben konnte.

Radowitz war politischer Denker, ehe und nachdem er in die preußisch-deutschen Dinge entscheidend eingriff. Dem entsprechen in Meinekes Darstellung die umfangreiche Einleitung — vielleicht der schönste Teil des Buches — und die Schlußausführungen. Von den Gedanken führte ihn seine Stellung als Militärbevollmächtigter am deutschen Bund zum ersten Male in die wirklichen staatlichen Verhältnisse und bildete sie allmählich, aber in fester Richtung um. Seine Tätigkeit im Frankfurter Parlament, wo er der Rechten angehörte und Vorsitzender der losen katholischen Vereinigung wurde, wirkte weiter erziehend und befreiend auf seine Anschauungen, die er dann in der preußischen Unionspolitik für Preußen und Deutschland in fruchtbare Wirklichkeit umzusetzen hoffte. Er ist mit seinem großen Unternehmen gescheitert, trotz reinsten Wollens, klarer Erkenntnis und trotz eines Zieles, das an sich nicht unerreichbar war. Wie sich eigene Schuld und unheilvolles Verhängnis verknüpften, um das kühn begonnene Werk in Olmütz enden zu lassen, ist der Gegenstand ebenso eingehender, wie über allem diplomatischen Detail nie die leitenden Ideen verlierender Darstellung in Meinekes Buch. Wie über Radowitz selbst, so wird auch über Friedrich Wilhelms IV. Stellung in diesen denkwürdigen Jahren des Versuchs der ersten Reichsgründung neues Licht verbreitet.

E. Kaeber.

Schwarze Seelen. Afrikanisches Tag- und Nachtleben. Neue Erzählungen. Von Leo Frobenius. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. 505 Seiten. Preis M 20.—.

„Sieh, welchen Anteil an der Heiligkeit des Menschentums die schwarzen Seelen Afrikas haben", — ist das Motto dieses neuen Werks des unermüdlichen, jungen Forschers, der uns noch fast mit jedem Buche, das er gab, neue Wege wies. Diesmal ist's also ein Streifzug in das dunkle Gebiet der Seelenkunde des Negers geworden, und auch diesmal eröffnet uns Frobenius, in dem unverkennbar etwas von der Kraft und Sicherheit der großen Entdecker steckt, ganz neue Einsichten und Ausblicke.

Der Kulturmensch im allgemeinen und mit ihm leider auch ein großer Teil der Forschungsreisenden, namentlich aber der Kolonialmänner, Missionare u. s. f. betrachtet die materielle und geistige Kultur der sogenannten Naturvölker nur zu häufig von völlig falschem Standpunkte, indem er an die Zustände der Primitiven die Maßstäbe der Art und Höhe seiner besonderen Kultur legt. Gut und böse etwa, sittlich und unsittlich mißt er mit diesem

Digitized by Google

Maße und vergißt dabei, daß solche Werte immer starken Schwankungen und Wandlungen unterliegen, daß es eine absolute Norm hier nie gegeben hat, noch auch geben kann, daß es sich um Begriffe handelt, die sich in Jahrtausende langem Werden recht verschieden entwickelt haben und wohl auch so weiter entwickeln werden. Derart kommt es, daß die Naturvölker noch immer von allzuvielen nur als eine Art von inferioren Wesen, als „Wilde", sagen wir's nur gerade heraus: als Tiermenschen betrachtet und behandelt werden.

In bewußtem Gegensatz zu solcher Auffassung von den „Wilden", besonders den Negern, führt Frobenius, der die Psyche des Afrikaners wie heut vielleicht kein zweiter kennt, sein Motto weiter aus: „Sei einmal nicht weißer Mensch, sei nur Mensch, schildere als Mensch den Menschen. Vergiß nicht, daß es, wo du auch immer den Menschen triffst, um ihn und um sein Wesen eine sehr ernste und heilige Sache ist." Aus dieser Gesinnung und aus diesem wissenschaftlichen Geiste heraus entstand die vorliegende Sammlung von Erzählungen, Märchen, Fabeln und Anekdoten, die, von dem „Schwarzen Dekameron" desselben Verfassers abgesehen, das weitaus Bedeutendste ist, was wir bislang an Literatur der Neger besitzen. Sie ist nicht nur für den Ethnologen, den Kultur- und Literarhistoriker von hohem Werte, sie bietet auch dem literarischen Genießer und Feinschmecker erlesene Bissen. Welch humorvolle Köstlichkeiten sind nicht beispielsweise die Geschichte von Mogunda Katsena und Mogunda Kano, den beiden Meisterdieben, die einander mit ihren Schlichen immer wieder zu übertrumpfen wissen, oder jene vom geizigen Manne, der seiner Frau auch nicht einen einzigen der sieben Klöße gönnt und sich lieber begraben läßt, als daß er auf seinen Kloß verzichte. Welch erstaunlich reiche Phantasie und Kunst des Fabulierens verraten nicht Erzählungen wie die vom Faris, dem Helden, oder vom klugen und guten Sohne der Nebenfrau des Scheichs, Erzählungen, die ohne weiteres in „Tausendundeiner Nacht" stehen könnten. Einiges erhebt sich fast zur Höhe und Kraft biblischer Legenden. So, wenn es in der „Frage nach den Toten" heißt: „Siehe, es geht alles vorüber wie der Abend, die Plauderstunde, der feste Schlaf, der unruhige Schlaf, die Morgendämmerung, der Morgen. Deine Kinder sind auch vorübergegangen." Manches Motiv ist wohl Wandergut, manches wieder zeugt davon, wie außerordentlich gleichförmig das Menschenherz empfindet und menschlicher Verstand grübelt, welcher Hautfarbe auch immer der Denkende und Fühlende sein mag. In einem Anhang leuchtet Frobenius mit heller Fackel in das Liebesleben der Neger hinein, und auch hier findet sich manches Stück von derbem Humor (und unverhüllter Nacktheit) neben tiefsinnig Zartem.

Besonders dankenswert erscheint es schließlich, daß der Forscher nicht mit eigenen Worten erzählt, sondern den Neger selbst mit all seiner drastischen Gegenständlichkeit und naiven Umständlichkeit Gestalten und Geschehen schildern läßt. Dadurch erhält jede Erzählung den Wert gleichsam eines Dokuments, einer Natururkunde. Das Buch ist das Erzeugnis echten Forschergeistes und ein Zeugnis echter Humanität.

Dr. Adolf Heilborn.

Nietzsches Persönlichkeit und Lehre im Lichte seines „Ecce homo" von Dr. jur. Josef Spindler. Stuttgart und Berlin 1913. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 101 Seiten. Preis M 2.—.

Nietzsche ist nicht mehr Mode. Gott sei Dank! Einem Philosophen kann nichts Schlimmeres begegnen, als „Mode" zu sein. Wenn die Vielzuvielen sich seiner bemächtigen, muß er bei den Einzelnen, den Einsichtigen und Kennern, in Mißkredit geraten. Sie schließen mit einigem Recht: Tiefste Erkenntnis kann nicht Besitz der Herde werden; wahre Philosophie ist tiefste Erkenntnis; eine Philosophie, die Mode werden kann, ist also nicht tiefste Erkenntnis, nicht wahre Philosophie. Die Vielzuvielen sind glücklicherweise launisch wie ihre Göttin, die Mode. Was sie heute anbeten, werfen sie morgen in die Rumpelkammer. Es stellt sich heraus, daß die Herde für ihr Tändelbedürfnis nur die Oberfläche abgeschäumt hat, und der des Modefluchs entledigte Denker gewinnt das Recht zurück, das ihm verdunkelt war: das Recht einer nach Kräften sachlichen Prüfung, Wertung und Hochschätzung.

Auf knapp hundert Seiten unternimmt es der Verfasser der vorliegenden

Digitized by Google

Schrift, die Gedankenwelt und Persönlichkeit Nietzsches aus dem Gesichtswinkel des letzten, unmittelbar vor dem Ausbruch der Geisteskrankheit geschriebenen Werkes zu begreifen und darzustellen. Längst hat es sich als notwendig ergeben, das Problem Nietzsche zuerst psychologisch, nicht philosophisch anzufassen. Das Urteil darüber, „welcher Art die Krankheit war, die seinen Geist zerstörte, und wie weit zurück von diesem offenen Zusammenbruch die Ursachen der Krankheit liegen mögen," verbleibt den Pathologen und Psychiatern. „Ich habe meine Schriften jederzeit mit meinem ganzen Leib und Leben geschrieben: ich weiß nicht, was rein geistige Probleme sind," schreibt Nietzsche selbst. Daraus leitet sich die Berechtigung, zu untersuchen, in welchem Verhältnis Nietzsches Lehre und Nietzsches Persönlichkeit zueinander stehen. Es ist ein fruchtbarer Gedanke Spindlers, zum Ausgangspunkt dieser Untersuchung das „Ecce homo" zu wählen, diese Enthüllung des eigenen Selbst bis zur Nacktheit, die, in ihren Gedankenfolgen, ihrer stofflichen Anordnung, ihrer Kunst des Stils von strenger Logik „zum Spannendsten und Interessantesten" gehört, was Nietzsche geschrieben hat und doch in der Übersteigerung dessen, was er als Wirkung seiner Lehre erwartet — „Ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit" — und in der Ungeduld dieser Erwartung — er, der im Zarathustra zum Reden „Zeit und Überzeit" hat, wird zum „Zornschnauber vor Warten" — die Katastrophe ahnen läßt. Von hier aus schreitet Spindler dazu fort, den Inhalt von Zarathustras neuen Gesetzestafeln in den Grundzügen lichtvoll herauszustellen. Der großen Dreiheit des christlichen und idealistischen Glaubenstreifes — Gott, Freiheit, Unsterblichkeit — stellt der Entdecker neuer Werte, der Entlarver und Zertrümmerer der alten Moral die eigene Trias entgegen: den Übermenschen, die Liebe der Notwendigkeit (amor fati), die ewige Wiederkunft des Gleichen. Diese drei Hauptideen bedingen und ergänzen sich gegenseitig. Um die Züchtung des höheren Typus, des Übermenschen, zu erreichen, dieses Ideals eines „starken, bösen und tiefen" Menschen, bedarf es des lachenden Jasagens zum Leben, zur eigenen Natur, zum Schicksal, eben zur Notwendigkeit; der Antrieb zu solcher Liebe des Notwendigen, in der der Schwache seine Schwachheit bis zur Vernichtung, der Starke seine Stärke bis zur höchsten Steigerung bejaht, dieser Antrieb und lockende Stachel soll der Glaube an die ewige Wiederkunft des Gleichen sein. Die negativen Forderungen, die sich aus seinem dreieinigen Glaubensbekenntnis ergeben: Haß des Schwachen, Haß des Mitleids, Immoralismus der Tat, sie widersprechen — und dieser Nachweis bildet den Kern der Spindlerschen Schrift — in allen Stücken der Persönlichkeit Nietzsches, seiner eigenen Natur voll zarter Empfindung, voll Weichheit, voll Mitleid. Doch nicht nur das: der Widerspruch der Persönlichkeit und Lehre durchzieht auch die ganze Lehre. Sie enthält trotz und in der vermeintlichen Umwertung aller Werte in reichem Maße „einen Erschlag aus der Welt, in welcher Nietzsche sein eigentliches Heimatrecht besitzt, aus der Welt der alten, längstbewährten und von der Menschheit seit jeher hochgehaltenen Werte. Der Widerstreit von Persönlichkeit und Lehre enthüllt sich als die Tragik, an der der Mensch Nietzsche, dieser tiefbohrende, erleuchtete, sprachgewaltige Geist, zerbrochen ist. Überzeugend deutet der Verfasser den erschütternden Dithyrambus „Zwischen Raubvögeln" als ein Selbstbekenntnis, in dem Nietzsche das Unheil seiner Zwiespältigkeit qualvoll erlebt: der jüngst noch „Jäger Gottes", „Fangnetz aller Tugend", „Pfeil des Bösen" war, findet sich „in eignen Stricken gewürgt", Selbstkenner! Selbstthenker!

Soweit Spindler, dessen kleine Schrift zur Klärung des Nietzscheproblems mehr beiträgt als mancher dickleibige, akademische Erguß. Es darf hinzugefügt werden, daß die Tragödie Nietzsche in einem entscheidenden Teil nicht nur individuell, sondern modern-typisch ist. Es ist der hervorstechende Zug eines bis in unsere Gegenwart reichenden Geistes, das Neue, das fruchtbar Schöpferische durch einen Satz über das organisch Gewordene, auch wo es ein die menschliche Natur Bedingendes ist, durch eine schroffe Antithese erspringen und erzwingen zu wollen. Von dieser Gier zur Antithese war Nietzsche durch und durch besessen. Der Heilige Schopenhauers, der Parsival Richard Wagners, diese einseitig zuge-

Digitized by Google

spitzten Gedankengestalten gaben über sich hinaus keine Möglichkeit der Entwicklung. Also galt es, den kontradiktorischen Gegensatz auf den Schild zu erheben: das Böse an Stelle des (im Sinne der hergebrachten Moral) Guten; die Grausamkeit an Stelle des Mitleids; an Stelle Gottes den Teufel, mit dem sich so hübsch kokettieren läßt. Der Irrtum beruht nur darin, daß das Entgegengesetzte nicht schlechthin das Neue ist. Das schöpferische Neue, wahrhaft Geniale ist nicht die einfache, absolute Antithese, sondern eine schöpferische Synthese aus der These und Antithese, aus dem gegebenen Alten und seinem Gegensatz. Das Schicksal jener frühgeborenen, unausgetragenen Genialität — in der Philosophie so gefährlich wie in der Kunst — ist auch das Schicksal Nietzsches: sie blendet, wie alle Antithese blendet, und der Ruhm, den die Mode geben kann, fällt ihr zu. Auch die Undankbarkeit der Mode ist ihr Los: sie wird beiseite gestellt für eine neue Antithese. Dieses Schicksal hat vielleicht keiner so wenig verdient wie Nietzsche. Heinrich Lilienfein.

Ars una. Stuttgart, Verlag von Julius Hoffmann.

Ohne Übertreibung läßt sich behaupten, daß in keinem Lande der Welt soviel für die Popularisierung der Kunst und der Wissenschaft getan wird wie in Deutschland. Sind die Bestrebungen oft auch ein wenig ziellos, verlieren sie sich zuweilen auch in Regionen, die dem allgemeinen Verständnis wohl für immer verschlossen bleiben müssen, so ist doch an der Tatsache nicht zu rütteln, daß — dank der Rührigkeit der deutschen Verleger! — dem gebildeten Deutschen die Möglichkeit geboten ist, sich selbst auf den entlegensten Gebieten des Kunstwissens ausgezeichnet zu informieren. Nur ein Übelstand stellte sich im Laufe der Jahre mehr und mehr heraus: Die Kleinarbeit überwog, und dadurch sind reichlich viel falsche Urteile und Bewertungen hervorgerufen, einzelnen Erscheinungen eine Bedeutung zugeschrieben worden, die ihnen nicht gebührt, und das Gefühl für den geschichtlichen Zusammenhang ist so ziemlich verloren gegangen. Zum Beweise für diese Behauptung braucht man nur auf die übertriebene Bewunderung hinzuweisen, die das deutsche Publikum jetzt einzelnen französischen Künstlern und einigen wenigen deutschen entgegenbringt und die garnicht zu denken wäre, wenn es einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Kunst in Deutschland und Frankreich hätte. Wie wenig bedeuten etwa die Leistungen von Marées und Cézanne innerhalb der gesamten Kunst ihrer Länder! Falsche Schätzungen, wie sie in diesen beiden Fällen vorliegen, zeigen nur zu klar, woran es fehlt: An guten Kunstgeschichten der verschiedenen Nationen, durch die der Laie sich über den Werdegang der Kunst in den einzelnen Ländern genau unterrichten kann. Diesem Mangel wird jetzt durch ein Unternehmen des Stuttgarter Verlages Julius Hoffmann begegnet, das unter dem Gesamttitel „Ars una" in Einzelbänden zu dem fabelhaft billigen Preise von 6 Mark für den Band die mit 700—800 Abbildungen versehenen Kunstgeschichten der einzelnen Kulturländer bringt. Das Erstaunliche an dieser Publikation ist, außer ihrer Wohlfeilheit und der bemerkenswert reichen und schönen Ausstattung, die Treffsicherheit, mit der Hoffmann seine Autoren gewählt hat. Es sind immer die besten Kenner und Gelehrten, die ihm diese Kunstgeschichten geschrieben haben. Die Sammlung begann vor drei Jahren mit Sir Walter Armstrongs „Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland", die selbst von sehr kritischen Geistern mit starker Anerkennung aufgenommen wurde. Es folgte die auch den besten deutschen Gelehrten manches Unbekannte und Überraschende bietende „Geschichte der Kunst in Nord-Italien" von dem ausgezeichneten Corrado Ricci. Ganz besonders erfreulich aber war das Erscheinen von Louis Hourticqs „Geschichte der Kunst in Frankreich". Hier stellte endlich einmal ein vorzüglicher Kenner und glänzender Schriftsteller die von deutscher Seite so arg verschobenen Verhältnisse richtig. Die Art, wie Hourticq sich bemüht zeigt, dem Leser das Eigenartige des französischen Kunstgeistes auf allen seinen Betätigungsgebieten vor die Augen zu führen, schafft eine Klarheit über das Wesen der französischen Kunst, die deutschen Beurteilern bisher meist fehlte und sie

Digitized by Google

daher vielfach zu recht schiefen oder unmöglichen Meinungen kommen ließ. Man möchte den blindwütigen Anbetern gewisser neuerer französischer Maler empfehlen, sich von diesem französischen Autor sagen zu lassen, wie man in seinem Lande über diese Künstler denkt und über die, welche sie nachahmen. Sein Schlußsatz bei der Betrachtung der Kunst der Cézanne-Gauguin-Schule: „Diese gekünstelte Barbarei kann nur in kulturell noch unfertigen Ländern sich wirklich fruchtbringend erweisen; in Frankreich wird sie nur als eine Augenblicksspielerei etlicher Dekadenten verzeichnet werden", zeigt in betrübender Deutlichkeit, zu welcher abfälligen Ansicht über den deutschen Kulturzustand das Ausland durch die Bemühungen des jungen deutschen Malergeschlechts gelangt ist.

Für die „Geschichte der Kunst in Ägypten" konnte wohl in der ganzen Welt kein geeigneterer Verfasser gefunden werden als der gelehrte und feinsinnige Direktor des Museums zu Kairo Gaston Maspero. An seiner Hand durch die vieltausendjährige Kunst des alten Wunderlandes zu wandern, ist Genuß und Gewinn zugleich. Zum ersten Male wird hier die Entwicklung dieser seltsamen und großen Kunst im Zusammenhange mit einer höchst instruktiven Hervorhebung ihrer Höhepunkte in der memphitischen, thebeanischen und saitischen Periode, von den ältesten Anfängen bis in das Zeitalter der Ptolemäer gezeigt. Vor allem interessieren bei der gegenwärtigen Neigung der zeitgenössischen Kunst für das Archaische die Ausführungen des berühmten Kenners über Bildhauerei und Malerei und seine Untersuchungen über die Reliefkunst der alten Ägypter.

Nicht weniger verdienstvoll ist die „Geschichte der Kunst in Spanien und Portugal", die Marcel Dieulafoy zum Verfasser hat; denn sie behandelt ein nahezu unbekanntes und doch höchst kennenswürdiges Stoffgebiet. Wie wenig man im Auslande von der Kunst der Iberischen Halbinsel weiß, erfährt jeder diese besuchende Reisende zu seinem Kummer. Ein paar Architekturmerkwürdigkeiten, ein gutes Dutzend Malernamen — das ist alles, was er davon im Kopfe hat, und dann steht er plötzlich vor einer solchen Fülle des Neuen, Schönen und Merkwürdigen, daß er in seiner Überraschung einfach ratlos ist. Die Arbeit Dieulafoys hilft also einem wirklichen Mangel ab. Zum Glück ist dieser Autor ein ebenso guter Kenner wie anregender Schriftsteller, der die Kunst der beiden Länder in Verbindung mit den verschiedenen Kulturschichten zur Darstellung bringt, aus denen sie erwachsen ist, und auch den Volkscharakter dabei berücksichtigt. Sehr fein ist seine Untersuchung über die Beziehungen der Sassanidenkunst zur Architektur Spaniens und ihren Einfluß auf den französischen Kirchenbau. Überzeugend weist er nach, daß man französische Kirchen bisher für byzantinisch gehalten hat, deren Stil unzweifelhaft persisch ist, und daß die iranisch-syrische Kunst eben über Spanien in Frankreich eingedrungen sei. So kann Dieulafoys Geschichte der Kunst in Spanien als eine sehr erwünschte und nötige Bereicherung der Kunstliteratur bezeichnet werden.

Die geschickt und mit Geschmack gewählten Abbildungen der fünf Bände sind — abgesehen von den farbigen Wiedergaben — zwar klein, aber doch vollkommen deutlich. Wer möchte sie entbehren wollen? Eine besonders wertvolle Zugabe für den wissenschaftlichen Leser sind die sehr sorgsam zusammengestellten zahllosen Literaturnachweise. Kurz: die Hoffmannschen Kunstgeschichten der einzelnen Kulturländer können als eine verlegerische Großtat angesprochen werden, auf die Deutschland stolz sein darf.

Hans Rosenhagen.

Erlebtes und Zukunftsfragen aus Schulverwaltung, Unterricht und Erziehung. Ein Buch für Freunde deutscher Bildung von Adolf Matthias. Berlin, 1913. Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 319 Seiten, geb. M 6.—.

Wenn es der Verfasser des „Benjamin" unternimmt, Erlebtes zu behandeln, so muß selbstverständlich das Persönliche in den Vordergrund treten. Gerade das Persönliche aber ist es, das uns bei Matthias anzieht und uns seine Werke so überaus wertvoll macht. Es steht eben ein ganzer Mann dahinter, der frei und offen seine Meinung bekennt und immer bekannt hat. Und viele Fragen, die zu den verschiedenen Zeiten die Allgemein-

Digitized by Google

heit beschäftigt haben und noch beschäftigen, finden hier ihre eingehende Behandlung, und nicht wenige auch ihre Lösung. So läßt der Verfasser, der schon lange vor der ersten Reformkonferenz im Jahre 1890 die Frage der Gleichberechtigung der höheren Schulen als die wichtigste hinstellte, keinen Zweifel darüber aufkommen, daß man auch an maßgebender Stelle mit den Ergebnissen dieser Konferenz und mit der Wirkung der neuen Lehrpläne unzufrieden war. Anders lagen die Verhältnisse, als die zweite, wohl vorbereitete und gründlich vorbedachte Reformkonferenz im Juni 1900 berufen wurde. Und „die starke Hand Althoffs hielt die Zügel, welche die Leitung führten". Dadurch wurde erreicht, was erreichbar war. Vor allem war endlich durch die geschickte Lösung der Frage der Gleichberechtigung der Kampf um die Schulreform auf dem Gebiete der Berechtigungsfragen zu einem gewissen Abschlusse gekommen. An allen diesen Verhandlungen hat sich Matthias aktiv beteiligt, und somit erscheint er im besonderen berufen, ein sachkundiges Urteil darüber zu fällen.

Was er uns dann weiter über die „Schulen nach dem Frankfurter System", d. h. die Reformschulen, berichtet, wird von bleibendem Werte sein. Gerade die Erfahrungen, die er auf dem Gebiete der Reformschulen an *den verschiedenen Orten* sammeln durfte (vgl. u. a. den Brief, den der Direktor des Posener Marien-Gymnasiums, Geheimrat Schröer, seinem Jahresbericht beifügte, S. 50ff.), werden auch hinfort die Arbeit an den Reformschulen aufs vorteilhafteste beeinflussen. Und der Verfasser legt das offene Bekenntnis ab, daß seine Erfahrungen auf dem Gebiete der Reformschulen zu seinen erquicklichsten und interessantesten Lebenserinnerungen gehören. — Daß man sich aber auch berechtigten Forderungen eines Mannes wie Matthias, der selbst als vortragender Rat an verantwortungsvoller Stelle lange Jahre hindurch gestanden hat, auf die Dauer nicht wird verschließen können, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Dahin gehört die Forderung einer Zentralstelle, die mit unablässigem Rate dem Kultusministerium zur Seite steht. Matthias weiß diese Forderung mit den bestehenden Verhältnissen zu begründen: „Wir leben in einer Zeit der gewaltigsten pädagogischen Zweifel, der bittersten öffentlichen Kritik und eines weitverbreiteten Mißtrauens gegen das Bestehende. Wir leben aber auch in einer Zeit neuer psychologischer und erzieherischer Probleme, nicht nur wir Deutschen; alle Kulturnationen sind in diese große pädagogische Bewegung hineingezogen". In diese beratende Zentralstelle will der Verfasser die tüchtigsten Pädagogen, mögen sie nun Direktoren oder Lehrer der höheren Schulen, Universitätslehrer oder Vertreter der Geistlichkeit sein, berufen sehen. Auch an hervorragende Oberbürgermeister und pädagogisch gerichtete Parlamentarier denkt er dabei. Diejenigen Organe aber, denen die Pflege der einzelnen Unterrichtsfächer anvertraut sein müßte, sollten damit in Verbindung stehen. Für Religion, Turnen und Zeichnen sind übrigens seit geraumer Zeit derartige Einrichtungen geschaffen, und was u. a. die seit 1899 bestehende Fachrevision des Zeichenunterrichts geleistet hat, ist allgemein bekannt. Im Anschluß an die neue Instruktion für die Provinzialschulräte (vom 23. Oktober 1911) erhebt aber Matthias auch die Forderung der Fachrevisoren, die den Besichtigungen der Schulräte vorarbeiten, ihre Erfahrungen bereichern, klären und wirksam machen können. Wenn der Verfasser auch hierbei wieder dem Direktor der Anstalt die ihm gebührende Stellung eingeräumt und ihn bei den Revisionen nie und nimmer ausgeschaltet wissen will, so kehrt darin nur eine grundlegende Ansicht des verdienten Schulmannes und ausgezeichneten Verwaltungsbeamten wieder, zu der ihn reiche Erfahrung geführt hat.

Aber er hat nicht nur den Direktoren so viel Wertvolles zu sagen, wie sie es machen sollen und wie nicht, er weiß auch den rechten Rat zu geben, wo es sich um Dinge handelt, um die man sich als Leiter einer höheren Lehranstalt noch Sorge zu machen pflegt, auch wenn man schon Jahrzehnte hindurch seines Amtes als Leiter waltet. Da heißt es eben: Laß dich nicht verblüffen; bleibe vielmehr ruhig und erhalte dir deinen guten Humor. — Wer das beherzigt, der hat wahrlich viel gewonnen. Wie feinsinnig weiß aber auch Matthias die Aufgaben der Ober-

Digitized by Google

lehrer zu behandeln, wunde Stellen, die dem Stande hier und dort noch zum Vorwurfe gemacht werden und ihm in der Tat noch anhangen, leise zu berühren, nicht ohne zu zeigen, wie es anders sein könnte. Auch Zukunftsfragen, die u. a. das Verhältnis zwischen Schule und Universität, zwischen dem Universitätsstudium und der Staatsprüfung sowie den tatsächlichen Bedürfnissen des Lehramts betreffen, wird er in gleichem Maße wie der Forderung nach größerer Bewegungsfreiheit im Unterricht vollauf gerecht. Und schließlich widmet er den einzelnen Unterrichtsgegenständen gebührende Beachtung, gleichzeitig aber auch vornehm sachkundige Beurteilung.

So bedeutet die Lektüre des „neuen Matthias" nicht nur einen hohen Genuß, sondern auch einen großen Gewinn für unsere Erkenntnis. Und wenn auch Matthias vielleicht in zu großer Zurückhaltung dafür den Titel „Erlebtes und Zukunftsfragen" gewählt hat, so ist es doch in Wirklichkeit eine „Zukunftspädagogik" geworden, an der sich nicht nur der gewissenhafte Schulmann, sondern auch die Vertreter anderer Kreise erfreuen müssen. Dr. Hugo Gruber.

Einführung in die Musikästhetik. Von Dr. Olga Stieglitz. Stuttgart und Berlin, 1913. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. VIII und 171 Seiten m. Fig. Preis M 3.50.

Die Verfasserin erhebt nicht den Anspruch, uns wissenschaftliche Erkenntnisse von originaler Bedeutung oder gar ein neues „System" zu bieten. Was uns dagegen hier geboten wird, können wir ohne Zagen mit freudigem Dank entgegennehmen. Die wichtigsten Fragen der Musikästhetik sind in allgemeinverständlicher Weise kurz behandelt worden. Dabei zeigt es sich klar, daß die Verfasserin ihren Stoff gründlich beherrscht und daß sie ihn lieb hat. Findet sich hie und da ein klein wenig Nüchternheit in der Darstellung, so verschwinden doch diese wenigen Stellen fast gänzlich in ihrer sympathischen Umgebung, die uns überall den warmen Hauch des Interesses spüren läßt. Die Darstellung ruht durchweg auf psychologischer Grundlage. Ästhetik steht in engem Zusammenhang mit der Psychologie. Die Außendinge sind an und für sich nicht ästhetisch, sie werden es erst durch die „Umbildung und Wertschätzung, die sie in Geist und Gemüt eines dafür veranlagten Menschen erfahren".

Jedem, der die Musik nicht nur oberflächlich als Modesache mitmachen will, kann das kleine Werk warm empfohlen werden. Otto Besch.

Der gleitende Purpur. Die Geschichte einer Liebe. Von Klara Hofer. Berlin 1913. Egon Fleischel & Co. 296 S. Preis M 4.—.

Mit der anschaulichen Schilderung eines Hoffestes in einer kleinen mitteldeutschen Residenz eröffnet Verfasserin ihren Roman, und so lernen wir gleich fast alle Personen der Erzählung kennen, voran die gesundheitlich zarte Hofmarschallin, Frau von Schwerniß, und ihren jungen Freund, den genialen Komponisten Johann von Müllner. Ihr Freundschaftsverhältnis ist eine moderne Parallele zu der Freundschaft Goethes und der Frau von Stein, und der Roman erzählt seine Krisis: die Selbstbefreiung des Künstlers von der Spannung, die sein ganzes Wesen zu zerstören droht, durch eine entschlossene Heirat und das Sichdurchringen der Hofmarschallin zu edler Resignation. Der „gleitende Purpur" ist das Werk einer gescheiten und geschmackvollen Schriftstellerin, die in einem guten Deutsch fesselnd zu erzählen weiß. Am wenigsten gefällt mir der Titel; er scheint mir recht gesucht. Es ist gewiß ein gutes Zeichen, daß trotz der Parallele mit jenem klassischen Freundschaftsverhältnis das Buch sich durchaus nicht wie eine Art Schlüsselroman liest, sondern wie eine Erzählung, die in sich selbst und für sich selbst bestehen kann.
Erwin Ackerknecht.

Nachdruck verboten. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Alle für die Redaktion des „Greif" bestimmten Zusendungen werden ohne Namensnennung nach Berlin W 35, Schöneberger Ufer 39 erbeten.
Für die Redaktion verantwortlich: Karl Rosner in Berlin.
Alleinige Inseratenannahme: Annoncenexpedition Rudolf Mosse.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Emil Fischer in Berlin.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Zweigniederlassung Berlin.

Digitized by Google

Der Greif

Cotta'sche Monatsschrift

Herausgeber:

Karl Rosner u. Dr. Eduard von der Hellen

1. Jahrgang. 1913/1914 Heft 2. November 1913

Wer ist Franz Ferdinand?

Der Versuch einer Antwort von Theodor v. Sosnosky.

Wer ist Franz Ferdinand? Mit dieser Frage wird zweifellos ein Thema angeschlagen, das mehr oder weniger alle Welt interessiert, zumal außerhalb Österreich-Ungarns, wo man von der Persönlichkeit des künftigen Beherrschers der Monarchie noch weniger weiß als in dieser selbst. Diese Wißbegier ist sehr begreiflich, denn, abgesehen von der außerordentlichen Bedeutung, die diese Frage für die Zukunft der Monarchie hat, kann es natürlich auch dem Auslande nicht gleichgültig bleiben, was es von dem Manne zu erwarten hat, der dazu bestimmt ist, dereinst das Zepter der Habsburger zu ergreifen. Und sie ist umso lebhafter, als man vom Thronfolger bisher im Grunde nur wenig weiß. Seine Persönlichkeit ist in ein Halbdunkel gehüllt, das seine Umrisse nicht scharf erkennen läßt und seine Züge verschleiert. Man hat ihn geradezu als eine Sphinx bezeichnet. . . . . So sei mir gestattet, auf Grund meiner eigenen politischen Erfahrungen, einiges zur Beantwortung der Frage mitzuteilen.

Was die Welt Positives vom Erzherzog weiß, ist nicht viel:

Geboren am 18. Dezember 1863 in Graz als der älteste Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig, des zweitältesten Bruders Kaiser Franz Josephs, und der Prinzessin Annunziata von Bourbon-Sizilien, stammt der Thronfolger somit aus einer Verbindung der zwei ältesten und konservativsten Herrscher-

 Copyright, 1913, by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

familien Europas. Er erhielt die bei den habsburgischen Prinzen traditionelle Erziehung und trat demgemäß schon früh in die Armee ein. An der Schwelle der dreißiger Jahre wurde er von einem Lungenleiden befallen und unternahm zu seiner Herstellung eine Weltreise, die im Verein mit den sonstigen ärztlichen Vorkehrungen eine so günstige Wirkung erzielte, daß er vollständig genas. Wer den kräftig blühend aussehenden Mann sieht, zu dem er sich aus einem schmächtigen, langaufgeschossenen Jüngling entwickelt hat, wird ihm nicht die geringste Spur mehr von dem tückischen Leiden anmerken, das einst sein Leben bedroht hat.

Seine Erlebnisse auf dieser Weltreise hat der Erzherzog in einem großen Werke aufgezeichnet, in dem sich namentlich seine leidenschaftliche Vorliebe für die Jagd äußert. Die dabei von ihm gesammelten naturwissenschaftlichen und ethnographischen sehr wertvollen Gegenstände bilden ein sehenswertes Museum.

Im Gegensatze zu den meist sehr jung heiratenden Söhnen aus Herrscherfamilien konnte sich Erzherzog Franz Ferdinand lange nicht zu diesem Schritt entschließen und unternahm ihn erst als reifer Mann und nach seiner eigenen Wahl.

Diese Ehe hat sich in der Folge als überaus glücklich erwiesen, und durch diese Heirat verriet der Thronfolger zum ersten Male in allgemein erkennbarer Weise jenen ungewöhnlich festen Willen, den er seither auch bei andern Gelegenheiten betätigt hat und der zu der Erwartung berechtigt, daß er dereinst die Zügel der Regierung mit fester Hand führen werde, mit festerer, als man sie in Österreich und namentlich in Ungarn gewohnt ist. Eine Perspektive, die für alle die „viel zu vielen" diesseits und jenseits der Leitha, die von straffer Ordnung nichts wissen wollen, allerdings wenig verlockend sein dürfte. Von Seiten der freisinnigen Parteien, der Alldeutschen und der Magyaren sieht man seiner Herrschaft denn auch mit großem Unbehagen entgegen und ist zweifellos auf bewegte Zeiten gefaßt.

Was dem Thronfolger in den erwähnten Kreisen vor allem zum Vorwurf gemacht wird, das ist der ihm allgemein zugeschriebene Klerikalismus.

Daß er als Prinz des allzeit streng katholischen Hauses Habsburg und als Sohn eines so religiösen Mannes, wie es Erzherzog Karl Ludwig war, ein überzeugter Katholik ist und als solcher mit dem Klerus sympathisiert, kann und soll nicht bestritten werden.

Digitized by Google

Daraus aber, wie dies geschieht, gleich zu folgern, unter seiner Regierung werde sich eine verderbliche „Pfaffenherrschaft" etablieren, heißt denn doch voreilig urteilen. Man darf fürs erste doch nicht vergessen, daß wir im 20. Jahrhundert leben, in dem eine Priesterherrschaft einfach unmöglich ist, selbst wenn ein Herrscher sie wollte. Überdies ist aber anzunehmen, daß der Thronfolger bei dem ihm eigenen, wiederholt auf das deutlichste bekundeten festen Willen sich trotz aller Sympathie für den Klerus nicht dazu hergeben werde, dessen Werkzeug zu werden, daß er sich nicht beherrschen lassen, sondern vielmehr selber herrschen wird.

Zwei Kundgebungen sind es, die dem Erzherzog von seinen Gegnern zum Vorwurfe gemacht wurden: die Annahme des Protektorats über den katholischen Schulverein und sein Urteil über die Los-von-Rom-Bewegung. Was die Protektoratsangelegenheit betrifft, so möchten wir die Freisinnigen und Sozialdemokraten, die hierin eine unerlaubte Parteinahme des künftigen Herrschers sahen, vor allem fragen, ob sie sich auch dann darüber so ereifert hätten, wenn der Erzherzog das Protektorat eines i h n e n nahestehenden Vereins übernommen hätte? . . . Wir zweifeln nicht im geringsten daran, daß sie ihm dies nicht nur nicht verübelt, sondern ihn deshalb im Gegenteil geradezu in den Himmel erhoben hätten. Da es aber der ihnen verhaßte katholische Schulverein war, gebärdeten sie sich entrüstet, ohne dabei zu bedenken, daß niemand weniger das Recht hatte, dem Thronfolger eine Freiheit des Willens und der Wahl zu verwehren, als gerade sie, die sich als Apostel der Freiheit aufspielen. . . .

Über die Los-von-Rom-Bewegung hat der Thronfolger den Ausspruch getan, „Los von Rom" heiße soviel wie: Los von Österreich! Eine Äußerung, die den Nagel auf den Kopf getroffen hat, denn hinter diesem religiösen Schlagwort verstecken sich nur zu oft politische Ziele, und die Leute, deren Parole „Los von Rom" lautet, wollen in sehr vielen Fällen auch los von Österreich und sind daher Reichsfeinde, die hochverräterisch die Umgestaltung ihres eigenen Vaterlandes zu einer Provinz des Deutschen Reiches anstreben und darum den Tag herbeisehnen, an dem Österreich zerfallen werde; eine Sehnsucht, der sie im Parlament oft und deutlich genug Ausdruck gaben.

Man hat diese Äußerung des Erzherzogs nicht nur als einen Beweis seines Klerikalismus gedeutet, sondern auch als einen Beweis

Digitized by Google

seiner Deutschfeindlichkeit. Ganz mit Unrecht, denn es ist, sollte man meinen, doch nur selbstverständlich, daß der künftige Kaiser von Österreich von Deutschen, die nicht nur ihre Religion, sondern auch ihr angestammtes Vaterland und Herrscherhaus preisgeben wollen, nichts wissen will. Glücklicherweise gibt es in Österreich auch noch andere Deutsche und zwar in der Mehrzahl; diese aber haben nicht die geringste Ursache, im Thronfolger einen Gegner zu sehen.

Aus seiner angeblichen Deutschfeindlichkeit hat man auf seine besondere Tschechenfreudlichkeit geschlossen, die man dadurch bestätigt glaubte, daß er mit Vorliebe auf seiner in tschechischer Umgebung gelegenen Besitzung Konopischt weilt und eine Dame aus dem böhmischen Hochadel zur Gattin erwählt hat. Trotzdem aber brauchen die Deutschen nicht zu fürchten, daß unter seiner Regierung die Tschechen in Österreich das große Wort führen werden; der unduldsame tschechische Radikalismus wird an ihm denselben Gegner finden wie der deutsche und wie jeder andere.

Ebenso wie als Feind der Deutschen ist der Thronfolger auch als solcher der Magyaren verschrieen. Er ist dies aber nur insofern, als Magyare und Feind Österreichs vielfach gleichbedeutende Begriffe sind. Seine Gegnerschaft gilt nicht dem magyarischen Volke an sich, sondern bloß den Losreißungstendenzen, die in Ungarn mit solchem Fanatismus betrieben werden und deren Ziel die völlige Trennung Ungarns von Österreich ist, also die Zertrümmerung der Reichseinheit. An diese will der Erzherzog nicht rühren lassen, und bei seiner Energie ist nicht zu zweifeln, daß er jedem Versuche dazu mit schärfstem Nachdruck entgegentreten und die Reichseinheit, wenn anderes unmöglich, selbst mit Waffengewalt bewahren würde. Das weiß man in Ungarn auch sehr wohl, und darum hat man in den letzten Jahren daselbst alle Hebel in Bewegung gesetzt, um dem greisen Herrscher noch möglichst viele und bedeutsame nationale Zugeständnisse zu erpressen und dadurch dem kommenden Regenten gegenüber leichteres Spiel zu haben. Oft genug ist den Magyaren diese rücksichtslose Spekulation auf das Ruhebedürfnis und die Nachgiebigkeit des Herrschers auch geglückt, viel zu oft für das Wohl der Monarchie! Ein Zugeständnis um das andere heimsten sie ein, und das ersehnte Ziel, der unabhängige magyarische Nationalstaat, rückte immer näher, nahm immer greifbarere Formen an. Da stießen sie in letzter Stunde mit einem Mal auf ein Hindernis;

Digitized by Google

der bis dahin so nachgiebige Monarch leistete Widerstand und blieb trotz aller Vorstellungen und Drohungen bei seinem Nein. Dieses Nein ist zweifellos nicht zum wenigsten das Verdienst des Thronfolgers, der die Gefahr, in der das Reich schwebte, mit klarem Blicke erkennend, seinen greisen Oheim auf dem Throne von der Notwendigkeit dieses Nein zu überzeugen wußte. . . .

Auch in der äußeren Politik hat sich der Einfluß des Erzherzogs in den letzten Jahren wiederholt bemerkbar gemacht. Und auch da wurde ihm dies von vielen Seiten in gehässiger Weise ausgelegt. Man bezeichnete ihn mit mehr oder minder verblümter Deutlichkeit als das Haupt einer Militär- und Kriegspartei, die, von maßlosem Ehrgeiz erfüllt und nach blutigen Lorbeern lechzend, die Monarchie um jeden Preis in einen Krieg verwickeln wolle. Ganz besonders dachte man dabei an Italien und setzte dazu folgende Räubergeschichte in Umlauf: Der Thronfolger trage sich, vom Klerus aufgehetzt, mit dem Gedanken, die weltliche Herrschaft des Papstes wiederherzustellen, und wolle daher über Italien herfallen, um es zu zerstückeln.

Nun mag es ja sein, daß dies der Traum, ja vielleicht sogar die Hoffnung so manches streitbaren Dieners der Kirche war und noch ist, ja es ist sogar denkbar, wenn auch nicht gerade wahrscheinlich, daß man von dieser Seite den Versuch gemacht habe, den Thronfolger zu diesem modernen Kreuzzuge zu veranlassen: aber nichts, auch dessen ausgesprochen religiöse Gesinnung nicht, berechtigen zu der Behauptung, er selber trage sich mit solchen Plänen. Nur ein klerikaler Don-Quixote könnte heutzutage um eines so abenteuerlichen Planes willen Europa in Flammen setzen. Für einen Don-Quixote aber, sollte man meinen, können den Thronfolger auch seine Feinde nicht halten, denn nichts in seinem ganzen Verhalten deutet hierauf, wohl aber läßt im Gegenteil so manches vermuten, daß er ein nüchterner Realpolitiker ist. Als solchem aber wird ihm, selbst wenn er als überzeugter Katholik die Wiederherstellung des Kirchenstaates im Grunde seines Herzens wirklich wünschen sollte, was wir natürlich nicht wissen können, nichts ferner liegen, als sozusagen um der schönen Augen des Papstes willen einen blutigen Krieg heraufzubeschwören.

Mit der angeblichen Kriegshetze gegen Italien, als deren Hauptquartier man immer das Belvedere bezeichnete, hat es in

Digitized by Google

Wahrheit eine ganz andere Bewandtnis. Einen Krieg mit Italien zu wünschen, davon war und ist der Erzherzog an sich weit entfernt; ein solcher Wunsch hätte ja nur dann einen realen Sinn, wenn Österreich-Ungarn die Absicht hätte, Venetien und die Lombardei zurückzuerobern. Hieran denkt aber in der Monarchie kein Mensch, natürlich auch nicht der Thronfolger. Nein, nicht Österreich-Ungarn will etwas von Italien, sondern umgekehrt: Italien von Österreich-Ungarn. Darüber kann nach den allzudeutlichen Kundgebungen, mit denen man jenseits der Alpen und der Adria wahrlich nicht gekargt hat, auch nicht der geringste Zweifel sein. Die sensationelle Première von D'Annunzios „La nave", die Rede General Asinaris bei der Fahnenweihe in Brescia und andere ähnliche Kriegsfanfaren gegen Österreich haben ja aller Welt kundgetan, daß Italien noch immer Triest und Trient begehrt und die Adria als „mare nostro" reklamiert. Nichts aber hat diese Feindseligkeit gegenüber dem Verbündeten drastischer illustriert als die erwiesene Absicht Italiens, Österreich-Ungarn während der Annexionskrise in den Rücken zu fallen.*)

Kann es unter solchen Umständen ein vernünftiger Mensch dem Thronfolger verargen, wenn er Italien gegenüber die äußerste Wachsamkeit für notwendig erachtete und mit allem Nachdruck für die Verstärkung des Grenzschutzes und besonders der bis dahin viel zu schwachen Kriegsflotte der Monarchie eintrat? Nur Beschränktheit oder Bosheit konnte darin eine frivole Kriegshetze sehen. Diese Beschränktheit und Bosheit aber fanden in einem großen Teile der Presse Österreich-Ungarns das eifrigste und lauteste Sprachrohr, und man konnte es in den tonangebenden Blättern immer von neuem lesen, daß Italien nicht daran denke, Österreich zu bedrohen, daß dies einzig und allein ein verleumderischer Vorwand der „Kriegspartei" und der Klerikalen sei, die damit ihre feindseligen Absichten verdecken wollten. Dazu zwinkerte man vielsagend nach dem Belvedere hin, pries den Grafen Ahrental als einen großen Mann, als den Bismarck Österreichs, und streute in seinem

*) In unanzweifelbarer Weise ist dies anläßlich des Tripolis-Feldzuges zu Tage gekommen. Die Mobilisierungsplakate und Einberufungskarten, die dabei benutzt wurden, stammten nämlich aus dem Jahre 1909. Die verräterische Jahreszahl war bloß überklebt worden, und so konnten die damals nicht verwendeten Drucksachen vom sparsamen Arar zwei Jahre später wieder benutzt werden. Einige davon fanden ihren Weg nach Österreich und verrieten die freundnachbarlichen Absichten des „Bundesgenossen"; eine Tatsache, die von der führenden Presse aber verschwiegen wurde.

Digitized by Google

Auftrage, zumindest mit seiner Zustimmung, dem arglosen Publikum Sand über Sand in die Augen, damit es an das Märchen von der blutdürstenden „Kriegspartei" glaube. Und da die guten Leute, die Tag für Tag diese Blätter lasen, von dem wahren Verhältnis zwischen der Monarchie und Italien, das ihr geflissentlich verschwiegen wurde, keine Ahnung hatten, schenkten sie diesen Lügen auch wirklich Glauben und zeterten über die Dreadnoughts und sonstigen Rüstungen, deren unerläßliche Notwendigkeit sie nicht begriffen.

Man wird es verstehen, mit welch tiefer Erbitterung der Thronfolger diese Irreführung der Öffentlichkeit mit ansah und wie er von dem Minister dachte, der sie in Szene gesetzt hatte und sich Italien gegenüber in liebedienerischer Schleppträgerei nicht genug tun konnte.

Als dann der Tripolis-Feldzug Italien zwang, der Monarchie gegenüber einen freundlichern Ton anzuschlagen, und die Balkan-Krise eintrat, da zieh man den Thronfolger neuerdings der Kriegshetze, diesmal gegen Serbien und Montenegro, und sah nicht ein, daß Graf Berchtold durch seine passive Haltung die Anmaßung und Begehrlichkeit dieser beiden Staaten ins Grenzenlose steigern mußte. Erst als Österreich-Ungarns Wort die Montenegriner zur Räumung Skutaris, die Serben zu der Durazzos zwang, mochte so manchem die Erkenntnis aufdämmern, wie viel Demütigungen, wie viel wirtschaftliche und militärische Leiden der Monarchie erspart geblieben wären, wenn Graf Berchtold dieses Wort ein halbes Jahr früher gesprochen und den beiden Raubstaaten schon damals ein „Hände weg!" zugedonnert hätte, als sie sich auf den Sandschak stürzten, kurz: wenn er so gehandelt hätte, wie der Thronfolger es im Sinne hatte.

Nicht der Krieg um des Krieges willen ist dessen Ziel, nicht frivole Kriegslust ist es, die ihn erfüllt, sondern einzig und allein der heiße Wunsch, die Monarchie möge *den* Rang in der Welt einnehmen, der ihr gebührt und den sie sich erkämpfen muß, wenn er ihr verwehrt wird. Jahrzehntelang hat sie im europäischen Konzert immer nur akkompagniert, nie den Ton angegeben, immer nur pianissimo die Friedensschalmei geblasen, jahrzehntelang immer nur einer Pagode gleich Ja oder Nein gesagt, wie man es eben von ihr verlangte; immer mit wohlwollendem Lächeln zugesehen, wie die anderen Mächte untereinander die Welt aufteilten: kein Wunder,

Digitized by Google

wenn der Thronfolger da nicht mittun will und für das Reich, dessen Krone er dereinst tragen wird, eine andere Rolle verlangt; wenn er ein mächtiges Österreich anstrebt, dessen Wort im Rate der Mächte wuchtig ins Gewicht fällt und das seine Politik nicht der der andern anpaßt, sondern sie selber macht.

Das ist das politische Ideal des Thronfolgers, und das allein sollte ihm die Zustimmung aller Österreicher sichern, die dies nicht nur ihrer Geburt, sondern auch ihrem Herzen nach sind.

Es wäre nun ganz verfehlt, zu glauben, der Thronfolger strebe dieses Ziel durchaus mit kriegerischen Mitteln an, wie ihm dies stets vorgehalten wird. Er will von diesen nur dann Gebrauch machen, wenn die friedlichen versagen; um für diesen Fall aber gewappnet zu sein, tritt er, unbeirrt durch das Gezeter der Militärfeinde, für den Ausbau des Heeres und namentlich der Marine ein. Diese hat er besonders ins Herz geschlossen, in der klaren Erkenntnis der ungeheueren wirtschaftlichen und damit auch politischen Bedeutung des Meeres — eine Erkenntnis, die sich in der Monarchie erst jetzt Geltung zu verschaffen beginnt, nachdem man sich bisher so wenig um unsere Küstenländer gekümmert hatte, als besäßen wir überhaupt keine.

Daß es dem Thronfolger nicht leicht fallen wird, das von ihm angestrebte Ziel zu erreichen, daß sich ihm auf Schritt und Tritt Hindernisse in den Weg stellen, das steht wohl außer Frage; aber ebenso fraglos ist es auch, daß er nicht der Mann ist, der sich in seinem Vorhaben irre machen und einschüchtern läßt, und daß er mit Personen, die ihm dabei im Wege sind, kurzen Prozeß macht, auch wenn sie noch so hohen Ranges sind.

Ja, es weht ein scharfer Wind aus dem Belvedere; aber in der dumpfen Stickluft, die über dem offiziellen Österreich lastet und in der die Beschwichtigungshofräte und Leisetreter so üppig gedeihen, muß man ihn mit Freude begrüßen und kann wieder Hoffnung schöpfen: die Hoffnung, daß die trübe Dämmerung, in der wir zurzeit in Österreich leben, nicht die des Abends, sondern die des Morgens sei und daß der scharfe Lufthauch, der aus dem Belvedere kommt, reinigend über unser Vaterland ziehen werde . . .

Digitized by Google

Jugendbriefe Kaiser Wilhelms I.

und des Prinzen Friedrich von Oranien aus den Jahren der Freiheitskriege.

Mitgeteilt von Herman Granier.

Prinz Friedrich von Oranien war der zweite Sohn des Prinzen Wilhelm, späteren Königs Wilhelm I. der Niederlande, und der Prinzessin Wilhelmine von Preußen, Schwester des Königs Friedrich Wilhelm III. Im Januar 1795 durch die Stürme der französischen Revolution aus Holland vertrieben, fanden die Eltern mit dem älteren Bruder, Prinz Wilhelm, geboren 1792 im Haag, erst in England, dann in Preußen Asyl. Hier in Berlin, im Königlichen Schlosse, wurde Prinz Friedrich am 28. Februar 1797 geboren, und hier wuchs er auf, wie auch sein Bruder Wilhelm, in engster Gemeinschaft mit den altersgleichen Preußischen Prinzen: dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.), dem Prinzen Wilhelm (I.) und dem Prinzen Friedrich (dem Sohne des Prinzen Ludwig, Bruders des Königs, und der Prinzessin Friederike, Schwester der Königin Luise). Die gleichen Umgebungen, die gleichen gesellschaftlichen Beziehungen, die gleichen Lehrer, die gleichen militärischen Interessen führten zwischen diesen Oranisch-Preußischen Vettern ein Freundschaftsbündnis herbei, das, fürs Leben geschlossen, bis an ihr Lebensende sie festgehalten hat.

Prinz Wilhelm von Oranien ging im Sommer 1809, eben zum Preußischen Offizier ernannt, nach England, um dort, in Oxford, seine Studien fortzusetzen und schon nach zwei Jahren, im Sommer 1811, als 18jähriger Oberstleutnant in Wellington's Stabe an den Spanischen Feldzügen teilzunehmen. Mit hohem Ruhme führte er hier den ihm von seiner Mutter geschenkten Säbel, also eine Preußische Waffe; wiederholt ward in Wellington's Tagesbefehlen des Prinzen Mut und Umsicht hervorgehoben, die Goldene Ehren-Medaille ward ihm zu Teil, und er war zum Englischen Generalmajor aufgestiegen, als ihn sein Vater, nunmehr Souverainer Fürst der Niederlande, im März 1814 zum Oberbefehlshaber der Niederländischen Armee ernannte. Dieser hohen Würde zeigte sich der 24 jährige General im Feldzuge von 1815 in vollstem Maße gewachsen: bei La Belle Alliance, wo er im Zentrum kommandierte, meinte Wellington: „der Schlüssel der Stellung findet sich in guten Händen", und erklärte nach der Schlacht, wo der Prinz eine schwere Wunde in der Schulter davontrug: „Ich finde kein Lob groß genug für den Prinzen von Oranien." Napoleon aber schrieb in rückblickender Betrachtung dieses seines letzten Feldzuges: „Ohne den heroischen Entschluß des Prinzen von Oranien, der, mit einer Handvoll Leute, es wagte bei Quatrebras Stellung zu nehmen, war ich Sieger wie bei Friedland. Der Prinz von Oranien hat an diesem Tage bewiesen, daß er den Blick und den Genius des Kriegers besitzt. Alle Ehre dieses Feldzuges gebührt ihm."

Das war der eine dieser Oranischen Vettern; der jüngere Prinz Friedrich — Fritz Oranien oder F O genannt zum Unterschiede von dem „Cousin" Friedrich von Preußen, Fritz Louis oder F L — blieb währenddem in Berlin, besuchte die Militär-Akademie, wurde im März 1812

Digitized by Google

Preußischer Offizier, und zeigte sich geistig und körperlich so entwickelt, daß der König ihm, dem eben Sechzehnjährigen, die Teilnahme an dem Freiheitskampfe sogleich gewähren konnte, während unser Prinz Wilhelm, zu seinem Schmerze, bis zum November 1813 dieses ersehnten Glückes harren mußte. Prinz Friedrich kam zunächst zum Hauptquartier Blücher's, dann zu den Brigaden der Generale von Klüx und v. Zieten des II. Korps des Generals von Kleist, der ihn im Herbst in seinen Stab aufnahm: bei Lützen und Bautzen, vor Dresden, bei Kulm, um Nollendorf und bei Leipzig war er mit Ehren im Feuer, auch er eine Preußische Klinge führend, den ihm von den Preußischen Vettern beim Aufbruche von Breslau geschenkten Säbel. Im November 1813 wurde er Stabskapitain im 2. Garde-Regiment z. F. und trat zum III. Korps des Generals von Bülow, der den Feldzug in den Niederlanden führte und im März 1814 in Frankreich eindrang. Nach dem Siege von Laon wurde der Prinz am 11. März 1814 zum Preußischen Major befördert — zu Ende desselben Monats aber, von seinem Vater nach den Niederlanden zurückberufen, ward er Niederländischer „Oberst der Infanterie und Großmeister der Artillerie": wie gerne hätte der Prinz diese Würden drangegeben, hätte er weiter teilnehmen dürfen an Sieg und Ruhm seiner Preußischen Kriegsgefährten! Denn ein guter Preuße war und blieb dieser Oranier, der seiner Unterschrift mit Stolz hinzufügte: „geboren zu Berlin", was ihn selbstverständlich nicht hinderte, ein guter Niederländer zu werden und seinen im Preußischen Dienst zuerst geführten Degen für seines Vaterlandes Ehre und Wohlfahrt ehrenvoll zu gebrauchen. Im Feldzuge von 1815 kommandierte er eine Division, und seine Schuld war es nicht, daß er, von Wellington detachiert, am Siege von La Belle Alliance keinen tätigen Anteil nehmen konnte. In dem Belgisch-Holländischen Trennungskriege von 1831 aber bewährte sich die von ihm mit unermüdlicher Sorgfalt ausgebildete Holländische Armee aufs beste, und er selbst teilte, überall siegreich, seines Bruders Wilhelm Kriegsruhm in vollem Maße. Dem Preußischen Heere blieb er auch äußerlich verbunden: nach dem frühen Tode des Generals Graf Bülow von Dennewitz wurde Prinz Friedrich im Juli 1816 Chef des 15. Infanterie-Regiments, das ihm 65 Jahre lang gehören sollte und das jetzt für immer seinen Namen führt. Am zehnten Jahrestage von La Belle Alliance ward er Preußischer Generalleutnant, 1842 General der Infanterie.

Die innige Freundschaft mit den Preußischen Prinzen festigte noch ein neues verwandschaftliches Band: am 21. Mai 1825 führte Prinz Friedrich die Prinzessin Luise von Preußen, die jüngste Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise, zu glücklichster Ehe heim.

Prinz Wilhelm von Oranien, seit 1840 König Wilhelm II. der Niederlande, starb bereits am 17. März 1849; Prinz Friedrich am 8. September 1881. Dem Geschlechte dieser ritterlichen Prinzen, der würdigen Sprossen der ruhmreichen Oranier der großen Niederländischen Geschichte, ward eine lange Blüte nicht beschieden: schon mit den Enkeln erlosch der Mannesstamm Wilhelms II., und die beiden hoffnungsvollen Söhne des Prinzen Friedrich raffte ein früher Tod dahin. Ihr Blut aber lebt noch in weiblicher Linie fort: vor allem in der Königin Wilhelmina,

Digitized by Google

der Enkelin Wilhelms II., und in den Fürsten von Wied, den Nachkommen einer Tochter des Prinzen Friedrich.

Aus seinen schönsten Jugendtagen, aus seinen ersten Waffengängen bringt der hier vorgelegte Briefwechsel Kaiser Wilhelms I. mit seinem Oranischen Vetter neue Kunde. Die Briefe, bisher sämtlich ungedruckt, sind bestimmt für die II. Abteilung der „Hohenzollernbriefe aus den Freiheitskriegen", deren I. Abteilung soeben bei S. Hirzel, Leipzig 1913, erschienen ist und auf deren „Einleitung" hier verwiesen werden darf. Besonders zahlreich sind die Briefe unseres Prinzen Wilhelm, von denen hier nur eine Auswahl mitgeteilt werden kann, welche das Fürstlich Wiedische Familienarchiv zu Neuwied treulich aufbewahrt und in dankenswerter Weise für die „Hohenzollernbriefe" dargeboten hat: sie dürfen, neben dem persönlichen reizvollen Gepräge dieser Familienpapiere, auch als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte der Freiheitskriege willkommen geheißen werden.

Prinz Friedrich an Prinz Wilhelm.

Berlin 1813 Januar 18.

. . . Daß Du mir schreibst, daß die Confirmation vom Kronprinzen schon Mittwoch sein wird, hat mir sehr gewundert, warum auf einmal so schleunig? will der König fort? sollt ihr alle oder er zum wenigstens mit? curiöse, je ne sai que crere [croire] (à la Princesse Ferdinand[1]). Man sagt hier, daß der König Sonnabend nach Schlesien abreist. Gestern Morgen ist hier wieder fast ein Aufruhr gewesen und das zwar in meiner Nähe, nämlich bei dem Hause des [französischen] Commandanten an der Ecke der Behren- und Charlotten-Straße. Die Geschichte ist dies, ein Bauer hat Franzosen gefahren und abgesetzt, sie wollten aber, er sollte ihre Bagage noch nach ihren Quartieren fahren, ein Bürger, der vorbei geht, sagt darauf zu dem Bauern: das hat er ja nicht nötig zu thun; die Franzosen haben den Bürger darauf gleich gefaßt, andere Bürger sind hinzugekommen und ist der Spektakel loß gegangen, und die guten Berliner haben die Franzosen mit Schneebälle begrüßt; da hat der Commandant ein Detachement von 30 Mann kommen und vor seinem Hause scharf laden lassen. Doch hat das Schneebombardement noch einmal angefangen, bis die wiederholten ernsthaften Drohungen mit Pulwer und Blei das Volk auseinander getrieben haben. . . .

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Lüben den 26 ten Januar 1813. Abends ½8 Uhr.

Theuerster Fritz.

Wir sind glücklich bis Lüben gekommen; keiner hat einen Unglücksfall gehabt, und eben so glücklich, hoffe ich, werden wir morgen nach Breslau kommen. Eine kurze Beschreibung der Reise wird Dir, wie ich hoffe, nicht unangenehm sein.

[1]) Gemahlin des Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, geb. Markgräfin Luise von Brandenburg-Schwedt, † 1820.

Digitized by Google

Kaum waren wir zum Thor hinaus, als der Zug der unglücklichen, wirklich Mitleid erregenden, Franzosen anfing. Dies Elend ist nicht zu beschreiben. Alles was wir gehört haben ist nicht übertrieben. Die schönsten Türkischen Schawle abwechselnd mit Plett- und Steppdecken waren hier zu finden. Die Anzahl ist nicht zu bestimmen, jedoch versichert der Herr von Bernizobre, ein alter Bekannter unseres Aufenthaltes in Freienwalde, daß in den letzten Tagen über 5000 solcher Menschen durchgegangen wären. Noch begegneten wir die Bayern, welche wir vor einigen Tagen in Berlin sahen. Es kam einem sonderbar vor unter allen den Trümmern der großen Armee einmal wieder ein geregeltes Corps zu sehen. Ferner begegneten wir 31 Canonen, welche von Cüstrin kommen. Man sagt, man räume Cüstrin und verlaße die Oder.

Am 21. kamen wir in Frankfurth an. Wir waren die ersten, und wurden bei einem Weinhändler logirt, welcher einen Namen hat der jetzt viel gilt; er heißt nehmlich Deutsch. Wir fanden einen gedeckten Tisch mit Confitüren und den schönsten Weinen. Zu unsrer größten Freude fanden wir Schöning,[1]) welcher mit seinen Escadrons eingerückt ist, hier. Wir mußten alle von dem schönen Wein trinken. Cap-Steinwein; er war garnicht zu verachten. Um 7 Uhr aßen wir erst, weil die Kleinen so spät ankamen. Albert[2]) war sehr munter. Wie Du weißt war Charlotte[3]) nicht wohl; sie hatte noch Fieber. Cousin bekam sehr heftige Zahnschmerzen den Abend, weßhalb er um Verzeihung bittet daß er nicht schreibt, und sich Dir blos empfielt. Carl[4]) war auch noch Fiebrig. Ich bekam bei Tisch ebenfalls ein sehr heftiges Fieber. Pardon, ich habe mich früher als Friederike[5]) genannt, welche auch sehr starkes Kopfweh hatte.

Montag fuhren wir um 8 Uhr fort. Es war sehr kalt. In Crossen wurden wir zum Aussteigen genöthigt, um etwas zu uns zu nehmen; lieber hätte ich es im Wagen genossen. Um 4½ kamen wir in Grünberg an. Beim Diner-souper haben wir Grünberger Wein getrunken. Der weiße schmeckte etwas säuerlich, hingegen der rote war sehr gut.

Heute sind wir wieder um 8 Uhr fortgefahren; es war gelinder geworden. Unterwegs wird der Körper mit Speiß und Trank zusammen gehalten. . . .

Der König ist gestern Abend glücklich in Breslau angekommen. Der Kronprinz hat in der Gegend von Sagan seinen Wagen zer-

[1]) Karl v. Schöning, Rittmeister und Kommandeur des Leichten Garde-Kavallerie-Regiments, am 25. Mai 1813 Major, tödlich verwundet bei Haynau am 26. Mai, † 6. Juni 1813 zu Oppeln.
[2]) Der 3½ jährige Prinz Albrecht von Preußen.
[3]) Die 14½ jährige Prinzessin Charlotte, spätere Kaiserin von Rußland.
[4]) Der 11½ jährige Prinz Karl von Preußen.
[5]) Die 16½ jährige Schwester des „Cousin", Prinzen Friedrich von Preußen.

Digitized by Google

brochen. Alle diese Nachrichten verdanken wir dem Major Natzmer[1]) welcher alle Abend aus dem Nachtquartier geschrieben hat. . . .

Lebe wohl bester Fritz, meine Empfehlung an Deine Eltern, Großmutter[2]) und Tante von Braunschweig[3]);

Ich bleibe ewig Dein Dich liebender Freund und Vetter

Wilhelm . . . .

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Breslau d. 3ten Aprill 1813.

Theuerster Fritz,

So wohl durch den König als durch Fritz, hab ich erfahren, was ich in meinem letzten Brief an Dich vermuthete. Es war als hätte ich eine Ahndung gehabt, darum wünschte ich Dir also auch aufrichtig, denn Du kennst mich ja, von Herzem Glück, zu der neuen Laufbahn Glück, welche Du nun betreten hast. Ich wiederhole diese Wünsche eben noch mahl so herzlich. Wie unangenehm muß es Dir sein, nicht gleich ins Freie zu können. Doch was Dich zurückhält ist eben so wichtig.[4]) Wann wird es vor sich gehen, und ist schon die Zeit bestimmt? Wenn wir nur alsdann dort sind; sollte es vielleicht noch 4 Wochen dauern, so werden wir wahrscheinlich Augenzeugen sein können. Die erste Schlacht gewonnen, so sind wir bei euch. Dies muß wohl in 4 Wochen, dächt ich, entschieden sein. . . . . .

Der König ist gestern nach Kalisch abgereist. Jagow,[5]) Knesebeck[6]), der Adjutant[7]) und der Staats-Canzler[8]) haben ihn begleitet. Montag oder Dienstag erwarten wir ihn wieder. Dann gehet die g r o ß e Rußische Armee über die Oder bei Steinau, wohin wir uns begeben werden.

In Berlin soll ja schon alles grün sein. Seit gestern und vorgestern fängt es hier auch an, und gehet mit starken Schritten vorwärts. Gestern war es eine solche Hitze, daß wir unsere Promenade nicht vollenden konnten. Um 3 Uhr waren es im Schatten 14 Grad. Gestern Abend gewitterte es etwas, und heute ist es nicht ganz so heiß, doch wollen wir erst gegen Abend ausgehen. Jetzt ist Markt hier. Der Ring ist mit lauter Buden besetzt, und nur einige Straßen dazwischen gelassen wo man durch kann um zu kaufen. —

[1]) Oldwig v. Natzmer, Flügeladjutant des Königs, dann militärischer Begleiter des Prinzen Wilhelm, † 1861 als General der Infanterie.

[2]) Erbstatthalterin Wilhelmine von Oranien, geb. Prinzessin von Preußen, Schwester des Königs Friedrich Wilhelm II., † 1820.

[3]) Erbherzogin Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. Prinzessin von Nassau-Oranien, Schwester des späteren Königs Wilhelm I. der Niederlande, verwitwet 1806, † 1819.

[4]) Des Prinzen Friedrich Konfirmation.

[5]) Ober-Stallmeister General Friedrich Ludwig v. Jagow, † 1825.

[6]) Karl Friedrich v. d. Knesebeck, Generaladjutant des Königs, † 1848 als Feldmarschall.

[7]) Wohl Oberstleutnant Frhr. Ludwig v. Wrangel, † 1851 als Generalleutnant.

[8]) Frhr. Karl August v. Hardenberg, 1814 Fürst, † 1822.

Digitized by Google

Was beneid ich Dich, allen dieſen Jubel mit angeſehen zu haben und um — — — — will mit!!!! Luck[1]) iſt geſtern zur Armee abgegangen. Der Abſchied von ihm, wie auch früher von Natzmer, iſt mir ſchwerer geworden als ich es geglaubt hätte. —

Ich muß leider ſchließen. De Lorm[2]) kommt noch. Empfehlung an ſämmtliche Eltern und Tanten, und Couſins und Couſinen. Lebe wohl, beſter Fritz.

Ich bleib ewig Dein Dich treu liebender Freund

Wilhelm.

Breslau den 3. Aprill 1813 um 11 Uhr.

Auch an Deine Herrn und Damen meine Empfehlung. Wer wird Dich nun führen? R. S. V. P.

Prinz Friedrich an Prinz Wilhelm.

Berlin 1813 April 7.

. . . Verzeih, lieber Wilhelm, daß ich Dir noch nicht geſchrieben habe, . . . aber die erſten Acht Tage[3]) waren alle die Viſiten und Feſtivitäten, wie der König hier war, daran ſchuld, darauf jeden Augenblick ein Pferd zu beſehen, zu probiren und zu reiten, dann allerhand Sachen zu ſehen, ob ich ſie ſo oder anders haben wollte, und endlich, wie Sie ſehr wohl vermuthet haben, Ancillon,[4]) für den ich düchtig habe arbeiten müſſen, denn Uebermorgen den 9ten iſt meine Einſegnung; Du kannſt Dir wohl denken, daß ich ſeit 8 Tagen in einiger Angſt lebe.

Und Heute über acht Tage, da geht es von dannen, nach dem Hauptquartier des General Blücher. Ich geſtehe Dir, lieber Wilhelm, daß der Abſchied von Dir mir recht ſchwer gefallen iſt, da ich Deine Betrübniß, nicht mitgehen zu können, recht tief empfand, und ich bei mir ſelbſt dachte, wo ich Dich jemals wiederſehen würde; geht der Krieg glücklich, ſo hoffe ich, daß, da ich jetzt einmal den Blau und Rothen Rock anhabe, wir auch noch in der Zukunft ſo gut und angenehm zuſammen leben werden als bis jetzt. Für Deine beiden Briefe danke ich Dir vielmals. Du frägſt mir, wer mich begleiten wird, das iſt der Hauptmann v. Quadt,[5]) der im Weſtpreußiſchen Regimente

[1]) Major Hans Philipp Auguſt v. Luck, militäriſcher Begleiter des Kronprinzen, † 1859 als General der Infanterie.

[2]) Abbé de Lormes vom Sandſtifte zu Breslau, gab den Prinzen und Prinzeſſinnen franzöſiſchen Sprachunterricht.

[3]) Seit der Rückkehr des Prinzen Friedrich von Breslau nach Berlin.

[4]) Jean Pierre Frédéric Ancillon, Prediger der Berliner Franzöſiſchen Kolonie, Profeſſor der Geſchichte, Lehrer des Kronprinzen und des Prinzen von Oranien, 1831 Preußiſcher Miniſter, † 1837.

[5]) Baron Ludwig v. Quadt-Wykradt-Huchtenbruch, zuletzt Kommandant von Mainz, † 1849 als General der Infanterie. Über den damaligen Leutnant v. Quadt beſagt der Gefechtsbericht ſeines Bataillons-Kommandeurs über das Gefecht bei St. Olai vor Riga am 22. Auguſt 1812: „Die Art, wie dieſer Offizier ſeine Kompagnie in den Feind führt, ſein wahrhaft ritterliches Betragen, verdient Auszeichnung"; cfr. „Kriegsbriefe des Generalleutnants Julius Ludwig v. Rudolphi", Berlin 1913, S. 27. Im Dezember 1813 wurde Quadt Major.

Digitized by Google

beim [Füsilier-] Bataillon v. Rudolphi stand, er hat die Campagne gegen die Rußen mitgemacht und den Orden Pour le mérite bekommen. Von dem was bei Blücher seinem Hauptquartier vorgeht, wirst Du besser unterrichtet sein als wir hier. Was sagst Du zu der Affaire von Lüneburg [am 2. April] und den tapfern Preußen? Juchhe; Sonntag ist in allen Kirchen ein Dankfest dafür.

Ich sehe ganz martialisch in der Armeeuniform aus, mit Deinem schönen Säbel auf der Seite. Achselklappen habe ich nicht, denn der König hat nicht gesagt, ob ich Fähnrich oder Feldmarschall binn; (zum Officier der Armee, attachirt am Hauptquartier des Generals von Blücher, so stehet in dem Kabinetsschreiben). Morgen geht meine Equipage ab, auf Deiner Decke läßt sich prächtig Reiten.

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Breslau 1813 April 9.

„Theuerster Fritz,

Deinen mir unbeschreiblich werthen Brief von 7ten hab ich, denk Dir welch ein Zufall, grade an dem für Dich so höchst wichtigen Tage[1]) erhalten. Bester Freund, Du kennst meine Gesinnungen gegen Dich, und wirst Dir also meine Gefühle bei der Lesung Deines Briefes denken können. Welchen herzlichen Antheil ich an Deiner Einsegnung nehme, kannst Du Dir gewiß vorstellen. Glück auf zu Donnerstag! O Gott! könnt ich Dir folgen; ich weis nicht was ich drum geben würde. Dauert es noch künftig Jahr fort, so soll mich auch kein Mensch davon abhalten Carrier nach zu kommen. Hurrah!!! Lüneburg. Die ersten Lorbeeren errungen! Vielleicht auch das erste schwarze Kreuz. Meine Freude ist unbeschreiblich. Dazu kommt, daß Czenstochau über ist, und denk Dir, wir werden wahrscheinlich in einigen Wochen nach Berlin zurück gehen. Aber leider finden wir Dich nicht mehr. Es gehet mir sehr nah. Doch beinah hätt ich vergessen für die Kette herzlich zu danken. Ich wünschte nur ein dergleichen Kreuz daran zu hängen. Komm ich nach, so muß ich's bekommen und sollte ich darüber wirklich meinen Arm verlieren. Dieses Zeichen wär mir zu lieb. Erwirb es Dir nur. Auch hier wird Sonntag Fest in den Kirchen sein. Montag gehen wir nach Steinau. Hast Du noch viel Pferde gekauft, und bist Du zufrieden? Ich eile sehr, denn ich wünsche, daß Du diesen Brief ja noch vor Deiner Abreise bekommst. Auch müssen wir zum Könige.

Wir haben lange keine Nachrichten von Blücher. Schreib

[1]) Am 9. April, dem Konfirmationstage des Prinzen Friedrich, der hierüber am 12. April dem Prinzen Wilhelm schreibt: „Alles ist glücklich überstanden, doch die Angst den ganzen Freitag Morgen, bis um ½1, daß es anfing, war fürchterlich, die erste Viertelstunde war ich ganz demontirt, doch nachher habe ich mich wieder so gefaßt, daß das Antworten und das Lesen ganz gut ging".

Digitized by Google

Du mir nur recht oft. Piff, paff, puff, wird es bald gehen. Bring Deine Gliedmaßen mit zurück.

Gewöhnliche Empfehlungen.

Dein Dich ewig liebender treuer Freund
Wilhelm.

Carls Empfehl.

Breslau! den 9. April 1813.

Donnerstag!!!!!!!!!

Prinz Friedrich an Prinz Wilhelm.

Altenburg den 19ten Aprill 1813.

Lieber Wilhelm

Hier schreibe ich Dir aus dem Hauptquartier, welche angenehme Empfindung für mir; den 16ten Abends binn ich hier angelangt, und daß gerade zur rechten Zeit, denn vermuthlich wird es bald ein Tänzchen mit den Franzosen geben, ich hoffe nur nicht, daß es ein völliger Kehraus sein wird, denn ich möchte wohl mehr als einen Tanz mitmachen. Alles brennt vor Ungeduld, ich kann Dir nicht meine innere Freude genugsam beschreiben als ich Gestern aus dem Munde des Generals hörte, zur Schlacht würde es sehr bald kommen. Wir Prinzen wohnen alle zusammen auf dem herzoglichen Schlosse, sehen uns sehr viel, und sind sehr lustig. Vorgestern den 17ten hatten wir einen sehr hübschen und heißen Ball und Souper, wo wir von 7 bis 12 Uhr blieben tanzend und essend. Beim Souper mußte man bunte Reihe machen, so daß ein jeder zwischen zwei Damen zu sitzen kahm, eine sehr amüsante Partie, und ich bin so emable gewesen daß Du gar keine Idee davon hast. . . .

Das Schloß ist ganz prächtig, es liegt oberhalb der Stadt auf einem Felsen, eine große Rampe führt hinauf, vor der Thüre im Hofe wird schon geheimt beim herunterfahren. . . . .

Seit mehreren Tagen blühen schon einige Obstbäume, und Heute ist alles mit Schnee bedeckt.

Tausend schönes von mir an alle Deine Geschwister, und an Herrn und Damen, die sich meiner wohl erinnern wollen. Adieu bester theuerer Wilhelm, lebe wohl und vergiß nicht Deinen Dich stets liebenden

treuen Freund und Vetter
Fritz . . . .

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Breslau d. 20ten April 1813.

Theuerster Fritz,

Empfange meinen herzlichen Dank für Deinen lieben Brief aus Berlin[1]); Dank für alle mitgeteilten Nachrichten; die Geschichte

[1]) Vom 12. April; Prinz Friedrich hatte hierin berichtet, wie ein Transport französischer Kriegsgefangener, die sich losgemacht, in der Oranienburger Gegend von alarmierten Bauern wieder eingefangen worden sei.

Digitized by Google

mit den entlaufenen Franzosen und den Bauern ist sehr hübsch; auch vor einigen Tagen ist wieder eine dergl. vorgefallen bei der Oder, wie man sagt zwischen Cüstrin und Glogau. Die geliebten [Zeichnung eines französischen Infanteristen] hatten sich über die Oder gemacht um Vieh einzutreiben. In den Dörfern wird die Sturm-Glock geläutet, die Bürgergarden der benachbarten Städte rücken zu den Bauern, greiffen das Franzosen-Pack (600 an der Zahl) an und was nicht niedergemacht, wird gefangen genommen. Bravo, so muß es gehen, so so gehet's und so wird es gehen. . . Bork[1]) und Hellwig[2]) haben, wie Du wissen wirst, den Georgen-Orden 4ter Classe erhalten. Auch das eiserne Kreuz 2ter C. [Zeichnung] Klein wenig größer. Aber FW muß noch die Krone sein. Unter den Truppen, welche wir in Steinau gesehen haben, befanden sich Schwarz-Meersche Garde-Kosacken. Sie haben wie alle Kosacken eine zugehakte rote Jacke, darüber noch eine blaue, welche orientalisch ist, nehmlich aufgeschnittne Armel, welche hinten runter hengen, mit Garde-Litzen am Kragen und Aufschlag [Zeichnung]. Vorn ist diese blaue Jacke auf, die rothe aber zugehakt. Blaue Pantalons mit der Litze besetzt, eine niedrige Kosacken-Mütze, zwei Pistolen und eine Art türkisches Gewehr umgehangen. Der Adjutant vom Hettmann,[3]) welcher uns Burkas[4]) und Pferde geschenkt hat, hat den Türkischen Orden. Ich hatte ihn nie gesehen [Zeichnung]. Auf einem Schwarzen Emaillen Felde, welches mit Brillanten besetzt, liegt ein Brillantener Mond und Stern. Krausened[5]) ist heut früh bei uns gewesen; er siehet sehr wohl aus und ich finde er ist stärker geworden. Auch Ternite[6]), welcher Volontair-Kosack geworden ist, war bei uns. Er siehet schlecht genug aus. Es giebt jetzt garnichts neues hier; man spricht seit 2 Stunden von einer Bataille, welche Blücher bei Naumburg geliefert haben sollte; wahrscheinlich auch ein Märchen. Wäre es aber wirklich der Fall, so hättet ihr ja auch schon die Kugeln pfeifen hören. Blücher hat gesiegt . . . . .

Prinz Friedrich an Prinz Wilhelm.

In dem Hauptquartier Schloß zu Altenburg
den 26 ten April 1813.

Lieber bester Wilhelm

. . . Seit drei Tagen ist der unglückliche, abgesetzte König von Schweden[7]) hier einpassiert; er erregt Mitleiden, aber man kann

[1]) Wohl der Major Karl August Ferdinand v. Borcke, Kommandeur des 12. Infanterie-Regiments, † 1830 als Generalleutnant.
[2]) Major Friedrich Hellwig, Freischaarenführer, geadelt 1826, † 1845 als General.
[3]) Graf Matwej Platow, Hetman (Ataman) der Donschen Kasaken, † 1818.
[4]) Radmantelartiger Umhang der Kasaken.
[5]) Oberstleutnant Wilhelm Johann v. Krausened, † 1850 als General der Inf.
[6]) Maler Wilhelm Ternite, † 1871 als Inspektor der Kunstwerke zu Potsdam. Die Volontair-Kosaken waren dem Regiment Gardes du Corps beigegeben.
[7]) König Gustaf IV. Adolf, abgesetzt 1809, † 1837 als „Oberst Gustafson".

Digitized by Google

nicht läugnen, daß er einen Sparren im Kopfe hat. Ich werde Dir hier einige Details von seinem ganzen Wesen erzählen, die Dir wohl beweisen werden, daß es nicht ganz recht bei ihm aussieht, und die ziemlich interessant sind. Er ist hier angekommen zu Pferde, ganz allein mit einem Reitknechte, jeder einen Mantelsack, dies ist seine ganze Bagage und so will er die Campagne hier im Hauptquartier mitmachen, weswegen er auch dem Könige geschrieben hat. So wie er angekommen ist, ist er vor der Thüre des General Blücher abgestiegen, hinaufgegangen, hat die Ordonanzen auseinander gesprengt die ihn nicht so mir nichts dir nichts hereinlassen wollten, und ist unangemeldet bei dem General in die Stube hineingestürzt, der von diesem Besuch nicht wenig erstaunt war, aber doch zum Glück seinen alten Freund von 1806 u. 1807[1]) wiedererkannte. Den Abend zwischen 8 und 9, (auch eine sonderbare Stunde), ist er zu Onkel Wilhelm[2]) gekommen, und hat mit diesem bei allen den andern Prinzen Visiten gemacht, bei dem Kronprinzen[3]) und Fritz Louis waren sie schon gewesen, als sie zum Prinzen August[4]) kamen wo wir alle zu einem Souper eingeladen waren.

Den 27. April 1813.

Hier habe ich ihn denn auch zuerst gesehen und mich mit ihm emable gemacht; nachdem er da ungefähr eine viertel Stunde die Conversation gemacht hat, ist er abgetrollt. Den andern Tag, Sonntag, ist er in der Kirche gewesen wo alles war, da Offelsmeier[5]) predigte für ein Bataillon vom 2ten Westpreußischen Regimente, welches 2 Tage lang hier war; die Predigt war gut, aber wie gewöhnlich puff, puff. Hier fing er auf einmal an einen seiner Handschuhe so zu reiben, daß alles Lust hatte zu lachen, und man ihn wegen diesem sonderbaren Manöver allein fast hätte einsperren wollen. Nach der Kirche um 12 Uhr ritten wir alle heraus Deinem Bataillon entgegen, das Garde-Füsilier-Bataillon ist nämlich hierher gekommen um uns zu schützen, da wir fast auf den Vorposten liegen. Der König ritt mit auf einem Pferde von Onkel Wilhelm, aber beim aufsteigen hier im Hofe hat er auf einmal seinen Säbel gezogen, niemand weiß

[1]) Cfr. die „Blücherbriefe" in den „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte" Bd. XIII, 1900, S. 157, und XXVI, 1913, S. 158.

[2]) Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, † 1851.

[3]) Das taktvolle Verhalten des Kronprinzen in der schwierigen Situation dem sich an ihn drängenden Könige von Schweden gegenüber hebt mit rechter Freude der Major v. Luck hervor: „Ein Eingehen auf die Avancen Gustafs IV. hätte bei den schwebenden Unterhandlungen mit Schweden [Bernadotte!] eine sehr unwillkommene Störung bringen können. Der Kronprinz vermied daher jedes dahin zielende Wort, während er sehr wohl dem Antheile Ausdruck zu geben wußte, welchen die Lage des unglücklichen Monarchen einzuflößen berechtigt war." Frchr. v. Troschke, Aus dem Leben des Generals v. Luck, Preußisches Jahrbuch, herausgegeben von Dr. Martin Runkel, III. Jahrgang, Berlin 1863, S. 39.

[4]) Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen, † 1843.

[5]) Feldpropst Friedrich Wilhelm Offelsmeyer.

Digitized by Google

warum, nach einer Minute hat er ihn aber wieder eingesteckt. Er spricht sehr confus.

Dies ist genug von ihm, ich habe Dir wichtigere Nachrichten mitzutheilen. Oberst Pirch[1]) ist so eben bei mir gewesen und hat uns die Nachricht mitgetheilt, daß die Franzosen vorrücken, sie haben Orlamünde, Jena und Naumburg besetzt, und wollen ganz über die Saale gehen, so kann es in zwei Tagen zu etwas ernstliches, nämlich zu einer entscheidenden Schlacht kommen; Juchhe; Gott gebe daß sie für uns glücklich sei; ich denke daß ich auf einen Ball gehe, so zufrieden binn ich, ich will nach der Kanonen- und Gewehr-Musik schon recht hübsch tanzen. Ich binn ganz außer mir vor Freude. . . .

Lebe wohl, und vergiß nicht

Deinen Dich stets liebenden Freund und Vetter
Fritz, Geb. den 28ten Februar 1797
Gestorb. ich weiß noch nicht.

P. C. Vielleicht das letzte mahl daß ich Dich schreibe. Lustig, lustig muß man sein; juchhe, piff, paff, puff, das soll gehen. Werden wir geschlagen, so wünsche ich zu bleiben.

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Breslau den 1. Mai 1813. Blocksberg.

Theuerster Fritz,

Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief vom 26ten aus Altenburg. Ich erhielt ihn gestern Abend beim Schlafengehen. Pirchs Krankheit[2]) hat mir sehr leid gethan; jetzt ist er aber wohl ganz hergestellt, und dagegen der arme Cousin[3]) (mit sämmtlichen Pferden) krank. Was ich Pirchen schrieb, ist eingetroffen, sie haben müssen nach Dresden kommen. . . . Wie unangenehm für Cronfritz grade in diesem Augenblick nach Dresden zu müssen, wo eine entscheidende Schlacht bevorstehet. Die Details des Königs von Schweden sind Beweise genug um auf das übrige zu schließen; der unglückliche Mann! Hast auch Du Dich gefreut *mein* Bataillon zu sehen? Die Schlacht welche geliefert wird, wird gewiß *sehr* blutig sein. Gott gebe uns nur Glück. Er thut es gewiß, denn es ist ja der gerechteste Kampf welcher je gekämpft worden ist. — Ist Dein Wunsch nicht vielleicht etwas zu voreilig, zu bleiben, wenn die Schlacht unglücklich gehet? Dein lieber guter Bruder ist bei guten und bösen Schlachten zugegen gewesen, und nie hat hat er sich, glaub ich, den Tod gewünscht; zwar ist dieser Kampf *der letzte* um die *Existenz*; doch können mehrere Schlachten folgen welche unglücklich und glücklich sind; nicht eher als an den Ufern des

[1]) Karl Lorenz v. Pirch, „II.", bisher Militärgouverneur des Prinzen Wilhelm, war jetzt militärischer Begleiter des Prinzen Friedrich von Preußen, † 1824 als Generalleutnant.

[2]) Oberst v. Pirch hatte sich auf einem Spaziergange das Knie verstaucht.

[3]) Prinz Fritz Louis litt an Zahnschmerzen.

Digitized by Google

Niemens wünschte ich mir den Tod. Denn alsdann mögten wohl eben nicht große Hoffnungen mehr zu hegen sein. Doch so weit wird es, wenn es nicht anders Gottes Wille ist, nicht kommen. Verlieren wir diese erste Schlacht, so können wir uns, wenn wir nicht wieder den Kopf verlieren, hinter der Mulde sehr gut wieder halten. Die Elbe mögte alsdann wohl schwerer zu halten sein, wegen Magdeburg, Torgau u. s. w. Die Oder aus demselben Grunde. — Du kannst Dir nicht denken wie begierig wir sind, der doch gewiß vorgefallnen Schlacht Ausgang zu wißen. Glückt sie, wie entscheidend. Oestreich erklärt sich dann; der Rheinbund (der größte Theil) ebenfalls. Was sind das nicht für Vortheile. Umgekehrt, so legen die Pohlen wieder los. Aus unserer Fahrt nach Zobthen ist heute nichts geworden; das Wetter ist zu trübe. Morgen schreib ich dem König, und bitte ihn uns zu erlauben, die Festungen und das Gebirge zu sehen. Welche Freude wenn er es zugestehet. Wie viel lieber wünschte ich aber nicht, bei euch zu sein. Ich glaub es wird künftiges Jahr wirklich dazu kommen, denn ich denke mir, der Kampf wird sich sehr in die Länge ziehen. Doch leider muß ich schließen, weil ich noch Cousin und Pirch schreiben muß, und dann ist Thee bei Friederike.

Adieu bester Fritz; auf ewig

Dein Dich treu liebender wahrer Freund

Wilhelm.

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Abends ¾9, 5. Mai 1813 bei Charlotte.

Bester, guter, Fritz,

Meinen herzlichen Glückwunsch zu dem ersten Tanz nach Canonen-Donner. Läßt sichs besser als bei Großtante[1]) tanzen? Piff, paff, puff, warum hab ich diesen ersten Sieg nicht mit euch theilen können. Heißa lustig hopsaßa, Juchhe Victoria!!!!!! Ist Ney wirklich geblieben? War Satanas dabei? Nein wie froh bin ich, Gott hat uns Sieg gegeben, er wird es noch öfter thun. Wie kann ich mich euch vorstellen. Adieu, Dein Dich stets liebender treuer Freund

Wilhelm.

Prinz Friedrich an Prinz Wilhelm.

Dresden den 6ten Mai 1813.

Lieber Wilhelm

. . . Die erste Schlacht wäre ja vorüber, der Ausgang soso. Gewonnen haben wir sie da wir das Schlachtfeld behauptet haben, aber für die Folgen? Es war eine recht ordentliche Schlacht, ein tüchtiges brummen und pfeifen, die Kugeln sind uns recht hübsch um die Köpfe geflogen, und neben uns hingefallen, doch binn ich

[1]) Die Erbstatthalterin Wilhelmine, Großmutter des Prinzen Friedrich, Großtante des Prinzen Wilhelm (vergl. S. 101, Anm. 2).

Digitized by Google

mit heiler Haut für diesmal davon gekommen, und ich hoffe es wird künftig auch noch so gehen, obgleich die Kugeln nicht immer den gehörigen Respekt haben. Sechs Stunden lang haben wir im Kanonenfeuer gehalten, zuletzt fing ich an zu gehnen. Da Du dies von meiner eignen Hand geschrieben siehst, wirst Du überzeugt sein daß ich noch lebe, denn man hat die Gnade gehabt mich tod zu sagen; ebenfalls sollte der Kronprinz geblieben sein, je l'ignore von allen beiden. Was unsere braven und lieben Preußen sich geschlagen haben, davon kannst Du Dich keinen Begriff machen, auch loben alle Leute sie, sogar die Rußen sind voll davon. Unsere arme Garde hat sehr viel verlohren, sie haben sich nicht wie Garden betrachtet, sondern recht düchtig mit herein gewesen. . . .

Den Tag vor der Bataille haben wir einen hübschen Ritt gemacht von des Morgens 1 bis Abends 12, also 23 Stunden, nicht übel, nicht wahr?

Adieu, vergeß nicht

Deinen treuen Freund und Vetter
Fritz.

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Breslau d. 8. May 1813.

Herzlichen Dank, theuerster Fritz, für Deinen lieben Brief aus Dresden. . . . Nochmahls gratulire ich zu der so glücklich überstandenen Schlacht. Wie blutig muß sie gewesen [sein]! Viele braven Leute hab ich schon nennen hören. Wie lieb ist es mir, daß die Garden ordentlich rein gewesen sind, und sich wie alle andern geschlagen haben; ich glaubte es gleich, aber sonst herrscht die Idee, die Garden betrachten sich immer als ganz etwas anderes. Du scheinst ja garnicht recht zufrieden zu sein mit der Schlacht, was doch in dem Briefe des Königs ganz anders ist. Scharnhorst und Kneseбeck, 2 Leute denen man wohl glauben kann, versichern, daß die Schlacht in allen Punkten gewonnen ist. Für die Folgen bin ich ganz unbesorgt, wer sich so schlägt, wird es auch zum 2. Mahl thun, und eben so gut; der Geschlagene ist immer decontenencirt. Den Reitzenstein[1] haben wir recht ordentlich ausgefragt. Er wird Dir noch mündlich den Jubel und die Feier des gestrigen Tages erzählen können. Die Garde-Volontair-Jäger-Comp. und die Landwehr-Freiwilligen hielten den Abend um 9 Uhr einen Aufzug mit Fackeln und blieben vor dem Hatzfeldschen Palais[2] stehen. Wir auf dem Balkon. Nachdem die gehörigen Vivats gebracht waren, spielten

[1] Leutnant Friedrich v. Reitzenstein, Ordonnanzoffizier des Königs bei Lützen, hatte die Nachricht von der Schlacht nach Breslau überbracht; † 1845 als Oberst.

[2] Im ehemaligen Hatzfeldtschen Palais in Breslau, Albrechtstr. Nr. 32, damals Regierungsgebäude, heute Oberpräsidium, wohnten die drei jüngsten Kinder des Königs, die Prinzessinnen Alexandrine und Luise und Prinz Albrecht.

Digitized by Google

die Hauboisten der Garde Heil unserm Könige. Alles was es kannte, sang mit. Es war sehr hübsch. Lange hab ich mich nicht so gut wie an diesem Tage amüsirt. Nach Tisch um ¼11 fuhren wir in der Stadt umher, welche ganz illuminirt war. In allen 3 Etagen des Hatzfelds waren illuminirt, und die Frau (à la Cronprinz) [Frau = Grau] wollte doch nicht hell werden. — Hast Du viel Bekannte unter den gebliebenen erkannt? Ich wünschte nur eine genaue Liste der todten Officiere zu haben, wenigstens von den Garden, doch dies wird schwer sein. Der Homburger Leue[1]), hast Du ihn gesehen? Es muß ein sonderbares Gefühl [sein], solche Bekannte, die man vielleicht vor 5 Minuten noch gesehen hat, mit einem mal todt liegen zu sehen. Meine armen Füseliers! Sie sollen sich aber sehr brav geschlagen haben. Alle Officiere bis auf Lindheim[2]) sollen blessirt sein. Sein Ebenbild Elsebeck[3]) ist geblieben; das thut mir recht leid! Ich glaube er versprach etwas. Ist Pirchs Bruder[4]) wirklich todt oder nicht, ich mag ihn nicht danach fragen? — Morgen ist Te deum. Die Canonen werden gelöst. Das würde euch garnicht mehr interessiren, nachdem ihr 6 Stunden im Feuer gehalten habt. Nein was beneid ich euch.

Adieu bester Fritz. Dem König meine gehörigen Empfehlungen wie allen anderen.

Dein Dich ewig liebender Freund
Wilhelm.

½11 Morgens.

Mit Ungeduld erwarte ich Nachrichten von neuen Affairen. Dem G. Blücher meinen Glückwunsch zur Schlacht und Orden.

Prinz Friedrich an Prinz Wilhelm.

Lieber bester Wilhelm

Meinen herzlichsten Dank für Deinen Brief vom 27ten Mai, in dem Du mir zu dem großen rothen Vogel gratulirst; zugleich zeige ich Dir hierdurch an, daß seine Majestät der Selbsherrscher aller Reußen die Gnade gehabt hat, mir, so wie dem Kronprinzen, Fritz Louis, und dem Prinzen Karl von Mecklenburg[5]), den Georgen-Orden vierter Klasse zu verleihen, für welche große Thaten wir drei Fritzen ihn bekommen haben das weiß Gott, denn wir haben doch gar nichts dafür gethan. Auch sage ich Dir verschwiegener Freund offenherzig, daß ich, anstatt den Klax vom rothen Vogel, weit lieber gehabt hätte wenn mir der König auch das eiserne Kreuz gegeben

[1]) Prinz Leopold von Hessen-Homburg, Preußischer Major im Leib-Infanterie-Regiment, † bei Lützen.

[2]) Stabskapitain Karl Friedrich v. Lindheim vom 1. Garde-Regiment z. F., † 1862 als General der Infanterie und General-Adjutant.

[3]) Stabskapitain Eberhard Karl v. Elsebeck, Führer des Freiwilligen Jäger-Detachements des I. Bataillons vom 1. Garde-Regiment z. F.

[4]) General Georg Dubislav Ludwig v. Pirch, „I.“, starb erst 1838.

[5]) Herzog Karl zu Mecklenburg-Strelitz, Stiefbruder der Königin Luise, †1837

Digitized by Google

hätte, obgleich ich gestehe daß ich nichts gethan habe es zu verdienen, aber das hilft nichts, haben muß ich es, und so bald auch Gelegenheit ist, etwas zu thun um es zu verdienen, so werde ich mein möglichstes dazu thun. Der König hat mir aber selbst gesagt, der rothe Adler sei für die Schlacht am zweiten, 20ten und 21ten. . . .

Jetzt haben wir schon die zweite große Schlacht gehabt, und abermals die braven Preußen bewundert, Du kannst Dir keinen Begriff machen wie tapfer sie fechten, und die bleßirten hört man keinen Laut von sich geben, die rußischen hingegen rufen gleich alle Heiligen zu Hülfe. Was sagst Du dazu daß wir am 21ten den kleinen Kerl [Napoleon] gesehen haben, à la Prince de la Couronne: denkt euch ihr Kinder; wir sahen den großen Schinder. Am 20ten Nachmittags haben sie uns hübsch haubicirt, nämlich mit Granaten beworfen, sie sahen die enorme Suite vom Könige und Kaiser in der wir uns auch befanden, welche denn eine recht hübsche Zielscheibe ausmacht, die insolenten Dinger zerplaßten immer mitten zwischen uns, haben aber glücklicherweise keinen Schaden zugefügt. Leider haben wir die schöne Affaire von der Cavallerie[1]) nicht mitgemacht, wie gerne hätte ich mit gehackt, und an eurem schönen Säbel Franzosen-Bluth gehabt, es klingt grausam aber ist doch angenehm. . . .

Seit Gestern thronen wir hier am Fuße des Zobtenberges, aber auf der Spitze sind wir noch nicht gewesen wie Du. Zwei Tage sind wir in Würden gewesen, welches dem Minister Goltz[2]) gehört, es ist ganz allerliebst und die Gegend süperbe. . . .

Auf dem freudigen Schreiben von Charlotte und Friederike nach dem Siege von Gr. Görschen habe ich noch nicht geantwortet, und jetzt behalte es mir vor bis nach dem nächsten erfochtenen Siege. Nun sollst Du wieder fleißiger Briefe haben. Adieu teuerer Wilhelm, lebe wohl und vergiß nicht

Deinen Dich treu liebenden Freund und Vetter
Fritz.

Pfaffendorf unweit Schweinitz am Fuße des Zopten
den 1ten Juni 1813.

P. C. Verzeih das Gesudle, die Tinte ist aber fürchterlich dick.

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Reiersdorf diesseits Landeck an der Bila,
den 5. Juni 1813. ½10 M.

Theuerster, bester Fritz,

Da wären wir ja nun wieder in einem Bad, aber in welch für einem. Ich kann Dir die Lage und überhaupt das Ganze nicht

[1]) Den Überfall bei Hannau am 26. Mai 1813.
[2]) Graf August Friedrich Ferdinand v. d. Goltz, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, † 1832 als Oberhofmarschall.

Digitized by Google

hübsch genug schildern. Wir wohnen hier ein wenig einsam, mit dem Kronprinzen zusammen, den wir stündlich erwarten. Die in Kunzendorf[1]) sollen herrlich wohnen; immer das dritte Wort, was sie sagen, ist: nein das Kunzendorf! Wir wollten heute hin, aber der herkulisch starke Karl (wo für er sich doch ausgiebt, und es doch keineswegs ist) ist gestern Nachmittag krank geworden; aber nicht von Bedeutung. In Landeck sind die Bäder allen Schaulustigen preisgegeben; Herren und Damen baden sich hier gemeinschaftlich, jedoch decent angethan. Was die Leute (wir haben uns nehmlich auch gleich den ersten Tag hinbegeben, um diesem Schauspiel beizuwohnen) durch die Verkürzung des Wassers für[2]) Figuren bilden, besonders die Damen, da hast du keinen Begriff von. [Zeichnung einer solchen Badefigur:] so sehen ungefähr die Damen aus; der Kopf natürlich, der übrige Körper aber höchstens 1½ Fuß lang und unten spitz. Gestern Abend war Ball. Der Saal ist sehr hübsch; ich tanzte aber nicht, weil ich immer noch einen schlimmen Fuß habe, der mir gestern sehr weh that. Es waren eine entsetzliche Menge R[ussische] Generale und Offiziere dort, welche alle zum Vergnügen hier sind. Es sind weit über 200 Gäste hier, welches denn das Bad sehr lebhaft und angenehm macht. Eine menge Bekannte habe ich hier wiedergesehen. . . .

Wirst Du denn diese Zeit nicht benutzen, um etwas zu besehen? Silberberg hat mir beiweitem nicht so gefallen, wie ich geglaubt habe. Wäre es nicht so natürlich fest, so wären unerhörte Fehler bei demselben, besonders die schwachen Communikationen zwischen den verschiedenen Werken. Doch ich will nicht critisiren, denn ich verstehe ja davon nichts.

Alle meine Geschwister tragen mir auf, sich der Hochheit Fritz zu empfehlen. . . .

Nun lebe wohl, bester Fritz, ich glaube, wir sehen uns doch noch einmahl wieder, ehe der große Tanz wieder losgehet.

Dein ewig treuer bester Freund und Vetter
Wilhelm.

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Neiße, den 27. August 1813.

Durchlauchtigster Ferst,
Gnädigster Ferst und Herr!!!

Ew. Durchlaucht muß ich ganz submissionsmäßig um Verzeihung bitten, daß, da wir beordert waren Reiersdorf zu verlaßen, und uns nach Neiße zu begeben, weil Sr. K. H. der Prinz Friedrich von Preußen den Feind nicht genug zurückhielten und wir nicht

[1]) Unweit von Rayersdorf gelegenes Gut in der Grafschaft Glatz, Kr. Habelschwert, der Gräfin Schlabrendorff, Landgräfin zu Fürstenberg, gehörig.
[2]) Vorlage: „wir".

Digitized by Google

wußten, daß wir Glatz noch denselben Tag wieder verlaßen sollten, also nur spät von besachtem Reiersdorf ausfuhren, wir also Neiße nicht mehr erreichen konnten, so mußten wir unsere Zuflucht nach Camenz[1]) nehmen; (meine Hand zittert indem ich dies schreibe); weiter; ich habe die Frevelthat begangen, mich in Ihrem Bett zu deponiren in der Nacht vom 25.—26., ferner habe ich die Stube einer ihrer größten Zierden beraubt, nehmlich habe ein Stücksen Scherpen-Quast empochirt, welches aber so aufrichtig bin, Ew. Durchlaucht wieder mit zu schicken; ferner haben wir sogar den Grund und Boden bestohlen, indem wir einige 100 Granaten höchst dero Gebieth entwendet haben, wozu uns Herr Plathner (zuweilen auch mit 2 L, laut Hübnerschen Universal-Lexikon, befindlich in der Bibliothek zu Camenz, jetzt auf der Stube des besagten Plathner) verleitet haben, und Herr Waldschmidt führten uns in die Kirche; für alles dies müssen wir Höchstdero Großmuth in Anspruch nehmen uns ja nicht zu verdammen, sollte es dennoch der Fall sein, daß Ew. trotz meiner Aufrichtigkeit mich verdammen, so bin ich erbötig meinen begangenen Fehler durch 1 Groschen 6 Pfg. zu ersetzen.

Der unterthänigste Musje Unverzeihungsbitter. N. N.

Lieber Fritz,

Wenn Du es noch nicht weißt, wir sind in Camenz gewesen; es hat mir sehr gefallen. Herr Plathner war sehr artig, und hat uns viele Mineralien geschenkt. Krysopras etc. Der große Mühlstein-Krysopras hat meine ganze Bewunderung erregt; er liegt in einer Ecke des Zimmers; wenn er durch und durch ächt wäre! —

Bei Euch gehet es ja rasch vorwerts. Es kommt vielleicht bald zur Schlacht. Piff Paff Puff.

Du hast ja noch gar nichts von Dir hören lassen, zwar läßt sich bei der Avant-Garde nicht viel schreiben. Wie glücklich mußt Du sein, endlich so angestellt zu sein. So mögte ich auch die Campagne machen.

Adieu bester Fritz O. Viele Empfehlungen an Quadt.

Dein ewig treuer Freund
Wilhelm.

Wellington macht sich einen Namen! Schlägt alles vor sich nieder; himmlisch. Du mußt es auch so machen. Deinen Bruder hab ich im Traum herzlich umarmt nach einer Schlacht. Pirchs Vater[2]) ist todt.

[1]) Die 1810 saekularisierte Cisterzienserabtei Kamenz in Schlesien, Kr. Frankenstein, gehörte seit 1811 der Mutter des Prinzen Fritz O.
[2]) General Franz Otto v. Pirch, † 1813.

Digitized by Google

Prinz Friedrich an Prinz Wilhelm.

Töplitz den 9ten September 1813.

Lieber bester, theuerster, scharmantesster, delikatetster Wilhelm

Tausend Dank für Deinen allerliebsten Brief vom [27.] August aus Neiße, nach Deiner Kamenzer Nachtpartie. . . .

Bist Du, und ihr alle, nicht außer Dich von Freuden über sämmtliche Siege, ich binn ganz seelig und hätte mich die ersten Tage vor Wonne welzen mögen, dies Glück (nach den Schweinereien von Dresden, und besonders von dort zurück). Welche göttliche Empfindung war die am 30ten hier, bei der Vernichtung des Corps von Van-Damme, und der Gefangennehmung seiner scharmanten Person, und als wir noch auf dem Schlachtfelde waren, kahm die Nachricht des Sieges von Gen. Blücher vom 26ten an, und als wir wieder nach der Stadt kahmen, fanden wir die Nachricht des Sieges vom General Bülow bei Gr. Beeren. Wie habe ich mich gefreut hier am 30ten die Flucht der Franzosen und alle unsere Trophäen zu sehn, leider habe ich es nur von weitem gesehn, da der Gen. Kleist mich die Nacht zum Könige geschickt hatte, und ich also in dessen Suite war. Gesehn hätte ich gewiß nicht so gut, aber vielleicht mit einhauen können, und selbst Gefangene machen. . . .

Diesen Brief habe ich in Töplitz angefangen und hier in Sicherten, Soborten[1]) wird es aber genannt, nehme ich ihn heute zur Hand um ihn zu endigen. Verzeih daß es erst Heute geschieht, obgleich ich jetzt leider schon seit dem 10ten in diesem Loche sitze, es ist ein scharmantes Judennest, dabei aber doch ein bloßes Dorf, es sind vielleicht nur 12 Christen-Häuser im ganzen Dorfe, von denen ich eins bewohne. Töplitz ist zwar nur eine halbe Stunde von hier, aber, außer zum Kronprinzen zu gehn, wüßte ich auch nicht wo ich, wenn ich oft hereinritt, bleiben sollte, oder ich müßte mit dem jeune Stabrakoff[2]) vor die Thüre stehn bleiben. So lange als der Feind uns vor die Nase stand, hatten wir keine Zeit zu viel. Alle Tage wurde geschoßen und da ritten wir hinaus um zu sehn was vorfiel, so habe ich auch den 17ten die hübsche Affaire bei Kulm zufällig mitgemacht, und binn sogar dabei recht tüchtig im kleinen Gewehrfeuer gewesen, so hatte ich die kleinen Bengels noch nicht pfeifen höhren, einen Augenblick pflogen sie uns heilos um die Ohren herum, ich kann Dir aber nicht sagen wie sie mir amüsirt haben, mit Chosecomment[3]) war ich bei dieser Geschichte, und binn so mit den Bataillons tambour battant, und immer Hurrah schreiend, bis in dem

[1]) Dorf, ½ Meile nordnordöstlich von Teplitz.
[2]) Wohl ein Russischer Offizier im Gefolge des Czaren.
[3]) Spitzname des Russischen Generals Graf Ludwig Adolf Peter zu Wittgenstein, 1834 Fürst, † 1843 als Feldmarschall.

Digitized by Google

Tirailleur-Feuer avancirt, es war allerliebst, und die kleine Hetze dabei machte es noch angenehmer. Zu Chose-comment kahm ich aber ganz zufällig, so wie zu der ganzen Geschichte, ich ritt nämlich mit Quadt vor um zu sehn, welche Wendung die Sache nehme, da wir zuerst zurückgedrengt wurden, bereits kamen uns einige Kanonenkugeln sehr weit entgegen, und wo wir sie nicht erwachten [erwarteten?]. Bald darauf hörten wir aber Marsch-Marsch schlagen, da ritten wir zu, und trafen auf den Gr. Wittgenstein, an dem ich mich anschloß, und so den ganzen Spectakle mit beiwohnte, zulezt war ich in der Suite vom Könige. . . .

Wie bist Du nun zufrieden vom Zustande der Dinge und was sagst Du zu unsern braven Preußen, welches Lob bekommen sie vom Kronprinz von Schweden. Die Östereicher habe ich sehr unter meiner Erwartung gefunden, die berühmten Ungarischen Grenadiere sind gar nicht außerordentlich. Aber sie schlagen sich recht gut, das muß man ihnen laßen. . . . .

Wilhelm Radziwill ist jezt ja auch angestellt worden, und in Gedanken sehe ich Dich, bester Wilhelm, in einigen Monaten auch das Schwerdt ziehen und zu uns stoßen, wenn wir in der Zeit nicht alle zu Euch schon, nach vollthaner Arbeit, zurückgekehrt sind. . . .

Es ist eine Wonne jezt den König zu sehn, nie habe ich ihn so gesehn, zuweilen stille, wie Du wohl weißt, wenn ihm etwas im Kopfe liegt, aber die meiste Zeit außerordentlich zufrieden und lustig.

Viele Bekannte sind schon wieder, seit Wiedereröffnung der Campagne gefallen, jezt sieht man aber die Früchte der Aufopferungen solcher tapfern, die ihren Verlust weniger empfindlich macht. . . .

Adieu, adieu theurer Freund, vergeß nicht Deinen Dich ewig treu liebenden

Freund und Vetter
Fritz.

Sicherten den 23ten September 1813.

Schamfufufu dies Geschmier.

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Breslau, den 28. September 1813.

Bester, theuerster, guter Fritz,

Endlich einige, wirklich 6 Seiten, Zeilen von Dir; überglücklich war ich beim Empfang Deines lieben Briefes. Ich schrieb eben die Adresse auf einen Brief an Natzmer, in welchem ich ihn bat, Dich ein wenig zu [Zeichnung einer Nase] (nasen). Ich bin aber so gerecht, einzusehen, daß Du wirklich nicht besonders viel Zeit haben kannst, um zu schreiben. Wie seelig ich bin über alle die himmlischen Siege, kannst Du Dir denken, aber auch jedesmahl möchte ich vor Aerger

Digitized by Google

weinen, nicht dabei sein zu können. Platzen möchte ich. Babababa! Du verfluchter Piwill[1]); kommst Du mir richtig zu vor! Den 30ten August, auch den 17. kann ich mir recht denken. Schade, daß Du nicht bei Kleist warst, um ein Bisken mit zu hauen. Schade, daß Du nicht mehr bei der Avant-Garde bist; das ist doch ein hübsches Leben. Dein Haupt-Quartier Sicheten[2]) beneide ich Dir gar nicht, wohl aber die Affaire am 17. bei Culm: Hurrah! Das muß göttlich gewesen sein. Was macht das eiserne [Zeichnung des Eisernen Kreuzes], mach Dirs bald an! Auch Cousin ist bei den verschiedenen Gefechten und Bataillen tüchtig ins Feuer gekommen. Pirch lobt sehr dabei seine bewiesene Ruhe. Ich sage nichts mehr zu den Preußen; weil das allergrößte Lob immer noch zu wenig für sie ist. Von mehreren Seiten hab ich schon gehört, daß die Oestreichischen Truppen nicht so sehr schön sind, aber daß sie sich sehr gut schlagen. Die Husaren sollen aber prächtig sein. Der Kayser von Oestreich gefällt Dir also. Herzlichen Dank für die Empfehlungen Deines lieben Bruders. Mach ihm von mir recht herzlich viel. Die Freude, Deinen Vater wieder zu sehen, kann ich mir so lebhaft denken. Gehet er wieder zur Armee, oder kommt er — — — —

Ja freilich wünschte ich in einigen Monaten auch folgen zu können. Meinen Religions-Unterricht treibe ich heftiglich. Alle Woche 6 Stunden beim Wunster junior[3]). Im März, ach Gott wie lange noch, denk ich, soll meine Confirmation sein; im Frühjahr — ach da ist ja alles vorbei. — Dann, im Frühjahr komm ich erst. Den König kann ich mir recht denken. In den Brief, welchen er mir schrieb, denk Dir, er hat mir geschrieben[4]); ich war seelig, welzwürdig; war er sehr froh gestimmt. Ich kann nicht 6 Seiten voll kriegen; ich sitze hinterm Ofen, und Du bist im Felde; da giebt es mehr zu schreiben. Ich bin recht neugierig, wo ihr euere Schritte hingewandt habet. Eger, etc. bis an Mayn und Rhein.

Nun lebe wohl. 1,000000,000000,000 Dank für Deinen Brief nochmals. Recht viel Empfehlungen an Quadt, Fritz und Luck. Auch Klüx.

Dein treuer guter Freund

Wilhelm.

(Eine weitere Folge von Jugendbriefen Kaiser Wilhelms I. und des Prinzen von Oranien wird im Dezember-Heft des „Greif" zum Abdrucke kommen.)

[1]) Spitzname des Prinzen Wilhelm Radziwill, der, nur 3 Tage älter als unser Prinz Wilhelm, schon jetzt als Offizier im Stabe des Generals v. Bülow ins Feld rücken durfte; † 1870 als General der Infanterie.

[2]) Für „Soborten"; vgl. den Brief vom 9./23. September 1813.

[3]) A. E. Wunster, Prediger der Reformirten Gemeinde zu Breslau.

[4]) Teplitz, den 6. September 1813: „Hohenzollernbriefe" Nr. 67.

Digitized by Google

Finanzielle und wirtschaftliche Kriegsvorsorge.*)

Von

Friedrich v. Bernhardi, General der Kavallerie z. D.

Deutschland hat in den letzten Jahren wiederholt vor der Möglichkeit gestanden, in einen großen Krieg verwickelt zu werden. Bei der gefährdeten politischen Lage, in der wir uns auch heute noch befinden, wird sich ein solcher auf die Dauer überhaupt nicht vermeiden lassen, was vom volkspsychologischen Standpunkte aus auch gar nicht wünschenswert ist.

Unter diesen Umständen ist es geboten, sich nicht nur von der militärischen Macht unseres Vaterlandes und seiner Gegner Rechenschaft zu geben, sondern sich auch darüber klar zu sein, wie weit das deutsche Reich finanziell und wirtschaftlich einem solchen Kriege gewachsen ist.

Was die finanzielle Frage anbetrifft, so kommt es zunächst darauf an, den Geldbedarf für den Kriegsfall wenigstens in großen Summen zu veranschlagen und diesem Bedarf das Volksvermögen gegenüberzustellen. In zweiter Linie werden die Mittel, dieses Vermögen flüssig zu machen, zu erwägen sein.

Zu bestimmen, was ein moderner Krieg kosten wird, ist äußerst schwierig. Für den deutsch-französischen Krieg werden die Ausgaben auf 6 Mark für Kopf und Tag berechnet, für den russisch-japanischen auf 10 Mark. Erwägt man nun einerseits, daß es bei der russischen Heeresverwaltung nicht gerade sehr sparsam und ehrlich zugegangen ist, daß aber anderseits die Kosten für Bewaffnung, Munition, Verpflegung und andere Kriegsbedürfnisse seit 1870/71 wesentlich gestiegen sind, so wird man eine Ausgabe von 10 Mark pro Kopf und Tag als angemessen, jedenfalls aber nicht als zu niedrig annehmen können. Das ergibt für ein Heeresaufgebot von vier Millionen Mann und eine Kriegsdauer von einem

*) Verwandt wurden als Quellen unter anderen: M. Ströll, Das deutsche Geldwesen im Kriegsfall. Völcker, Die deutsche Volkswirtschaft im Kriegsfall. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde: Henke, Das deutsche Geldwesen im Kriege; A. Dix, Die volkswirtschaftliche Kriegsvorsorge.

Digitized by Google

Jahr, die man zum mindesten in Anschlag bringen muß, eine Ausgabe von 14 600 Millionen. Für die Kosten, die die Mobilmachung der Marine und der Seekrieg erfordern würden, fehlen mir die Grundlagen. Bei dem im Verhältnis zur Armee geringen Mannschaftsstande und den großen Vorräten, die auch im Frieden bereit gehalten werden, dürften jedoch nicht allzu hohe Summen in Ansatz zu bringen sein, so daß wir mit einer Gesamtausgabe von 15 Milliarden rechnen können. Hiervon wird ein verhältnismäßig großer Teil — etwa ein Achtel — gleich zu Anfang des Krieges für Mobilmachung, Festungsarmierung, Aufmarsch und Füllung der Magazine ausgegeben werden müssen. Etwa 1000 Millionen werden ferner erforderlich sein, um den außerordentlich gesteigerten Geldbedarf bei Handel, Industrie und Landwirtschaft decken zu können, und rund 250 Millionen, um die zu Anfang eines Krieges erfahrungsgemäß eintretende Panik zu überwinden, die sich im plötzlichen Zurückziehen von Guthaben und Depositen, Diskontierung von Wechseln, Lombardierung von Papieren usw. äußert. 3125 Millionen werden also in den ersten Wochen eines Krieges flüssig gemacht werden müssen.

Diesen Ausgaben gegenüber werden das deutsche Volksvermögen mit 250 Milliarden, das jährliche Gesamteinkommen mit 30 Milliarden und der jährliche Vermögenszuwachs mit 3 Milliarden gewiß nicht zu hoch eingeschätzt, so daß die für ein Jahr Kriegsdauer erforderlichen Kosten vom deutschen Volk ohne sonderliche Schwierigkeiten aufgebracht und in fünf bis sechs normalen Friedensjahren wieder ersetzt werden können. Auch die Gesamtschuld des deutschen Reichs mit 20 394 052 600 Mark erscheint nicht erdrückend, wenn man bedenkt, daß über die Hälfte dieser Summe in produktiven Unternehmungen angelegt ist — Eisenbahnen und Bergwerken — und daß zum mindesten 16 Milliarden Auslandswerte sich in den Händen des deutschen Publikums befinden, die eine Schuld fremder Staaten an das deutsche Volksvermögen darstellen und zum Teil wenigstens gewiß flüssig gemacht werden können, um Kriegsanleihen zu decken.

Für die ersten Kosten bei der Mobilmachung und während der ersten Kriegswochen wird die Reichsbank den festen Stützpunkt für die Geldbeschaffung gewähren, und sie wird dieser Aufgabe um so besser gerecht werden können, je mehr es ihr gelingt, ihren Goldbestand schon im Frieden zu erhöhen und beim Kriegseintritt zu

Digitized by Google

erhalten. Da sie gesetzlich befugt ist, jederzeit Banknoten auszugeben, so lange diese zu mindestens einem Drittel in kursfähigem deutschen Gelde, Reichskassenscheinen, Gold in Barren oder in ausländischen Münzen, für den Rest in sicheren diskontierten, kurzfristigen Wechseln gedeckt sind, in Wirklichkeit der Notenumlauf aber ein viel geringerer ist, so können bei eintretender Mobilmachung durch vermehrte Notenausgabe Zahlungsmittel geschaffen werden. Es betrug beispielsweise am 23. 9. 12, also zu einer Zeit normaler Geschäftsverhältnisse, der Metallbestand der Reichsbank 1 333 074 000 Mark, und es waren ferner 40 596 000 Mark in Reichskassenscheinen vorhanden. Dieser Bestand würde sich bei Eintritt der Mobilmachung um die 120 Millionen des deutschen Kriegsschatzes und um weitere 120 000 000 Mark erhöhen, um die nach dem neuen Gesetz vom Sommer 1913 dieser Schatz zu erhöhen ist. Auf diesen Bestand an Metall und Reichskassenscheinen dürfen gesetzlich 4 841 010 000 Mark an Banknoten ausgegeben werden. Davon waren am gleichen Datum im Umlauf 1 863 626 000 Mark. Es könnten also im Mobilmachungsfalle sofort Banknoten für 2 977 384 000 Mark ausgegeben werden. Damit wäre der erste Bedarf gedeckt, wenn man bedenkt, daß die auf dem Kriegsleistungsgesetz beruhenden Lieferungen nicht sofort bezahlt zu werden brauchen, sondern gestundet werden. Auch würde eine Erhöhung der Goldreserve im Frieden eine entsprechende Erhöhung der Notenausgabe ermöglichen. Von entscheidender Wichtigkeit ist, wie man sieht, die möglichste Steigerung des Goldbestandes im Frieden und dessen Erhaltung auch während des Krieges, um das Vertrauen des Publikums in die Banknoten nicht zu erschüttern, und als Notpfennig für außerordentliche Verhältnisse. Im Kriege läßt sich das Festhalten des Goldes nur durch den Zwangskurs erreichen, d. h. es müßten auch die Reichskassenscheine durch Gesetz zum gesetzlichen Zahlungsmittel erhoben werden; es müßte die Verpflichtung der Reichsbank aufgehoben werden, ihre Noten jederzeit zum vollen Nennwerte in Gold einzulösen; auch müßte die gesetzliche Verpflichtung gewisser Kassen abgeändert werden, Reichssilbermünzen in Beträgen von mindestens 200 Mark, alle übrigen aber von mindestens 50 Mark in Gold einzuwechseln. Auch müßten die Großbanken angewiesen werden, die Goldbestände der Notenbanken in möglichst geringem Maße in Anspruch zu nehmen, was ihnen

Digitized by Google

dadurch erleichtert wird, daß durch Gesetz vom 1. 6. 1909 die Banknoten zum gesetzlichen Zahlungsmittel erhoben sind. So lange die Dritteldeckung besteht und die Bilanzen der Reichsbank wie im Frieden veröffentlicht werden, werden sich nachteilige Folgen des Zwangskurses schwerlich ergeben.

Zur Überwindung der ersten finanziellen Schwierigkeiten bei der Mobilmachung wird auch die neueste gesetzliche Bestimmung wesentlich beitragen, nach der 120 Millionen Mark in Silber bereitgestellt und auf die einzelnen Reichsbankstellen verteilt werden sollen, um bei eintretender Panik dem ersten Ansturm des Publikums mit Hartgeld begegnen zu können. Um eine weitere Vermehrung der Zahlungsmittel zu erreichen, hat sich schon 1870 die Errichtung von Kriegslombardkassen bewährt, teils um „die Reichsbank in der Lombardierungstätigkeit zu entlasten", teils aber auch, um „auf Grund der bei ihnen lombardierten Effekten vom Staate garantierte Schuldscheine auszugeben", sei es in Reichskassenscheinen, sei es in Form eines besonderen Papiergeldes.

Die weiteren für die Kriegführung nötigen Mittel müßten in erster Linie durch Anleihen, in zweiter durch Ersparnisse bei allen sonstigen Ausgaben und durch Einführung neuer Steuern aufgebracht werden. Wie weit und unter welchen Bedingungen das möglich sein wird, wird vor allem von dem Verlauf des Krieges abhängen. Ist dieser ein günstiger und gelingt es, den Kriegsschauplatz in Feindesland zu verlegen, so wird die anfängliche finanzielle Panik des Publikums bald nachlassen und die aus dem Verkehr gezogenen Werte werden bald wieder auf dem Kapitalmarkt erscheinen. Dann sind die Verhältnisse für eine Anleihe günstig. Verläuft der Krieg aber unglücklich und werden Teile des eigenen Landes vom Feinde besetzt, dann werden sich die Dinge natürlich sehr viel schwieriger gestalten, da die vorhandenen Kapitalien und Bargeld ängstlich zurückgehalten werden würden. Dann wird es eines besonderen Anreizes oder im äußersten Notfall gar des Zwanges bedürfen, um das nötige Geld flüssig zu machen. Die besonderen Umstände werden dann für die zu ergreifenden Maßregeln bestimmend sein; im voraus bestimmen lassen sie sich nicht.

Alle etwaigen Maßregeln müssen aber schon im Frieden eingehend erwogen und vorbereitet sein, um übereilte Vorschläge an die Volksvertretung zu vermeiden. Dabei ist zu bedenken, daß der

Digitized by Google

Staat nicht nur mit gesteigerten Ausgaben, sondern auch mit verminderten Einnahmen zu rechnen haben wird. Die Eisenbahnen dienen im Kriegsfalle den Zwecken der Heeresverwaltung; die Einnahmen aus der Privat-Güter- und Personenbeförderung nehmen bedeutend ab; die Zölle und indirekten Steuern gehen infolge der Verminderung der Einfuhr und des Konsums zurück; die Verringerung des Einkommens der Bevölkerung, die im Kriege zweifellos eintritt, bewirkt ein Herabgehen der direkten Steuern. Große Summen, die sonst in gewinnbringenden Unternehmungen angelegt würden, müssen dem Kapitalmarkt entzogen werden. Die gesamten Einnahmen aus dem Seeverkehr fallen aus; die aus Handel und Industrie gehen zurück. Die volkswirtschaftlichen Verluste werden außerordentlich hohe sein. Immerhin ist das Deutsche Reich den Anforderungen eines großen Krieges finanziell vollauf gewachsen.

Wie weit das auch wirtschaftlich der Fall ist, wird von den politischen Verhältnissen und dem Kriegsverlauf abhängen und wird sich für die einzelnen Erwerbszweige sehr verschieden gestalten.

Wir dürfen aber bei der Betrachtung dieser Frage nicht mit einem minder ungünstigen Fall rechnen; damit etwa, daß wir nur mit *einem* anderen Staat in Konflikt gerieten, denn das ist bei der heutigen Weltlage höchst unwahrscheinlich. Wir müssen vielmehr den europäischen Krieg des Dreibundes gegen die Mächte des Dreiverbandes ins Auge fassen, denn die Interessen dieser Staatengruppen sind so eng ineinander verschlungen, daß ein Einzelkrieg schon der bestehenden Bündnisse wegen so gut wie ausgeschlossen ist.

Nehmen wir nun diesen Fall an, so würden unsere Ost- und Westgrenze durch Frankreich und Rußland gesperrt sein, im Norden aber würde England die Nord- und Ostsee wie den Kanal durch Blockadeflotten abschließen, so daß wir vom Überseeverkehr völlig ausgeschlossen wären. Daß England dabei die Neutralität von Holland und Belgien achten würde, ist nicht anzunehmen, denn es würde damit die Wirkung der Blockade zum großen Teil aufheben, und die Streitkräfte Hollands zur See kommen gegen England überhaupt nicht in Betracht. Offen bliebe uns mithin der Verkehr mit Schweden und über Schweden mit Norwegen, sofern wir die Seeherrschaft in der Ostsee zu behaupten vermögen, der Landverkehr mit Dänemark, Holland und der Schweiz, während Belgien wahrscheinlich gezwungen werden würde, sich der Triple-

Digitized by Google

Entente anzuschließen, und endlich mit Österreich und über dieses Land mit den Balkanstaaten, sofern diese sich nicht feindlich gegen Österreich stellen würden. Der Verkehr mit Italien und den italienischen und österreichischen Mittelmeerhäfen bliebe uns natürlich offen, doch würde uns das wahrscheinlich wenig helfen, da ihnen durch die vereinigte englisch-französische Flotte jede außereuropäische Zufuhr abgeschnitten werden würde. Wir würden also mit dem Überseeverkehr nur auf dem Umwege über Schweden und Norwegen in Verbindung bleiben und weitere Zufuhren nur über Konstantinopel und aus dem Balkan beziehen können. Unter diesem Gesichtspunkt müssen wir zunächst die Frage betrachten, wie sich die Beschaffung der nötigen Lebensmittel gestalten wird.

Deutschland produziert nicht genügend Getreide zur Ernährung der Bevölkerung. 1904/05 reichte der inländische Vorrat für 10¾ Monate; 1910/11 mußten 16 Prozent, nach anderen sogar 20 Prozent des Bedarfs durch Einfuhr gedeckt werden. Je nach dem Ausfall der Ernte werden diese Ziffern steigen oder fallen. Zu berücksichtigen ist ferner, daß zahlreiche landwirtschaftliche Arbeiter, etwa eine Million, zum Heere einberufen und die ausländischen Saisonarbeiter zum großen Teil ausbleiben werden, ein Ausfall, der sich nur zum Teil durch weibliche und freigewordene industrielle Arbeiter ersetzen läßt. Auch Pferde und Rindvieh werden der Landwirtschaft in großer Zahl entzogen. Hierdurch wird die Produktion sich verringern. Von wesentlichem Einfluß wird es ferner sein, wenn ein Teil des Landes vom Feinde besetzt wird.

An Fleisch produziert Deutschland etwa 95 Prozent des Bedarfs; dieser kann also auf lange Zeit hinaus durch die vorhandenen Bestände gedeckt werden. Doch ist die Viehhaltung von der sehr bedeutenden Einfuhr von Futtermitteln abhängig. Ihr Wert betrug 1907 594,21 Millionen Mark. Der Ausfall dieser Einfuhr würde einen bedeutenden Einfluß ausüben.

Ein Teil des fehlenden Brotkorns ließe sich ersetzen, wenn man die Verwendung von Getreide zu gewerblichen Zwecken (Branntweinbrennerei usw.) untersagte und die Mehlausbeute aus dem Getreide — allerdings auf Kosten der Kleie — steigerte. Auch könnten die Kartoffeln in höherem Maße als bisher zur menschlichen Nahrung verwendet werden, allerdings wiederum auf Kosten der gewerblichen Verwendung und der Viehhaltung. Es ist sogar

Digitized by Google

berechnet worden, daß auf diese Weise der ganze Bedarf des Volkes und der Armee an Lebensmitteln bei Beschränkung des Konsums auf das Notwendige im Inlande selbst sichergestellt werden könnte. Auch den Fleischbedarf könnten wir aus Holland und Dänemark ergänzen, und einen Teil der Futtermittel durch die für den Inlandbedarf nicht erforderlichen Zuckerrüben ersetzen. Ferner könnte bei voraussichtlich längerer Kriegsdauer der Anbau der für gewerbliche Zwecke bestimmten Pflanzen (Hopfen, Zuckerrüben, Hanf usw.) beschränkt und durch Getreidebau ersetzt werden. Doch wäre es leichtsinnig, mit solchen relativ günstigen Verhältnissen zu rechnen, da der Ausfall der Ernte und der bei dieser Berechnung als günstig vorausgesetzte Verlauf des Krieges zwei völlig unberechenbare Faktoren sind. Unsern Bedarf an Kaffee und sonstigen Kolonialwaren und Genußmitteln können wir so wie so nur aus dem Auslande beziehen. Es erhellt aus dem Allen, wie ungeheuer wichtig es für uns ist, die Zufuhrstraße durch den Balkan auf alle Fälle offen zu halten, um so mehr, da ein großer Teil unserer Roggen-Einfuhr und der Futtermittel auch im Frieden schon aus den Balkanstaaten und der Türkei bezogen wird, während die Weizeneinfuhr hauptsächlich über die holländischen und belgischen, die Kaffee-Einfuhr über die deutschen Nordseehäfen erfolgt, die uns im Kriege versperrt sein werden.

Noch weniger günstig als für die Volksernährung liegen die Verhältnisse für die Industrie.

Von unserem Gesamthandel, der 1911 die Höhe von 17,8, also von rund 18 Milliarden Mark in Ausfuhr und Einfuhr erreicht hat, gehen rund 13 Milliarden über See und nur etwa 5 Milliarden über die Landgrenze. Es ergibt sich daraus von selbst, daß unser auswärtiger Handel im Kriegsfall fast vollständig aufhören würde und daß ein großer Teil unserer auf See befindlichen Schiffe — soweit sie nicht neutrale Häfen erreichen können — den Engländern und Franzosen in die Hände fallen würde.

Durch diese Verhältnisse würde unsere Industrie, soweit sie nicht für den inneren Markt arbeitet und sofern sie vom Import der Rohmaterialien abhängig ist, völlig zum Stillstand kommen, und ein großer Teil der nicht durch den Krieg selbst in Anspruch genommenen Arbeiter würde allmählich brotlos werden. Ein Teil davon könnte, wie schon gesagt, in der Landwirtschaft unterkommen — ein sehr erheblicher Teil aber würde auf Staatsunterstützung angewiesen

Digitized by Google

sein, um so mehr als auch die Aufnahmefähigkeit des inneren Marktes sich verringern würde.

Das Bedenkliche dieser Verhältnisse liegt darin, daß gerade ein Teil der Industrien, die notwendige Artikel fabrizieren, durch die mangelnde Einfuhr von Rohstoffen zum Stillstand kommen werden, sobald die beim Kriegsausbruch im Lande befindlichen Vorräte verarbeitet sind, deren Gesamtsumme schwer zu taxieren ist. Dadurch könnte unter Umständen auch die im Felde stehende Armee schwer zu leiden haben.

Der Bedarf an Kohlen kann allerdings im Inlande gedeckt werden. Als gefährdet ist aber in erster Linie die Eisen- und Stahlindustrie zu nennen, für die jährlich über 8 Millionen Tonnen, abzüglich der Ausfuhr nach Frankreich und Belgien, aus Spanien, Schweden, Südrußland und den Mittelmeerländern eingeführt werden. Die für die Armee nötigen Eisen- und Stahlerzeugnisse werden zudem eine starke Steigerung erfahren. Da jedoch der sonstige Verbrauch sich im Kriege wesentlich vermindern wird, die Ausfuhr aufhört und für 4—6 Monate Vorräte im Lande vorhanden sein mögen, wird ein Mangel an Rohmaterial zunächst wenigstens kaum eintreten, obgleich auf das Hauptproduktionsgebiet Lothringen und Luxemburg und auf die oberschlesischen Gruben wegen der Nähe der Grenze nicht wird gerechnet werden können. Bei längerer Kriegsdauer wird es von großer Wichtigkeit sein, wenigstens die Einfuhr schwedischer Erze aufrecht zu erhalten.

Ähnlich wird sich die Lage der Textil-Industrie gestalten, da diese für ihr Rohmaterial vollständig auf die Einfuhr sowohl von Baum- wie von Schafwolle aus überseeischen Ländern angewiesen ist, während Seide nach wie vor aus Italien wird bezogen werden können. Einfuhr und Ausfuhr zusammen betragen jährlich 3 Milliarden Mark. Die im Lande vorhandenen Vorräte an Rohstoffen und Halbfabrikaten mögen auf 3—4 Monate ausreichen. Da jedoch die Ausfuhr so gut wie ganz ausfallen und der Inlandkonsum sich bedeutend verringern, während allerdings die Versorgung der Armee sehr bedeutende Anforderungen stellen wird, so dürfte ein wirklicher Mangel erst bei längerer Kriegsdauer eintreten, dann aber auch außerordentlich drückend werden. Dagegen wird der Arbeitermangel sich hier weniger geltend machen, da die Textil-Industrie vorwiegend weibliche Kräfte beschäftigt.

Digitized by Google

Auch die Leder-Industrie gehört zu denen, deren Erzeugnisse nicht entbehrt werden können. Auch in ihr sind wir in großem Umfange auf die Einfuhr von Häuten und Fellen, wie besonders auch von Gerbstoffen, die im Inlande so gut wie gar nicht produziert werden, angewiesen. Da die Konsumtionsverminderung sich wesentlich auf Luxusartikel erstrecken, der Verbrauch von Rindsleder dagegen eher zunehmen wird, werden sich äußerst schwierige Verhältnisse ergeben. Wir bleiben auf die inländische Produktion und die im Lande vorhandenen Vorräte angewiesen.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in zahlreichen anderen Industrien. Die chemische und die Maschinen-Industrie, die Metallverarbeitung, die Nahrungs- und Genußmittel-, die Gummi- und Papier-Industrie, die Industrie der Steine und Erden, der Holz- und Schnitzstoffe und andere mehr, die Hunderttausende von Arbeitern beschäftigen und große Beiträge für das Gedeihen der deutschen Volkswirtschaft liefern: sie alle sind nicht mehr denkbar ohne den Seeverkehr für Einfuhr wie für Ausfuhr, und gerade dieser wird uns abgeschnitten sein. Der Umfang dieser Gesamt-Industrie ergibt sich aus der Tatsache, daß heute 300 000 Fabriken und gewerbliche Unternehmungen in Deutschland im Gange sind mit 6½ Millionen Arbeitern, während Handel, Verkehr und Baugewerbe 3½ Millionen Menschen beschäftigen, von denen allen ein schwer zu berechnender aber jedenfalls großer Teil im Kriege arbeitslos werden und auf Staatshilfe angewiesen sein wird. Darnach kann man auch auf die wahrscheinliche Höhe der wirtschaftlichen Gesamtverluste schließen. Am schlimmsten aber würden sich die Verhältnisse gestalten, wenn es nicht gelänge, den Krieg in Feindesland zu tragen.

Aus dieser Gesamtlage ergibt sich zunächst die Notwendigkeit, die Leistungsfähigkeit unserer Landwirtschaft möglichst zu erhöhen; dann aber für unsere Diplomatie die unbedingte Aufgabe, die wenigen Wege, die uns im Kriegsfalle mit dem Weltverkehr in Verbindung halten werden, durch rechtzeitige Maßnahmen unter allen Umständen offen zu halten, so daß uns die Möglichkeit bleibt, wenigstens die notwendigsten Kolonialwaren und Rohstoffe, wenn auch in beschränktem Umfange und auf kostspieligen Umwegen, während des Krieges zu beziehen. Von unserer Militärverwaltung anderseits muß gefordert werden, daß sie unsere Armee ausschließlich im offensiven Sinne nach Zahl

Digitized by Google

und Organisation ausgestaltet, damit wir stets in der Lage bleiben, den Krieg nach jeder Richtung hin in Feindesland zu tragen; unsere Marine muß in allererster Linie dafür sorgen, daß wir die Herrschaft in der Ostsee unter allen Umständen behaupten, denn das ist für uns eine Lebensfrage. Endlich aber ist es unbedingt geboten, schon im Frieden nicht nur auf finanziellem, sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiet die Mobilmachung in sorgfältigster Weise vorzubereiten.

Die Landwirtschaft muß auf die für den Krieg notwendigen Anbauverhältnisse hingewiesen, die in der Industrie freiwerdenden Arbeiter müssen zweckmäßig verteilt werden. Bei drohender Kriegsgefahr muß man dafür sorgen — etwa durch vertrauliche Mitteilungen an die großen Importhäuser —, daß die Vorräte der im Kriegsfall notwendigsten Rohstoffe und Nahrungsmittel (Kaffee, getrocknete Fische, Baumwolle, Schafwolle, Kautschuk, Gerbstoffe, Leder und anderes) bedeutend vermehrt werden. Auch muß das Reich selbst in solchem Falle wenigstens die für Heer und Flotte notwendigen Vorräte auf lange hinaus sicherstellen. Es müssen endlich die für den Fall einer Blockade notwendigen Handelswege schon im Frieden auch kaufmännisch vorbereitet werden.

Es liegt auf der Hand, daß alle diese im Kriegsfall notwendigen Maßregeln sorgsam vorbereitet werden müssen und sehr umfassende Studien voraussetzen. Es muß daher schon im Frieden eine besondere Kommission hierfür bestellt werden, zu der Vertreter des Handels, der Landwirtschaft und der Industrie, des Kriegs-, Marine- und Finanz-Ministeriums sowie des Auswärtigen Amts heranzuziehen wären. Nur das freie Zusammenarbeiten aller dieser Instanzen ohne jede bureaukratische Engherzigkeit kann zu einem wirklich praktischen Ergebnis führen. Es folgt aber aus diesen Betrachtungen noch eine weitere Forderung, nämlich *daß wir uns niemals einen Krieg dürfen aufzwingen lassen*, weil uns dann die nötige Zeit für die wirtschaftlichen Vorbereitungen fehlen würde. Unsere Staatsleitung muß vielmehr bestrebt sein, einen als unvermeidlich oder notwendig erkannten Krieg von langer Hand vorzubereiten und im günstigen Augenblick initiativ zu beginnen.

Diese Forderung ist in unserer geographischen, wirtschaftlichen und politischen Lage begründet. Von ihrer Erfüllung hängt in hohem Maße, wenn nicht überhaupt, der Erfolg unserer kriegerischen Bemühungen ab.

Digitized by Google

Kunstsnobismus.

Von

Hans Rosenhagen.

Zwischen den Vorstellungen der gebildeten Allgemeinheit von Kunst und dem, was die voranschreitenden Künstler Neues wollen und machen, gähnt seit altersher eine gewaltige Kluft. Über diesen Zustand ist oft geklagt worden, obwohl er im Grunde ganz natürlich ist; denn was hätte der Künstler vor dem Laien voraus, sähe er die Natur nicht mit anderen und schärferen Augen als dieser, reagierte seine Empfindung auf den Wechsel der Zeitbestimmungen nicht feiner als die des großen Publikums! Liegt es doch im Charakter der Masse, daß sie das Wesen oder die Größe einer Zeit oder bedeutender Menschen immer erst spürt, wenn diese vom Schauplatz abgetreten sind und jene vergangen ist. Diese alte Erfahrung scheint jetzt mit einemmale nicht mehr zuzutreffen, wenigstens soweit sie die Künstler betrifft. Es gibt heut keine noch so extreme Kunstäußerung, die nicht anerkannt würde, keinen noch so unverständlichen Künstler, der nicht seine Gemeinde fände. Sind nun die Menschen duldsamer oder klüger geworden, oder hat die allgemeine Geschmackskultur so ungeheure Fortschritte gemacht? Nichts von alledem ist eingetreten; aber es ist einem kleinen Kreise von Snobs gelungen, eine Reihe von Kunstfachmännern und Liebhabern ins Bockshorn zu jagen und sie glauben zu machen, daß der höchste Grad von Kunstverständnis und Kennerschaft darin bestände, nicht mehr zwischen gut und schlecht zu unterscheiden, sondern alles anzuerkennen, was sich in Gegensatz zu den bisher gültig gewesenen Kunstanschauungen befindet. Künstlerisch sei eben alles, was ungewöhnlich ist und dem Philister eine Gänsehaut über den Rücken jagt; für moderne Menschen gehöre eine moderne Kunst, und man habe sich aller der Künstler in Liebe anzunehmen, die bestrebt seien, ihre Empfindungen in einer Form zu geben, die von dem dagewesenen möglichst abweicht.

Besonders starken Glauben fanden die Snobs bei einigen jüngeren Museumsleitern, die von der alten Kunst oder gar von der Archäologie herkamen und ihr mangelndes Unterscheidungsvermögen gegenüber der modernen Produktion ausgezeichnet dadurch zu verbergen vermochten, daß sie einfach alles, auch das Verrückteste gelten ließen, und ihren inneren Beruf zur Anlegung moderner Galerien meistens auf die Weise bekräftigten, daß sie um die beste deutsche Kunst sich so wenig wie möglich kümmerten, dafür aber reichlich französische Bilder von oft höchst fragwürdiger Qualität für die ihnen unterstellten Sammlungen erwarben. Diese Galeriedirektoren genießen für ihre Bereitwilligkeit, jeden Wink der Snobs und jedes

Digitized by Google

ihnen angebotene französische Bild dankbar aufzunehmen, das hohe Glück, von ihren Gönnern als Pioniere des Fortschritts, als Kenner ersten Ranges gefeiert zu werden. Wie die Nachwelt, ja vielleicht schon die kommende Generation die Wirksamkeit dieser ihres Volkes Besitz und Ehre so schlecht hütenden „genialen" Museumsleiter beurteilen wird, kann kaum zweifelhaft sein. Und den Schaden haben nicht nur die betreffenden Museen, sondern auch viele Sammler, die im Vertrauen auf das höhere Verständnis von Galeriedirektoren jenen Dienern der Snobs nachkaufen und Dinge erwerben, deren Unwert sich mit tödlicher Sicherheit binnen weniger Jahre herausstellen muß. Ganz abgesehen davon, daß durch ihre Ankäufe auch der Schein erweckt wird, als genösse die Masse von unfähigen Malern und Bildhauern, die mit ihren monströsen Machwerken heut die Ausstellungen verunzieren, in der Tat bereits Anerkennung.

Der Kunsthandel beginge eine geschäftliche Torheit, wenn er diese Sachlage sich nicht zu Nutze machte. Er unterstützt die Bestrebungen der Snobs aufs kräftigste, schon um diese auf seiner Seite zu haben und um aus der Unerfahrenheit und Eitelkeit der sich als Schützer und Förderer der modernen Bewegung fühlenden Galerieleiter seinen Vorteil zu ziehen. Während der Kunsthandel in früheren Zeiten bestrebt war, dem Geschmacke des Publikums zu dienen, bestimmt der Kunsthändler neueren Stils diesen Geschmack. Das Publikum muß die Dinge kaufen, die er ihm anbietet, und natürlich sind das solche, die dem Verkäufer die größte Gewinnchance bieten. Er ernennt neue große Meister, schafft ihnen Anerkennung, Gefolge und Gönner und nötigt seine Kundschaft mit mehr oder minder sanfter Gewalt, seinen Direktiven zu folgen. Mit Vorliebe sucht er Werke ausländischer oder verstorbener Künstler zusammenzutragen, weil daran das meiste Geld zu verdienen ist. Aus dem gleichen Grunde gräbt er alte, wenig beachtet gewesenene Meister aus, sammelt deren Schöpfungen in Masse an und bringt sie, nachdem ein gefälliger Kunsthistoriker mit großem Pathos die Bedeutung des bisher Verkannten ins rechte Licht gesetzt, mit gehörigem Tamtam an den Markt. Das Interesse der Snobs für eine ausgefallene Sache ist leicht geweckt, prompt reagieren auf deren Begeisterung die erwähnten Galeriedirektoren mit Ankäufen, und das ahnungslose Sammlerpublikum folgt wiederum diesen und zahlt die unwahrscheinlichsten Preise für Dinge, die bisher als Schmarren galten.

Eine der glorreichsten Machinationen dieser Art war die Ausgrabung des spanischen Malers Greco. Noch vor zwei Jahrzehnten wurden Bilder dieses Künstlers ebenso billig wie vergeblich ausgeboten. Ein russischer, in Paris lebender Sammler benutzte die Gelegenheit, sich für wenig Kapital eine etwa fünfzig Stück umfassende Kollektion von Bildern des Malers zuzulegen. Als er vor etwa

Digitized by Google

zehn Jahren aus dem Leben schied, waren diese Werke bereits in den Kunsthandel gelangt und dürften den Grundstock für die Greco-Spekulation gebildet haben, die von einem Konsortium gleich darauf inszeniert wurde. Grecos jetzt so hell glänzender Ruhm ist also eine Kunsthändler-Gründung, deren Prosperität eine mächtige Förderung dadurch erfuhr, daß ein bekannter Schriftsteller sich das Vergnügen machte, Velasquez für eine Art malenden Hochstapler zu erklären und den manierierten Schüler des Tintoretto als das wahre Genie der spanischen Kunst zu preisen. Ungeheure Summen sind durch dieses Manöver auf der einen Seite verdient, auf der anderen — natürlich für immer — verloren worden; denn die Greco-Hausse wird mit dem Augenblicke vorüber sein, in dem das letzte Bild aus dem Besitze des Konsortiums den Abnehmer gefunden hat. Und die Galerieleiter, die sich vor kurzem sehr avanciert vorkamen, als sie eine schmerzlich empfundene Lücke in ihren Sammlungen durch Erwerbung des ersten besten erhältlichen Greco — außerhalb Spaniens gibt es fast überhaupt keine den Maler in seiner wirklichen Bedeutung repräsentierenden Werke — ausfüllten, dürften dann sehr zufrieden sein, wenn die Welt vergißt, daß sie auf diesen Schwindel einstens hineingefallen, und niemand ihnen vorhält, daß sie um das für einen verzerrten Greco ausgegebene Geld ein vorzügliches Bild Tintorettos, des Vorbildes des Spaniers, hätten erwerben können. Sehr amüsant ist es, wie Grecos zeichnerische Entgleisungen von den Snobs und ihren Anhängern dazu benutzt werden, die Mängel Cézannes zuzudecken und den französischen Maler als großen Meister hinzustellen. Diese guten Leute haben ein zu durchsichtiges Interesse daran, die Meinung zu verbreiten, daß ein feiner Farbensinn, eine eigenartige koloristische Begabung allein schon genügten, einen großen Meister zu machen. In Wirklichkeit gehört außer dem Malenkönnen auch die Beherrschung der Form zur vollkommenen Meisterschaft in der Malerei. Der unerschütterliche Ruhm der Hals, Rubens, Rembrandt und Velasquez beruht doch eben darauf, daß sie nicht weniger gute Zeichner als Maler waren. In der glücklichen und untrennbaren Vereinigung von Form und Farbe besteht ihre Meisterschaft, die ewige Schönheit ihrer Werke. Wer Greco und Cézanne in eine Reihe mit diesen Riesen stellt, bekundet damit nur, daß ihm das Gefühl für Verhältnisse und für das wahrhaft Große in der Kunst fehlt. Daß Cézanne wie auch van Gogh höchst interessante Erscheinungen in der Kunst der Gegenwart sind, wird kein Einsichtiger bestreiten; aber daß ihnen zur vollkommenen Meisterschaft sehr viel fehlt, liegt vor allen Augen, die ehrlich sehen wollen. Ihre Bedeutung als Anreger ist gewiß nicht zu unterschätzen; doch zu Vorbildern im üblichen Sinne taugen sie so wenig, wie ein Buckliger als Aktmodell in ein Schüleratelier gehören würde. Man muß es für die Kunst aufrichtig bedauern, daß sich Maler finden, die im Nachahmen

Digitized by Google

gerade der Mängel Cézannes und van Goghs ein Ziel sehen, und das Traurigste ist, daß die deutschen Maler allen anderen darin voran sind. Einfach lächerlich aber wirkt es — und in Paris hat man nicht genug Spott dafür —, daß gewisse deutsche Galerieleiter selbst vor den mißlungensten Bildern Cézannes, und es gibt nicht wenige davon, in Entzückung geraten und sich die größte Mühe geben, solche minderwertigen Machwerke nach Deutschland zu ziehen. Dieses unglaubliche Verhalten stellt einen der schlimmsten Fehler des deutschen Nationalcharakters, nämlich den, alles Fremde von vornherein für höherstehend und achtungswerter zu halten als das, was in Deutschland gemacht ist, ins hellste Licht. Welche Meinung muß man im Auslande von der deutschen Kunst gewinnen, wenn man beobachtet, für welchen französischen Schund deutsche Galeriedirektoren sich begeistern! Der Schaden, der dem Ansehen der deutschen Kunst durch diese „genialen" Museumsleiter zugefügt wird, ist unberechenbar und ungleich empfindlicher als der, der den Nationalwohlstand dadurch trifft, daß gutes deutsches Geld für absolut wertlose Dinge ins Ausland wandert. Ist es nicht eine Schande für alle die, die es angeht, daß ein sehr bekannter Pariser Kunsthändler auf die Frage, wer ihm denn die miserablen Cézannes abkaufe, die er in seinem Laden hängen habe, lächelnd antworten kann: „O, die nehmen alle die Deutschen!"

Die sinnlose Anbetung der französischen Kunst, die gegenwärtig in Deutschland herrscht, wird und muß sich eines Tages bitter rächen, nicht allein an den Museumsdirektoren, die man der leichtfertigen Verwendung der ihnen anvertrauten Gelder bezichtigen wird, sondern auch an den privaten Sammlern, die ihr Kapital gut angelegt zu haben glauben, wenn sie anstatt guter deutscher Bilder Werke von den jetzt am meisten genannten französischen Malern kaufen und dabei größeren Wert auf die Namen als auf die Qualität legen. Die Franzosen werden sich hüten, Bilder zurückzunehmen, die um glänzende Preise losgeworden zu sein sie froh sind, und in Deutschland wird man hoffentlich nicht mehr lange zögern, gemalten Schund Schund zu nennen, auch wenn er aus Frankreich stammt und der Name eines der von den Snobs jetzt so hoch gerühmten Künstler darauf steht. Mögen die Betroffenen später nur darüber klagen, daß chauvinistische Treibereien ihren Besitz entwertet haben. Besser, daß man den Deutschen vorwirft, sie seien plötzlich von einem nationalen Dünkel erfaßt worden, als daß man von ihnen sagen kann, ihre Kunst sei vollkommen auf den Hund gekommen und darum seien sie dankbar, wenn die Franzosen ihnen Bilder abließen, die sie selbst nicht mögen. Wollte der Himmel, daß das nationale Selbstbewußtsein der Franzosen den Deutschen ebenso vorbildlich und nachahmungswürdig erschiene wie jede tolle Laune der „Fauves", der Maler, über die man in Paris lacht und die man

Digitized by Google

in Deutschland für die wahren Träger der modernen Kunstkultur zu halten scheint.

Die Erfahrung lehrt, daß alle fratzenhaften Erzeugnisse der europäischen Malerei immer nur ein kurzes Dasein geführt haben. Man würde sie sonst sicherlich in öffentlichen und privaten Sammlungen häufiger finden. Am Ende hat sich der gute Geschmack nämlich stets vom Verzerrten, Unwahren, innerlich und äußerlich Armen in der Kunst abgewendet. Man erinnere sich nur, wie schnell die Bandwürmer und Lilien des sogenannten Jugendstils in der Versenkung verschwunden sind! Der Schluß auf die traurige Snobkunst, die heut in den Ausstellungen herrscht und hier und da schon für museumsreif erklärt wird, liegt nahe. Damit soll nicht der Stab über die Bewegung in der neueren Malerei gebrochen werden. Sie ist an und für sich durchaus zu verteidigen, nur fehlen einstweilen die alle Bedenken niederschlagenden, überwältigenden Resultate, und ehe die nicht da sind, hat nicht nur die Kritik zuzuwarten, auch die Museen dürfen sich nicht engagieren. Denn sie werden und wurden nicht ins Leben gerufen, um den Künstlern das Experimentieren zu erleichtern, sondern um das Beste, das die Besten von ihnen geschaffen, zu sammeln und auf diese Weise in die Zukunft zu wirken. Und für deutsche Museumsdirektoren, wenigstens für die der Provinzialmuseen, sollten bei Erwerbungen an erster Stelle die Werke deutscher Künstler in Betracht kommen. Die deutsche Kunst ist längst nicht so arm an Meisterschöpfungen, wie die Snobs und die Verehrer der Franzosen das gebildete Publikum glauben machen möchten. Man braucht nicht an nationaler Befangenheit zu leiden, um Künstler wie Menzel und Leibl, Uhde und Liebermann, Trübner und Böcklin über so problematische Erscheinungen wie Cézanne, van Gogh, Gauguin und Matisse zu stellen. Es ist ein einfaches Gebot der Vernunft, die eigene Art, die auf heimischem Boden gewachsene Kunst hochzuhalten, schon damit die Fremden sie nicht gering achten.

Verschiedene Anzeichen deuten übrigens darauf hin, daß die Greco-Periode, die durch Vermittlung Cézannes eine so unheilvolle Verwirrung in der deutschen Kunst angerichtet, ihrem Ende entgegengeht. So wird von italienischen Kunsthändlern eine lebhafte Nachfrage aus Deutschland nach Bildern Alessandro Magnascos, des begabten Schülers von Abbiati, bemerkt. Ohne Frage steht sie mit irgendwelchen Überraschungen auf dem Kunstmarkte in Zusammenhang. Offenbar soll wieder ein neuer alter Meister lanciert werden, und vermutlich arbeitet bereits ein geeigneter Kunsthistoriker an der Heiligsprechung des fingerfertigen Barockmalers, damit für dessen Bilder Preise erzielt werden können, die niemals vorher dafür gezahlt worden sind. Gegen Magnasco an sich ist vielleicht nichts zu sagen. Er ist ein brillanter, allerdings ziemlich

Digitized by Google

oberflächlicher und manierierter Maler, aber er gehört in keiner Weise zu den Großen, und darum mögen die Leichtentflammten vorsichtiger sein, als sie es im Falle Greco waren. Daß er Einfluß auf die Weiterentwicklung der modernen Malerei ausüben wird, ist kaum anzunehmen. Und täte er's, so wär's kein Schaden; denn über kurz oder lang wird ja ohnehin das Bild mit Inhalt und Handlung wieder an der Tagesordnung sein. Auf der andern Seite fehlen dem temperamentvollen Italiener freilich in etwas die Anomalitäten, die Greco für die Snobs und ihre Jünger unter den Malern so anziehend machten. Oder sollten die Snobs für die deutsche Kunst bereits erledigt sein? Ein Glück wär's, und man würde den Managers des seligen Magnasco danken müssen, wenn sie es zustande brächten, daß die jungen deutschen Maler aufhörten, jedem Winke der Leute zu folgen, die jeden Tag ihre Kunstüberzeugungen wechseln und weder von Natur noch von Wahrheit, also von keiner ursprünglichen Schönheit, etwas wissen wollen.

Herr Campbell.

Der König ging mit den Herren zu Meer,
Nach Irland stand der Bug.
Herr Campbell war von den Jüngsten im Heer.

Und als sie die Welle drei Tage trug,
Da wehte von Wiesen ein Duft,
Und „Land!" rief der Kriegsknecht am Lug.

Und Irland stieg in die schimmernde Luft,
So grün hinterm Ufersand,
Und Herdengekling kam aus grasiger Kluft.

Da hob sich der König und wies auf das Land,
Und fröhlich sprach er dies Wort:
„Wer den Boden als Erster deckt mit der Hand,

Digitized by Google

Der trägt, was mein Blick faßt, zu Lehen hinfort,
Wenn es unſer wurde im Streit.
Der vererbt es, bis Kraft oder Stamm verdorrt."

Und das Ufer war grün, und der Blick flog weit,
Und ſchon ſah man die Muſcheln im Sand.
Und ſie machten zum Sprung ſich bereit.

Und die Stärkſten ſtritten ſich vor zum Rand,
Und ſie ſtießen und maßen den Sprung,
Und ſie reckten die rechte Hand.

Herr Campbell blieb hinten, er war zu jung,
Doch wußt' er zu wägen und wog:
Herrſcht die Rechte nur recht, iſt die Rechte genung.

Und ſein kurzes Schwert er vom Gürtel zog
Und hieb ſich die Linke vom Arm
Und ſchleudert' ſie weit und hoch.

Und auf die Ritter regnet' es warm,
Das war Herrn Campbells Blut.
Der aber lag reglos im Schwarm.

Und da er erwacht' und am Ufer ruht',
Da hieß Ufer und Uferland ſein,
Und in Schmerzen ſchwoll ihm der Mut.

Und man ſchmiedet' die Hand in zwei Schilde ein;
Und die Flut ſtieg über den Sand
Und wuſch ihn vom Blute rein.

Und die Campbell ſaßen im grünen Land,
Bis ein Stärkerer ſie überwand.
Und ihr Wappenzeichen blieb eine Hand,

Blieb Herrn Campbells blutige Hand.

Bruno Frank

Digitized by Google

E. M. Arndts Verfassungspläne für das zukünftige Deutschland aus den Jahren 1807—15.

Von

Ernst Müsebeck.

Als Ernst Moritz Arndt in den letzten Wochen des Jahres 1806 bei dem Vormarsche der französischen Truppen nach dem schwedischen Pommern von Greifswald übers Meer entwichen war, kam er nach dem Nordlande nicht nur als ein Flüchtling vor dem Gewaltigen, nicht nur als ein Hoffnungsfreudiger, der von Schweden aus die Befreiung Europas erwartete; er kam auch als einer, dessen Arbeit in deutschen Landen zunächst ihren Abschluß gefunden hatte.

Die Einheit der politischen Staatskräfte und des nationalen Volkswillens Deutschlands war das Ziel, das der erste Teil des „Geistes der Zeit" verkündete. Aber während sein Verfasser so kühn in eine neue Zukunft wies, wollte er in dem politischen und geistigen Leben des Vaterlandes Mächte unwirksam machen, die trotz aller augenblicklichen Gegensätze doch eng mit ihm verbunden waren: den preußischen Staat und das preußische Staatsgefühl. Das sind Klänge in dem Buche, die nicht übersehen werden dürfen. Sie verschwanden auch nicht in dem ersten Abschnitte des zweiten Teiles, der noch im September 1806, also vor dem Ausbruche des preußisch-französischen Krieges, niedergeschrieben wurde. Trotz der starken Wirkung, welche die Zorngewalt jener Schrift auf gleichgestimmte Leser wie Schleiermacher und Heinrich von Kleist ausübte, endete die Tätigkeit Arndts am Schlusse des Jahres 1806 in einer Disharmonie mit dem Verlaufe der deutschen Geschichte; sie endete in der Unmöglichkeit, sich in den Zustand des gegenwärtigen Deutschlands hineinzuarbeiten, das er aufgelöst zu den Füßen Napoleons liegen sah.*)

Der zweite Abschnitt des zweiten Teiles, der gleich nach der Ankunft in Stockholm im Januar 1807 entstand, befand sich dem norddeutschen Staate gegenüber in einer weit positiveren Haltung. Der Krieg von 1806/07 spiegelte sich in der Seele des Verfassers als eine Besinnung Preußens auf seinen deutschen Beruf wieder: durch Jena und Auerstädt, durch die Besetzung der größeren Hälfte der Monarchie sei der Sühne genug geschehen. Nun sollte das Werk des Aufbaues beginnen. Der Schreiber vermag es, wenn auch zaghaften Sinnes, an den Sieg im östlichen Teile der Monarchie zu glauben; er vermag zu hoffen, daß an der Weichsel ein Wandel sich vollziehen werde, wenn Friedrich Wilhelm III. und Alexander ausharren, wenn Österreich sich waffnet und den Nordstaaten sich anschließt, wenn der Süden, die iberische Halbinsel, zu den Waffen greift, ja wenn auch vielleicht die deutschen Fürsten sich aufraffen, lieber erhaben unterzugehen als gebrandmarkt zu dienen. Allein in demselben Augenblicke, wo Arndt solche kühnen Gedanken niederschrieb, packte ihn die bange Frage, was im Falle eines Sieges geschehen würde. Sollte dann in Deutschland nur die alte, unbehilfliche, jetzt zerschlagene

*) Nach dem ersten Bande meines soeben bei Fr. Andr. Perthes A.-G. in Gotha erschienenen Lebensbildes Arndts.

Digitized by Google

Form wiedererstehen, wollten die Sieger nur „klein politisch gerecht" gegen die Fürsten, „groß politisch ungerecht" gegen das Volk sein, so wäre es besser, man hätte nie das Schwert gezogen, keinen Tropfen Blut vergossen, das schöne Land den Fremden still hingegeben. Wird Deutschland befreit, dann muß die alte politische Gestalt vergessen sein und etwas ganz Neues an der Stelle sich aufbauen. Preußen und Österreich sind so einzurichten, daß sie gegen Frankreich das Gleichgewicht halten können. Die kleineren Fürsten brauchen nicht, obwohl sie es verdient hätten, vernichtet zu werden, aber sie müssen es lernen, dem Vaterlande ebenso zu gehorchen wie jetzt Bonaparte. Neue Einrichtungen stellen sie unter die beiden größeren Herrscher. Durch Grundgesetze werden sie gleichsam Fürsten dieser Häuser mit dem Rechte der Nachfolge. Preußen muß an den Rhein und an die Donau gehen, Österreich zwischen der Donau, dem Rhein und den Alpen gebieten. Erhalten beide diese politische Macht nicht, dann bleibt Frankreich der Herr. So wagte es Arndt mitten in den Tagen der Angst um den Fortbestand des friderizianischen Staates einen Aufriß der politischen Gestaltung des zukünftigen Deutschlands hinzuzeichnen, aus dem er Preußen, die ihm vor kurzem noch so unbequeme und unsympathische Staatsbildung, nicht mehr entfernen will; ja, es wird neben Österreich als der Träger des deutsch-nationalen Machtgedankens hingestellt. Für ihn bedeutete diese Erkenntnis die erste Revision seiner bisherigen historisch-politischen Anschauung. Er sah, wenn auch zunächst nur widerwillig, den durch Friedrich den Großen vollendeten Dualismus als eine Notwendigkeit für die Zukunft Deutschlands an. Er gewann einen inneren Zusammenhang mit dem Lande, dessen Dasein er bisher nur bekämpft hatte. Es wurde eine Harmonie seines Lebens mit der Vergangenheit Deutschlands begründet, deren Fehlen seine Wirksamkeit im Vaterlande zunächst unmöglich gemacht hatte.

Daß diese innere Wandlung in der politischen Anschauung Arndts so bald nach seiner Ankunft in Stockholm sich vollzog, lag außer in dem von Preußen aufgenommenen Kampfe in der eigentümlichen Lage begründet, in der sich Schweden befand, in dem wirklichkeitsfremden, tatenlosen Fatalismus des Königs Gustavs IV. Adolf, in der Abneigung weiter Volkskreise gegen den Herrscher des Landes, in der Konstellation der nur auf die eigene Macht bedachten Parteien, von denen die stärkste französisch gesinnt war. Als der mit gänzlich unzureichenden Mitteln gegen Rußland geführte Krieg sich immer unglücklicher gestaltete, da wandte sich die Hoffnung des Deutschen völlig seinem Vaterlande zu. Hier mußte die allgemeine Volkserhebung der europäischen Welt gegen den Emporkömmling einsetzen. Süd und Nord, Spanien und Schweden sollten sich in der Mitte, in Deutschland zusammenfinden, um die heiligsten menschlichen Güter von der Gewalt des Bösen zu erretten. Die letzte Hilfe lag bei den Deutschen allein, an die Arndt jetzt im Herbste 1808 sein „letztes", d. h. sein entscheidendes Wort richtete. Das Alte war nach seiner Meinung unwiderruflich vergangen. Hinfort dürfen keine Bayern, Sachsen, Württemberger mehr sein, „jetzt ist" — damit nimmt er den im Januar 1807 kurz hingeworfenen Plan wieder auf — „die Zeit gekommen, wo Ihr Euch zu dem Sinn Einer Nation und Einer Gemeinschaft erheben müsset, wo Ihr Alle für Einen und Einer für Alle zusammenstehen und fallen müßt. Eure Fürsten können Euch nicht schützen noch retten;

Digitized by Google

ihren Knechtssinn habt Ihr genug gesehen; auf denn! und helfet Euch selbst und tut die große Notwendigkeit!"

Worin aber besteht diese Notwendigkeit? — Österreich muß den Vereinigungspunkt bilden, das Haus Habsburg soll regieren als ein deutscher Herr. Allein seit dem „unsterblichen Friedrich zieht das Haus Hohenzollern" in Norddeutschland. Zwar ist es zerstört bis auf den Namen, „aber der Name wird gewaltig wirken, wenn wir auferstehen, und wollen wir das große Werk nicht durch Zwietracht verderben, so muß wohl ein preußischer Staat bleiben, obgleich glücklicher für Deutschland nur Ein Reich wäre von der Ostsee bis zu den Alpen." Sobald das Land vom Feinde gesäubert, der Rhein wieder ein deutscher Fluß geworden ist, geht die Neuordnung in folgender Weise vor sich: Österreich erhält Schwaben, Franken, Bayern, die Schweiz zu seinen früheren Besitzungen, Preußen die Gebiete von Sachsen, Hannover, Holstein, Westfalen, Hessen, Holland. Von den Fürsten werden die größeren den beiden größten Häusern zugesellt. Sie sind „Fürsten von Geblüt mit allen Anrechten der Ehre und Nachfolge" nach der Bedeutung der Länder, die sie bisher beherrschten. So traten zu den Habsburgern das bayrische, württembergische und badische Haus, zu den Hohenzollern die sächsischen, hessischen und mecklenburgischen Fürsten. Die kleineren Territorialherrn bekommen ihre Gebiete und Schlösser als stehende Majorate. Sie bilden die Pairs des Reiches und sitzen als geborene Räte nebst den Fürsten von Geblüt den Königen zur Seite. Beide Gruppen zusammen machen das Oberhaus in der Nation aus. Sie stellen den einzigen erblichen Adel dar. Sonst gibt es nur einen Verdienstadel auf Lebenszeit, der vom Volke gezeigt, vom Regenten bestätigt, durch Tugend, Kunst und Tapferkeit erworben wird.

Der Plan Arndts zu einer politischen Neugestaltung Deutschlands erschien im zweiten Teil des „Geistes der Zeit", in dem Buche, von dem Stein urteilte, es sei mit einer erschreckenden Wahrheit geschrieben, in den ersten Märztagen des Jahres 1809 zu Stockholm, ohne daheim in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Es wäre verfehlt, ihn mit jenen Teilungsideen in einen inneren Zusammenhang zu bringen, die schon seit den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts von preußischen Politikern vertreten wurden. Sie liefen nur darauf hinaus, durch den verfassungsmäßigen Anschluß der norddeutschen Staaten an die eigene Macht den von Berlin vertretenen Gedanken der Neutralität dieses Gebietes einen sicheren Boden zu verschaffen. Sie griffen nicht in die Souveränitätsrechte der bestehenden Territorien ein, bedeuteten keinen Eingriff in das dynastische Prinzip, das sich seit dem 12. Jahrhundert in Deutschland immer mehr durchgesetzt hatte. Vor wenigen Jahren, am 4. Januar 1804, hatte jedoch der Freiherr vom Stein in seiner öffentlichen Erklärung an den Herzog von Nassau-Usingen vor aller Welt sein politisches Glaubensbekenntnis dahin abgegeben, daß es für Deutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit erforderlich sei, die kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien zu verbinden; von ihrer Existenz sei die Fortdauer des deutschen Namens abhängig. Es ist anzunehmen, daß Arndt diese Erklärung gekannt und auf ihr seinen Plan aufgebaut hat. Deutlich offenbart sich die Übereinstimmung zwischen den beiden Männern in der Richtung, welche nach ihrer Meinung die Entwicklung des Vaterlandes

Digitized by Google

für die Zukunft nehmen müsse. Ähnliche Ziele schwebten in demselben Jahre 1804 auch Gentz vor, wenn er sagte, die Verbindung zwischen Österreich und Preußen, „begleitet von einer allgemeinen Konsolidation aller noch ledigen Kräfte Deutschlands", sei „das höchste deutsche und zugleich höchste europäische Staatsprojekt", und Hardenberg setzte in der Konvention zu Bartenstein vom 26. April 1807 nach der Schlacht bei Eylau mit den russischen Staatsmännern die Schöpfung des deutschen Bundesstaates, einen Dualismus zwischen Preußen und Österreich, mit der Erweiterung der Grenzen über den Rhein hinaus als ein Ziel des großen europäischen Bündnisses gegen Napoleon fest. Arndt wollte keine getrennten Interessensphären zwischen den beiden Großmächten schaffen. Er konnte 1809 jenen Dualismus, dessen Vertreter er sich wohl durch einen unauflöslichen Bund geeinigt dachte, unter Aufhebung der Selbständigkeit aller übrigen Territorien bis zum äußersten durchführen, weil seit dem Anschlusse des Rheinbundes an das französische System ihn die Anschauung beherrschte, daß von diesen Fürsten für das Befreiungswerk Deutschlands nichts zu erwarten sei, weil er diese Tat allein von einer Volkserhebung unter der Leitung Österreichs und Preußens erhoffte.

Von einer Vertretung des Volkes weiß trotzdem dieser Plan noch nichts, wagt sie jedenfalls noch nicht anzudeuten. Nur in einer Pairskammer sollte der oligarchische Wille der ehemaligen Fürsten zum Ausdruck kommen. Erst die Bestrebungen Steins und Hardenbergs, das Werk der preußischen Reform durch eine zweckmäßig eingerichtete konsultative Repräsentation sowohl in den Provinzen wie für das Ganze zu krönen, Gedanken, die Arndt durch seinen Berliner Aufenthalt in den ersten Monaten des Jahres 1810 kennen lernte, bildeten für ihn den Anlaß zu einem Lösungsversuche dieses Problems wenigstens in dem norddeutschen Staate. Die bald nachher erschienene Schrift „Der Bauernstand politisch betrachtet" verlangte für diesen nach seiner Befreiung auch das Recht der Mitarbeit an dem Staasleben; sie forderte, daß der Bauernstand durch sich selbst, nicht durch den Adel, in der ständischen Repräsentation vertreten sei. Es entstand nun die Frage, wie Arndt in den künftigen Plänen zur Neugestaltung Deutschlands diese beiden Ideen, die möglichst einheitliche Ausbildung der Staatsform und die Stellvertretung des Volkes miteinander verbinden würde.

* * *

Ein gewaltiger Volksaufstand von dem Nordkap bis zur Straße von Gibraltar gegen den universellen Despotismus Napoleons, in der Mitte die Insurrektion des deutschen Volkes unter der Leitung der beiden mächtigsten Staaten Preußen und Österreich: das war die Hoffnung aller hochgestimmten, glaubensstarken Geister in den folgenden Jahren. Die Bündnisse der beiden Monarchien mit Frankreich am 24. Februar und 14. März 1812 schienen solchen Plänen ein Ende zu machen. Arndt wagte nicht mehr daran zu denken, daß jemals die Häuser Habsburg und Hohenzollern in der alten Form ihre Machtstellung wiedererringen würden, daß unter ihrer Mitwirkung Deutschland zu neuem geistigen und politischen Leben erwachen werde. Aber stärker als je war sein Glaube an die zukünftige Freiheit des Vaterlandes. Die Regierungen schieden für die

Digitized by Google

bevorstehende Entscheidung aus. Das Volk allein mußte und sollte sich die Unabhängigkeit erkämpfen und dann von sich aus, nach seinem Willen sein politisches Schicksal bestimmen. Bisher hatte das dynastische Prinzip die Geschichte des Vaterlandes beherrscht, bei der letzten geistigen Wiedergeburt zur Zeit der Reformation und ebenso in dem friderizianischen Zeitalter den Ausschlag gegeben. In der französischen Revolution war der Volkswille, der trotz seiner Wildheit aus dem Wesen des Christentums herausgeborene demokratische Zeitgeist seiner Kraft bewußt geworden. Der sittliche Idealismus der geistigen und politischen Reform in Deutschland und in Preußen hatte ihn vertieft, ihm die Richtung auf das Gute gewiesen. Nun war der Augenblick gekommen, wo er seine Lebensfähigkeit für die Zukunft beweisen, sich die staatliche Form schaffen sollte, die ihm entsprach. Von solchen Gedanken wurde Arndt bestürmt, als er im Frühjahr 1812 auf der „Flucht des Lebens" die „Fantasien für ein künftiges Teutschland" in 50 Kapiteln zu Breslau niederschrieb. Sie sollten dem Volke ein Wegweiser für die Arbeit sein.

Sobald die Heeresmassen im Innern Rußlands verschwunden sind, erhebt sich das weite Land. Die Weisesten des ganzen Volkes wählen einen „Ruhwart oder Gewaltigen", der es befehligt. Die alten Regierungen bleiben bestehen, bis das Land vom Feinde gesäubert ist. Die Zerbrechung des Joches, die Freiheit aller Menschen, so weit die deutsche Sprache reicht, bildet zunächst das einzige Ziel. Ist dieses erreicht, dann tritt der Ruhwart von der ihm übertragenen Gewalt zurück. Ein König als das Ebenbild Gottes, heilig und unverletzlich, soll über das Land regieren, welcher die meisten Herzen des Volkes an sich zieht. Die übrigen Fürsten gehen ihrer Souveränität, ihrer kleinlichen Herrschaft verlustig. Sie müssen zu „rechten Fürsten des Volkes" erhoben werden. Das Reich bestimmt ihr Einkommen. Der Älteste ist das Haupt jedes Hauses. Die Fürsten der größeren Territorien werden dem Hause zugezählt, aus dem der König entnommen ist, und ordnen sich je nach der Ausdehnung ihres Besitzes als Prinzen von Geblüt ersten, zweiten oder dritten Grades mit einem dementsprechenden Erbfolgerecht ein. Aber Arndt will nicht nach dem Vorbilde der französischen Revolution einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit durchführen. Ein solches Verfahren wäre geradezu für die Freiheit gefährlich, „denn nur durch viele Stufen und Ordnungen bestehet jedes irdische Regiment." Jene Prinzen von Geblüt, die Häupter der übrigen Fürstenhäuser, sowie die Großbeamten des Reiches bilden hinfort wie in den Plänen von 1808 die Mitglieder der ersten Kammer der Volksvertretung; die einen erblich, die andern nach ihrer Ernennung. Durch dieses Herrenhaus will Arndt die Verbindung mit der deutschen Geschichte aufrecht erhalten, allein „die Hauptstärke und die große Entscheidung der Angelegenheiten bleibt doch bei dem Volke." Das ist das große Neue, was die „Fantasien" bringen. Sobald der König eingesetzt ist, soll eine Repräsentation gewählt werden. Die Stellvertreter der Volksgemeinschaft heißen Volks- oder Landboten. Sie sind heilig und unverletzlich während der Tagung und auf der Fahrt zu ihr. Die Zahl bestimmt das Volk selbst. Die Abgesandten erhalten Reisegelder und eine jährliche Besoldung. Zur Ausübung der Wahl berechtigt sind auf dem Lande alle Männer, die so viel Eigentum besitzen oder ein solches Handwerk üben, daß sie unabhängig davon leben können und nicht bei anderen um

Digitized by Google

Lohn zu dienen brauchen. Ihnen allein kommt eine Stimme zu. Auch der Reichte hat nicht mehr, es besteht also für die Wahlberechtigten gleiches Stimmrecht. Diese Männer versammeln sich zur Wahl in ihren Kreisen und Vogteien und bestimmen aus sich heraus einen Ausschuß von Männern, zu denen sie ein besonderes Vertrauen haben, als die eigentlichen Wähler, welche so viel Boten küren, als jeder Landschaft nach ihrer Volkszahl zukommt. Ähnlich in den Städten. Hier besitzen alle, welche Meister- oder Bürgerrecht gewonnen haben, das Stimmrecht. Zum Volksboten gewählt werden kann jeder einheimische und unbescholtene Mann, niemals aber ein Ausländer. Der Fremde gewinnt auf seinen Antrag hin erst Bürger- und Stimmrecht, wenn er zwanzig Jahre in Deutschland gewohnt hat. Die Wahl soll ganz frei sein, ohne jede Beeinflussung seitens der Behörden.

Wie regeln sich nun die Kompetenzen des Königs und der Volksvertretung? — Der Herrscher allein entscheidet über Krieg und Frieden, über Bündnisse und Verhandlungen mit den auswärtigen Staaten. Er allein ernennt die Beamten, Richter und Befehlshaber. Er hat auch das Recht, sie abzusetzen, außer den Oberrichtern, die durch ein ordentliches Gericht gerichtet werden müssen. Kleine Beamte dürfen gleichfalls nur nach gehaltenem Gericht ihrer Stelle verlustig erklärt werden. Dem Könige steht das Berufungs- und Auflösungsrecht der Volksvertretung zu. Das Gesetz regelt die Zeit, binnen welcher er sie einberufen und ihren Rat hören muß. Er bestimmt die Anzahl der Jahre, auf welche die Landboten und Abgeordneten gewählt werden, „denn blieben immer dieselben zusammen mit dem Könige, so könnte sich eine Herrschaft setzen wider das Volk, und könnte der lebendige und geschäftige Geist aussterben, und könnten schlimme Parteiungen und Zusammensetzungen entstehen.“ Deshalb wäre es gut, wenn in jedem fünften oder sechsten Jahre in allen Landen neue Boten gewählt würden. Der Volksvertretung kommt nicht nur eine beratende Stimme zu, sondern es soll Gesetz für ewige Zeiten sein, „daß der König und diejenigen, welche das Volk erwählt hat, damit sie für die ganze Volksgemeinde sitzen und ratschlagen, beide die künftigen Gesetze bestimmen, nach welchen das Reich regiert werden soll, und alle Ordnungen und alles Recht setzen, die in seinen Grenzen gelten sollen.“ Kein Gesetz erlangt Gültigkeit, bevor nicht beide, der König und die erwählten Vertreter des Volkes, es gutgeheißen haben.

Arndt erklärte es für eine Frage der Zweckmäßigkeit, ob zwei Kammern anzuordnen, ob und wieviel Ausschüsse einzusetzen seien. Er selbst trat der geschichtlichen Kontinuität wegen für das Zweikammersystem ein; es waren zugleich politische Gründe der Zukunft, welche ihn dieses bevorzugen ließen. Er versuchte deshalb die Erwägungen, welche gegen das Herrenhaus erhoben werden würden, von vornherein zu entkräften, wohl wissend, daß auch in dem erwählten Volksrate Leute häufig sitzen werden, „die nicht immer das Beste wollen noch das Weiseste wollen können,“ besonders nach den gegenwärtigen schweren Zeiten. Aber — so meint er — wenn nur erst das ganze große Land befreit und eine gute Verfassung lebendig ist, dann werden viele Kräfte erwachen, die jetzt schlafen. Das Volk wird den Adel und der Adel wird das Volk zur Tugend anfeuern. Niemals werden in dem hohen Rate Männer fehlen, die nicht an Weisheit und Kraft, an Vaterlandsliebe und Enthusiasmus

Digitized by Google

mit den Edelsten des Volkes wetteifern. Und weiter: „Es ist notwendig, daß auch in seinem Volke ein solcher erblicher Fürsten- und Herrenrat sei, eine Masse, die durch ihre Schwere sich selbst hält und an die zu große Flüchtigkeit und Beweglichkeit der feurigen und lebendigen Triebe eine Trägheit hängt, welche in politischen Dingen ebenso nötig ist, als Steine und Erdklöße in der Natur, damit der edelste Eifer sich nicht übereifere und die patriotische Geschwindigkeit sich nicht überlaufe." Die neuen Staaten gleichen Schiffen ohne Ballast auf stürmischem Meere, wenn die Windsbraut heult. Die Beweglichkeit der Freiheit wird so groß, daß sie nicht zur tatsächlichen Ausgestaltung kommt, weil sie nicht still stehen kann. Damit ist nicht eine schwere, an sich träge Masse gemeint, sondern „das Geborene und Alte, woran Gewohnheit und Sitte auch den Bau der Staaten befestigen muß."

So knüpft Arndt hieran nun gleich eine Darstellung alles dessen, was von dem Alten bleiben und mit einem neuen Geiste erfüllt werden soll. Jede Landschaft behält das Eigentümliche ihres bisherigen Wesens, alle Gesetze und Gebräuche, die nicht wider die Freiheit sind. Wer in Deutschland das Besondere ausrottet, vernichtet die vaterländische Freiheit. Nur die Staatsgesetze sind die gleichen. Jede Landschaft behält ihre Hauptstadt und ihre Regierung, „denn das Land wird am besten regiert, wo der König und sein Geheimer Rat am wenigsten zu regieren haben; da haben sie Zeit, an das Einfachste und Größte zu denken." „Das Einzelne und Vielerlei ermattet die Geister." Jede Landschaft besitzt ihre eigenen ständischen Versammlungen, die über das für dieses Gebiet Zuständige beraten. Bei der Neuordnung der Kriegsmacht werden die Regimenter nicht mit einem willkürlichen Namen oder mit einer Zahl bezeichnet, sondern nach dem Orte ihrer Standquartiere benannt. Die Soldaten jeder Landschaft bleiben beieinander, damit diese so bedeutsamen Gemeinschaften zwischen den Einzelnen und dem einheitlichen Staate nicht verloren gehen und ein edler Wetteifer der Landschaften unter einander angefeuert wird. Die Reform der Stände dient dem gleichen Zwecke. Der erbliche Adel bleibt bestehen, doch ohne Vorrechte. Er gründet sich auf Majorate, die nur der Älteste erhält. Alle übrigen Mitglieder rechnen nicht zum Adel. Die persönliche Noblitierung wegen hervorragenden Verdienstes durch den König wird der Entscheidung der Volksvertretung anheim gestellt. Wichtiger als der Adel ist der Bauernstand. Er muß neu geschaffen und auf Kosten des Großgrundbesitzes vermehrt werden. Majorate, unveräußerlicher Besitz, sichern seinen Bestand. Die städtischen Gemeinwesen und der Bürgerstand erhalten ihre alten Freiheiten wieder, verwalten selbständig ohne Einmischung des Staates ihre Angelegenheiten. Es war ein Fehler, mit den Gewerken und Zünften als etwas Altväterlichem aufzuräumen, weil sie die gewerbliche Freiheit des Einzelnen einzuengen drohten. Wo ein Staat ist, da muß auch Einschränkung sein. Jene kleinen Genossenschaften stärken das ganze Land, durch sie werden die Einzelnen an Zucht und Gehorsam gewöhnt. So entsteht ein starker Bürgergeist zum Wohle des Reiches, „denn das ist der rechte Staat, wo jede Gemeinde und jede Stadt ein kleiner Staat ist."

Ist nun das Land befreit, dann werden jene großen Maßregeln ergriffen, welche für die Einheit des Volkes in Zukunft Gewähr leisten.

Digitized by Google

Eine in der Mitte des ganzen Reiches gelegene Hauptstadt bildet den Sitz der obersten Regierung und der Volksvertretung. Nicht mehr auf einem großen, stehenden Heere ruht die Sicherheit des Landes. Das ganze Volk wird ein Volk in Waffen, von Jugend auf zum Kriegsdienste ausgebildet. Die Berufssoldaten bilden nur eine Ergänzung zur Bewachung der Grenzen und Festungen. Das Rechtswesen erfährt eine Weiterbildung. Die Redlichsten und Weisesten treten zusammen, um an der Hand der alten deutschen Satzungen und des römischen Rechts allgemeingültige Gesetze zu erlassen. Grundsatz des neuen Reichsgesetzbuchs muß es sein, daß das Allgemeine vor dem Besonderen, das Persönliche vor dem Dinglichen geschützt wird. Das Eigentum ist wohl ein heiliges Ding, aber heiliger ist freies Streben der Männer. Die Gerichtsverhandlungen sind öffentlich. In den Schwurgerichten wird jeder von seinesgleichen gerichtet. Einen weiteren Ausdruck findet das geeinte Vaterland in der Zoll- und Handelsfreiheit durch das ganze Land. Straßen und Posten bilden keine finanzielle Einnahmequellen, sondern ein Mittel der immer engeren Verbindung und Gemeinschaft. Frei steht es jedem, auszuwandern, wohin er will. Die vielen und hohen Zölle fallen künftig weg. Erlaubt sind nur mäßige Abgaben auf die Einfuhr fremder Waren zum Schutze der gleichen Erzeugnisse im Inlande. Eine Münze, ein Maß, ein Gewicht regelt den Handel und Verkehr im ganzen deutschen Vaterlande.

Den Schluß der „Fantasien" bildet die Gestaltung des deutschen Geisteslebens. Die verschiedenen Kultformen bestehen in völliger Religionsfreiheit neben einander. Der staatlichen Obrigkeit kommt nur die Macht zu, die äußere Ordnung zu beschirmen. Mit der Neubegründung eines einheitlichen politischen Reiches wird auch die Erziehung wieder rechter Art. Auf den Universitäten herrscht ungebundene Lehr- und Lernfreiheit, denn der Geist ist „das allerfreieste Ding." Aufgabe der Gelehrten wird es sein, sich und das künftige Geschlecht wieder mit der Nation zu verbinden. Notwendig ist vollkommene Preßfreiheit, das Paladium des Ruhmes und der Freiheit eines Volkes, und es muß unverbrüchliches Gesetz sein, daß keiner sie kränken möge. Nur ungehindert kann der Geist seine Wirksamkeit entfalten, „daß das Volk in stolzer Kühnheit von Wissenschaft zu Wissenschaft, von Glorie zu Glorie, von Tugend zu Tugend strebt." —

Der aus der angenommenen Entwicklung sich ergebende radikale Unitarismus ist der erste bedeutsame Unterschied gegenüber den Forderungen des zweiten Teiles des „Geistes der Zeit." Der zweite liegt in der hervorragenden Stellung, die Arndt jetzt der Volksvertretung zuweist. Der „Bauernstand politisch betrachtet" hatte bereits für den Einzelstaat Preußen als notwendige Fortsetzung der Reform eine ständisch gegliederte Vertretung des Volkes gefordert. Hier erweitert sie sich zu einer Repräsentation der ganzen deutschen Nation, neben der die Stände der einzelnen Landschaften und bisherigen Territorien ihre Sonderaufgabe behalten. Eine durchweg besonnene Form kennzeichnet die Zusammensetzung, die sich aufs Glücklichste dem damaligen Kulturzustande anlehnt: nicht ständische Vertretung, sondern Vertretung des ganzen Volkes durch den einzelnen Abgeordneten, indirekte öffentliche Wahl, gleiches, aber an ein unabhängiges, die Freiheit des Wählers garantierendes Einkommen gebundenes Wahlrecht, auskömmliche Besoldung der Abge-

Digitized by Google

ordneten, Abgrenzung der Rechte der Volksvertretung gegenüber der Gewalt des Monarchen, welcher, im Gegensatz zu England, durchaus seine selbständige Stellung wahrt. Das Königtum ist nicht eine bloße Repräsentation der Regierung, sondern eine Institution mit starkem Inhalt, eine Institution, die auch gegenüber der Volksvertretung in der inneren Verwaltung, im Heereswesen und in der auswärtigen Politik ihre großen Vor- und Sonderrechte bewahrt, die höchste, einheitliche Machtvollkommenheit, in welcher gewissermaßen der Zusammenhang des Volkes mit dem Ewigen sichtbar zum Ausdruck kommt. Die „Fantasien" sind ein Beweis, wie weit der Verfasser davon entfernt ist, trotz der einschneidenden staatsrechtlichen Änderungen die Prinzipien der französischen Revolution auf das neue Deutschland zu übertragen. Sie bilden eine gesunde Verbindung des geschichtlich Gegebenen mit dem neuen Werdenden, suchen auch, wo es irgend geht, den Radikalismus erträglicher zu machen; sie wollen die Vergangenheit, wo irgend etwas an lebenskräftigen Elementen vorhanden ist, in die Zukunft mit hinüber nehmen, ohne sich an die bisherige Form zu binden. In durchaus sachlicher Weise werden die beharrenden und die vorwärtsdrängenden Bestandteile des Staatskörpers gegeneinander abgewogen: der Adel, die Zünfte, die Sitten und Gebräuche in ihrer Erneuerung, die Schonung des Partikularen und Eigentümlichen der einzelnen Landschaften auf der einen, das moderne Königtum, die einigenden Gewalten und Einrichtungen in der inneren und militärischen Organisation, die durchaus selbständige Vertretung des Volkes, die unbedingte Forderung der geistigen und literarischen Freiheit, die Weiterbildung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche sowie der einzelnen Konfessionen in sich selbst und zu einander auf der andern Seite. In unverkennbarer Anlehnung an die Tendenzen der preußischen Reform beseitigen die „Fantasien" den bureaukratischen Polizeistaat der Aufklärung. Ein freies Volk schafft sich mit innerer Lebendigkeit einen sittlichen Kultur- und Machtstaat, ohne die Bedeutung der Vergangenheit zu verkennen.

Arndts ganzer Verfassungsvorschlag bringt bei aller Anlehnung an die Geschichte doch ganz moderne Formen, die eine energische Beschäftigung mit dem politischen Problem der deutschen Zukunft verraten. Und in diesen eigentümlichen Formen Unterschiede von der damaligen Auffassung Steins, welche die intellektuelle Selbständigkeit der „Fantasien" auch nach der letzten Niederschrift garantieren, die wohl erst in die Zeit des russischen Aufenthaltes fällt. Veröffentlicht wurden sie zunächst nicht. Die krause und gekünstelte Form reizte dann nach ihrer Publikation wenig dazu, ihnen Beachtung zu schenken. Ihre Grundsätze sind zum guten Teil in den Institutionen des neuen Deutschen Reiches verwirklicht worden, und selbst da, wo die Realisierung der politisch-sozialen und der ethischen Entwicklung sich anders gestaltete, muten sie doch als eine Prophezeiung schöner Erlebnisse an, die einer späteren Generation beschieden waren.

* * *

Die Geschichte gab Arndt zunächst Unrecht. Gewiß: der Feldzug des Imperators gegen Rußland endete mit der Vernichtung der großen Armee. Aber die allgemeine Erhebung des deutschen Volkes im Rücken

Digitized by Google

des französischen Heeres unterblieb. Sie setzte erst ein, als die Trümmer der Flüchtigen von Osten gen Westen das ganze Land durchzogen, zwar ohne tätige Mitwirkung der Regierungen, aber auch nicht gegen sie als Insurrektion. Noch in der letzten Stunde gab Preußens Herrscher dem einmütigen Verlangen seines Volkes nach. Er vollzog damit einen Schritt von weltgeschichtlicher Bedeutung. Was der Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung vom 3. Februar unentschieden gelassen hatte, gaben die Märzaufrufe mit erhebender Kraft kund: den Willen der alten Monarchie, ihrerseits den geschichtlichen Zusammenhang mit den neu erwachten Energien des politischen Lebens zu wahren. Schon von St. Petersburg aus hatte Stein die preußischen und österreichischen Staatsmänner zu einem Bündnisse mit Rußland, zu dem gemeinsamen Kampfe gegen den Zerstörer der europäischen Kultur- und Staatenwelt auffordern lassen. Preußen folgte dem Rufe nach bangen Monaten des Wartens. Auf Österreichs Anschluß wurde sicher gerechnet. Stein hoffte, daß auch die Rheinbundfürsten ihrem bisherigen Meister die Gefolgschaft auffagen würden. Dann standen das alte dynastisch-territoriale Prinzip, welches der „Geist der Zeit" und die „Fantasien" hatten aufheben wollen, und die neue volkstümliche Bewegung, die Kräfte der Geschichte und der Gegenwart einmütig, beieinander. Sobald derartige Pläne erwogen wurden, gehörten Arndts Verfassungsentwürfe wenigstens für einen wesentlichen Punkt in das Reich der Möglichkeit. Der dritte Teil des „Geistes der Zeit", der bereits Mitte März 1813 zu Königsberg vollendet wurde, rechnete mit dieser neuen Wendung, ja er suchte sie seinerseits heraufzuführen. Rußland und England, sowie die beiden größten Staaten, die „hoffentlich beitreten", sollen erklären, mit der ganzen Kraft des Volkes für das volle Glück des Landes gegen Frankreich kämpfen zu wollen. Sie ernennen — wir sehen deutlich die Einwirkung Steins — einen gemeinschaftlichen Ausschuß für die Verwaltung der deutschen Angelegenheiten sowie für die kräftigste Führung des Krieges, sie fordern alle Fürsten des Rheinbundes zum Abfall von Napoleon auf. Wer dem Rufe zum Kampfe für die Freiheit nicht Folge leistet, wird seiner Länder und Ehren für verlustig erklärt.

Diesen Sätzen entsprach der Verfassungsplan, den Arndt nun entwickelt: an der Spitze ein von den Fürsten — in den „Fantasien" vom Volke — erwählter Kaiser als „Oberrichter und Oberfeldherr"; die Fürsten Regenten ihrer Lande, wie sie diese vor dem Jahre 1792, dem Beginne der Revolutionskriege, besaßen, Richter und Verwalter ihrer Gebiete, Feldherrn ihrer Heereskräfte, die jedoch zuerst dem Kaiser und Reich Treue schwören und im Falle eines Krieges nur dem Oberfeldherrn zu gehorchen haben; die Heere der einzelnen Staaten einheitlich ausgebildet, das ganze Volk ein waffengeübtes und kriegerisches Volk; alle Territorien mit besonderen Einrichtungen und Gesetzen unter voller Wahrung des Eigentümlichen; Herstellung der alten Stände des Adels, der Städte und der Bauern mit dem Rechte, über die Geschäfte zu ratschlagen; der Fürst nur ihr Haupt, „gleichsam ein Oberstatthalter des Kaisers und Darsteller und Verwalter der Majestät und Gerechtigkeit"; Wiedereinrichtung des deutschen Reichstages, in dem alle drei Jahre der Kaiser und sämtliche Fürsten erscheinen; Einführung einer Münze, eines Maßes und eines Gewichtes, Beseitigung der inneren Land- und Stromzölle,

Digitized by Google

der Geleit- und Durchzugsgelder; alljährliche Bereisung des Landes durch „kaiserliche Großboten", Einsetzung eines allgemeinen obersten Gerichtshofes für alle Lande, Rechtsprechung durch Schwurgerichte. Neben dieses Bild des künftigen deutschen Einheitsstaates setzte Arndt das andere der „Fantasien", nur daß jetzt an die Stelle des von den Einzelnen indirekt gewählten Reichstages ein ständischer tritt: die Landstände der Territorien wählen die Boten zu der allgemeinen Versammlung.

Unter dem Zwange der tatsächlichen Verhältnisse vollzog Arndt mit diesem Plane eine gewaltige Revision seiner bisherigen Anschauung. Das dynastisch-territoriale Prinzip, das sowohl der zweite Teil des „Geistes der Zeit" wie auch die „Fantasien" in seiner staatsrechtlichen Ausprägung ganz unberücksichtigt gelassen hatten, wurde in seine hauptsächlichsten Rechte wieder eingesetzt, die ständische Vertretung auch bei dem Reichstage des künftigen Deutschland als allein gültig angenommen. Die im Frühling 1814 erschienene Schrift „Über künftige ständische Verfassungen in Teutschland" gab zu dieser Repräsentationsform die geschichtlichen Erörterungen. Unter dem Einflusse Steins und der historischen Romantik sah Arndt in Übereinstimmung mit dem größten Teile der öffentlichen Meinung in den Ständen das Mittel, das organisch Gebundene gegenüber der atomistischen Vereinzelung der Individuen auch im politischen Leben des ganzen Reiches stärker hervortreten zu lassen. Aber wie stand es mit dem Dualismus zwischen Österreich und Preußen, der unter den veränderten Verhältnissen doch gleichfalls im neuen Reiche zur Geltung gelangen mußte? — Arndt überging in dem dritten Teile des „Geistes der Zeit" dieses Problem wohl absichtlich, um seiner Schärfe in der öffentlichen Meinung die Spitze abzubrechen. Er selbst blieb sich indessen bewußt, daß es gelöst werden mußte. Als im Februar 1814 die beiden Teile, der zweite und der dritte zu gleicher Zeit, veröffentlicht wurden, änderte er jenen Plan aus den Jahren 1807/08, welcher den Dualismus in sich schloß, nicht; er hoffte vielmehr während des ganzen Jahres 1813, daß das Haus Habsburg trotz der mächtigen preußischen Monarchie die Kaiserkrone tragen werde. Dem glühenden Patrioten und mit ihm der öffentlichen Meinung, soweit sie die Gegensätze erfaßte, schien es undenkbar, daß die Staatskunst versagen könnte, ja versagen mußte, wo der Volkswille die Einheit mit einer starken monarchischen Spitze verlangte. Aber schon als diese drei Schriften veröffentlicht wurden, war die Diplomatie über ihren verfassungsrechtlichen Inhalt zur Tagesordnung übergegangen. Österreich zeigte sich dem Gedanken eines erblichen habsburgischen Kaisertums gänzlich abgeneigt. Den preußischen Staatsmännern erschien dieses mit den Interessen der hohenzollernschen Monarchie unvereinbar. Das Souveränitätsbewußtsein der Mittelstaaten verlangte eine stärkere Berücksichtigung. Die einheitliche Zentralgewalt rückte immer mehr in den Hintergrund der Verhandlungen.

Der Pariser Friede trug der deutschen Frage keine Rechnung. Sie wurde auf den Wiener Kongreß verschoben. Und die ersten Wochen des Wiener Kongresses bewiesen deutlich die Macht des Legitimitätsprinzips und der deutschen Mittelstaaten, die, jeder starken, einheitlichen Macht abhold, an Österreich und Frankreich einen immer festeren Rückhalt gewannen. So gab auch Arndt im November 1814 die Hoffnung endgültig auf, daß Habsburg die Kaiserwürde annehmen werde; er erwartete nur

Digitized by Google

noch von dem Kongresse, daß er Verhältnisse schaffen werde, durch welche Österreich und Preußen über alle anderen deutschen Fürsten erhöht, durch welche aber zugleich die Zerspaltung des Landes in eine nördliche und südliche Hälfte verhindert werden könne.

Mit diesem Verlangen war den „unbekannten Hindernissen in den politischen Ansichten und in den Verhältnissen der Gegenwart" Rechnung getragen. Nicht vernichtet war der Glaube an die zukünftige Einheit Deutschlands. Dasselbe Buch, welches jene Forderung erhob, der „Blick aus der Zeit auf die Zeit", warf in einem Schlußaufsatze „Noch eine Vermahnung an die politischen teutschen Philister" die Frage auf, wie es für das Vaterland möglich sei, zu einer „Einherrschaft" zu gelangen. Arndt sah zwei Wege: entweder tritt im Gedränge großer Not aus einem der mächtigsten Herrscherhäuser eine Gestalt so kühn hervor, daß sie die Herzen des ganzen Volkes an sich reißt und nach dem Frieden die Gewalt behält — dann m ü s s e n die Fürsten ihr dienen, oder diese kommen von sich aus zu der Einsicht, daß, wenn das Ganze bestehen soll, sie notwendigerweise keine souveränen Herren mit absoluter Machtvollkommenheit sein dürfen — dann übertragen sie dem Mächtigsten die Majestät, dann w o l l e n sie dem Kaiser dienen. Als der wahrscheinlichste Weg galt ihm der erstere, und er säumte nicht, für diesen Fall die Grundzüge der verfassungsmäßigen Rechte festzulegen. Jede Landschaft behält wiederum ihre eigenen Stände, ihre eigene Verwaltung. Sie schlägt die Beamten vor, der König ernennt sie. Nur die ganze Militärgewalt, die Befugnisse des Oberrichters und des Statthalters ruhen in den Händen des Kaisers. Für die allgemeinen Angelegenheiten des ganzen Reiches wählt jede Landschaft einen besonderen engeren Ausschuß, der in der Reichshauptstadt mit den Ausschüssen der übrigen Landschaften sich versammelt und nach den Anträgen und Beschlüssen des Herrschers ratschlägt. Die Versammlung aller ständischen Ausschüsse bildet das Parlament, den großen Rat, „den Reichstag des Volkes". Die Form des von Arndt in den „Fantasien" vorgeschlagenen, an einen bestimmten Besitzstand gebundenen und indirekten Wahlrechtes mit gleichem Stimmrechte fand in der deutschen Geschichte keine Verwirklichung, denn bei der Zusammensetzung der preußischen Nationalversammlung zu Berlin und der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt 1848 entschied zwar das vermittelnde indirekte, aber allgemeine gleiche Wahlrecht. Unter den Formen, die er jetzt aufstellte, berief Friedrich Wilhelm IV. 1847 den ersten vereinigten Landtag Preußens, ohne freilich den Ausschüssen das Recht einer Volksrepräsentation zuzugestehen. Die Person des Herrschers und die Gesamtheit des Parlamentes stellen die Deutschen als ein einiges Volk dar. Ein einheitliches Bürgergesetzbuch schafft die allgemeingültigen Rechtsgrundlagen. Den Gedanken eines deutschen Bundes, einer Bundesverfassung im Sinne eines Staatenbundes wies Arndt ganz von der Hand. Auch die andere Anschauung, die er selbst 1807/08 und 1813/14 vertreten hatte, daß das ganze Deutschland den beiden mächtigsten Staaten Österreich und Preußen untergeordnet werden müsse, billigte er nicht mehr: „dies war eben, weil man unter den bestehenden Verhältnissen nichts Besseres wußte, mehr eine Meinung und ein Vorschlag der Not als der Einsicht und Überzeugung." So kehrte Arndt, ähnlich wie Stein zu Beginn des Jahres 1815, als alle Verhandlungen auf dem Wiener Kongresse sich

Digitized by Google

zerschlugen, zu seinem persönlichen politischen Glauben zurück, ohne ihn dogmatisch in vollem Umfange festzulegen. Alle Bestrebungen nach einer Beschränkung der kaiserlichen Würde, nach einer Geltendmachung des dynastisch-territorialen Prinzips bei der unmittelbaren Verwaltung der einheitlichen Form beantwortete er mit dem Rufe nach einem machtvollen Kaisertum: „Der Stuhl unserer Herrschaft ist ledig, wir warten dessen, der da kommen und wieder auf ihm sitzen soll." Die einzige starke Abweichung in der Form der parlamentarischen Vertretung, in der Zusammensetzung des Reichstages, ergab sich einmal aus dem Einfluß, den Steins Vorliebe für die Wiederherstellung des Ständewesens auf den Verfasser ausgeübt hatte, sowie aus der stärkeren Abhängigkeit von der historischen Romantik, dann aus der allgemein herrschenden Zeitanschauung und schließlich aus der Verschiedenartigkeit des Weges, auf dem das Reich zu seiner Einheit gelangen sollte. Damals galt ihm eine Revolution von unten her als der einzige, jetzt eine Revolution von oben her als der wahrscheinliche Weg. Die Folge war eine stärkere Rücksichtnahme auf die Geschichte der einzelnen Staaten, welche auf die ständische Verfassung hinwies, nachdem er das Oberhaus der Fürsten wegen der Betonung der partikularen, zentrifugalen Interessen durch sie jetzt ganz bei Seite gelassen hatte. Der Wille des Volkes wurde jetzt nicht mehr wie in den „Fantasien" in erster Linie durch das Parlament des Reiches, sondern durch die ständischen Verfassungen der Landschaften dargestellt. Der Dualismus zwischen Preußen und Österreich war nur ein Notbehelf, ein Zugeständnis an die geschichtlichen Tatsachen. Der Gefahren dieser Staatsform für die Entwicklung des Reiches blieb er sich bewußt, und schneller, als er ahnen konnte, sollten sich die Befürchtungen seiner prophetischen Worte erfüllen.

Wer aber sollte den neuen Weg bahnen? —

Arndt hatte bis zum Schlusse des Jahres 1813 an dem deutschen Kaisertum der österreichischen Monarchie festgehalten. Als er die „Fantasien" niederschrieb, blieb es unausgesprochen, wer die monarchische Einheit des Reiches in sich verkörpern solle. Allein es besteht kein Zweifel, daß er sie dem Hause Habsburg zudachte. Trotz der Annäherung, die sich zwischen dem scharfen und rücksichtslosen Gegner des alten friderizianischen Machtstaates seit 1807, namentlich durch seinen Berliner Aufenthalt 1810, und der Regierung des neuen Preußens vollzogen hatte, blieb der Gegensatz, ja die Abneigung gegen das preußische Volk zunächst bestehen. Dann war er in den ersten Monaten des Jahres 1813 Zeuge der gewaltigen Erhebung in den preußischen Provinzen. Er erlebte im Verlaufe des Krieges die Heldentaten des preußischen Heeres. Seine Schrift „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813" war der Dank des deutschen Mannes an die Nation, welche die Geschicke ganz Deutschlands entschieden hatte. Je mehr Österreich sich den nationalen Plänen versagte, je sicherer es wurde, daß Habsburg seine alte Machtstellung am Rheine nicht wieder aufnehmen wollte, um so stärker wandte sich die Liebe Arndts dem preußischen Staate zu. Dieser wurde der Wächter am deutschen Strom. In ihm lebten die getrennten Einheiten der christlichen Konfessionen in innerer Toleranz miteinander, die sich in der Zukunft nach dem Ideale Arndts zu einer christlich-deutschen Volkskirche zusammenschließen sollten.

So verschlang sich bei ihm das Problem der deutschen Einheit

Digitized by Google

mit der Aufgabe Preußens, moralisch und politisch die führende Stellung im Reiche sich zu erringen. Selbst zu dem absolutistischen Machtstaate Friedrichs des Großen hatte er jetzt eine positivere Stellung gewonnen, er feierte ihn als den „Lichtkörper und Lichtführer" Deutschlands seit 75 Jahren. Die zu Beginn des Jahres 1815 verfaßte Schrift „Über Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen" bezeichnete die Endstation auf der Bahn, die aus dem schwedisch gesinnten pommerschen Partikularisten einen bewußten Vertreter des deutschen Einheitsgedankens mit der prädominierenden Stellung Österreichs, aus diesem einen deutschen Preußen bildete. Die allgemeine politische Anschauung lief seiner persönlichen Entwicklung parallel. Niemand anders als das Haus Hohenzollern ist für Arndt jetzt der „Herkules Musagetes" Deutschlands. Ihm gilt es als ganz gewiß, „daß dieses Geschlecht vor allen Fürsten Deutschlands im Reiche gebieten und das zerfallene Reich wieder aufbauen wird." Jetzt endlich erschienen auch die „Fantasien." Die Ausschaltung des dynastisch-territorialen Prinzips beruhte bei ihm nicht auf einem absoluten Gegensatze, auf einer staatsrechtlichen Theorie. In dem zweiten Teile des „Geistes der Zeit" war der Gedanke der empirischen Erfahrung entsprungen, daß die Rheinbundfürsten wegen der Rettung ihres eigenen Selbst dem großen Vaterlande entsagt hatten. Warum sollte man also nicht die Mediatisierung des Jahres 1803 zu Ende führen? — Die „Fantasien" arbeiteten auf eine allgemeine Erhebung des deutschen Volkes ohne die Fürsten hin, auf eine rein demokratisch-volkstümliche Bewegung, welche das Befreiungswerk vollbringen sollte. Der letzte Aufsatz des „Blicks aus der Zeit auf die Zeit" hielt eine so gewaltige Entwicklung des preußischen Machtstaates zur äußeren Sicherheit ganz Deutschlands wider den Willen der Fürsten für wahrscheinlich, daß diese ihre territoriale Selbständigkeit dadurch einbüßten; die Stellung der Mittelstaaten auf dem Wiener Kongreß konnte ihn nur in dieser Anschauung bestärken. Soweit das dynastisch-territoriale Prinzip bei der Bewältigung des deutschen Einheitsproblemes in Frage kam, sah Arndt unrichtig. Aber vergessen wir nicht, daß er eine Lösung der Frage nicht für ausgeschlossen hielt, welche die in der dynastisch-territorialen Idee liegende Kraft des Eigentümlichen zur positiven Entfaltung für die ganze Nation steigerte, daß die Geschichte schließlich eine Harmonie zwischen beiden von ihm angegebenen Wegen schuf, nachdem die Begründung des neuen Reiches durch eine demokratisch-volkstümliche Bewegung gescheitert war. Ihr blieb es nur beschieden, den Boden für jene Entwicklung zu ebnen, die Nation bereit zu halten, sobald die alten, eingewurzelten Mächte ihrerseits die Initiative ergriffen hatten. Die übrigen Postulate Arndts bestanden weiter zu Recht: die Überwindung des Dualismus und die Begründung einer monarchisch-demokratischen Einheit unter Preußens Führung, der wirtschaftliche Unitarismus und die sittlich-religiöse Freiheit in dem nationalen Machtstaate. In der Entwicklung der Gegenwart fehlt es nicht an Anzeichen, daß auch die ideelle Einschränkung des dynastisch-territorialen Prinzips und das nicht im Parteisinne, sondern im rein politischen und ethischen Sinne verstandene demokratisch-volkstümliche Element gegenüber den militärisch-bureaukratischen Tendenzen stärker zur Geltung gelangen als etwa zur Zeit der Reichsgründung, daß die Reformgedanken der Zeit vor hundert Jahren ihrer weiteren Verwirklichung entgegensehen.

Digitized by Google

Fügung

Du holde Seele, tritt zurück
Und bleibe meiner Seele ferne!
Umfängst du mich, zerbricht dein Glück –
So heischen's meine dunkeln Sterne.

Die fühllos mir vorübergehn,
Erlaben sich am Born der Freuden;
Die meinem Herzen nahe stehn,
Die suchen Drangsal heim und Leiden.

Und alle Schwere, die sie trifft,
Sie schlägt mich mit dem gleichen Hammer:
Aus ihren Schmerzen saug' ich Gift
Und schöpfe Qual aus ihrem Jammer.

Adolf Frey.

Johannes Freudensprung und der Meister.

Novelle von Otto Stoessl.

Johann, der Sohn des bürgerlichen Tapezierers und Dekorateurs Michael Freudensprung, wurde nach der Bestimmung seines Schicksals und Willens schon frühe zu einem Johannes, obgleich diese Umwandlung aus der mißgeschickten Gans leider keinen Schwan hervorbrachte. Er ließ zwar sein bisher kurzgeschnittenes, fahlblondes, borstiges Haar fortan wild wachsen, damit es nach seinem Plane in Locken walle, aber er brachte es nur zu hängenden Strähnen und Zotteln, und auch die künstlerische Nachlässigkeit der Halsbinde, der ausgewachsenen und ausgefransten Hosen und der Jacke erschien weniger genialisch als bloß verwahrlost. Sein Gefühl aber sicherte ihm, was sein Ansehen fragwürdig machte: die Welt mochte ihn verlachen, er war trotz allem der auserwählte Diener des Höheren und entschlossen, seinen Stolz halb demütig, halb selbstbewußt, doch vielsagend durch alles Ungemach seiner Tage zu tragen.

Auch Samuel Schnabel war in jener kritischen Zeit, wo die griechische Sprache im Gymnasium unangenehm wird, an den gleichen Scheideweg gelangt, hatte sich auf seine Weise ebenso rasch entschieden, er-

Digitized by Google

schien in einem Flausröckchen mit wehender, blauweiß getupfter Kravatte, ließ sein braunes, lockiges Haar bis zu den Schultern wachsen, brachte einen schön polierten Geigenkasten mit, den er unter der Bank zärtlich streichelte, so oft ein verhaßter Aorist umsonst an sein Sprachwissen pochte, und erwiderte alle Niederlagen der Prüfungen mit einem dreisten, verächtlich ablehnenden Benehmen. Auf diesem Wege — die Professoren nannten ihn „den ins Verderben", er selbst „die Laufbahn" — mußte er dem Johann Freudensprung notwendig begegnen. Für Gesicht und Geruch gab es ja einigen Widerstand, wenn man sich diesem Freudensprung anschließen wollte, schön war er nicht, und da er zu Hause einen Lehrjungen abzugeben hatte, Wolle krämpelte, Matratzen stopfte, Tapeten kleisterte, Roßhaar und Crin d'Afrique kämmte, haftete ein gewisser fader Werkstattgeruch von Federn, Insektenpulver, alten Stoffen und eingeschlossener Luft an ihm, und an seinen Schultern zog er Spuren von Pferdehaar, Wollfäden und Draht mit sich.

Aber da Freudensprung begeistert war, ließ sich ihn Samuel Schnabel gefallen und ließ seine entzückte Demut, und wie er ordentlich vor Anbetung des um zwei Köpfe kleineren Geigenkünstlers balzte, mit Genugtuung über sich ergehen. Er nahm sich dieses Begeisterten an und lud ihn zu sich nach Hause ein, um ihm vorzuspielen.

Samuels Vater war Handelsagent und mußte tüchtig reisen, ausbieten und sich bewegen, um diesen Sohn so recht wachsen und gedeihen zu lassen, denn ein Künstler will mit Gansleber und anderen guten Sachen ernährt sein. Aber das und überhaupt alles hatte die Mutter, Frau Regina Schnabel, zu bestimmen, wie man überhaupt im Hause nur die Gattin und den Sohn bemerkte, während der Vater, klein, dürftig und bescheiden, sich mit der Gabe der Unsichtbarkeit von Ecke zu Ecke verbarg, wenn er überhaupt vorhanden war. Frau Regina Schnabel, obgleich zum Herrschen, doch äußerst klein geboren, half diesem Übelstande ab durch eine äußerst laute, gebieterische Stimme und durch eine ganz besondere Art, sich zu kleiden. Sie bevorzugte nämlich weitausgehende Mäntel, die sie wie ein runder Berg umgaben, so daß sie zumindest den gleichen Raum in der Breite einnahm, der ihr der Höhe nach gebührt hätte. Wenn sie derart als Glocke dastand, konnte man glauben, sie sitze, und wenn sie auf einem Sessel Platz nahm, sie hocke auf dem Boden, aber das verschlug ihrer angeborenen Bedeutung nicht das mindeste, denn wenn sie die Stimme erhob, klang es wie aus einer schrillen Höhe aus den Wolken.

Freudensprung drehte sich höflich und verlegen in diesem engsten, mit Dekorationen und notwendigen Gegenständen vollgepfropften Raume herum, er wand sich zwischen einer altdeutschen Kredenz und Stühlen mit gepreßter Lederimitation hindurch, hütete sich vor Nippsachen, die auf einem dreifüßigen Taburett für ihr Leben zitterten, während große, wallende Samtvorhänge auf geschnitzten Stangen Ruhe geboten. Noch war ein Tisch, mit Geschirr und Nähsachen überhäuft, ein Dekorationsdiwan mit falschem Perserüberwurf, ein „Schlafepatent-Fauteuil" zu überwinden, bis man zum Pianino kam, das, von einem Makartbukett beschattet, als Allerheiligstes dastand. Aus diesem Hintergrunde grüßte Frau Regina Schnabel den Johann mit herablassender Freundlichkeit: „Mein Schamu hat mir schon erzählt, daß Sie von der Kunst begeistert sind, kommen

Digitized by Google

Sie nur zu uns. Es ist schon recht, wenn ein junger Mensch für was Höheres einen Sinn hat. Also soll Ihnen mein Schamu vorspielen. Ich bin zwar sonst nicht dafür, daß er sich schon jetzt vor Krethi und Plethi hören läßt, aber vor einem guten Freunde macht's ja nichts aus."

Damit nahm sie vor dem Pianino Platz, schickte sich an, ihren Sohn zu begleiten, und entschied: „Du spielst die Nocturne von Vieuxtemps. Mit drei Jahren Geigenlernen spielt mei Schamu die Nocturne von Vieuxtemps!"

Der angehende Virtuose klemmte die Geige zärtlich an den Hals und stimmte sie eindringlich. Dann setzte er sich in eine edle Bereitschaft, das rechte Bein als Spielbein zierlich voran, den Oberkörper so weit wie tunlich zurückgebogen, und begann den Vortrag, in den Zügen bei geschlossenen Augen einen schwärmerischen Ausdruck, als trinke er Honig, und jezuweilen warf er in der Bewegung des Spiels die kastanienbraunen Locken mit kühner Gebärde zurück.

Johann erkannte nicht so sehr an den Tönen selbst wie an der Weihe der ganzen Handlung die große Sache und lauschte innig ergeben wie ein Indianer dem Schöpfungsgeheul des Urwaldes als der Stimme des großen Geistes.

Endlich hatte Samuel das Tonstück mit freundlichem Lächeln beendigt, senkte die Geige mit klug berechnender Bescheidenheit, und Frau Regina drehte sich auf dem Klavierstockerl mit gebieterischem Blicke nach Johann um. Jetzt mußte sich das Publikum äußern. Freudensprung neigte in tiefer Ergriffenheit das Haupt, blickte begeistert um sich und seufzte: „Wunderschön, o, du hast viel Talent."

„Was, Talent hat er? Ich sage Ihnen, junger Mann, mein Schamu ist ein Fenom. Ein Fenom. Ein Fenom."

Erst nach einiger Überlegung stellte Johann aus den Resten seiner griechischen Erinnerung fest, Frau Regina halte ihren Sohn durchaus für eine Naturerscheinung.

„Mei Schamu is e Fenom," wiederholte sie, und Johann bestätigte es jetzt begeistert, weil er das Wort verstand.

Fortan ergab sich Freudensprung dem Freunde wie ein gehorsamer Hund, er besorgte ihm und Frau Schnabel Botengänge, half ihr in der Wirtschaft und bei den vielfachen Arbeiten, die sich an den Dekorationsgegenständen ergaben. Endlich wurde Johann — nein, Johannes — in Konzerte mitgenommen, denn Frau Regina bekam Karten zu allen Virtuosenproduktionen der Stadt.

Der erste Abend im Bösendorfer Saale war für den Jünger ein unvergeßlicher Eindruck. Er fand sich tunlich sauber mit seinem Sonntagsstaat angetan, gewaschen, mit sorgfältig gebürsteten Stiefeln und naßgekämmten Haaren in Frau Reginas Wohnung ein, wo Schamu schon gerüstet dastand, im Samtgewand und einem breiten, weißen Umlegkragen, die kastanienbraunen Locken schön gescheitelt, mit Glacéhandschuhen, während seine Mama eine größere Rotonde als sonst umhängte und über die bloßen Arme zwei Schlangen von taubengrauen Handschuhen zog, die sich ins Unermeßliche ausdehnten. Aber die Handschuhe streifte sie — es war Winter — sowohl zur Schonung als wegen der Wärme wollene, gestrickte Fäustlinge, hängte einen Pompadour um, worin etliche Sacktücher, drei Schinkensemmeln, ein perlmutternes Opernglas, eine

Digitized by Google

Geldbörse, verschiedene Konzertprogramme, Zeitschriften und ein paar Exemplare von Hosenschützern Platz fanden. Diese merkwürdigen Gummistreifen, welche an den Rand der Männerhosen genäht werden sollten, um sie vor dem Ausfransen zu schützen, waren ein patentierter Artikel, dessen Vertrieb sie förderte. So zogen sie aus. Unterwegs hielt sich Frau Regina in etlichen Herrenmode- und Schneidergeschäften auf, wo sie für die Hosenschützer warb, um nach etlichen Minuten bald mißmutig, bald befriedigt herauszukommen. Endlich schob man sich durch die enge Herrengasse in einem Wirbel von Spaziergängern, Konzert- und Theaterbesuchern, schönen Frauen in fabelhaften Abendmänteln und Pelzen, langsam fahrenden Wagen, sausenden Automobilen, zum Eingang des alten Palais, dessen sparsame Beleuchtung von fünf oder sechs gelben elektrischen Birnen den berühmten Saal anzeigte.

Der nicht sehr hohe, gleich einer großen Schachtel geschlossene Raum lag im matten Lichte der opalisierenden Glaskugeln. Auf dem Podium unter den helleren Glühlampen reckte sich ein mächtiger schwarzer Flügel aus, und gravitätische Diener bewegten sich im vorläufig noch halbleeren Saal mit gemessener Gleichgültigkeit.

Durch die zwei Eingangstüren wallte ein unablässiger sachter Strom von schwarzgekleideten Herren und schön aufgeputzten Damen mit blanken Nacken, feinen Frisuren, mit Perlenketten, Pelzboas, rauschenden Seidenröcken, Spitzenkragen, Diamantohrringen, Fächern, mit schmachtenden, gleichgültigen, gespannten, witzigen, traurigen oder munteren Zügen, ein Rauschen, Summen von Gesprächen, Schallen von Tritten, Klappen von Sitzen wehte hin und her. Längst hatte Schamu neben Johannes in einer der letzten Sitzreihen Platz genommen, während Frau Regina mit wichtiger Miene ins Künstlerzimmer abschob, um noch, wie sie sagte, mit dem gefeierten Virtuosen einiges zu besprechen. Indessen zeigte Schamu seinem Freunde die ortsüblichen Größen, schwärzliche, zugleich wichtig und wurstig dreinschauende Herren mit schäbigeren schwarzen Röcken als die andern und mit Augengläsern. Sie benahmen sich gegen das Publikum ungezogen, schwatzten miteinander und tauschten laute Bemerkungen: die Kritiker. Johannes staunte über alles und alle. Hier erweiterte sich sein Begriff der Kunst, als einer Sache, die so viele Menschen in Bewegung, Schmückung, schöne Kleider, Begeisterung versetzte, andere zum Besserwissen und Reden und zum Verdienen anregte.

Endlich erhob sich ein allgemeines Knattern, eine Salve von klatschenden Händen, schon war Frau Regina neben ihren Schützlingen, reckte sich in ihrer Rotonde gleichsam über sich selbst hinaus, streckte die beiden Arme in den taubengrauen Handschuhen hoch empor und ließ sie in den Lüften zusammenschlagen, mehr zum Sehen als zum Hören, und rief mit lauter Stimme: „Evviva! Evviva!"

Oben auf dem Podium machte ein Mann mit einer furchtbaren Mähne eine tiefe Verbeugung, bedankte sich für die begeisterte Begrüßung, setzte sich dann am Flügel zurecht und begann zu spielen. Was er hier vorbrachte, schien weniger wichtig, als wie er es tat, denn sein ganzer Körper rollte und glitt, wälzte und bäumte sich über das Klavier, seine Mähne wallte vornüber und wurde im plötzlichen Aufschwung wieder zurückgeworfen, seine Arme wanden sich, krochen, schlugen, hüpften,

Digitized by Google

spazierten nebeneinander, kreuzten sich, und die Finger der unablässig tätigen beiden Hände eilten, hämmerten, streichelten, jagten, schwebten, tanzten, stießen einander und brachten eine Flut von Tönen in Bewegung, die halbwegs sangen, dann wieder durchdringend wühlten wie ein Knurren und Brummen, Schreien und Toben eines Unwetters, dann säuselte was drein, tauchte wieder unter, das Ungeheuer unter den Händen eines zweiten dröhnte schließlich gewaltig auf, und eine neue Salve von Beifall bezeugte das gute Ende. Wiederum erhob Frau Regina ihre beiden taubengrauen Arme mächtig in die Lüfte und klatschte, sah sich mit befeuernden Blicken rings um, auch Schamu klatschte wie besessen, so daß Johannes unwillkürlich das Gleiche tat und die übrigen miteinfielen. „Bravo, bravo!" schrie Frau Regina unablässig und stand wie eine Glocke da.

Dies wiederholte sich den ganzen Abend lang, bis zum Schluß des Konzertes die Begeisterung schon aus sich selbst heraus einen unabhängigen Taumel entfesselt hatte, so daß sie eine Unterhaltung für sich wurde. Die Zuhörer drängten vorwärts zum Podium hin, alle Gleichgültigen, gesellschaftlich Gelassenen verließen den Saal, nur die Tiefbewegten, deren Aufschwung dieses Extravergnügen forderte, hatten sich in unmittelbarer Nähe des Flügels und des Löwen zusammengewälzt, Frau Regina, an jeder Seite einen Knaben, stand zuvorderst. Der Virtuose, mit verschwitztem Hemd, rotem Gesicht, mit verwunderten, glotzenden, aber nichts erblickenden Augen, am Frack ein rotes Bändchen, verbeugte sich tief und verschwand, um immer wieder gerufen, lächelnd zu erscheinen, bis er sich endlich zu einer Zugabe entschloß. Er blickte um sich, als verlange er, den Wunsch des Publikums nach irgendeiner Glanzleistung zu vernehmen und dann entsprechend zu erfüllen. Allerhand Stücke wurden durcheinander gerufen, so daß man nicht einmal die Namen verstand. Aber Frau Regina schrie mit ihrer Stimme aus den Wolken so laut, daß sie alles übertönte: „Tannhäuserparaphrase!" Der Virtuos gehorchte und ließ das Ungeheure hereinbrechen. Er gab ein zweites, ein drittes Tonstück zu, immer nach dem Wunsche der hier offenbar maßgebenden Frau Regina, die zum Dank ihren Beifall mit Zurufen, Seufzern, Lachen, Jauchzen kundgab und überallhin zu gleichem Überschwang winkte, bis sich endlich der Saal verfinsterte und auch die tollsten Stürmer den Raum langsam verließen.

Frau Regina behauptete das Schlachtfeld und tobte weiter, ihre beiden Begleiter mit ihr. Endlich zog sie Schamu, das Fenom, und Johannes nach sich und trat den Heimweg an.

Im großen kühlen Vorraum des Bösendorfer Saales kam man unter das angenehme Gedränge der verwandelten und vermummten Personen, rieb sich an Pelzen und Spitzenschals und sah liebliche Gesichter unter Hauben hervorglänzen, bedeutende Männerstirnen von mächtigen Hüten beschattet. Dazwischen wand sich die Glocke Regina und schallte plötzlich wiederum mit all' ihrem Blech: „O, schönen guten Abend, Herr Professor Kühne, was sagen Sie, hat er heute nicht ein wenig daneben gehaut?"

„In der Tat, in der Tat, werte Frau, wie ein Schwein, aber er darf sich's erlauben," entgegnete ein beleibter, breitspurig, gleich einem Dachshund sich fortbewegender ältlicher Herr, dessen dünne fadenscheinige graue Locken unter einem verbogenen Kalabreser hervorflatterten. Er

Digitized by Google

schien zu frieren, denn er trug keinen Wintermantel oder Pelz, sondern nur einen alten Kamelhaarhavelock, in dessen Taschen er seine Hände verbarg, während er den Hals unter den aufgestellten Kragen duckte. Er schaute durch seine goldgefaßten Brillengläser Schamu, das Fenom, und Johannes scharf an, verzog seinen Mund zu einem mißmutig-liebenswürdigen Lächeln und sprach: „Ei, da haben Sie ja den Sohn mitgebracht. Nun, was macht denn unser angehendes Genie, was macht Ihre Geige, Herrchen Schnabel?“

Frau Regina übernahm sogleich die Antwort: „Ja, Herr Professor, wir wollten doch über unsere Sache sprechen, was ist's also mit Schamus Porträt, ich sag' Ihnen, der Junge spielt zum Staunen, Sie dürfen mir's glauben, ich bin zwar die Mutter, aber ich täusche mich nicht, in der Kunst bin ich unparteiisch, ich verstehe ja den Rummel, Sie sollen sehen, was aus dem Buben wird. Trachten Sie, daß Sie ihn beizeiten entdecken, Meister!“ — „Gewiß, gewiß, meine Gnädige, aber Kunst kostet Geld, zum Entdecken Amerikas brauchte auch Kolumbus ein Schiff, und das Schiff des Künstlerruhmes ist die Presse!“ — „Sehr gut, geistreich, Herr Professor,“ klang Regina, die Glocke, dazwischen. — „Wovon lebt aber wieder die Presse? Nur von denen, die sie fördert. Ich habe Ihnen ja neulich schon angedeutet, wie wir die Sache zum Schwimmen bringen. Sie lassen zwölf Stück Porträts unseres jungen Künstlers bei meinem Photographen anfertigen, Makartformat, in ganzer Figur. Das Bild bringe ich dann auf der ersten Seite meines ‚Apollo‘.“

„Aber der Photograph ist zu teuer, ich könnte die Bilder doch von einem Amateur gratis bekommen! Und hundert Kronen für die Aufnahme in das Blatt, hundert Kronen, Herr Professor? Ich bin doch eine arme Frau! Könnte ich Ihnen nicht lieber ein paar Abonnenten und Inserate verschaffen?“ — „Nein, gnädige Frau, Sie wissen, wie schwer es ein künstlerisches Unternehmen in Wien hat, sich durchzusetzen, besonders wenn es sich von allen Parteien und Cliquen fern hält und unabhängig seinen eigenen, idealen Weg geht. Ohne fixe sichere Beiträge kann ich es nicht betreiben. Und für eine Folioseite sind hundert Kronen gewiß nicht zuviel, wenn ich meinen Essai als kritische Begleitung des Bildes dazu gebe, wofür ich als für eine Herzenssache ohnehin nichts berechne. Ist dieser Artikel erschienen, dann läßt sich vielleicht ein Konzert veranstalten, bei Ihrem großen Verwandten- und Bekanntenkreise setzen wir die Billette stürmisch ab, meine Gesangschülerinnen werden meine neuen Lieder singen, und Ihr Schamu ist eingeführt. Er kann spielen, was er will. Wir werden schon den Wienern was hinlegen, nicht wahr, mein Herrchen?“ Frau Regina zog den Professor abseits, hängte sich in seinen Arm und sprach leise auf ihn ein, während Schamu den Johannes hinterdrein führte.

Endlich mochten die beiden vorne handelseins geworden sein und standen auf einer Laterneninsel des Michaelerplatzes still, um Abschied zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit stellte Frau Regina Johannes vor. „Meister, hier ist ein Jüngling, der sich für die Kunst begeistert, Herr Johannes Freudensprung, erlauben Sie, daß ich ihn an Ihr Herz lege. Er ist ein Student und geschickt in allen Arbeiten, er hat mir schon manche wertvolle Hilfe geleistet, ein treues Gemüt, ein sonniger Mensch. Er hat eine schöne Stimme, Sie können ihn ausbilden.“

Digitized by Google

„Ei, ei, freut mich sehr," nickte der Professor und besichtigte den hochaufgeschossenen Jünger mit höflicher Neugierde.

Johannes strahlte vor Genugtuung und Verlegenheit. Die Nachricht von seiner schönen Stimme überraschte ihn aufs tiefste.

„Aber ich habe ja noch nie gesungen!" flüsterte er. „O, ich kann eine Stimme auch ohne das beurteilen," berichtigte ihn Frau Regina. „Nun, einmal muß man eben beginnen," beruhigte der Professor. „Kommen Sie bei Gelegenheit zu mir, junger Mann, springen Sie Freudensprünge!"

Damit klopfte er dem beglückt Verlegenen in die Gegend des rechten Brustkastens, denn er reichte ihm nicht bis zur Schulter, Schamu, dem Fenom, tätschelte er die Wangen, Frau Regina küßte er die Hand im Fäustling. Dann bewegte er sich fort, den Kopf in die Schultern gezogen, so daß der Kalabreser unmittelbar auf dem Rumpf zu sitzen schien.

„Ein sehr gebildeter Mensch," seufzte Frau Regina und hob die Wichtigkeit der Stunde für Johannes hervor.

In der Tat nahm Herr Professor Kühne den Jüngling seiner ersten Gönnerin ab, belegte ihn bald gänzlich für sich mit Beschlag, und binnen kurzem war es ihm gelungen, aus dem begeisterungglühenden Johannes einen vollständigen Famulus zu machen.

Jede freie Tagesstunde, und so oft es nur anging, auch eine verbotene, widmete dieser dem teuren Meister in dessen Atelier, denn sowohl aus Gründen der Kunst als wegen der Billigkeit hatte Herr Professor Kühne eine hochgelegene Vorstadtmansarde inne, die eigentlich für die Werkstätte eines Malers, nicht zum Wohnen bestimmt war. Dort stand in der Mitte ein Klavier, an der Wand ein Sofa, drei Stühle und ein Kleiderstock, worauf des Meisters ganze Garderobe versammelt war. Sonst hing noch sein Porträt da, firnisstrahlend mit einem verstaubten Lorbeerkranz umwunden. Auf dem Fußboden verweilten einträchtig Notenhefte und zerknüllte Papiere mit Speiseresten, Haufen von Zeitungsnummern, Kragen und Manschetten nebeneinander, während der breite Rücken des Flügels auch noch als Schreib- und Eßtisch diente. Hier empfing Herr Professor Kühne seine Schüler und Schülerinnen, hier komponierte er, hier schrieb und korrigierte er sein Journal „Apollo" hier schlief und aß er. Hier erzog er sich auch seinen Jünger Freudensprung. Und zwar brachte er ihm zunächst mit einiger Mühe, denn der Schüler war nicht eben musikalisch begnadet, seine berühmte Ballade „Der Wirt an der Mahr" bei, die Johannes mit dröhnendem Eifer singen und pathetisch deklamieren lernte, wobei der Meister ihm alle Einzelheiten unter beleidigenden, aber aufmunternden Zurufen: „Esel", „Rindvieh", „Tapezierergehirn", „Leichensänger" und dergleichen moralisch nahelegte. Dafür saß aber dieses einzige Stück unfehlbar im Gedächtnis des Jünglings, so daß er, mitten in der Nacht aufgeweckt, ohne weiteres den „Wirt an der Mahr" intonieren konnte. Diese ständige Bereitschaft war auch nötig, denn so oft ein neuer Gesangschüler oder ein musikalischer Gönner oder selbst ein gleichgültiger Besuch das Atelier beehrte, mußte Johann den „Wirt an der Mahr" schmettern, zur Ergötzung des Gastes, zum Beweise des musikalischen Genies seines Meisters und auch der unfehlbaren Lehrmethode, die sogar aus einer Giraffe einen Balladensänger hervorzubringen vermocht hatte. Wenn aber Freudensprung inzwischen etwa einen Gang für Kühne zu tun, Korrekturen in die Druckerei zu tragen

Digitized by Google

oder Bilder vom assoziierten Photographen abzuholen, Abonnementsbeträge für den „Apollo“ einzutreiben, Inserate zu werben, Freikarten von den Konzertbureaus abzubetteln hatte, hielt Kühne den Besucher zurück, bis sein Famulus wieder da war und, noch erhitzt und atemlos von der Besorgung, in der nötigen begeisterten Haltung ans Klavier trat und unter den dröhnenden Schlägen der Kühneschen Begleitung den unsterblichen, endlosen „Wirt an der Mahr“ seinen Heldentod fürs Vaterland erleiden ließ.

Diese vielseitige und bereitwillige Tätigkeit an der Seite des Meisters machte Johanns Gymnasialstudien notwendig ein Ende, nicht ohne schwere Auseinandersetzungen mit dem Vater Tapezierer. Aber welche Lust für Johannes, zu einer jungen Opernsängerin früh am Morgen berufen, ohne Arg ins Schlafzimmer eingelassen und von der noch im Morgenerwachen blinzelnden Schönen heiter angelacht zu werden: „Jessas, Freudensprung, tausend Kommissionen hab' ich für dich, erst springst zum Kassier und holst mir einen Vorschuß und zwei Freibillette für heut' Abend, aber daß er dir keine schlechten anhängt, Ecksitze brauch' ich für meinen Grafen, ganz vorn, dann schaust du zur Garderobiere, dann holst mir von der Schneiderin den Abendmantel, vom Zuckerbäcker was Süßes, ein paar Schaumrollen und eine Sachertorte, und hier arrangierst du mir dann eine Portière und die Mullvorhänge, und dafür kriegst du einen Stehsitz zur ‚Aida'. Wenn dann zwei weiße Arme aus der Federdecke nackt hervortauchten, unter den Kissen ein Freibillet suchten und es dem errötenden Burschen entgegenstreckten, war er über Gebühr belohnt. Königin, das Leben ist doch schön! Solche Verbindungen verdankte er seinem Meister, der, wenn auch nur ein geringer Verwalter des Ruhmes, doch von allen Sängern und Schauspielern eines gewissen herablassenden und spöttischen, aber duldsamen Verkehres gewürdigt wurde. Da fiel auch für den Famulus immer ein Brosamen der Gnade ab, zumal er sich erkenntlich zeigte und seine Zeit und Arbeit mit Wonne herschenkte. So sprang er für viele Tenöre, Soprane, Altistinnen vom Agenten zum Theaterkassier, vom Weinhändler zur Tabaktrafik, vom Arzt zur Manicure, vom Musikaliengeschäft zum Konzertbureau, dazwischen besorgte er Möbel und Dekorationen, brachte Bilder an, hängte Vorhänge auf, schleppte Gegenstände zum und vom Versatzamt, richtete Botschaften aus, vermittelte Nachrichten, merkte alle Namen, hütete sich vor Verwechselungen und kehrte stets von seines Vaters Laden und Wohnung und von seinen vielen Geschäften ins Atelier seines Meisters zurück. Dort bei Professor Kühne hatte er seinen wahren geistigen Halt und Trost, obgleich ihn der Meister nicht immer gnädig oder zart, sondern mit Strenge, böser Laune, harten Worten behandelte; aber das gehörte eben mit zum Leben der stürmischen Kunst und zur Weihe des Genius, dem Johannes diente. Und welcher Stolz, wenn er zu guter Letzt doch den „Wirt an der Mahr“ singen oder mit dem Professor ein Stück Brot teilen durfte, denn es kam sehr oft vor, daß sich weder in der Börse noch in der Westentasche noch auf dem Aschenbecher Kühnes ein letztes Stück Geld vorfand, um ein Mittagessen zu kaufen, und daß Johannes von einer Firma hinausgeworfen wurde, wenn er ein Inserat für den „Apollo“ herausschinden wollte, oder daß eine Berühmtheit durchaus die Gebühr für ihr Bild im Makartformat verweigerte, das auf der ersten Seite der Zeitschrift mit

Digitized by Google

nachfolgendem Essai des Meisters als Einnahme und letzte Rettung geplant war. Gingen doch, unglaublich genug, sogar die noch unberühmten Künstler aus, die zu entdecken Kühnes Lebensberuf und Haupteinkommen ausmachte.

Da starb eines Tages, vom Schlage getroffen, Michael Freudensprung, der Vater, und hinterließ ganz unerwartet seinem Sohne ein paar tausend Gulden, mit denen sich der junge Mann auf einmal für reich und unermeßlich frei hielt.

Nach Erledigung der Trauer- und Begräbnisfeierlichkeiten, bei denen Meister Kühne als teilnehmende Berühmtheit Figur machte, begab sich der Jünger gefaßt, aber erleichtert ins Atelier, um seinen Dienst wieder anzutreten. Der Professor war ausgegangen. Johannes schickte sich eben an, den verwahrlosten Raum ein wenig zu säubern, und kehrte die Papierfetzen und Abfälle zusammen, als eine unbekannte Dame in Schwarz eintrat und nach Kühne verlangte. Freudensprung machte seine Reverenz und lud sie zum Bleiben, bis der Herr Professor zurückkomme. Die Dame schlug den Schleier zurück und ließ ein blasses Gesicht mit leidensvollen, aber zugleich von innerer Kraft erhellten Zügen blicken, in das wirres, schwarzes Haar aus dem großen Samthut wild hineinhing. Offenherzig, wie alle, die bei Kühne verkehrten, erzählte sie bald, was sie hierher geführt hatte. Sie war, obgleich man sie durchaus für unverheiratet hätte halten mögen, die Gattin eines Geschäftsmannes, der für ihre höheren Ziele und Anlagen kein Verständnis und keine Zeit aufbrachte. Ihr Drang zur Kunst blieb unbefriedigt, sie wollte Opernsängerin werden und von Kühne ihre Stimme prüfen lassen, sie ertrug diese bürgerliche Existenz ohne höheren Aufschwung, ohne geistige Interessen nicht länger, eigentlich möchte sie wenigstens ihre Wohnung neu einrichten und etliche Dekorationen anbringen, aber sie fragte sich, ob derlei in einem so trostlosen Dasein überhaupt einen Sinn hätte. Anderseits möchte sie wieder in die weite Welt hinaus. Kurz Pläne, Wünsche, Seufzer, Fragen flogen aus ihrem Munde und schwirrten durcheinander. Freudensprung lauschte ergriffen. Endlich fing er einen der Wünsche: den von der Zimmerdekoration. Die Dame möge sich in seine Werkstätte bemühen, er sei zufällig Dekorateur, nicht von innerem, aber von äußerem Beruf, und wegen seiner heißen Liebe für alles Künstlerische doch nicht ohne Begabung auch für diesen Schmuck des Lebens. Er wolle ihr Möbel, Vorhänge, Arrangements zeigen. Die Dame lächelte wehmütig: sie fürchte die hohen Kosten einer solchen Ausrüstung, die vielleicht, ja höchstwahrscheinlich zwecklos sei, denn sie wisse doch nicht, ob, warum, wielange, wofür. Freudensprung legte die Hand aufs Herz, da sei Gott vor, daß er sie überteuere, ihm komme es auf ihre Gemütsruhe an und auf das Glück, ihr zu dienen. So begab sich denn die Dame mit ihm in sein Geschäft, da Kühne ausblieb.

Es verging ein Tag, und zwei und drei vergingen, eine Woche, ein Monat verstrich — und Freudensprung erschien nicht mehr bei seinem Meister. Der erschrockene Kühne, dem der rastlose Sänger des „Wirts an der Mahr", der rüstige Werber von Abonnenten und Inseraten, der Botengänger, Freikartenabgraser, Geldzusammenkratzer, Dienstmann, Atelierputzer, der Schild, der alle Schimpfworte auffing, das Gefäß, das alle üblen Launen ohne Widerspruch faßte, schmerzlich mangelte,

Digitized by Google

entschloß sich endlich zu einem Besuch in Freudensprungs Geschäft. Er fand es verschlossen, die Werkstätte ausgeräumt. Die Nachbarn berichteten, der junge Mann habe das Ganze eilig losgeschlagen und sei mit einer Dame verreist. Kühne griff sich an den Kopf. Sein Johannes mit einer Dame! Nun trau' einer der Unschuld und Treue! Dieser abgefeimte Jüngling war kein selbstloser Diener der Kunst, sondern eigensüchtig wie nur einer! Freudensprung mit einem Weibe auf und davon! Gab es noch Kinder auf der Welt? Dieser gewissenlose Mensch noch Verführer, noch Abenteurer auf eigene Faust, Verräter!

Allgemach hatte Kühne das Ungeheure vergessen und wieder allein seinen schwierigen Lebenswandel aufgenommen, zwischen Hunger und Porträtbetteleien, Schülerkonzerten und Berühmtheitsarrangements in sanfter Mühsal und ohne Jünger. Die Wogen langer Zeit schlugen mit Fluten von Kunstsensationen über ihm zusammen und zogen sich dann wieder sacht zurück, doch ließ keine seinen Freudensprung vor des Meisters Füßen liegen. Dieser Johannes schien im großen Meer ertrunken.

Aber siehe da, eines Tages wälzte doch eine Welle den Jünger ans Land, arg zugerichtet, als Angeklagten und Gefangenen. Und Professor Kühne sah seinen Famulus als Häftling bei einer Verhandlung wieder im Landesgericht, zu der er, der Meister, als Zeuge vorgeladen war.

Da bekam man eine wunderliche Irrfahrt und eine Reihe merkwürdiger Abenteuer dieses Johannes Freudensprung zu hören. Weder der Gerichtshof noch die Zeugen, weder Ankläger noch Verteidiger konnten Zusammenhang und Sinn des Tuns und Leidens des armen Burschen begreifen, nur rauschte um alle Begebenheiten der Verhandlung ein leiser Strom von Heiterkeit und Spott, worin alle mit Behagen plätscherten, die dieser hoffnungslosen Torheit nicht fähig gewesen wären.

Also Johannes war der Entführung der Agnes Siebenrock angeklagt. In Port Said hatte man ihn abgefaßt, als er mit der Frau beim Konsul erschien, um eine Unterstützung zur Heimfahrt zu erbitten, da ihm alles Geld ausgegangen war. Sein Ruhm und Steckbrief war ihm vorausgeeilt, so daß der Konsul ihn anfuhr: „Das ist ja nicht Ihre Frau, sondern die Agnes Siebenrock aus Wien, und Sie haben sie entführt!" Der Amtsherr ließ darauf die Frau in ein Kloster, Freudensprung in den Kotter schaffen, bis man die beiden, sorgfältig, wenn auch zu spät getrennt, auf einem Lloyddampfer nach Triest und weiter nach Wien, sie in den Gewahrsam des Gemahls, ihn ins Landesgericht einlieferte.

Aber vorher! Freudensprung erzählte bescheiden und bedrückt, was er alles durchgemacht hatte. Die gnädige Frau habe ihm in Wien ihr Schicksal geklagt, wie sie unverstanden und traurig dahinlebe, zuerst habe sie bloß eine neue Einrichtung gewünscht und die Möbel in seinem Geschäft besichtigt, aber dabei sei ihr noch trauriger zumute geworden, denn es hätte doch keinen Sinn gehabt, sich mit neuen Möbeln auszustatten, wenn man im Leben so unglücklich war. Darum habe er der gnädigen Frau angeboten, mit ihr in die Welt hinauszufahren und ein neues Dasein, ein neues Glück zu suchen. Die frische Seeluft würde der gnädigen Frau gewiß gut tun, und seine Verehrung und Sorgfalt würden ihre Gemütsverfassung bessern und befreien. Die gnädige Frau entschloß sich nach einigem Besinnen, behob 2456 Kronen aus der Kasse ihres Gemahls, er sein ganzes väterliches Erbteil und den Erlös aus dem raschen

Digitized by Google

Verkauf seines Geschäftes, und mit diesem Gelde reisten sie vom Westbahnhofe in der zweiten Klasse nach Amsterdam, von wo sie sich auf einem großen Dampfer der Batavialinie nach Kapstadt einschifften. Der Gemahl der Dame wußte freilich anfangs nicht, wohin sie entschwunden war, und glaubte sie bei Anverwandten, erstattete die Abgängigkeitsanzeige bei der Polizei und wartete weitere Nachrichten ab, bis er aus Transvaal eine Ansichtskarte erhielt, worin ihm die Gattin heiter und ohne Arg von ihrem Ausfluge Mitteilung machte und beste Reisegrüße sandte. Solche Nachrichten gab sie ihm von jeder Station ihrer Fahrten und der Polizei damit alle notwendigen Anhaltspunkte für Freudensprungs Verfolgung, der denn auch mit genauen Steckbriefen in jedem Ort von Afrika bekannt und berühmt gemacht wurde.

Trotzdem blieb Freudensprung unangefochten, und bis Kapstadt war alles recht gut gegangen, die gnädige Frau hatte sich in der frischen Luft erholt, war heiter und sah sich in der schönen Welt mit Vergnügen um. Sie besuchten die Stadt und hörten in der Kirche eine Messe an. Ein Herr, den sie trafen, riet ihnen, nach Durban zu fahren, weil es auch dort sehr schön sei. Sie leisteten dieser verlockenden Aufforderung Folge und reisten nach Durban. Hier begann aber ihr Mißgeschick, denn als sie sich ausbooten lassen wollten, wies ihnen ein Policeman ein Telegramm vor, laut dessen ein Mädchenhändler dringend verfolgt werde. Johannes wollte dieser nur für ihn offenkundigen Verwechselung nicht zum Opfer fallen, darum zog er sich mit der Dame wiederum auf das Schiff zurück. Aber das gleiche Telegramm versagte ihm die Landung an der Delagoabai und an jedem einzelnen Hafenplatze der afrikanischen Küste. Am Zambesifluß endlich, wo es bereits weniger Behörden gibt, wollte ihn der Kapitän zwar ausschiffen, hier aber konnte Freudensprung wieder nicht zustimmen, denn in diesem Gebiet hausen lauter Neger und nur wenige Portugiesen, welche inmitten der schwarzen Weiblichkeit für weiße Damen eine besondere Schwäche haben. Er konnte doch die gnädige Frau solcher Gefahr nicht aussetzen. Leider war ihnen auch bereits alles Geld ausgegangen, nur nach vielem Bitten nahm sie ein anderer Schiffsherr auf und führte sie nach Sansibar. Hier bekamen sie vom österreichischen Konsul 18 Pfund, womit sie bis Port Said in die Arme der rächenden Gerechtigkeit befördert wurden. Von dort an, von der Anrede des Konsuls, von der Einsperrung der gnädigen Frau ins Kloster, Freudensprungs in den Kotter, und schließlich von der getrennten Rückfahrt nach Europa usw. war ja die Geschichte wieder einfach.

„Da haben Sie also eine hübsche Rundreise gemacht," sagte der Präsident.

„Das wollte ich aber gar nicht," entgegnete Freudensprung bescheiden, „ich wollte nach Transvaal, aber man hat uns ja dort gar nicht landen lassen. Die gnädige Frau wäre gerne in Transvaal geblieben."

„Das bezweifle ich," meinte der Staatsanwalt.

„Haben Sie immer ‚gnädige Frau' zu ihr gesagt?" fragte der Präsident mit liebenswürdigem Hohne und hielt sich auf diese zarte Anspielung etwas zugute.

„Ja," anwortete Johannes treuherzig, „ich habe es mit der gnädigen Frau nur gut gemeint, leider ist alles schlimm gegangen. — Ich kann es gar nicht begreifen." Die Entführte bestätigte mit einer gewissen

Digitized by Google

Gelassenheit Freudensprungs Aussage, er habe sie nur als gehorsamer Begleiter durch die afrikanische Welt geführt. Warum sie ihm gefolgt sei, konnte sie allerdings nicht so recht aufklären, sie habe seiner Begeisterung nicht widerstehen können, sie habe es in Wien nicht mehr ertragen und das Ganze nur für eine Vergnügungsreise gehalten, sie könne sich auch über den jungen Mann nicht beklagen, allerdings sei die endlose Fahrt schließlich unbequem geworden. Dabei sah sie den Angeklagten gleichgültig und unwichtig an, während er den Kopf senkte und demütig um Entschuldigung bat, daß er ihr so viel Ungelegenheiten verursacht habe. Inzwischen hatte der beleidigte Gatte freilich das Scheidungsverfahren eingeleitet, und die Dame wäre jetzt auch ohne so weite Flucht frei gewesen, da es schon zu spät war.

Meister Kühne wurde vom Verteidiger als Zeuge über Freudensprungs Gemüts- und Geistesverfassung gefragt und konnte über den Jünger nicht viel Anderes aussagen, als daß er ein dienstwilliger, begeisterter Anhänger seiner Kunst gewesen sei, von allerhand schwärmerischen Idealen erfüllt, aber gutmütig und zu jedem Opfer fähig. Das half alles nicht, Freudensprung wurde wegen listiger Entführung einer Ehefrau zu zwei Monaten Kerkers verurteilt, nahm den Spruch gebeugt entgegen und warf nur noch einen flehenden Blick auf Agnes Siebenrock, die indes sich unter ihrem großen Samthute verbarg.

Nach zwei Monaten klopfte es an Meister Kühnes Atelier. Freudensprung stand draußen und wartete auf Einlaß. Kühne schlurfte und brummte drinnen, ohne zu antworten, Johannes hörte ein umständliches Rücken von Geräten, das Flüstern einer hellen Stimme, die sich entsetzt mit Kühnes fettem Baß beriet. Freudensprung pochte abermals, endlich rief Kühne: „Wer ist draußen?“

„Freudensprung.“

„Du? Hörst du, ich bin nicht zu Hause!“

„Aber Meister, ich bin's ja.“

„Esel, das hör' ich, aber ich bin nicht zu Hause.“

„Sie müssen mir öffnen, Meister, schicken Sie mich nicht fort!“

„So komm in drei Teufels Namen nach einer Stunde wieder.“

Freudensprung entfernte sich langsam, um nach der angegebenen Zeit abermals bescheiden zu pochen und endlich eintreten zu dürfen.

Kühne lachte verlegen, als er Freudensprung hiermit zum ersten Mal und als erster nach der verbüßten Strafe wiedersah. Johannes blickte sich befremdet in dem altgewohnten Raume um, in dessen Ecke vor dem Kleiderstocke eine wohlbekannte, schicksalsvolle Gestalt in staubgrauem Mantel und mit dem großen Federhut über dem bleichen Gesichte, halb abgewandt, mit peinlichem, höhnisch verlegenem Lächeln dastand: Agnes Siebenrock.

Freudensprung sah auf den verehrten Meister, dann auf die gnädige Frau, runzelte die Stirn, verbeugte sich vor Kühne, vor der Dame, gewahrte allerhand umhergestreute weibliche Kleidungsstücke — Haarnadeln, Kämme, Parfumflaschen, Wäschesachen — und errötete tief, dann schlug er beschämt die Hand vor die Augen, murmelte fassungslos etwas Unverständliches, machte Kehrt, schlug die Tür hinter sich zu, noch bevor Kühnes: „Was ist dir denn, Alter?“ an sein Ohr drang, und rannte davon. Als

Digitized by Google

er über die Stiege hinabpolterte, hörte er noch in sein fassungsloses Weinen hinein ein helles Lachen von oben her.

Seitdem war Freudensprung verschollen. Wer weiß, in welchem Winkel er sich verbarg, wovon er lebte?

Hüte sich einer vor den Abenteuern, die ein Frauenzimmer als Mitgift mitbringt! Auch ein größerer als Freudensprung ward mit ihnen nicht fertig. Agnes Siebenrock ließ sich vorläufig von Herrn Professor Kühne im Gesang ausbilden. Da sie bei ihrer Scheidung vom gutmütigen Ehegatten wohl schon zum Dank für die Befreiung eine ansehnliche Rente erhalten hatte, strebte ihr Ehrgeiz und ihre sogenannte Sehnsucht nach Höherem. Kühne hatte sie einmal wiederum mehr, als ihr lieb war, mit Solfeggien gequält, an denen ihre Stimme auf- und abkletterte, ohne an irgend einem Tone Halt zu finden. Grob zu werden und zu fluchen getraute er sich nicht, dazu war er für diese wählerische Schülerin nicht mehr jung genug, so sang sie drauf los, daß es ihm ein Vorklang der Höllenmusik schien, er schrie dazwischen, wiederholte fünfmal den zugehörigen Klavierakkord, bat und flehte, sie lachte, weinte, schmähte dazwischen und schlug endlich das Notenheft zu Boden und stand in der erregtesten Haltung des ziellosen weiblichen Grimmes da, als es draußen klingelte.

Kühne beeilte sich, den erlösenden Gast einzulassen. Was war Samuel Schnabel für ein vielversprechender Mensch geworden! Zierlich, nach der neuesten Mode herausgeputzt, die kastanienbraunen Haare zwar lockig, aber nur als Andeutung der Künstlerschaft etwas länger als sonst üblich, doch sorgfältig gescheitelt, Lackschuhe, weiße Gamaschen, ein schwarzes Schnurrbärtchen über der vollen Oberlippe, die sich zum gefälligsten Lächeln rundete, als er eine Dame wahrnahm.

Kühne machte die Herrschaften bekannt, Agnes nickte voll Zuckersüßigkeit, und Schnabel rundete die Lippen noch mehr, als habe er den Geschmack dieses Blickes darauf verspürt. Alles lächelte, wo vorher noch die übelsten Solfeggien und Schimpfworte durcheinandergefahren waren. Kühne blickte umher nach einem verfügbaren Stuhle, räumte endlich von dem am wenigsten belasteten Sessel ein paar Noten, Röcke, Seife und Kammzeug weg und bot ihn dem Besucher an, der nicht früher Platz nahm, als bis Agnes sich an den Rand des Sofas gesetzt hatte.

„Sie müssen schon entschuldigen, Schnabel, es sieht bei mir nicht wie bei Hofe aus, Geld wächst mir noch immer nicht auf der flachen Hand, und meine Kunst geht nicht nach Brot!"

Agnes nickte dazu mit einem boshaften Lächeln, denn sie kannte diese Rede längst auswendig.

„Also, was führt Sie zu mir, junger Mann?"

Samuel Schnabel wollte ein Konzert geben, Kühne sollte dafür wirken, Publikum sammeln, in der Presse agitieren und so weiter.

„Ein Porträt?"

Schnabel lächelte: „Meinetwegen, aber gratis. Nur von unbekannten Genies mögen Sie die Taxe einheben, ich kenne diesen Spaß und hab' ihn nicht mehr nötig."

„Ohne Porträt kann ich nichts für Sie tun, mein Bester!"

„Sprechen wir erst vom Konzert," lenkte Schnabel ab. Kühne sollte mitwirken dürfen, als Klavierspieler, als Komponist, wenn er Schüler etwas vortragen lassen wollte, als Conférencier, „als Billetteur" lachte Schamu.

Digitized by Google

„Ich werde singen," schlug Agnes vor.

„Aber nein, das ist nicht möglich," warf Kühne ein.

„Warum nicht?" fragte Schnabel interessiert, „die gnädige Frau hat eine wundervolle Stimme, ich habe sie von der Stiege her gehört."

„Sie kann doch keinen einzigen Ton singen, sie knarrt ja wie die Haustüre in Miesmoll." Kühne schüttelte sich vor Begeisterung über diesen mutigen, boshaften Witz.

„Ich werde singen," erklärte Agnes umso fester, je ärger sie sich beleidigt sah.

„Nein, du wirst nicht singen."

„Ich werde singen."

Dieses Sagen und Widersagen endigte damit, daß Agnes Siebenrock ein Doppelporträt anregte, das auf ihre Kosten Samuel Schnabel, den Geiger, und sie, die Sängerin, dem Publikum als neue musikalische Sterne unter einem präsentieren und wozu Kühne den Text schreiben sollte. Dieser Vorschlag erregte einen Seelenkampf im Meister, während Samuel Schnabel und Agnes seelenvolle Blicke eines urzeitlichen Einvernehmens austauschten. Dann aber begann Kühne Schamu, das Fenom, einen Lausbuben, Agnes eine hergelaufene Siebenmännerröckin zu titulieren und bildete sich ein, die beiden hinausgeworfen zu haben, als sie unter Gelächter einträchtig und ohne weiter ein Wort an ihn zu verlieren, sein Atelier verließen, die Tür hinter sich zuschlugen und auf jedem Treppenabsatz neuerdings zu lachen begannen, als sei von ihnen alle Fröhlichkeit und alles heitere Einverständnis zweier schönen Seelen soeben zum erstenmal und für alle Ewigkeit entdeckt worden. —

Eines Abends wanderte Frau Regina Schnabel, noch kleiner als vordem, wegen ihres höheren Alters und manchen ausgestandenen Kummers, allein zum Bösendorfer Saale, in einer urtümlichen schlotternden Rotonde, mit dem zugehörigen Pompadour und den taubengrauen Riesenschlangenhandschuhen, als ihr Blick einen abwesend vor sich hinstarrenden Menschen aufgabelte und den Schützling von einst erkannte.

„Johannes!" rief sie. Der blieb stehen, sah sie zuerst ganz fremd an, dann begriff er, wer die Frau war, zog seinen verbeulten Hut ab, grüßte und wartete, was sie wollte.

„Nun, Johannes, kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin doch die Mutter vom Schamu."

Ach, ja, Schamu, das Fenom, was war's mit dem? Er steckte eine möglichst interessierte Miene auf und wartete in alter Demut auf Frau Reginas lebhaftes Geläute.

„Nun, wie ist es Ihnen denn gegangen, all' die Zeit? Schlecht, was? Und wie steht die Kunst? Sie haben viel mitgemacht, ich weiß. Aber erst ich!"

„Und wie geht's Ihrem Sohn, was macht denn der Schamu, gibt er bald ein Konzert?"

„Fragen Sie mich nicht, Freudensprung, fragen Sie mich nicht, was hab' ich mit meinem Schamu erleben müssen! Dazu zieht man sich die Kinder groß! Der Jung' war doch so brav und so ein Genie, Sie wissen doch, den Ysaye hätt' er einstecken können. Und ich hab' gehofft, er wird mich in meinen alten Tagen unterstützen, alles hab' ich den Jungen lernen lassen, und mit lauter Leckerbissen hab' ich ihn gefüttert. In Samt und

Digitized by Google

Seide hab' ich ihn gewickelt. Ich hab' mir das Geld vom Munde abgespart, müssen Sie wissen. Und jetzt steh' ich da, und er geht mir davon und lebt mit einem gemeinen Frauenzimmer. Läßt sich fangen von einem abgefeimten Weibsbild, das jedem Strizzi zu schlecht wäre. Geht mit ihr, lebt mit ihr und verludert sein schönes Geigenspiel, daß er gar nichts mehr kann. Eine ordinäre Person mit einem ordinären Gesicht, so schwarz und vertan wie mein Mantel da. Nicht einmal hübsch ist sie. Dem alten Esel, dem Kühne, hat er sie ausgeführt, dem Schwindler, dem Trottel, und diese Person verführt mir mein einziges Kind, meinen Augentrost, meine Hoffnung, mein Glück auf Erden. Derweil' kann ich alte Frau betteln gehn, weil mein einziger Sohn eine Mätresse hält. Aber ich werd's ihm zeigen, klagen werd' ich ihn. Er muß mich unterstützen. Ich hab' ihn doch auch erhalten. Ich kann's bei Heller und Pfennig ausrechnen, was ich in den Buben hineingesteckt habe. Von dem Kapital könnt' ich mir ein Haus bauen und nach Nizza fahren." So weinte sie und klagte und rechnete durcheinander, schwur Rache, schluchzte, sah dabei zu Freudensprung empor, verlangte von ihm Billigung, Empörung, Teilnahme.

„Mei Schamu tut mir das an, jetzt wo ich so alt und zuckerkrank bin, der Professor gibt mir kein Jahr zu leben, und mei Schamu hält sich eine Mätresse." Freudensprung hörte zu und nickte abwesend. Endlich schob sie sich mit einem letzten Schluchzen davon und ließ Johannes stehen. Der überlegte einen Augenblick und rannte dann, wie in plötzlichem, befreitem Entschluß nach Kühnes Atelier, pochte und wartete diesmal nicht lange. Der Meister kam ihm entgegen, auch er, wie es Johannes zum erstenmal erschien, alt und gebrechlich fast, ausgehungert, mühselig, das gerunzelte Gesicht von ungepflegten weißen Haaren überströmt, ungewaschen, in abgerissenem Schlafrock.

„Ei, Johannes, bist du doch wieder da. Lang' hast du dich nicht sehen lassen. Ja, ja, Jugend, hast andere Dinge zu tun, als dich um deinen alten Meister zu kümmern, hast vielleicht wieder eine kleine Weltreise gemacht oder eine Erbschaft vertan? übrigens schaust du nicht gerade großartig aus, wie ich da sehe. Ja, ja, die Weiber! Haben wir beide das notwendig gehabt? Ich alter Esel und du, du, du Tapezierergehirn. Das kommt, wenn unsereins nicht mit der Kunst genug hat, sondern Leben fressen will. Wer so lange Kunst gefressen hat, verdaut kein Weiberfleisch mehr. Übrigens, was das Essen betrifft, ich kann dir ja gestehen, ich habe schon zwei Tage keinen ordentlichen Bissen gehabt. Mich hungert mörderisch. Kannst du vielleicht aushelfen? Hast du ein paar Kreuzer? Her damit, Schächer!" Er lachte zähnefletschend. Freudensprung nickte bekümmert: nein, er hatte nichts, gar nichts, nicht einmal eine Geldbörse, geschweige denn eine Münze. „Na, dann spring hinunter, mein Bester, und schaff was, stiehl meinetwegen oder bettle oder pumpe, bringe einen reichen Mann mehr oder minder schonungsvoll um, oder stampf wenigstens eine Semmel aus dem Boden. Wenn du was Warmes erreichen könntest, wär's freilich besser, aber schaff was, irgend was für den inneren Menschen, verstehst du, etwas Füllendes. Du hast jüngere Beine, mach fort, Johannes, geschwind, mir kracht der Magen. Solang' mich hungert, bin ich nicht, der ich bin. Geschwind, Freudensprung, wenn dir mein Leben lieb ist. Die Welt soll uns nicht unterkriegen, da du wieder hier bist, du alter Narr, mein Leichensänger, mein armer Begleitesel."

Digitized by Google

Freudensprung nickte demütig und eilte die Treppen hinab.

Nach einer Stunde kam er wieder. „Nun?“ fragte Kühne gierig. Johannes präsentierte ihm bescheiden eine Düte mit zwei Schusterleibeln. „Mehr hab' ich nicht ausfechten können in der kurzen Zeit, Meister.“

„Nun, viel ist's ja freilich nicht, du bist kein Diplomat und Lebenskünstler, das hätt' ich mir denken können, aber etwas ist's doch, gib!“ Und riß ihm die Düte aus der Hand und biß in das frische Brot und begann voll Hunger zu essen. „Na, und was ist's mit dir? Iß doch auch. Das ist dein Teil und gehört dir zu.“ Er reichte ihm großmütig das zweite Brot. Freudensprung setzte sich neben Kühne auf den Rand des schmutzigen Sofas, schwieg und wies das Angebot mit einer leisen Gebärde ab. Da griff Kühne auch nach dem zweiten Schusterleibel und lachte: „Dir ist der Appetit vergangen, mein Sohn? Nur Geduld, wenn du einmal so alt bist wie ich, Meister Joachim Kühne, wird dir das Leben den Hunger nicht mehr verderben.“ Das frische Brot krachte unter seinen mächtigen Bissen. Und damit war er wieder vergnügt. Und Freudensprung sah ihm mit einem demütig glücklichen Blicke zu, da er wieder seinen Meister und für immer hatte.

Die Erotik als Schicksal.

Arthur Schnitzler, „Frau Beate und ihr Sohn“ — Konrad Bollert, „Sonja“ — Clara Viebig, „Das Eisen im Feuer“.

Von Frauen, die als Beladene unter der Last ihrer Erotik durch das Leben gehen, von Geschehnissen, vor deren Weg diese Erotik bestimmend steht, sprechen diese Bücher. Erotik — nicht Liebe. Das Wort des Dichters hat hier keine Geltung, und nicht der Zug des Herzens ist für diese Frauen des Schicksals Stimme. Das Hasten ihres unruhvollen Wesens, der unklare Drang ihrer ewig neu suchenden Wünsche gönnt ihnen nicht Zeit und Rast zu liebendem Verweilen. Als Kinder unserer umwertenden Zeit, die selbst den Zauber fester Scholle und stark gefügter Bande nicht mehr gelten läßt, hat man sie gedeutet und hat behauptet, daß der Vergangenheit die Art von Frauen fremd gewesen sei. Sie aber waren immer und tragen heute nur das Kleid aus unseren Tagen. Sie grüßen ihre Schwester schon in Lilith, Adams erster Frau, — sie sind die Töchter Kains, die unstet wandeln müssen, die für die Sünden dunkler Ahnen mit ihrem Erbe, ihren dunklen Trieben büßen. Erfüllung ist ihnen versagt, und jedes Glück welkt, wenn sie es zu halten glauben. Den Erlebnissen geben sie sich hin, und sie wissen bald, daß keines davon ihnen reifen wird, daß sie keines zu dem Erlebnis vertiefen können. Sie sind dazu verdammt, wie Sonja heimatlos von Hand zu Hand zu gehen — und wenn sie, wie Beate vor ihrer Lebenswende, über ein scheinbar klares Frauentum blicken, dann erkennen sie, daß diese Klarheit nur über einer Trübnis ruht, an der auch kein Gedanke rühren sollte.

Frau Beate in Schnitzlers Novelle*) ist seit fünf Jahren

*) S. Fischer Verlag, Berlin.

Digitized by Google

Witwe. Seit dem Tode ihres Mannes, des gefeierten Schauspielers Heinold, lebt sie zurückgezogen und unberührt von den Versuchungen des Lebens allein der hingebenden Erziehung ihres Sohnes Hugo, der an der Schwelle der Jünglingsjahre steht. Er, den sie zärtlich als ihr Bestes liebt, soll den Verstrickungen des Lebens nicht verfallen. Im Salzkammergut, in der kleinen Villa am See verbringen sie den Sommer, und hier glaubt Frau Beate zu bemerken, daß die Baronin Fortunata, eine nicht mehr ganz junge Frau von reichlich umschatteter Vergangenheit, den Sohn als Spiel gegen die Langeweile ihrer Tage an sich zu ziehen sucht, daß Hugo seine junge Leidenschaft auf heimlichen Gängen zu der Baronin mit dem Pierrotgesichtchen trägt. Zorn und unklare Eifersucht sind in ihrem beunruhigten und verwirrten Herzen. Regt sich in Hugo so früh das leidenschaftliche Blut seines toten Vaters? Oder spricht da ihr eigenes Blut in ihm? Hier rührt sie an den Tiefen unter der scheinbaren Klarheit ihres Frauentums und weiß: daß ihr Mann nur darum als Einziger ihr ganzes Leben erfüllt hatte, „weil in den tiefen Nächten, da ihr sein Antlitz verdämmerte, er ihr immer wieder einen anderen, einen neuen bedeutete, — weil sie in seinen Armen des königlichen Richard Geliebte war und Cyranos und Hamlets und all der andern, die er spielte: die Geliebte von Helden und Bösewichtern, Gesegneten und Gezeichneten, spiegelklaren und rätselvollen Menschen". Ja, sie hat selbst „halb unbewußt, nur darum schon als junges Mädchen den großen Schauspieler sich zum Gatten gewünscht, weil eine Verbindung mit ihm ihr die einzige Möglichkeit bot, den ehrbaren Lebensweg zu gehen, der ihr nach ihrer bürgerlichen Erziehung vorgezeichnet schien, und doch zugleich das abenteuerlich-wilde Dasein zu führen, nach dem sie in verborgenen Träumen sich sehnte".

In einen Schlaf versenkt hatten all diese Triebe ihrer Erotik seit ihres Mannes Tod geruht. Nun sind sie aufgewacht, und jedes Erlebnis, jede Begegnung macht sie flackern. Aus jeder Männerstimme tönt Frau Beaten jetzt werbendes Wünschen entgegen, und jeder Männerblick scheint ihr nach ihrem Körper zu greifen, scheint ihr erfüllt zu sein von heimlichen Vertraulichkeiten. Sie aber gibt sich widerstandslos, duldend und im Verborgenen sich danach sehnend dem neuen Zustande hin. Gleichwie im Traume geht sie durch die Sommertage, in denen Flammen das graue Kleid verzehren, das sie durch Jahre trug. Dann kommt die Stunde, in der ein Mann — ein Knabe — nach ihr greift und sie sich ohne viel Besinnen dem dummen Buben gibt. So wird der Fritzel, Hugos Freund, der um ein Jahr kaum älter ist als dieser, Beatens Geliebter und teilt ihre Nächte, macht sie dulden und vergessen, daß Hugo zu der gleichen Stunde bei Fortunata ist. Immer mehr verliert sie den Boden, auf dem sie bisher stand. Das Bild ihres toten Mannes verblaßt und schwindet, und nur die Vielen bleiben, denen sie sich in ihrer Ehe als Geliebte gab, der königliche Richard, Cyrano und Hamlet, die Helden und die Bösewichter. — Der glatt gescheitelte Doktor Bertram hat sie im abendlichen Park an sich gerissen und geküßt — ihr Sträuben war wie ein Gewähren — sie kann sich denken, daß sie den trüben und schwermütigen Direktor Welponer, der sie liebt, heiraten — und sich mit einem Jüngeren trösten werde. In einer Überreizung ihrer Sinne, die alle Umwelt mit Symbolen der Erotik füllt, lebt sie hin, bis dann in einer Fiebernacht der Verrat des Fritzl

Digitized by Google

über sie kommt — der Verrat des eitlen dummen Buben, der seinen Erfolg nicht verschweigen konnte. Nun weiß auch Hugo um den Fall der Mutter, und er erkennt: was da geschehen ist, kann nie mehr wieder gut werden. Mit dem Sohne fährt Frau Beate in dieser Stunde auf den nächtlich ruhenden See, in schmerzlichen Erschütterungen finden sich Mutter und Sohn zu einem letzten Verstehen und gehen unter, nachdem ihre fiebernden Triebe sie bis vor die frevelvollen Grauen des Inzestes führten.

Den Inhalt dieser jüngsten großen Novelle Arthur Schnitzlers erzählen, hieß ihre Vorzüge darlegen und ihre Schwächen aufdecken zugleich. Sie ist das Werk eines Virtuosen, eines großen Könners, der hier in der Freude an der Bewältigung technischer Schwierigkeiten, an dem Aufbau und der Lösung eines verwirrenden Problems schwelgt. Ist nicht so sehr das Werk des Dichters, der seinen „Weg ins Freie" mit dem Herzen fand, als des Artisten Schnitzler, der ein feiner Kenner und ein diskreter Vorbereiter aller Wirkungen ist. Der hier nicht eine herzbeklemmende Tragödie des Lebens sah und vor ihr stand, und von ihr zu uns sprach: seht, welch ein Grauen! — sondern der zu Verknüpfungen, die seinen Verstand verlockten, die Menschenbilder suchte, die Schicksalslinien bog. Der alle „Teile in seiner Hand" vereinigte und so zu einem Werke kam, vor dem der Leser nur zu oft an Goethes encheiresin naturae denken mag.

Daß der Novelle, trotz dieser Konstruiertheit, die Schnitzler mit aller Kunst des Erfahrenen umkleidet, und trotz des zum mindesten überflüssigen Ausfluges in die Sexual-Pathologie am Schlusse, große Schönheiten zueigen sind und daß vielfach der Dichter den Artisten energisch beiseite drängt, soll besonders betont werden. In einer Zeitspanne von wenigen Wochen spielt die Erzählung, aber die Reflexe aus den vollen Menschenleben ihrer Akteure zucken in ihr. Was war und lange ruhte, reckt sich noch einmal aus dem Grabe, greift in das Leben: Und nichts, was wir erlebten, stirbt — —

Diesen Gedanken hat auch Konrad Bollert in seinem Romane gestaltet. Durch die Entwicklung seiner „Sonja"*) bekennt er sich zu ihm und gibt er zugleich die These von seiner Unzulänglichkeit. Denn wo ist Anbeginn und wo ist Ende unseres Erlebens? Lebt in der neuen Blüte nicht der Zweig, der Ast, der Stamm, das Erdreich, das die Wurzeln nährte? Und wird nicht einst im Fruchtkorne, das wieder neue Blüten birgt, auch etwas von dem Erbe der lang Verwelkten umschlossen sein — sich treibend, drängend rühren, wenn die Sonne leuchtet, die ihm schon einmal in versunkenen Vergangenheiten schien? Weit über das Maß unserer Erdentage hinaus geht das Erleben unseres Blutes, und ahnende Erinnerungen an die Schicksalswege unserer unbekannten und hinweggenommenen Vorderen zucken in uns, greifen feindlich oder gütig ein in unseren Willen, bestimmen mit über unser Tun.

Schon in Frau Agnes Marcus, der Mutter, die sich wenige Monate nach ihrer Hochzeit von einem Freunde küssen ließ, war Sonja, so wie später in Sonja die Tat der Frau Agnes ist. Zwei Söhne hat die Mutter dem Gatten, mit dem sie auf dem schönen Schloßgut lebt, geboren, dann stirbt er, und die junge Frau bleibt nun allein. Und nach Jahren dieser Witwenschaft, in der Frau Agnes ihre Musik wieder mit Leidenschaft

*) J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Digitized by Google

treibt und viele Menschen um sich sieht, die ihr huldigen, kommt sie von einer langen Reise heim, erhält Briefe und Telegramme, ist glücklich, weint dann wieder und ist voll Schmerz, findet sich aber am Ende doch zurecht. Monate später wird Sonja auf dem Schlosse geboren. Neben den älteren Brüdern wächst sie heran, ist ein störrisches, stolzes und eigenwilliges Kind, bis sie vor der Schwelle ihrer Mädchenjahre durch die stöbernden Worte einer alten Frau Einblick in das Dunkel ihrer Herkunft erhält. Eine grenzenlose Wirrnis entsteht in dem jungen Gemüte, das seine suchenden Unklarheiten nun einsam trägt. Sie wird in ein Institut gebracht. Als sie die Sommerferien zuhause verbringt, sind Freunde ihrer Brüder auf dem Gute, und einer davon, der Maler Weiland, ist soviel um Frau Agnes —. Nach Tagen schon sieht Sonja voll Entsetzen, wie er die Mutter in den Armen hält und küßt — wie ihn die Mutter wieder küßt. — Gemeinsamkeiten in dem Spiel der Linien: Gleich Schnitzlers Hugo Heinold wird die arme Sonja wissend vor den Sünden der Mutter, und gleich der Frau Beate findet sich Vollerts Frau Agnes mit dem knabenhaften Freunde des Sohnes, dessen Mutter sie sein könnte —.

Noch verworrener wird Sonjas Jugend, da Frau Agnes das Gut verkauft, um den Söhnen ihr Erbteil geben und selbst den Maler Weiland heiraten zu können. In Dresden baut Frau Agnes ihr neues Heim, das bald voll Unfrieden und Tränen ist. Die herangewachsene Sonja soll in dieses Heim einziehen. Da sie kommt, wollen die gierigen Hände des jungen Stiefvaters nach ihr greifen; als ein verliebter Geck sie nach dem ersten Ball an sich lockt, vertraut sie ihm, gibt sie ihm ihre ganze Sehnsucht nach einem Menschen, der zu ihr gehört. Mit Bitterkeit und Tränen endet dieses erste Abenteuer mit dem Assessor von Tessin — und wird die erste große Lüge, die sie bald darauf in die neue Beziehung zu dem jungen gläubigen Doktor Kempner trägt. Der will sie heiraten, will jedes Opfer für sie bringen, und sie wird seine Frau, weil sie das Leben im Hause der Mutter nicht mehr ertragen kann. Tage erst ist sie verheiratet, als sie in dem Beisammensein mit dem Mann einer Jugendfreundin erregt und ruhelos denken muß: „Wenn ich jetzt plötzlich auf ihn zuträte und ihm sagte . . . ich liebe dich, oder etwas Ähnliches — was würde er wohl tun? Oder wenn ich mich ihm an den Hals würfe . . . .“ Und dieses lockende Spiel mit erotischen Träumen bleibt, sie fühlt, daß ihre Ehe nicht das Ziel ihrer Sehnsucht ist. Ihre Träume werden Taten — nach Jahr und Tag betrügt sie ihren Mann mit seinem Assistenten — und weiß, daß sie auch den nicht liebt —. Ihr Mann liebt sie trotz allem und will ihr verzeihen; sie aber kann sich in den Gedanken, die Ehe fortzuleben, nicht finden, sie zieht zu ihrer inzwischen geschiedenen Mutter und betreibt die Lösung auch ihrer Ehe. Nach stumpfen Monaten fährt sie nach Berlin, sie will ihr Leben neu gestalten — aber wieder wird ihr die Erotik zum Schicksal, nimmt ihr die Zügel aus den Händen. Ein Rumäne, der in der gleichen Pension abgestiegen ist, wird ihr Geliebter, und als er sie nach kurzem Rausch verläßt, ist ihr das Zusammentreffen mit dem Jugendbekannten, der sie einstmals als erster küßte, ein rascher Trost. Dann endlich findet sie den ernsten Mann, der sie liebt, den sie wieder liebt — mit dem sie glücklich ist —. Es kommt die Stunde, in der er sie fragt, ob sie sich an ihn binden wolle — und es kommt mit dieser Stunde für Sonja das Erkennen, daß auch dieses Glück ihr entgleiten werde, daß sie irgendwann in naher

Digitized by Google

oder weiter Ferne aufs neue den Ruf ihrer Sinne hören und werde wandern müssen — ruhelos, ohne Heimat des Herzens — —

Vollert kann als Erzähler nicht mit dem Maße gemessen werden, auf das der Dichter Arthur Schnitzler ein Anrecht hat. Hier steht ein Beginnender — dort ein Reifer. An jenen die Meisterforderungen zu stellen, vor denen ein neuer Schnitzler bestehen soll und will, hieße ungerecht werden gegen zwei Schaffende, hieße das Werk des jungen Erzählers erdrücken unter der Zahl der Wünsche. Vollerts „Sonja" will an sich betrachtet sein. So stellt sich der Roman als die ernste Arbeit eines von tiefen Lebensproblemen ergriffenen Erzählers dar, der hier mit seiner auf schlichte und ehrliche Mittel gestellten Kunst das menschliche Verstehen für einen Frauentyp erschließen will, dessen Triebe sich in den Rahmen unserer Gesellschaftsform nicht fügen wollen — nicht fügen können. „Sonja" ist das tapfere Buch eines jungen Dichters, der hier gute Gesellenarbeit tat und der uns hoffentlich sein Meisterstück nicht lange schuldig bleiben wird.

Ein Schauspiel erotischen Trieblebens bietet auch Clara Viebig, wenn sie in ihrem Romane „Das Eisen im Feuer" (Egon Fleischel & Co., Berlin) den Weg des Schmiedes Henze zeigt; die Art, wie Clara Viebig robuste Figuren aus dem Volke und ihre derben Lebenswünsche zu schildern weiß, ist durch viele ihrer älteren Arbeiten bekannt. Neues zur Erkenntnis der Spannweite und der Grenzen ihres Könnens bringt dieser Roman nicht bei. So erübrigt es wohl, den Stufen im Anstiege des Schlossergesellen Henze berichtend zu folgen — nachzuerzählen, wie es kam, daß er zu Besitz und Wohlstand, zur schönen reichen Frau des Meisters kam und wie er dabei doch der Unersättliche blieb, der nach jeder langte, die ihm gefiel. Clara Viebig hat diesen Helden und sein Schicksal in das Berlin der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gestellt, hat versucht, ihn mit diesem Bilde zu verweben. Trägheiten der Seele zeigt sie hier und dort — zu einem lebendigen Symbol der schwerblütig gärenden Zeit will sie den tatlosen Mann gestalten, dem die rechten Wirkungsmöglichkeiten fehlen, die Freude am Schaffen verloren ging. Das ist ihr nicht gelungen — und auch die Bilder, die sie etwa von dem revolutionären Berlin von 1848 gibt, sind matt und lassen nichts von den tieferen Gewalten spüren, die solche Blasen warfen. Bliebe zu sagen, daß auch eine von den Schwestern der Frau Beate und der Sonja durch die Erzählung geht. Eben die Frau des Hofschmiedes, deren Töchterchen einen Prinzen zum Vater hatte, deren unruhiger Blick nie ohne Begehren über den kraftvollen Gesellen Hermann Henze gleitet — bis sie den Kerl nach dem Tode des vergrämten Mannes zum neuen Hofschmied macht — und dann in der Erfüllung dieses Wunsches das Glück nicht findet — —.

Ein kluger Beobachter künstlerischen Schaffens hat einmal die Behauptung ausgesprochen: Jeder Künstler gibt uns im Grunde nur ein Werk — ein Bild, eine Melodie, ein Buch —, und alles andere sind Varianten und Wandlungen und Knospen des einen Werkes. Es liegt ein Stück Wahrheit in dem Satze. Clara Viebig hat uns viele schöne Varianten ihres einen Buches geschenkt — hier gibt sie seinen müden Nachklang, der selber nicht weit trägt und nur daran erinnert, wie stark das eine Werk einst war.

Karl Rosner.

Digitized by Google

Tagebuch

Die Sozialdemokratie nach dem Tode Bebels.

Politische Betrachtungen allgemeiner und in die Tiefe gehender Art lassen sich in unsern Tagen nicht anstellen, ohne sich irgendwie mit der Sozialdemokratie auseinanderzusetzen. Gleichviel, auf welche Ursache man diese Tatsache zurückführen oder wie man sich zu ihr stellen mag — zu bestreiten ist sie nun einmal nicht. Der Tod Bebels hat jetzt noch eine besondere Veranlassung gegeben, die nächste Entwicklung dieser Partei mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Weiß doch jeder, was Bebels eigenartige Persönlichkeit für die Seinen bedeutete, selbst dann noch, als Alter und Kränklichkeit an seinen Kräften zu zehren begannen und der Sitzungssaal des Reichstages längst nicht mehr von den sturmatmenden Anklagereden des heißblütigen Alten widerhallte. Kein Wunder, daß sich zu dem letzten Parteitage der Sozialdemokratie in Jena — dem ersten ohne Bebel — alles hinzudrängte, um sein Gutachten über die führerlose Partei abzugeben.

Die Mehrzahl der Beurteiler hat es sich dabei etwas leicht gemacht. In erster Reihe stehen immer die beiden durch den Parteistempel approbierten Schemata: das eine, das die Überzeugung ausdrückt, jetzt nach dem Tode Bebels müsse die ganze Unfähigkeit und Armseligkeit der Sozialdemokratie recht zu Tage kommen, — das andere, das jetzt den Augenblick nahe sieht, wo die durch Bebels Fanatismus künstlich zurückgehaltene proletarische Bewegung endlich ihren natürlichen Weg gehen und die große „Mauserung", die Umwandlung in eine radikale Reformpartei sich vollziehen müsse. Die erste Auffassung neigt natürlich dazu, die Kampfstellung des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft gegen die Sozialdemokratie in diesem Augenblick schärfer als bisher zu betonen; die andere wiegt sich in freundlichen Hoffnungen auf den Sieg der Vernunft und Besonnenheit, wodurch schließlich die Sozialdemokratie noch einmal eine bündnisfähige, wenn nicht gar regierungsfähige Partei werden könne. Man kann sagen, daß gegenüber diesen beiden schroff gegensätzlichen Meinungen alle übrigen Schattierungen und Spielarten in den Beurteilungen der Sozialdemokratie stark zurücktreten, weil sie praktisch nichts zu bedeuten scheinen. Nur darin tritt noch wieder ein Unterschied hervor, daß das objektive Urteil, das jemand über die wahrscheinliche Zukunft der Sozialdemokratie gewonnen hat, in ihm selbst je nach seiner eigenen Parteistellung sehr verschiedene Empfindungen auslösen wird. Wenn die Prophezeihung einer bevorstehenden Mauserung der Sozialdemokratie einen überzeugten Demokraten mit frohen Hoffnungen und guter Zuversicht erfüllt, so muß dieselbe Aussicht einen Konservativen

Digitized by Google

sehr besorgt machen, weil er dadurch die von ihm als Gefahr gefürchtete Demokratisierung des Staatswesens näher gerückt sieht.

In Wirklichkeit ist die Sozialdemokratie eine sehr viel komplizierte Erscheinung, als sie es sein müßte, wenn die landläufigsten Urteile über sie Recht behalten sollten. Ehe man einzelne Symptome kritisch würdigt, müßte man über ihre tieferen Zusammenhänge im klaren sein. Was meint man überhaupt, wenn man von Sozialdemokratie spricht? Meint man damit den Marxismus, wie er sich in der Parteitheorie allmählich teils gewandelt, teils weiter ausgestaltet hat? Oder meint man das große Sammelbecken wirtschaftlicher, sozialer und politischer Unzufriedenheit, worin alles zusammenfließt, was dem Bestehenden den Untergang geschworen hat? Oder meint man die Bestrebungen des modernen Arbeiterstandes? Alle diese Seiten kommen in dem Leben der Partei zum Ausdruck, und zwar in wechselnder Form. Wir müssen also versuchen, die einzelnen wirkenden Kräfte in der Bewegung einigermaßen zu unterscheiden. Dabei zeigt es sich, daß gerade das, was man für die geistige Grundlage der Sozialdemokratie, also für den Kern der sozialistischen Gefahr halten sollte, stark in den Hintergrund getreten ist. Heutzutage stehen selbst anerkannte politische Autoritäten der Sozialdemokratie wichtigen Punkten der sozialistischen Theorie, wie sie im Parteiprogramm niedergelegt sind, ablehnend oder gleichgiltig gegenüber, — gar nicht zu reden von dem ursprünglichen, echten Marxismus, der nicht nur von Vertretern anderer Geistesrichtungen wiederholt wissenschaftlich totgeschlagen worden ist, sondern auch in der Sozialdemokratie selbst nur noch eine Scheinautorität behauptet. Daraus ließe sich vielleicht der Schluß ziehen, daß eine weitere Umwandlung der geistigen Grundlagen der Sozialdemokratie nur eine Frage der Zeit ist und daß sich die Partei infolge des zunehmenden Gewichts und des endlichen Sieges dieser Richtung — des Revisionismus — eben notwendig in eine Reformpartei umgestalten müsse.

Aber ich glaube doch, daß diese Schlußfolgerung, die ja sehr beliebt ist, einen wichtigen Umstand übersieht: die geistige Verfassung der Massen selbst. Was nützt es denn, wenn mit einem Aufwand von großem Scharfsinn und umfangreichem, wissenschaftlichem Material nachgewiesen wird, daß diese oder jene Behauptung der geistigen Väter und Führer der Sozialdemokratie unhaltbar ist? Genau so viel, wie eine scharfsinnige theologische Dissertation über ein Kirchendogma auf das religiöse Leben der Kreise wirkt, die in einer bestimmten kirchlichen Anschauung ihr Genügen finden, — nämlich gar nichts! Das bedeutet keine Unterschätzung der Intelligenz und des Bildungstriebes unserer Arbeiter. Wie wenigen auch aus den Kreisen höherer Bildung gelingt es, aus einem bestimmten Anschauungskreise herauszukommen, in den sie einmal durch die frühesten Eindrücke ihrer Umgebung gestellt worden sind! Die heutige Arbeitergeneration ist bereits in den Parteianschauungen der Sozialdemokratie aufgewachsen. Verstand und Gemüt werden frühzeitig von der Vorstellung durchdrungen, daß es eine Erkenntnis gibt, die ihnen die Erfüllung alles dessen verheißt, was das Leben sie in ihrer besonderen Lage vermissen läßt. Das ist ihnen ein Glaube geworden, der sie mit so vielen in gleicher Lage Befindlichen verbindet, und sie versuchen, ihn durch Aneignung des Wissens, das ihnen von den Männern ihres Vertrauens geboten wird, zu ver-

Digitized by Google

stehen. Man muß sich auf die menschliche Natur schlecht verstehen, wenn man nicht einsieht, daß das Wesentliche der so gewonnenen Anschauung durch tiefere wissenschaftliche Kontroversen über einzelne Punkte nicht zu erschüttern ist. Deshalb wirkt auch das Utopische in den sozialistischen Ideen gar nicht abstoßend auf ihre Bekenner; die Gemeinsamkeit der Anschauung, das Bewußtsein der Gegensätzlichkeit zu den bestehenden Ordnungen, die gemeinsame Hoffnung, Staat und Gesellschaft einmal nach dem eigenen Sinn und den Bedürfnissen des Proletariats aufbauen zu können, — das alles läßt jedes Bedenken wegen der Ausführbarkeit und Richtigkeit einzelner Theorien vollständig nebensächlich erscheinen.

Bebels eigenartiges Verdienst um die Seinen besteht darin, daß er in der Zeit der werdenden und wachsenden Sozialdemokratie länger als ein Menschenalter hindurch seine ganze Kraft eingesetzt hat, um die Partei davor zu behüten, daß sie sich in verstandesmäßigen Auseinandersetzungen und in Meinungsverschiedenheiten über Programmpunkte verlor, ehe das proletarische Gemeinschaftsgefühl und das Bewußtsein der absoluten Gegensätzlichkeit gegen den Gegenwartsstaat die nötige Stärke und Tiefe erreicht hatte. Deshalb fuhr er in den kritischen Zeiten, wenn Wahlerfolge oder die innere Parteientwicklung die revolutionäre Stimmung zu dämpfen drohten, mit berserkerhafter Rücksichtslosigkeit auf die Opportunisten und Revisionisten los, und er scheute sich nicht im geringsten davor, sich selbst und die Partei lächerlich zu machen; — man denke nur an seine wiederholten Prophezeihungen von dem nahen großen „Kladderadatsch"! Logik und Vernunft waren ihm völlig gleichgiltig, wo es in der Seele der Massen, die er wie kein anderer kannte und beherrschte, das zu erhalten galt, worauf nach seiner Meinung die Zukunft der Partei beruhte. Dabei hat er es doch ruhig geschehen lassen und sich damit abgefunden, daß der sachliche Inhalt des Parteibekenntnisses von revisionistischen Ideen durchsetzt wurde. Er durfte bei Abschluß seines Lebenswerkes die Hoffnung hegen, daß diese Ideen das tiefgepflanzte Klassenbewußtsein des Proletariats nicht allzu sehr berühren, dagegen geeignet sein würden, gewisse Kreise der bürgerlichen Demokratie zu täuschen und sie als Bundesgenossen zu werben. In der Tat sind diese Kreise seit Jahren der Sozialdemokratie eifrig nachgelaufen und haben „schon so viel für sie getan, daß ihnen zu tun fast nichts mehr übrig bleibt". Es wird gut sein, sich zu erinnern, daß der bedeutendste unter den bisherigen Führern der Sozialdemokratie von den Erwartungen, die der bürgerliche Radikalismus in den Sieg des Revisionismus setzt, gar nichts gehalten hat. Trotz Revisionismus bleibt der scharfe Trennungsstrich bestehen, der die Gemeinschaft zwischen jeder bürgerlichen, auch der radikalsten Anschauung und dem Geist der Massen und des Proletariats unmöglich macht.

Und doch darf man überzeugt sein, daß die Hoffnung, mit der Bebel aus dem Leben geschieden ist, sich als trügerisch erweisen wird. Der Ausweg liegt aber nicht, wie viele glauben, in der Entwicklung der Sozialdemokratie — denn diese ist unter der Gunst besonderer Zeitverhältnisse nur aus der Verneinung erwachsen und ermangelt jeder positiven Kraft —, sondern in der Entwicklung der Arbeiterschaft. Unsere sozialpolitischen Bestrebungen haben, wie mir scheint, alle mehr oder weniger den Fehler gemacht, zu fest an dem Gedanken der Fürsorge zu

Digitized by Google

haften. Die anderen gesellschaftlichen Gruppen wollten dem Proletariat seine Stellung innerhalb der bestehenden Ordnung schaffen, — die einen mit den Mitteln väterlicher Zucht, die andern mit Selbstlosigkeit und aufrichtigem Mühen um Gerechtigkeit. Der Fürsorgegedanke für eine gesellschaftliche Gruppe, für die die herrschende Staats- und Wirtschaftsordnung nicht genügend Raum bot, hat gute Früchte getragen, aber er kann nicht alles machen. Das Proletariat selbst muß in seinem innerlich gesunden und entwicklungsfähigen Teil durch das Stadium der Verneinung und Absonderung zu positiver Erkenntnis hindurchdringen; das kranke Glied muß in sich selbst gesunden. Viele werden an dieser Möglichkeit verzagen, weil sie unter den bisherigen, wenig glücklichen Versuchen, die Sozialdemokratie von außen zu bekämpfen, zu Pessimisten geworden sind und über allerlei vorgefaßten Meinungen verlernt haben, gewisse Anzeichen zu beobachten. Es kann aber kein Zweifel bestehen, daß schon ein starker Prozentsatz der sozialdemokratischen Kreise über das Parteiprogramm hinaus selbständig zu denken anfängt und das Verständnis für die Notwendigkeit gewinnt, sich mit der Staats- und Wirtschaftsordnung abzufinden. Das bedeutet eine Entfernung von der Sozialdemokratie im Sinne eines Hindurchdringens zu positivem Weiterdenken. Von der Sozialdemokratie selbst wird man nichts erwarten dürfen, auch nicht von der vielgerühmten Mauserung. Denn diese ändert nichts an den utopischen, revolutionären Zielen und an der inneren Eigenart der Sozialdemokratie. Es ist aber bezeichnend, daß nun, da Bebel kaum die Augen geschlossen hat, schon der Parteitag in Jena so viel echten und rechten Philistergeist zu Tage gefördert hat. Das fröhliche Vertrauen in die siegende Kraft des Klassenbewußtseins, der Todfeindschaft gegen die bürgerliche Gesellschaft — wie Bebel es aufrecht zu erhalten wußte — hat einer gewissen Vorsicht Platz gemacht, die die verantwortlichen Führer mit anderen Erwägungen rechnen läßt. Nicht mehr Revisionismus und Radikalismus standen sich gegenüber, sondern der alte, in die Parteischablone gezwängte Herdengeist der Massen und das deutliche Bewußtsein von einem erwachenden positiven Geist im denkenden Teil des Proletariats. Das wird man im Auge behalten müssen.

W. v. Massow.

Die wirtschaftliche Entwicklung des Deutschen Reiches.

Zu den Aufgaben von hoher wirtschaftlicher Bedeutung, die dem gegenwärtigen Reichstag bevorstehen, gehört die Neuregelung unseres Handelsvertragssystems, die jetzt schon in vielfachen Erörterungen in der Tagespresse ihren Schatten vorauswirft. Die alten Schlagworte von Agrar- und Industriestaat tauchen bereits wieder auf und werden agitatorisch verwertet, wobei natürlich Übertreibungen weder auf der Rechten noch auf der Linken ausbleiben. Es ist nicht unsere Absicht, an dieser Stelle in den Streit der Parteien hinabzusteigen, sondern wir möchten auf ein nicht allzu umfangreiches, aber recht inhaltreiches

Digitized by Google

Buch aufmerksam machen, das sich vortrefflich dazu eignet, den unbefangenen, volkswirtschaftlich nicht vorgebildeten Staatsbürger mit den tatsächlichen Verhältnissen, die dem erwähnten Streit zugrunde liegen, bekanntzumachen. Wir meinen das Buch des Königsberger Nationalökonomen Professor Dr. Albert Hesse: Die wirtschaftliche Entwicklung des Deutschen Reiches, das vor wenigen Wochen bei Gustav Fischer in Jena erschienen ist. Das Buch gibt einen ganz vortrefflichen Überblick über die Veränderungen, die im deutschen Wirtschaftsleben seit etwa einem Menschenalter oder länger, etwa seit Begründung des Deutschen Reiches, eingetreten sind, und über die Tendenzen, die diesen Veränderungen zugrunde liegen, Tendenzen, deren Tempo man mäßigen, die man aber nicht aus der Welt schaffen kann und die sich mit einer Art von Naturnotwendigkeit durchsetzen werden und müssen. Die Erörterung beginnt mit unserer starken Bevölkerungszunahme, für die die Landwirtschaft, das noch 1871 vorherrschende Gewerbe, weder die genügende Arbeitsgelegenheit schaffen noch die genügenden Quantitäten an Nahrungsstoffen produzieren konnte. Aber, wie Hesse ganz richtig ausführt, ist das gar nicht das Problem. Selbst wenn rein naturwissenschaftlich betrachtet die deutsche Landwirtschaft diese ihr gestellte Aufgabe lösen könnte, so entsteht die weitere Frage: Kann die Landwirtschaft den Menschen soviel Verdienst bieten, daß sie im Stande sind, die Nahrungsmittel zu kaufen, und ferner: Kann sie die Nahrungsmittel zu Preisen produzieren, die die Massen bezahlen können? Hesse beantwortet diese Frage nicht direkt, läßt aber durchblicken, daß er ihre Bejahung für unmöglich hält.

Es mußte also versucht werden, dem jährlichen Bevölkerungszuwachs von 900 000 Köpfen in der Industrie und im Handel Arbeit und Brot zu verschaffen, und daß dies gelungen ist, daß unsere Industrie sich in geradezu Staunen erregender Weise entwickelt hat, daß sie und unser Großhandel heute ebenbürtig den großen Welthandelsvölkern zur Seite stehen, wissen wir ja alle. Immerhin erscheint es nicht überflüssig, sich über ihre Entwicklung ein paar Daten ins Gedächtnis zurückzurufen. Gewiß hat, wie nochmals erwähnt sei, auch die Landwirtschaft an der starken Produktionssteigerung der letzten Jahrzehnte einen sehr erfreulichen Anteil genommen; in den letzten 35 Jahren ist beispielsweise die Weizenernte Deutschlands von zweieinhalb Millionen Tonnen auf vier Millionen Tonnen, diejenige an Roggen von sechs Millionen Tonnen auf elf Millionen Tonnen, an Hafer von vier Millionen Tonnen auf acht Millionen Tonnen und diejenige an Kartoffeln von zwanzig Millionen Tonnen auf vierzig Millionen Tonnen gestiegen. Aber was will das heißen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in der gleichen Zeit sich die deutsche Roheisenproduktion mehr als versiebenfacht, die Steinkohlenproduktion vervierfacht, die Braunkohlenproduktion versechsfacht und die Kaliproduktion verzehnfacht hat? Daß die Anforderungen, die durch eine derartige Erhöhung der Produktion an den Verkehr und an die Bearbeitung des gewonnenen Materials gestellt wurden, nur durch eine sehr erhebliche Vermehrung der Verkehrsmittel und durch einen intensiven Ausbau des Großgewerbes geleistet werden konnten, braucht kaum ausgeführt zu werden. Was den Verkehr anlangt, so hat sich die Länge der deutschen Eisenbahnlinien seit 1870

Digitized by Google

verdreifacht, seit 1880 verdoppelt. Der Tonnengehalt der deutschen Binnenschiffe hat seit 1887 eine Verdreifachung erfahren, während der Güterverkehr in den deutschen Rheinhäfen seit 1880 fast um das Zehnfache, der Seeverkehr in den deutschen Häfen seit 1873 um das Fünffache gewachsen ist. Daß mit dieser Ausdehnung des Verkehrs die Frachtraten nicht nur nicht gestiegen, sondern sehr erheblich gefallen sind, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Den Aufschwung des Großgewerbes charakterisiert vielleicht nichts mehr als die Mitteilung, daß es 1837 in Preußen 419 gewerbliche Dampfmaschinen mit 7355 Pferdestärken gab, 1855 waren es bereits 3000 Maschinen mit 62 000 Pferdestärken, bis 1875 haben sich Zahl und Kraftleistung der Dampfmaschinen weiter verzehnfacht, und 1911 wurden 88 000 feststehende Dampfmaschinen mit über sechs Millionen Pferdestärken festgestellt. Besonders groß ist natürlich in den letzten Jahrzehnten die Produktion elektrischer Kraft gewesen; 1898 wurden in Preußen 200 000 Pferdestärken zum Antrieb von Dynamos verwendet, 1911 über eine Million. Und da für die Ausdehnung der Großindustrie die Aktiengesellschaft als Unternehmungsform besonders charakteristisch ist, so sei noch hinzugefügt, daß 1911 im Deutschen Reich 5341 Aktiengesellschaften mit 16,3 Milliarden Aktienkapital gezählt wurden gegen 2143 Gesellschaften mit fünf Milliarden Kapital im Jahre 1886-87. Diese enorme Entwickelung der Industrie hat weiter eine außerordentlich große Vermehrung des Volksvermögens zur Folge gehabt. Die Guthaben bei den Sparkassen betrugen in Deutschland im Jahre 1911 18 Milliarden Mark, d. h. sie haben sich seit Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verzehnfacht, seit 1900 mehr als verdoppelt. Zu diesen Sparanlagen treten die Depositeneinlagen bei den größeren Banken, die im Jahre 1911 4 Milliarden Mark betrugen, während 1883 nur Bankdepositen in Höhe von einviertel Milliarde Mark vorhanden waren.

Wie diese Entwicklung noch einmal verlaufen wird, darüber sind naturgemäß kaum Vermutungen, geschweige denn Voraussagen zulässig. Hesse, der im wesentlichen nur das reine Tatsachenmaterial geben will, macht doch darauf aufmerksam, daß mit dem Rückgang der ländlichen Bevölkerung auch die ländliche Kultur beeinträchtigt wird und dadurch erhebliche ethische Werte verloren gehen. Auch darf sicherlich das Risiko nicht verkannt werden, das mit dem Übergang zur Weltwirtschaft verbunden ist und das in dem Maße steigt, in dem für den Export gearbeitet wird. Aber Hesse weist auch weiter darauf hin, daß die Zahl der in der Landwirtschaft tätigen Personen zurzeit nur in Rußland und in den Vereinigten Staaten größer ist als in Deutschland, während die absolute Zahl der in der Industrie beschäftigten Personen am größten in Deutschland ist. Wir sind also der erste Industriestaat, aber noch immer der dritte Agrarstaat der Welt. „Eine breite Schicht landwirtschaftlicher Bevölkerung bildet noch immer den Untergrund, auf dem der industrielle Überbau sich erhebt." Aber über die Notwendigkeit weltwirtschaftlicher Ausdehnung und industrieller Entwicklung sollte doch kein Zweifel sein, es gilt, diese Notwendigkeit mit immer größerer Klarheit zu erfassen. Wenn wir den Wandel der Zeiten bewußt erleben, wird es auch gelingen, die neuen wirtschaftlichen Formen mit neuer Kultur zu erfüllen.

Friedrich v. Pritzbuer.

Digitized by Google

Künstler und Konzert-Agenten.

Nach einem Jahrhundert individualistischer Gewerbefreiheit sind die Musiker wieder zu dem Gedanken des Genossenschaftswesens zurückgekehrt, der schon die mittelalterliche Geschichte ihres Standes beherrscht hat. Waren jene Zunftbildungen und Brüderschaften des 14. bis 18. Jahrhunderts vor allem darauf ausgegangen, ihre Mitglieder gegen die moralisierende Mißgunst des Klerus durch Erwerb päpstlicher Anerkennungsbullen, gegen die Exklusivität der Stadtverwaltungen und den puristischen Hochmut anderer „ehrlicherer" Zünfte und Gilden, durch Eintragung in die Verbürgerungsrollen, und gegen die Gewalttätigkeit der Territorialherren durch Erwählung von Pfeiferkönigen und Spielgrafen zu schützen, so richten sich die Abwehrtendenzen der modernen Organisationen gegen die Konkurrenz der Militärmusiker, die Preisunterbietung von Seiten ungeprüfter Musiklehrer und vor allem gegen die Allmacht der heutigen musikalischen Territorialherren — der Konzertagenten. So wurden erst wieder bei der am 19. September 1913 im preußischen Abgeordnetenhause tagenden 10. Delegiertenversammlung des „Zentralverbandes deutscher Tonkünstler und Tonkünstlervereine" zahlreiche Mißstände in den Geschäftsbetrieben der Agenten aufgewiesen, deren Behebung man durch eine einstimmig angenommene Resolution anzubahnen hoffte, wonach der preußische Handelsminister dringend gebeten wird, auch auf die Konzertagenten (wie in Bayern bereits gelegentlich geschehen) die Ausführungsvorschriften zum Reichs-Stellenvermittler-Gesetz vom 17. August 1910 auszudehnen. Danach würde einmal bei Engagementsvermittlungen die übliche Gebühr von 10 Prozent nicht mehr vom Künstler allein, sondern zu gleichen Teilen von ihm und dem betreffenden Konzertverein zu tragen sein; beim Arrangement eines vom Künstler selbst riskierten Konzertes wäre der Agent künftig verpflichtet, dem Veranstalter genaueren Einblick als bisher üblich in die Kostenabrechnung zu geben, und vor allem würde jene häufige Personalunion aufzuheben sein, wonach der Agent selbst als Unternehmer von Konzerten auftritt, sodann selbständige Konzerte der einzelnen Künstler arrangiert und in diesen beiden Eigenschaften starke Pressionen auf denjenigen auszuüben vermag, der seine Dienste bei der dritten Art seiner Beschäftigung in Anspruch nehmen will — der Vermittlung von Engagements als Solist bei Konzertvereinen, wo der Agent bei dem betrüblichen Mißverhältnis von Angebot und Nachfrage ungeachtet der künstlerischen Qualitäten willkürlich seine „einträglicheren Kunden" vorzuziehen vermag. Da das Verbot solcher Doppelgeschäfte bereits auf die Theateragenten angewendet wird, so steht zu erwarten, daß dem Antrag des „Zentralverbandes", vielleicht in etwas modifizierter Form, von der Regierung stattgegeben werden wird.

Ein weiteres Fortschreiten auf der betretenen Bahn erstrebt nun der im Entstehen begriffene „Berufsverein ausübender Künstler", der den Gedanken vertritt, statt auf Verbesserung der bestehenden Zustände auszugehen, lieber durch Errichtung einer „Vermittlungsstelle für Konzertengagements" (G. m. b. H.) auf genossenschaftlicher Grundlage zur Selbsthilfe zu schreiten. Zwar besteht schon seit mehr als Jahresfrist in Düsseldorf ein „Verband konzertierender Künstler Deutschlands"

Digitized by Google

mit ähnlichen Tendenzen, doch arbeitet dieser mit so hohen Geschäftsspesen, daß gegenüber der Agenturvermittlung für den Künstler kaum wesentliche Vergünstigungen herausspringen. Der neue „Berufsverein" versichert nun, ein von ihm hauptamtlich angestellter Vermittler (also doch auch wieder ein Konzertagent!) werde, da selbst Künstler und finanziell uninteressiert, gerechter und sachlicher als der Berufsagent seines Amtes walten. Das klingt ja einleuchtend, und dieser Vorschlag bedeutet insofern einen Fortschritt gegenüber dem heutigen Stand der Dinge, als die Genossenschaft natürlich den Geschäftsbetrieb ihres Beamten genau überwachen wird. In den Fragen der Einzelorganisation jedoch scheint der Berufsverein noch nicht zu allseitiger Klarheit vorgedrungen zu sein. Zunächst wird man doch die Zulassung zur Stellenvermittlung von einem sehr anspruchsvollen Examen abhängig machen müssen, wie es z. B. beim Verband deutscher Bühnenschriftsteller üblich, um ein gewisses Niveau zu halten; was aber wird dann aus der großen Zahl der Ausgeschlossenen, die doch jetzt in erster Linie als „Arbeitslose" vom „unkünstlerischen" Agenten wegstreben? Da andererseits die berühmten Künstler begreiflicherweise keinen Grund haben, die ihnen sehr willfährigen Agenten zu verlassen, so wird der Berufsverein im besten Falle nur den „anständigen Durchschnitt" der Konzertierenden umfassen — und nach welchen Grundsätzen soll nun innerhalb dieses „Numerus clausus" Gerechtigkeit geübt werden? Man kann doch nicht die Engagements nach der Kopfzahl, auch nicht nach den künstlerischen Fähigkeiten allein verteilen dürfen — denn in dieser schlechtesten aller Welten geht es nicht hiernach, sondern allein nach der Beliebtheit beim Publikum und der Wirkung auf die Massen. Sollte andererseits die Objektivität der Genossenschaft oder ihrer Bevollmächtigten so groß sein, daß das minder hervorragende Mitglied weniger Engagements als das hervorragende erhält, so wird der von Natur zu Argwohn neigende „verkannte" Künstler — und welcher Erfolgarme wäre das nicht? — gegen die eigenen Kollegen wüten; war es dann nicht immer noch besser, wenn man diese Ungerechtigkeit früher auf den „unmusikalischen" Agenten schob, der solchen Vorwurf meist nicht übel nahm, da er ja bloß Kaufmann war und sein wollte? Derartig mißtrauische Künstler werden am besten tun, wenn sie weder direkt noch durch Agenten noch durch Verbandsvermittlung ihre Reklamen und Offerten an die Vereine senden oder senden lassen, sondern bei Gelegenheit von Konzertreisen die Vorstände und Dirigenten der Nachbarstädte besuchen und ihnen vorsingen oder vorspielen. Außerdem wäre es Sache des Konzertvereinsverbandes, sich mit dem Berufsverein über die Fragen der Engagementsvermittlung ins Einvernehmen zu setzen. Vielleicht täte der Musikerstand gut, sich zunächst an nähere Ziele im Rahmen des wirklich Erreichbaren zu halten: wenn erst das Reichs-Stellenvermittler-Gesetz auf die Konzertagenten ausgedehnt sein wird und sich auch dann noch wesentliche Mißstände ergeben, erst dann wäre die Zeit gekommen, an Agenturen in eigener Regie zu denken.

Dr. Hans Joachim Moser.

Die Dienstboten in der neuen Reichs-Krankenversicherung.

Die Einbeziehung der Dienstboten in die Reichskrankenversicherung, die am 1. Januar 1914 in Kraft tritt, bedeutet eine große Verbesserung

Digitized by Google

der Lage dieser Klasse. Bis zur Stunde war für die erkrankten häuslichen Angestellten reichsgesetzlich nur durch die Bestimmung des BGB gesorgt, daß ihre Dienstgeber ihnen die erforderliche Verpflegung und ärztliche Behandlung bis zur Dauer von 6 Wochen, jedoch nicht über die Beendigung des Dienstverhältnisses hinaus, zu gewähren haben, und dies nur, sofern nicht die Erkrankung von dem Verpflichteten vorsätzlich oder durch grobe Fahrlässigkeit herbeigeführt worden ist. Es war mithin nur eine bedingte und eng begrenzte Krankenfürsorge, die in dieser Bestimmung zum Ausdruck gelangte.

Der unter Kündigung befindliche oder stellenlose erkrankte Dienstangestellte, der an einer ekelerregenden Krankheit leidende, die Mutterwerdende, sie alle blieben schutz- und hilflos. Das ist jetzt durch die neue Reichskrankenversicherung glücklicherweise völlig anders geworden. Der Dienstbote ist nunmehr zwangsweise versichert und viel weitergehend, als es das BGB seitens des Dienstgebers vorsah. Wenn der häusliche Angestellte sechs Monate einer Kasse angehört hat, dann hat er, unabhängig von der Art seiner Krankheit und seiner Kündigungsfristen, Anspruch auf ärztliche Behandlung, Versorgung mit Arznei, Krankenhausbehandlung, Krankengeld, Hausgeld, Wochengeld, Hilfeleistung durch Hebammen, Schwangerengeld und Sterbegeld. Die Dauer der Unterstützung hat die Ortskrankenkasse Berlin auf 39 Wochen festgesetzt.

Warm zu begrüßen ist die Mutterschaftsversicherung, die nunmehr zum erstenmal auch den Dienstangestellten zuteil wird, die bisher in ihrer schwersten Stunde der Not und Verzweiflung preisgegeben waren.

Wenn an dem neuen Gesetz im Interesse der Dienstboten wie auch in dem der Landarbeiterinnen eine Kritik zu üben ist, so ist es die, daß die Landkassen, denen sie überall dort, wo welche vorhanden, unterstellt sind, ihre Hilfeleistungen kärglicher bemessen als die Ortskrankenkassen. Speziell im Interesse der Wöchnerin, die von den Landkassen in der Regel nur vier Wochen unterstützt wird, während die regelmäßige Leistung der Ortskrankenkassen 8 Wochen beträgt, ist dies zu bedauern, da nicht allein ihre eigentliche Gesundung, sondern auch das Ergehen des Neugeborenen von dieser Unterstützung in hohem Maße abhängt.

Neben dem eminenten praktischen Gewinn des Reichskrankengesetzes für die Hausangestellten ist auch der ethische nicht zu verkennen: sie werden zum erstenmal auf gesetzlichem Wege zu freien Menschen emporgehoben. Nicht ihre Herrschaft, sondern sie selbst sind versichert, sie tragen allerdings auch selbst zwei Drittel der Kosten, haben aber dafür auch das Wahlrecht zu den Krankenkassen und können an ihrer Weiterausgestaltung selbst mitarbeiten.

Schließlich ist die reichsgesetzliche Gleichstellung der Dienstangestellten mit den gewerblichen Angestellten als erste Etappe weiterer Unterstellung unter das Reichsgesetz zu betrachten. Sie beweist, daß die Gesetzgeber zurückgekommen sind von ihrer früheren Ansicht, daß eine solche Regelung wegen der verschiedenen wirtschaftlichen Verhältnisse in den Einzelstaaten unmöglich sei. Es ist daher zu hoffen, daß die Rechtszersplitterung auch auf diesem Gebiete endlich aufhören und die meist unzeitgemäßen Gesindeordnungen endlich aufgehoben und durch ein modernes Reichsgesetz ersetzt werden. Eliza Ichenhaeuser.

Digitized by Google

Buchkritik

Vererbungslehre. Von L. Plate. Mit besonderer Berücksichtigung des Menschen, für Studierende, Ärzte und Züchter. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1913. 493 Seiten mit 179 Figuren und drei farbigen Tafeln. Preis M. 18.—.

Vor 40 Jahren, als die Haeckelsche Schöpfungsgeschichte alle Gemüter erhitzte, pflegte ein akademisch gebildeter Jüngling alle Ballgespräche mit den Worten anzufangen: „Wissen Sie, mein Fräulein, daß wir beide vom Bathybius abstammen?" Heute, wo die neuen Vererbungsgesetze alljährlich eine wahre Sündflut von Literatur erzeugen, könnte ein ähnlich Veranlagter fragen: „Wird in Ihrer Familie viel gemendelt, meine Gnädigste?"

Die neue Vererbungslehre, in welcher die, lanzjähriger Vergessenheit entrissenen, Mendelschen Regeln eine so große Rolle spielen, wurde unter der Führung der Sozialwissenschaft, von Galton bis Davenport und Bateson auf statistischer Grundlage bis zur modernen Rassenverbesserung, der Eugenik, oder richtiger Eugenetik weitergeführt. Ihr entgegen hat die biologische Wissenschaft, auf der breiten Grundlage der Darwinschen Abstammungslehre, durch experimentelle Züchtungen von Mendel, Hugo de Vries, Tschermak und Correns neue Regeln und Gesetze entdeckt, welche sich mit den aus statistischen Reihen geschöpften Schlußfolgerungen nicht immer decken.

Sozialpolitiker und Historiker, Biologen, Botaniker, Zoologen und Ärzte, außerdem aber viele berufene und unberufene Literaten aller Art bringen stets neues Material und neue Theorien in dieses zur Stunde noch sehr problematische Gebäude.

Plates neues Buch ist einer der Marksteine auf dem Entwicklungsgang dieser jungen Wissenschaft, zu deren Gedeihen von Zeit zu Zeit ein Kundiger auftreten muß, um mit kritischer Hand die Spreu von dem Weizen zu scheiden.

Der Verfasser hat sein Buch für Studierende, Ärzte und Züchter geschrieben; aber jeder Gebildete, der die Mühe nicht scheut, dies Buch nicht nur zu lesen, sondern auch geistig zu verarbeiten, findet darin einen zuverlässigen Führer in einem der interessantesten Gebiete moderner Wissenschaft.

Dem Eingeweihten mag der Hinweis genügen, daß Plate die Literatur in weitgehendster Weise berücksichtigt, von den wichtigsten Werken kurze kritische Bemerkungen gibt und außer den bekannten Vererbungsreihen von Mais und Jalappa, Lathyrus, Salamandern, bunten Mäusen, Kaninchen, Pferden und Tauben auch 60 Merkmalpaare der Menschen zusammenstellt, welche sich mit größter Wahrscheinlichkeit nach den Mendelschen Regeln richten.

Abgesehen von zahlreichen Mißbildungen und Krankheiten hat er alle bisher veröffentlichten Statistiken und Stammbäume, welche sich auf die Vererbung der Form und Farbe der Haare, der Iris, der Haut und auf den Zwergwuchs beziehen, in kritische Zusammenstellung mit den Mendelschen Gesetzen gebracht. Für die Haare sucht er die Widersprüche einzelner Angaben dahin zu lösen, daß die Variation bald nach dem Zeatnpus (mit dominantem Merkmal), bald nach dem Pfumtnpus (mit indifferentem Merkmalspaar) mendelt. Neben die bekannte Habsburger Stammtafel, bei der die dicke Unterlippe und das vorspringende Kinn mit dem normalen Typus als Merkmalspaar vereinigt wird, bringt er auch die Vererbung des jüdischen Gesichtstnpus, welcher dem germanischen gegenüber rezessiv sein soll (Salaman).

Seine praktische Schlußfolgerung ist, daß es für Züchter und Ärzte nicht auf die Zahl, sondern die nach theore-

Digitized by Google

tischen Erwägungen geleitete Auswahl der Kreuzungen ankommt, um günstige Resultate zu erzielen.

Die Bestrebungen der Rassenveredelung, der Eugenetik, welche sich in neuerer Zeit immer mehr vom Galtonismus zum Mendelismus bekehrt, betrachtet er mit optimistischeren Augen als Häcker, welcher den kühnen im praktischen Leben einzuführenden Hypothesen der theoretischen Volksbeglücker viel skeptischer gegenübersteht.

Dem Uneingeweihten, welchen dieser kurze Hinweis zu einem eingehenderen Studium des Plateschen Buches veranlassen soll, sei empfohlen, sich zuerst die kurze Broschüre von Correns (Die neuen Vererbungsgesetze. Berlin, Bornträger 1912) zu eigen zu machen, welche als Einleitung in diese schwierige Materie am besten geeignet ist.

Dr. C. H. Stratz.

Berichte aus der Berliner Franzosenzeit 1807—1809. Nach den Akten des Berliner Geheimen Staatsarchivs und des Pariser Kriegsarchivs herausgegeben von Herman Granier. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1913. 572 Seiten. Preis M. 20.—.

Dieses groß angelegte Werk, das als achtundachtzigster Band der Publikationen aus den Kgl. preuß. Staatsarchiven erschien, gibt auf Grund einer zusammenhängenden Folge von gegen dreihundert Schriftstücken ein anschauliches Bild der „Berliner Franzosenjahre", also der Zeit nach dem Tilsiter Frieden, vom 9. Juli 1807 bis zur Rückkehr Friedrich Wilhelms III. nach Berlin im Dezember 1809. Deutsche wie französische Berichte, Tagebuchblätter, Briefe und urkundliche Dokumente sind zur Erreichung einer lückenlosen Darstellung herangezogen und den wertvollen „Zeitungsberichten" des Oberpräsidenten der Kurmark, Neumark und von Pommern eingefügt. Diese Immediatberichte, die dazu bestimmt waren, den in Memel und später in Königsberg i. Pr. weilenden König über die Vorgänge in Berlin zu unterrichten, sind heute darum von so großem Werte, weil die im Drucke erschienenen Zeitungsberichte jener Zeit aus Zensurgründen kein unbeeinträchtigtes Bild der Ereignisse geben durften. Hingewiesen wurde auf diese durch ihre Ursprünglichkeit so besonders bedeutungsvollen Berichte bisher nur von Friedrich von Bassewitz in seinem Werke über die Kurmark Brandenburg. Es ist Herman Graniers großes Verdienst, sie nun für den Geschichtsforscher erschlossen zu haben. Nach ihrem Inhalte sind Sacks Berichte überaus vielseitig; sie geben politische, militärische und wirtschaftliche Nachrichten an den König weiter und umfassen Angaben über Handel und Industrie, Börsenzustände, Münzfragen, Landwirtschaft und Gesundheitslage von Mensch und Vieh. Einen breiten Raum nehmen daneben die Mitteilungen über Kontributionen, Lasten und Steuern der Einquartierung sowie über umlaufende „Gerüchte" ein. Dazwischen tritt immer wieder Sacks Sehnsucht nach der Rückkehr des Königspaares hervor. Zur Klärung unseres Wissens um die Zustände im Berlin der schweren Jahre 1807 bis 1809 wird Herman Graniers Werk, dem ein sehr wertvolles Personen- und Sachregister beigegeben ist, zweifellos ganz wesentlich beitragen. Es ist ein unentbehrliches Instrument für den Forscher und gibt jedem Geschichtsfreunde, der es liebt, den Quellen nachzugehen, und der Geschichte lieber wachsen sieht als nachher schildern hört, eine Fülle neuer Einblicke.

Karl Rosner.

Heinrich von Treitschkes Briefe, herausgegeben von Max Cornicelius. 1. Band. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1913, VIII. 485 Seiten mit 4 Bildern. Preis M. 10.—.

Die von Max Cornicelius mit viel Geschmack und Umsicht aus einem großen Material ausgewählten Briefe Heinrich von Treitschkes verdienen die lebhafte Anteilnahme nicht nur der politischen und Kulturhistoriker, sondern fast noch mehr die des Psychologen. Gerade der soeben erschienene 1. Band der Briefe, der uns den jungen Treitschke zeigt, bietet willkommene Anregung. Diese Briefe sind „confessions" im besten Sinne des Wortes; der auch gegen sich selbst rücksichtslos wahrheitsliebende Verfasser enthüllt uns hier mit schier freudiger Hingabe seine Seele. Merkwürdigerweise finden wir aber in allen den Briefen weniger eine reiche Seelen- und Ge-

Digitized by Google

mütsbetätigung als eine bei dem Knaben und Jüngling fast altklug wirkende, höchst absichtsvolle, wenn auch von starkem Ideenschwung getragene Geistes- und Verstandestätigkeit. Der ganze Mann, wie er sich später als Politiker und Historiker auswirkte, steht bereits mit jungen Jahren im wesentlichen fertig vor uns. Sein ganzes Dasein wird beherrscht von einer mit der kraftvollen Begeisterung eines reinen Herzens erfaßten Vaterlands- und Staatsidee; sie zu verwirklichen, bleibt Ziel und Aufgabe seines Lebens. Mag er als Dichter, als Staatswissenschaftler, als Historiker zu uns sprechen, immer bleibt er der von einer bestimmten Absicht ausgehende, nach einer bestimmten Wirkung seines Tuns verlangende Politiker. So wird man ihn auch kaum als künstlerische Persönlichkeit würdigen können. Dazu fehlt ihm das Heiter-Olympische, das Unbewußte des Schaffens. Er forscht nicht um der Forschung willen, er dichtet nicht um der Dichtung willen, und er schreibt auch nicht Geschichte um der Geschichtswissenschaft willen: alles steht bei ihm im Dienste der Politik, also der vorgefaßten Absicht. Ein Feuer lodert in ihm, das ihn verzehrt und doch immer von neuem belebt, ein wahrhaft reines und starkes Feuer, das ihn kämpfen und hoffen läßt bis ans Ende. Für die Geschicke unseres Vaterlandes ist dieses Feuer von gewaltiger Wirkung gewesen. Nur wenige Deutsche haben den nationalen Gedanken so gehegt und gefördert wie er. Und nur wenige Persönlichkeiten aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts treten mit derselben charaktervollen, geschlossenen Männlichkeit vor uns hin wie er. So vermag Heinrich von Treitschke auch heute noch — über sein Grab hinaus — segensreich unter uns zu walten, als ein durch und durch selbstloser Apostel deutscher Vaterlandsliebe, als ein wachsamer Hüter des nationalen Staatsgedankens und als der Verfechter einer großzügigen, ideenreichen und den Alltag verklärenden Politik. Haben der Historiker und Psychologe das größte wissenschaftliche Interesse an diesen Briefen und an der Gestalt ihres Verfassers, so wird doch erst der Vaterlandsfreund ihnen die rechte Würdigung entgegenbringen. Es ist erstaunlich, zu hören, mit welcher Entschiedenheit sich bereits der Jüngling zu Anschauungen bekennt, die später die Maximen seines ganzen Lebens bedeuteten; und es erweckt Bewunderung, zu beobachten, wie er sich in denselben Jahren, die ihn als einen vor Jugendmut überschäumenden Couleurstudenten sehen, sammelt „für den großen herrlichen Werkeltag des Lebens, um der Poesie, die ihm verhüllt im Leben entgegentritt, rein im Geiste nachzugehen". Diese Zeilen aus einem 1853 verfaßten Briefe an Wilhelm Nokk, den späteren badischen Staatsminister, könnten als Motto über dem vorliegenden ersten Bande der „Briefe Heinrich von Treitschkes" stehen: sie zeigen uns den Weg, der zum inneren Verständnis dieses eigenartigen Charakters führt. — Dem bald folgenden nächsten Bande darf man mit Spannung entgegensehen.

C. Amend.

Am weimarischen Hofe unter Amalien und Karl August. Erinnerungen von Karl Frhr. von Lyncker. Herausgegeben von seiner Großnichte Marie Scheller. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1913, XXI. 189 Seiten. Preis M. 3.— mit 8 Tafeln.

Das weimarische Hofleben unter Anna Amalia und Karl August ist uns durch eine lange Reihe von Briefbänden, von Memoiren und wissenschaftlichen Forschungen eingehend bekannt geworden. Und doch hat diese umfangreiche Literatur jetzt in den Erinnerungen Karl von Lyncker noch eine wertvolle und aufschlußreiche Ergänzung erfahren. Wird auch das Gesamtbild, das wir über die Goethezeit in Weimar längst kennen, durch die neue Publikation nicht verändert, so bietet das Buch doch des Interessanten genug, zumal in der zusammenfassenden, anschaulichen und unparteiischen Darstellung jener Epoche durch einen klugen, welterfahrenen Mann.

In buntem Wechsel, doch wohlgeordnet, ziehen in diesem mit acht Bildnissen geschmückten Buche Lyncker Darstellungen des Lebens und Treibens in Weimar von 1772 bis 1813 an uns vorüber.

Die Aufzeichnungen entstanden in

Digitized by Google

den Jahren 1837 bis 1840 auf den ausdrücklichen Wunsch des Großherzogs Karl Friedrich und des Erbgroßherzogs Karl Alexander. Aus den verschiedenen Niederschriften hat jetzt die Großnichte Lyncker, Marie Scheller, das vorliegende Buch mit Geschick zusammengestellt; und Wilhelm Bode hat eine Einführung über Lyncker Familie und Lebensgang sowie knappe aber ausreichende Erklärungen, auch Berichtigungen einzelner Gedächtnisfehler des Verfassers beigesteuert.

Nach Goethes Tode war der Oberst von Lyncker fast der einzige Ueberlebende, der aus eigener nächster Anschauung erzählen konnte und oft erzählen mußte von den Zeiten, da noch Anna Amalia für ihren Sohn Karl August die Regentschaft führte, bis dieser selbst im Jahre 1775 mit jugendlichem Eifer die Zügel der Regierung in die Hand nahm und seinen Freund Goethe aus Frankfurt nach Weimar einlud, um ihn nie mehr von sich zu lassen.

Karl von Lyncker war fast neun Jahre alt, als Goethe in Weimar eintraf. Durch die Stellung seines Vaters, der damals Präsident des Oberkonsistoriums und Landschaftsdirektor war, und durch seine Freundschaft mit den Söhnen Charlotte von Steins kam er sehr bald in nahe Berührung mit dem „guten Doktor", der gern mit den Kindern spielte und tollte. Von einem Kinderfest, das Goethe in seinem Garten gab, erzählt Lyncker ähnlich, wie Matthisson ein solches aus dem Jahre 1783 geschildert hat. („Dieses Bild von Goethe, beglückt und beglückend im Kreise schuldloser und lieblicher Kinder, wird mir immer von diesem seltenen Manne das wohltuendste bleiben", bemerkte Matthisson dazu.)

Nach vier Pagen- und einigen Studienjahren in Jena trat Lyncker auf Karl Augusts Wunsch in das preußische Heer ein. Von 1792 bis 1806 stand er in rudolstädtischen Diensten. Sein Jugendfreund Karl von Stein schrieb damals über ihn: „Lyncker geht einen naiven Weg zum Minister. Durch lustige Einfälle erhält er sich das Ohr der Menschen; durch Ordnung, Fleiß und Beständigkeit attachiert er sich die nicht recht jemand attachierten Geschäfte, und durch natürliches Genie besorgt er, was er nicht versteht. Er hat das Direktorium über das rudolstädtische Militär, über Landespolizei, über Exportation und Importation, über Porzellanfabrik-Artikel, übers Bettelwesen. Er hat die Husaren, Infanterie und Jäger in eine besondere Vereinigung von Funktion und Röcken gebracht, baut ein Arbeitshaus, dirigiert Komödie — und ist nur schade, daß Rudolstadt nicht Madrid ist."

Ein größerer Wirkungskreis eröffnete sich Lyncker, als ihn Karl August 1809 zum Landrat des Kreises Jena ernannte. In dieser neugeschaffenen Stellung bewährte er sich während der schweren Kriegs- und Hungerjahre als gewissenhafter und für das Wohl der Bevölkerung in jeder Weise selbstlos tätiger Beamter, so daß an seinem Sarge, wie es in dem Nachruf der Weimarischen Zeitung heißt, viele klagten, „denen er wie ein Vater mit Liebe ratend, fördernd, helfend zur Seite stand".

Heinz Amelung.

Die Dramaturgie der Massen. Von Walther Lohmeyer. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler 1913, 323 Seiten. Preis M. 6.—.

In dem einen Buch steckt Stoff für drei, die folgende Gegenstände beträfen: das Auftreten von Massen im Drama, literaturgeschichtlich betrachtet, — die Volksmassen in den Meisterwerken der deutschen Bühne —, die Technik der Massendarstellung in Vergangenheit und Gegenwart. Von diesen drei beträchtlichen Aufgaben hat die erste zur Voraussetzung Fleiß und Spürsinn, die unabänderlichen Postulate akademisch abgestempelter Gelehrsamkeit, die zweite ein geschultes ästhetisches Urteil, die dritte Bühnenerfahrung und praktischen Blick. Diese Vielfältigkeit der Anforderungen schreckte den jungen Forscher nicht, und er wird ihnen in einem Maße gerecht, daß wenig zu wünschen übrig bleibt. Vielleicht hätte — nicht zum Schaden des Ganzen — die erste der genannten Aufgaben noch mehr eingeschränkt werden können, mit Rücksicht auf die dem Buche zahlreich zu wünschenden ästhetisch und bühnentechnisch interessierten Leser. Es ist viel, wenn auch meist nur skizzenhaft, vom Epigonendrama des 19. Jahrhunderts die Rede oder von der Ritter-

Digitized by Google

dramatik des 18., der Kunsttragödie und dem Schuldrama des 17. Jahrhunderts, und was da der Kuriositäten noch mehr sind. Das sind Exkurse und Ergänzungen zur Geschichte des Dramas, die nur in akademischen Fachkreisen nicht als ermüdend empfunden werden. Sonst aber steckt viel bleibendes Verdienst in dem Buche, wohl am meisten in den Kapiteln über Shakespeares Julius Caesar und Coriolan, Goethes Götz, Egmont und Faust, Schillers gesamtes dramatisches Schaffen. Hier braucht kein Effektizismus, keine mikrologische Forschung getrieben zu werden. Die unwiderleglichen Anhaltspunkte für die Genialität der ganz Großen, bei denen sowohl der einzelne Faktor wie das ganze Gefüge gesund, bedeutend, harmonisch angelegt ist, ergeben sich zwanglos aus dem Thema der Untersuchung. Shakespeare belebte den echt germanischen Sinn für breite Massenwirkung auf der deutschen Bühne. Seine Massenszenen sind zugleich die Höhepunkte der dramatischen Entwicklung. Er schafft die stärksten künstlerischen Kontrastwirkungen durch die Gegenüberstellung von Held und Masse, er schenkt dieser, als unentwegter Realist, der er war, trotz seiner aristokratischen Verachtung des Pöbels, sein psychologisches Interesse und veranschaulicht das, was man Masseninstinkte nennt, durch die meisterhafte Individualisierung der Sprecher. War für Shakespeare die Masse zum dramatischen Aufbau unentbehrlich, so reizte Goethe die Aufgabe, den Stimmungsgehalt der Volksszenen durch stark gegensätzliche Charakteranlage der Einzelsprecher zu erschöpfen. Nationalität, Zeitkolorit, überhaupt alles, was als historische Folie zur Abrundung des Gesamtbildes dient, ist bei Goethe sorgsam studiert und noch seiner ausgeprägt als bei seinem Vorbild Shakespeare. Schillers Verdienst bei Verwendung von Volksmassen liegt in erster Linie auf ethischem Gebiet, er ist der eigentliche Schöpfer des Massendramas. Held und Masse sind bei ihm keine gegensätzlichen Faktoren mehr, sondern die Einzelpersönlichkeit ist mit ihrem Streben und ihrem Schicksal von der Gesamtheit abhängig, das Volk selbst steigt zum Range einer Persönlichkeit auf und wird den Einzelpersonen gleichwertig gegenübergestellt. So weist jeweils der höhere Flug eines folgenden Dichters der dramatischen Kunst auf viele Generationen hinaus neue Bahnen und spornt den Wetteifer der Bühnen in Hinsicht erweiterter Darstellungsmöglichkeiten an.

Lohmeyers Analysen der hervorragenden Stücke der deutschen Bühne (er greift damit weit über das deutsche Drama hinaus) sind, gerade mit Rücksicht auf die von der Literaturgeschichte in ihrer Bedeutung sonst wenig gewürdigten Massenszenen, sehr verdienstlich. Es ist lehrreich, wieviel wertvolles Gut bei solcher Arbeit sorglamen und geschmackvollen Zergliederns bloßgelegt wird, wie sicher des Verfassers Werturteil der Nachprüfung standhält; denn das ist auch ein Vorzug des Buches, daß es beim Leser die Lust weckt, die monumentalen Werke der dramatischen Literatur mit dem Gewinn neuer Gesichtspunkte sich wieder einmal geistig anzueignen. Zudem enthalten die Analysen ganzer Stücke oder wichtiger Massenszenen eine Menge schätzbarer Winke und Anweisungen für den Bühnenfachmann. Um dieses praktischen Zwecdes willen hat Lohmeyer seinem Buche ein sorgsam ausgearbeitetes Sachregister angehängt, das mit seiner Fülle technischer Schlagwörter den Praktiker ebenso befriedigen muß wie den Forscher auf dem Gebiet der theatralischen Ausdruckskunst. Hierzu war aber die Voraussetzung eine Sicherheit des Formulierens und des Schematisierens, wie sie sich nur der für das Wesentliche geschulte Blick angesichts der gewaltigen Stofffülle aneignen kann. Toter Wissenskram belastet höchstens die des historischen Zusammenhangs wegen eingeschalteten Partien, die die Vorläufer und die Epigonen betreffen. Aber auch hier gibt es zuweilen interessante Parallelen. wie z. B. die Massenchöre der Inszenierungen Max Reinhardts, die eine zwingende Verbindung zwischen dem Publikum und der Handlung auf der Bühne herstellen sollen, ihr Vorbild in den mittelalterlichen Volksspielen finden, die mit ihren Hunderten von Darstellern aus dem Volke selbst die jeweilige Massenstimmung unmittelbar auf die andächtige Gemeinde, d. h. Zuschauerschaft übertrugen.

Digitized by Google

Ob Max Reinhardts Streben nach einer modernen Volkskunst, wobei es sich gerade auf dem Gebiete der Chorregie um schöpferisch ganz neue Pläne handelt, den Anlaß zu Lohmeyers Buch gegeben hat, diese Frage ist unwesentlich angesichts der Unparteilichkeit und des künstlerischen Scharfblicks, womit alle bühnentechnischen Möglichkeiten der Massendarstellung in historischer Entwicklung verfolgt werden. So rückhaltlos auch des Verfassers Bewunderung für Reinhardt in dem diesem gewidmeten Kapitel zum Ausdruck kommt, so verfällt er doch nicht in Einseitigkeit und läßt älteren Problemen der Masseninszenierung, namentlich den Leistungen der Meininger (auch über diese ein eigenes Kapitel) alle Gerechtigkeit widerfahren. Das normale Verhältnis zwischen Dichter und Regisseur bleibt ja immer, wenn der Dramatiker im steten Hinblick auf die Ausdrucksmöglichkeiten der Bühne schafft und bei der poetischen die plastische Gestaltung der Szenen nicht aus dem Auge verliert. Die mit sicherem Bühneninstinkte geschaffenen Massenszenen Schillers und Richard Wagners vertragen auf die Dauer keine Experimente, die über dem Virtuosentum des Bühnentechnikers den Dichter vergessen ließen. Wohl aber tauchen in der Gegenwart bedenkliche Strömungen auf, die vom Dramatiker nur noch skizzenhafte Entwürfe fordern und es dem Regisseur überlassen möchten, den bestellten Rahmen nach Willkür schöpferisch mit dramatischem Leben zu erfüllen. Von hier ist nur noch ein kleiner Schritt zur Zirkuspantomime und zum Kinodrama. Lohmeyer warnt eindringlich vor solchen Verirrungen und nimmt selbst Reinhardt gegenüber, bei allem Vertrauen auf dessen Stilgefühl, kein Blatt vor den Mund. Maßvoll, aber ungescheut das Exzentrische, Mißlungene oder Unvollkommene hervorzuheben, mag es auch die unantastbarsten Autoritäten betreffen, ist ein Vorrecht vertrauenswürdiger Kritik, und so wirkt auch Lohmeyers mit dem Ernste des Forschers ausgesprochener Tadel überall da klärend, wo falsche Pietät oder Fanatismus nur Verwirrung anrichten könnten.

Karl v. Stockmayer.

Das Haus der Titanen. Von Hans Hart. Leipzig, Verlag von L. Staackmann 1913. 402 Seiten, Preis M. 4.50.

Der Roman wird vom Verlag mit dem Bemerken eingeführt, er behandle das Schicksal des Erben, dem der Name des Vaters wie eine Mauer vor dem Leben steht. „Wie Goethes Sohn am Vater verdarb", soll der Held des Romans am Vater zerbrechen.

Es hätte für den Kundigen dieses Hinweises nicht bedurft, denn die Vaterschaft des Goethe-August-Motivs für das Romanmotiv Harts tritt offensichtlich in zahlreichen Nebenzügen zu Tage. Gelegentliche Goetheworte, die Schwiegertochter, die den Ruhm des Alten „geheiratet hat", die Eckermannfigur des nur zu übertrieben karikierten Schluckebanz, geistige Erscheinung und Wesen des passiven Helden, zahlreiche andere Einzelheiten decken sich in unleugbarer Weise mit den Tatsachen des Lebens. Wie er sich räuspert usw.

Was das Leben dem als hoffnungsvoll bekannten Autor aber diesmal nicht hat hergeben wollen, ist der Geist dieser Tatsachen, deren äußere Umrisse er aufgefangen hat. Der furchtbare tragische Gedanke von Schuld und Sühne in diesem von der Wirklichkeit aufgerichteten Vorbild, das nur des kongenialen Geistes wartet, um ein gewaltiges, gewissenanpackendes und erschütterndes Werk ins Leben treten zu lassen aus der Spiegelung des Gewesenen.

Daß „Goethes Sohn am Vater verdarb", ist gewiß die Wahrheit; aber nicht in der gedankenlos nachgeschwatzten Auffassung, die irgendein unlogischer Kopf in die Welt gesetzt hat. Der Tüchtige steht wohl im Schatten des Größeren sein Leben lang; aber daran geht kein Tüchtiger zugrunde.

August und sein Geschlecht ist am Vater verdorben in biologischem Sinne, kraft mangelnder ethischer Verantwortlichkeit des Mannes, der uns so tief belehrt hat, wie „keine Zeit und keine Macht zerstückelt geprägte Form, die lebend sich entwickelt".

So wie Goethe das klassische Beispiel der Aufwärtsentwicklung jener Eigenschaften, die verhängnisvoll in der Vererbung wirken, darstellt, so stellt August ein Schulbeispiel abstürzender Entwicklung dar, in seiner traurigen Naturanlage, seiner angeborenen, nur mühsam ver-

Digitized by Google

hohlenen moral insanity das Opfer einer im Rausch der Sinne geschlossenen Verbindung.

Dies das vom Leben gebotene Motiv — der durch Schuld des Vaters am Vater verderbende Sohn — das zwei Bearbeitungsmöglichkeiten vertrug:

Einmal die wissenschaftlich strenge Beweisführung von Verantwortlichkeit und Zurechnung auf diesem Gebiet an der Hand des historisch gegebenen Materials selbst — wobei ins Gewicht fiel, daß die Verbildlichung des a l t e n Goethe der literarischen Darstellung wohl erreichbar sein dürfte, was bei den andern Phasen seiner Entwicklung zweifelhaft scheint.

Oder die Umbiegung des Motivs nach der positiven Seite, Auflösung der grellen Dissonanz durch ein vom Leben versagtes, vom Autor erfühltes Moment, das Rettung des Unglücklichen verbürgt, den unter seiner — menschlich so verständlichen — Schuld leidenden Großen von der Qual des ungestillten Gewissens entbindet.

Beides ist dem Autor nicht erreichbar gewesen; er hat es nicht einmal versucht. Wie denn gerade dies Motiv in seiner vollen, noch verhüllten Entfaltung nur dem gereiften Mann sich öffnen, dem Unerfahrenen sich naturgemäß versagen wird.

Was der Roman bietet, ist die Darstellung einer ethischen Hemmungen in höchst mäßiger Weise unterworfenen Familie von Egoisten, die rücksichtslos aufwärts strebt. Völlig unvermittelt wächst aus diesem Boden gerade als Sohn des „erfolgreichsten" Gliedes dieser Erfolgreichen eine schlappe und haltlose Natur auf. Ihr Vorhandensein wird nebenbei erklärt mit der Bemerkung, die Mutter habe „Fischblut in den Adern gehabt", und das Blut früherer gedrückter Vorfahren sei in dem jungen Mann. — Selbstverständlich erklärt dies absolut nicht die schwere hereditäre Belastung des offenkundigen Neurasthenikers.

Nach Charakter und Anlagen ist es August; aber August ohne die Kausalität seiner unglücklichen Existenz. Es soll alles äußerlich erklärt werden; die Psychologie geht nicht an die Wurzeln.

In der gleichen Weise bleibt alles andere an der Oberfläche: der Vater, der große und egoistische Chirurg, die häuslichen Verhältnisse, die Hin- und Hergerissenheit der Schwiegertochter — die Motivierung langt nirgend zu. Der Leser soll auf Treu und Glauben hinnehmen, daß es so war, und wird doch nicht belehrt, warum es so war und so bleiben mußte. (Nur betr. der Enkel wird eine zureichende Motivierung angestrebt, indem die Großmutter mütterlicherseits als „starke", d. h. in der Durchsetzung ihrer Person reichlich unbedenkliche Natur geschildert wird. Als Gegenspielerin zum „Geheimrat" wird sie aber von der neben ihr aufstrebenden Tochter geduckt. — Diese Motivierung war indessen gar nicht nötig, denn bei einer derart robustnervigen väterlichen Familie werden die Kinder schon dem Gesamttyp nachschlagen.) Die Ansprüche, die der Verfasser an das „Titanische" stellt, sind äußerst bescheidener Art; das Titanentum der wackeren Spießbürger Williguth äußert sich neben einem kräftigen Gliederbau, der recht häufig erwähnt wird, lediglich in jenem „Willen zur Macht", hinter dem heut jeder skrupellose Streber seine Gier nach Geltung versteckt, und in einer Reihe guter mechanischer Fähigkeiten, mit dem wohlbekannten „eisernen Wollen" des vorwärtsstoßenden Emporkömmlings gehandhabt. Das Künstlertum zweier Glieder steht fremd und unwahrscheinlich in dieser Welt, dagegen glauben wir dieser Familie den Preisboxer aufs Wort.

Nachdrücklich beklagt werden muß, daß diese Vorführung eines rohen Strebertums, wie die kranke Zeit es ja leider auf Schritt und Tritt aufweist, geschmacklosererweise als „helles Evangelium der Kraft" angepriesen wird. Was wir Kraft nennen und als Kraft schätzen, tritt in anderer Weise in die Erscheinung. Was der, dessen Name zur Patenschaft dieses Buches herangeholt wird, unter Kraft verstand, können die Verkünder dieses Evangeliums in Goethes „Geheimnissen" nachlesen.

Ebenso bedauerlich bleibt, daß eine feine und zarte künstlerische Begabung in mißverstandenem Entgegenkommen an vermeintliche Bedürfnisse der Zeit sich an einem brutalen Vorwurf ruiniert und daß die Lieblichkeit, die in der Fülle der dichterisch erlebten Naturstimmungen verschwendet ist, den unerquicklichen Gegenstand nur noch als krasser empfinden läßt.

Klara Hofer.

Digitized by Google

Stark wie die Mark. Roman von Rudolph Stratz. Stuttgart und Berlin 1913, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 508 S. Preis M. 5.—.

Zweifellos gehört ein guter Teil der großen Erfolge, die Stratz mit seinen Romanen erzielt, der außerordentlichen Lebenstreue in der Schilderung des Zuständlichen an. Ein Milieuroman wie „Du Schwert an meiner Linken" ist die neue Erzählung Stratzens freilich nicht, aber auch in ihr liegt der Hauptreiz mehr in der Ausgestaltung als im Stofflichen, mehr in dem mit glänzender Virtuosität in breiten Pinselstrichen gemalten „Ort der Handlung" als in der Handlung selbst. Der Roman spielt in Ostelbien unter den vielgeschmähten Junkern, die man in ihrer bodenständigen Eigenart natürlich nicht nach den Karrikaturen beurteilen darf, die eine feindliche Parteipresse von ihnen entwirft. Der politische Konservativismus des Autors verführt ihn andererseits aber auch nicht zu Schönfärberei, und gerade das muß hervorgehoben werden: daß Stratz bei aller seiner Vorliebe für diesen Menschenschlag doch immer ein gerechter Beurteiler bleibt, der beispielsweise auch in dem Mahlbilde, das sich als eine höchst interessante Episode dem Rahmen des Ganzen einfügt, durchaus nicht zu einem blinden Verteidiger seiner Lieblinge wird. Denn der Titel des Buchs ist nur in höherem Sinne symbolisch zu nehmen; das „Stark wie die Mark" kann für den Helden erst vorbildlich werden, nachdem er sich durch Irrungen und Wirrungen zu festen Lebenszielen durchgerungen hat. Diesen Helden, den Junker Achim von Bornim, begleiten wir von Jugend an auf dem Hintergrund jener ereignisreichen Jahre, da der alte Kaiser zu Grabe stieg und nach der kurzen Zwischenherrschaft seines schmerzgeprüften Nachfolgers sich auch Bismarck rüstete, von der Weltbühne zurückzutreten. Die Verfahrenheit dieser Zeit mit ihrem vielbeklagten „Zickzackkurs" wird in den Lebensschicksalen des Junkers gewissermaßen zu einem persönlichen Spiegelbild, und es erhöht die Anziehungskraft des Romans, daß die Erlebnisse des Einzelnen sich auf einem zeitgeschichtlichen Prospekt abspielen, der die Erschütterungen einer ganzen Epoche in den unsicheren Schwingungen einer jungen Menschenseele reflektiert. Wie der forsche grüne Junge, den wir als Potsdamer Kriegsschüler im ersten Kapitel kennen lernen, sich durch Kampf und Fehle, durch Schuld und Reue und Irrtum und Erkenntnis endlich auf festes Land rettet, das ist in diesem behäbigen Buche mit der vollen Erzählungskunst Stratzens geschildert. Aus der Fülle der Figuren, die den Roman beleben, treten neben dem Helden noch der wundervoll gezeichnete greise Geheimrat von Bornim und Herr Kaspar von der Zülz auf Wendisch-Wiesche mit seinem Töchterchen hervor: der Eine als der Märker von altem Schrot und Korn, der andere als ein unrettbar verlorener Deklassierter, der auch das eigene Fleisch und Blut in die Wirbel seines Zerfalls zieht. Andere Nebengestalten von Saft und Kraft sind die Mitglieder der rheinischen Kaufmannsfamilie Lauckhardt und die Männer des Berliner Tattersalls, der die letzte Notbrücke in der zusammenbrechenden Existenz des Kaspar Zülz bilden soll. Daß der Roman auch seine großen Spannungsreize hat, ist für die Kenner der Belletristik Stratzens selbstverständlich und, wie mich dünkt, eher ein weiterer Vorzug als ein Fehler. Denn wenn sich die Langeweile gelegentlich auch künstlerisch veredeln läßt, so glaube ich doch immer noch, daß eine mit literarischen Mitteln hervorgerufene und unterhaltsame Wirkung höher zu veranschlagen ist. Und wenn ich deshalb „Stark wie die Mark" einen Unterhaltungsroman im besten Sinne nenne, so ist das gewiß ein Lob, das alle diejenigen verstehen werden, die die Lektüre eines Romans nicht als Schlafpulver betrachten.

Fedor v. Zobeltitz.

Nachdruck verboten. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Alle für die Redaktion des „Greif" bestimmten Zusendungen werden ohne Namensnennung nach Berlin W 35, Schöneberger Ufer 39 erbeten.
Für die Redaktion verantwortlich: Karl Rosner in Berlin-Wilmersdorf.
Alleinige Inseratenannahme: Annoncenexpedition Rudolf Mosse.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Emil Fischer in Berlin-Friedenau.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Zweigniederlassung Berlin.

Digitized by Google

Der Greif

Cottasche Monatsschrift

Herausgeber:

Karl Rosner u. Dr. Eduard von der Hellen

1. Jahrgang. 1913/1914 Heft 3. Dezember 1913

Berlin und das deutsche Geistesleben.

Von

Ludwig Fulda.

Berlin ist eine amerikanische Stadt. Immer wieder hört man von einheimischen und fremden Beurteilern der deutschen Metropole diesen Satz aussprechen. Und ohne Zweifel bietet sie das Bild einer Entwicklung, die auf europäischem Boden nicht ihresgleichen findet. Mit einer Einwohnerzahl von nahezu vier Millionen, einschließlich der unmittelbar angrenzenden Vororte, hat Berlin sich innerhalb von vierzig Jahren mehr als vervierfacht, steht, nachdem es dem weitaus älteren Wien längst über den Kopf gewachsen, an dritter Stelle unter den Hauptstädten Europas und wird, wenn die weitere Zunahme der bisherigen annähernd entspricht, in nicht allzu ferner Zukunft auch die Bevölkerungsziffer von Paris überflügeln. Das Prädikat „amerikanisch" wäre also schon mit Bezug auf sein rapides Anschwellen gerechtfertigt; aber es gilt auch innerlichen Eigenschaften. Es gilt dem stürmischen Vorwärtsdrang, der fieberhaften Betriebsamkeit, der unbeschränkten Unternehmungslust, dem beschwingten Lebenstempo, kurz, all den Merkmalen, die diesem Gemeinwesen den Stempel einer so hemmungslosen Modernität aufprägen. Daneben klingt jedoch in dem Wort noch ein kritischer Oberton. Es will andeuten, daß Berlin im Gegensatz zu anderen europäischen Zentren mit den Städten Amerikas auch eine Schattenseite gemein habe: den Mangel an alter Kultur, an monumentaler Vergangenheit, an vornehmer Ueberlieferung und gefestigtem Geschmack. Nur darf hier ein wichtiger Unterschied nicht übersehen werden. Die amerikanischen Städte sind jung und neu in Uebereinstimmung mit der Jugend und Neuheit des Landes, in dem sie emporschossen; Deutschland hingegen blickt auf eine zweitausendjährige Geschichte zurück. Wenn also sein heutiger Mittelpunkt jung und neu erscheint, so liegt darin ein offenbarer Widerspruch, der schon für sich allein das eigentümliche Uebergangsstadium beleuchtet, in dem wir die deutsche Kultur antreffen.

 Copyright, 1913, by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

Die Hauptstädte der anderen führenden Kulturnationen, Paris, London, von dem ewigen Rom ganz zu schweigen, waren von den ersten Anfängen des nationalen Lebens an dessen Herz. In ihnen residierten die Herrscher und Lenker des Staates, entschieden sich seine Geschicke, strömten all seine hervorragenden Kräfte zusammen, bildeten sich die für das ganze Land maßgebenden Sitten, fanden Künste und Wissenschaften ihren Fruchtboden. Ihre Rolle hat sich im Laufe der wechselnden Epochen nicht wesentlich verändert; ihre Bedeutung für das lebendige Geschlecht ist dieselbe wie für unzählige vorangegangene, und wie an den Jahresringen eines Baumes läßt ihre Entfaltung sich ablesen an den Denkmälern, die jedes Zeitalter ihnen hinterlassen hat. Diese Städte verkörpern die nationale Zivilisation nicht nur in ihrer heutigen Erscheinungsform, sondern auch in allen Stufen ihres Werdens.

Eine derartige Hauptstadt besaßen die Deutschen bis in die neueste Zeit hinein überhaupt nicht. Weder im politischen noch im kulturellen Sinn. Hatten doch die Kaiser des alten Reiches das ganze Mittelalter hindurch nicht einmal eine ständige Residenz; ihre Hoflager wechselten und befanden sich sogar oft und lang genug auf außerdeutscher Erde. Als die Habsburger dann Wien zu ihrem bleibenden Sitz erwählten, hatte der Zerfall des Reiches schon begonnen, lockerte sich mehr und mehr sein Zusammenhang, wuchsen die Einzelstaaten immer unabhängiger von der Zentralgewalt empor. So kam es, daß der Schwerpunkt der Habsburgischen Macht sich nach Osten verschob und daß Wien, während es sich anschickte, die Hauptstadt Deutschlands zu werden, die Hauptstadt Österreichs wurde, also eines nur zum geringeren Teil deutschen Staatswesens. Ebensowenig verdichtete sich das geistige Leben der Nation zu einem örtlichen Kern. Auch die Bildung zog im Lande umher, bald da, bald dort sich niederlassend. In Klöstern und Ritterburgen, später an großen und kleinen Höfen, schließlich an den Universitäten gediehen nach oder nebeneinander zahlreiche Pflanzstätten des Geistes, und das aufstrebende Bürgertum ließ an vielen Stellen zugleich eine von fürstlicher und kirchlicher Gönnerschaft freie Kunst entspringen. Aber kein einziger von allen diesen Schauplätzen deutscher Kultur erlangte ein dauerndes Übergewicht, geschweige denn die Alleinherrschaft wie Paris und London. Und doch hatte jeder von ihnen ursprünglich mehr Anwartschaft darauf, das deutsche Paris oder London zu werden, als Berlin.

Denn während des Mittelalters bedeutungslos, war Berlin noch in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die sehr kleine Residenzstadt eines nach dem slawischen Nordosten vorgeschobenen kleinen Kolonialstaates, zählte um 1600 nur 14 000 Einwohner, die sich im Laufe des dreißigjährigen Krieges auf 8000 herabminderten und erst gegen Ende des Jahrhunderts bis zu 20 000 vermehrten. Von den heute noch erhaltenen Bauwerken sind die ältesten erst nach dieser Zeit entstanden; nur einige Teile des Schlosses und ein paar stark restaurierte Kirchen reichen mit ihrem Ursprung weiter zurück. Auch von irgendeinem wesentlichen Einfluß Berlins auf das deutsche Geistesleben kann bis dahin nicht die Rede sein. Die erste Glanzzeit der nationalen Literatur in Volksepos, Minnegesang und Ritterdichtung hatte sich fernab von der Sandwüste an der äußersten Peripherie des Deutschtums abgespielt, wo damals gerade die allerersten Berliner sich ansiedelten, und weder

Digitized by Google

Walther von der Vogelweide noch Wolfram von Eschenbach noch irgendein anderer damaliger Kulturträger wird je auch nur den Namen dieses entlegenen Fleckens gehört haben. Desgleichen haben der Humanismus und die Reformation ihre Ruhmestaten abseits von Berlin vollbracht, so nahe sie es in Wittenberg auch streiften. Und die herrliche deutsche Renaissance drang ebenfalls nicht bis dorthin vor, sondern gipfelte in jenem Nürnberg, das nach Berlin zwar seine Burggrafen als Kurfürsten entsandt hatte, aber keinen seiner großen Künstler ihnen folgen ließ.

Dann kam im achtzehnten Jahrhundert die Erhebung Preußens zum Königreich, seine unaufhaltsame Ausdehnung und Erstarkung und mit ihr der Aufschwung Berlins zu einer verhältnismäßig volkreichen Stadt. Doch der gleichzeitige gewaltige Aufschwung des deutschen Geistes vollzog sich abermals außerhalb seiner Mauern. Wohl hatte es in dem genialen Herrscher, dessen Siege und Eroberungen Preußens politische Vormachtstellung in Deutschland entschieden, einen Geist ersten Ranges. Aber Friedrich der Große, wie sehr er durch seine Erfolge das Nationalgefühl hob und dadurch mittelbar auch die Poesie förderte, war bekanntlich von einer unüberwindlichen Abneigung gegen seines Vaterlandes Sprache und Schrifttum erfüllt. Er selbst schrieb nur französisch und machte Berlin zu einer literarischen Filiale von Paris. Der Dichter, den er an seinen Hof berief, hieß nicht Klopstock, sondern Voltaire. Ja, sogar sein Verherrlicher Lessing blieb von ihm unbeachtet und mußte, nachdem seine Hoffnung, in Berlin eine Anstellung zu erhalten, gescheitert war, sein Brot anderswo suchen. Friedrich der Große hat noch die aufsteigende Sonne Goethes erlebt, ohne daß ihr Licht in sein Auge drang; er hat noch das Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft" erlebt, die in der Wissenschaft eine Umwälzung hervorrufen sollte, kaum geringer als die politische Umwälzung der französischen Revolution. Aber der Philosoph, den er nach Berlin zog, hieß Lamettrie, während Kant bis an sein seliges Ende in Königsberg saß. Um dieselbe Zeit begann auch die klassische deutsche Musik ihren Zaubergesang anzuheben, aber in Wien; begann die klassische deutsche Dichtung ihren Zenith zu erklimmen, aber in einem winzigen Städtchen Thüringens. Shakespeare hat in London gewirkt, Molière, Racine und Corneille in Paris, Goethe und Schiller in Weimar. Von unseren klassischen Heroen hat nur einer an Berlin als an seinem Mutterboden gehaftet, ohne Gegenliebe zu finden: der wundervolle Kleist, dessen Feuerseele in einem frühen Verzweiflungstod erlosch.

Erst nach Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts gestaltete sich Berlin zu einem wichtigeren Faktor der deutschen Geisteswelt; und zwar vorwiegend auf wissenschaftlichem Gebiet. An die neubegründete Universität wurde eine so stattliche Anzahl von hervorragenden Forschern und Denkern berufen, daß sie bald den älteren Hochschulen den Rang ablief. Die Künste dagegen wollten noch immer im märtischen Sande nicht recht heimisch werden. Zwar nahm die romantische Bewegung teilweise von Berlin ihren Ausgang, faßte aber nur in einer engen Gemeinde Fuß; ja ihr Führer Tieck, obwohl Berliner von Geburt, wandte frühzeitig, gerade wie späterhin seine jüngeren Landsleute Gutzkow und Heyse, der Vaterstadt den Rücken und kehrte erst als Greis zu ihr zurück. Zwar bildete sich dort im ersten Drittel des Jahrhunderts eine

Digitized by Google

allgemeine schöngeistige Atmosphäre, die aber mehr ein wählerisches Genießen als ein urwüchsiges Schaffen begünstigte und elementare Begabungen eher abstieß als anzog. So haben denn auch die Hauptvertreter unserer nachklassischen Literatur, abgesehen von wenigen Ausnahmen wie Chamisso und E. T. A. Hoffmann, anderswo ihre Hütten gebaut. Als Theaterstädte blieben Wien, Dresden, Hamburg bevorzugte oder ebenbürtige Rivalen, als Kunststädte München und Düsseldorf. Und der größte deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, Richard Wagner, hat bei aller Unstetheit seiner Wanderjahre seine glorreiche Laufbahn gänzlich hinter dem Rücken von Berlin durchmessen. Kurzum: von einer geistigen Führerschaft Berlins war bis zur Reichsgründung so gut wie nichts zu spüren. Vielmehr fing die Hauptstadt Preußens erst an, der Brennpunkt des nationalen Lebens zu werden, nachdem sie die politische Hauptstadt Deutschlands geworden war.

Das heutige Berlin datiert von 1871 und ist infolgedessen die reinste und vollständigste Verkörperung des ungeheuren Wandels, der sich durch jenes weltgeschichtliche Ereignis und seit ihm vollzogen hat. Denn gerade hier gewinnt man nicht etwa nur den Eindruck, als habe das uralte Deutschland auf überraschende Weise sich entfaltet, sondern als sei ein funkelnagelneues an seine Stelle getreten. Hier kann man mit Händen greifen, daß die Wiedererlangung der nationalen Einheit und Macht in einem vorher nie erreichten Grade mit dem Abschnitt, den sie darstellt, zugleich einen Einschnitt zog, eine weite, scheinbar brückenlose Kluft zwischen dem Einst und dem Jetzt. Daran liegt es ja auch, wenn Europa dem Reiche noch immer mit so mißtrauischer Verständnislosigkeit gegenübersteht. Eifersucht und Neid mögen da mitsprechen, so viel sie wollen; aber den Ausschlag gibt die Verblüffung. Man erkennt die Deutschen nicht wieder. Alle Rechenexempel, in die sie als Posten eingesetzt waren, stimmen nicht mehr. Wieder und wieder reibt man sich ungläubig die Augen, etwa wie ein Astronom, der einen längst bekannten Stern plötzlich nicht nur seine Größe und Helligkeit vervielfachen, sondern auch seine bisherige Bahn mit einer anderen vertauschen sähe.

Nun ja, das Volk der Dichter und Denker, um diese halb selbstgefällige, halb selbstironische Bezeichnung noch einmal anzuwenden, hat in der Schule seines gewaltigen Lehrmeisters Bismarck Realpolitik studiert, hat in der Industrie und im Welthandel den jahrhundertelangen Vorsprung anderer Völker sozusagen über Nacht eingeholt, hat das eben erst errichtete Staatsgebäude in raschem, sicherem Ausbau befestigt und im Schutze von dessen Mauern ein ungeahntes wirtschaftliches Gedeihen heraufgeführt. Mit all diesen Errungenschaften hat es ganz neue Fähigkeiten an den Tag gelegt oder doch den alten eine ganz neue Richtung gegeben. Um so näher lag die Gefahr, daß die Vorzüge, die ihm von jeher eigen gewesen, durch die es auch in den Zeiten der schlimmsten Zerrissenheit sich ruhmvoll hervorgetan, in den Hintergrund gedrängt würden. Zum mindesten mußte die ideale Betätigung der Volkskraft, wenn sie dem Aufschwung der praktischen gegenüber ihren Hochstand behaupten wollte, den gründlich veränderten Verhältnissen sich anpassen. Die politische Zentralisation war vorangegangen; die kulturelle konnte nicht umhin, ihr freiwillig oder unfreiwillig zu folgen.

Die Tragweite dieses Uebergangs läßt sich nur würdigen, wenn man

Digitized by Google

bedenkt, daß die deutsche Kultur mit ihr Bestes gerade der Dezentralisation verdankt hatte. Allerdings waren ihr auch deren Nachteile nicht erspart geblieben. Zunächst der langsamere Aufstieg und die stärkeren Schwankungen; sodann die Kleinstädterei mit ihrer bürgerlichen Enge und Gebundenheit, die Rückständigkeit in der Beherrschung der äußeren Formen. Jahrhundertelang war man gewohnt gewesen, die Muster für Weltläufigkeit, Sittenverfeinerung und gesellschaftlichen Schliff nur im Auslande zu finden, hatte ein längerer Aufenthalt in Frankreich, England, Italien als unumgänglicher Bestandteil der höheren deutschen Erziehung gegolten. Woraus dann wieder jene kritiklose Vorliebe für alles Ausländische sich ergab, jene Geneigtheit, das Fremde schon an sich für vornehmer zu halten als das Einheimische, jene bereitwillige Annahme importierter geistiger Moden, die in Friedrich dem Großen nur ihren höchstgestellten Vertreter hatte und noch heutzutage den Deutschen im Blute liegt. Aber diese Nachteile wurden reichlich aufgewogen durch den unschätzbaren Vorteil der freien Mannigfaltigkeit. Eben weil das geistige Leben verstreut war über das ganze Land, konnte es das ganze Land befruchten. Während es anderswo aus einem einzigen großen Sammelbecken gespeist wurde, brach es hier überall in frischen Quellen aus dem Heimatboden hervor. Nirgends konnte die Eigenart jedes Stammes und jedes Gaues so nachhaltig sich durchsetzen, so gleichberechtigt dem allgemeinen Bilde ihre besondere Farbe, der allgemeinen Symphonie ihren besonderen Klang beimischen. Man braucht zum Vergleich nur nach Frankreich hinüberzuschauen, wo das Prinzip der Zentralisation zu seiner schroffsten Durchführung gelangt ist. Denn französische Kultur in Vergangenheit und Gegenwart bedeutet genau genommen das nämliche wie Pariser Kultur. Die Abhängigkeit von dem Geschmack und Beifall einer einzigen Stadt mußte dort auch die einzelne schöpferische Persönlichkeit mehr oder weniger in die Fesseln der Konvention schlagen, während unsere bahnbrechenden Geister ihre Individualität in voller Ungebundenheit entfalten konnten. Sie waren keine Weltstädter, um so mehr jedoch Weltbürger. Je eingeschränkter der äußere Gesichtskreis für sie war, desto weiter war der innere, und was ihnen durch ihr Stillleben etwa entging, das ersetzten sie durch Vertiefung.

So standen die Dinge vormals. Wie stehen sie jetzt, nachdem Deutschland den Jahrtausende lang entbehrten Mittelpunkt erhalten hat? Jetzt, nachdem die große Kleinstadt, die Berlin noch 1870 war, eine Weltstadt geworden ist, die nicht nur als Sitz des kaiserlichen Hofes, der Reichsbehörden, des Parlaments, der wichtigsten wissenschaftlichen, künstlerischen, sozialen und wirtschaftlichen Institute einen erheblichen Teil der begabten Köpfe des Landes zu dauerndem Wirken beruft, sondern auch durch ihre Bildungsanstalten die Auslese der Jugend, durch ihre Vergnügungsstätten hohen und niedrigen Ranges alle Altersklassen zeitweilig herbeilockt, ja sogar das Ohr der Entfernten mit dem lauten Echo ihrer Ereignisse füllt? Welchen Einfluß hat die gewaltige neue Tatsache, die Berlin heißt, auf die deutsche Kultur bereits ausgeübt? Welcher ist für die Zukunft zu erwarten? Denn man darf keinen Augenblick außer acht lassen, daß es sich hier um einen noch nicht abgeschlossenen Entwicklungsprozeß handelt und daß man deshalb auf der Hut sein muß, Symptome mit Ergebnissen zu verwechseln.

Digitized by Google

Ein deutsches Paris oder London ist nämlich Berlin noch lange nicht. Schon aus dem einfachen Grunde, weil die älteren Kulturzentren vollzählig fortbestehen, ja in der neuen Ära gleichfalls kräftig aufgeblüht sind. Wenn man in Berlin gern von Provinz spricht und damit das ganze übrige Deutschland zusammenfaßt, so entlehnt man aus Frankreich einen Begriff, der auf deutsche Zustände weder heute zutrifft noch in absehbarer Zeit zutreffen wird. Niemand wird von französischer oder englischer Kultur ein Bild gewinnen, ohne in Paris oder London gewesen zu sein; wer hingegen Deutschland mit Ausschluß von Berlin einigermaßen kennt, der wird den deutschen Geist und seine Leistungen schwerlich unterschätzen. Da sind die selbstherrlichen, kunstfrohen Landeshauptstädte der außerpreußischen drei Königreiche; da sind die vielen kleinen Residenzen, gleich unnachahmlich in ihren Tugenden wie in ihren Schwächen, jedenfalls aber für die Mehrung geistiger Güter nach wie vor unendlich segensreich; da sind die stolzen Hansastädte mit ihrem Welthorizont, die anderen großstädtischen Emporien, jedes von regstem Eigenleben durchpulst; da sind die ehrwürdigen Musensitze mit ihrer ununterbrochenen Tradition und ihrem ansehnlichen Rüstzeug, das so blank ist wie je. Sie allesamt blicken auf Berlin begreiflicherweise nicht wie Vasallen auf ihr angestammtes Oberhaupt, sondern wie Aristokraten auf einen Emporkömmling, wie legitime Machthaber auf einen ungestümen Usurpator. Dazu kommt dann noch der ererbte partikularistische Hang der Deutschen, die geflissentliche Unterstreichung von Sonderheiten und daraus abgeleiteten Sonderansprüchen, der als Hinterlassenschaft der Krähwinkelei fortwuchernde Lokalpatriotismus und namentlich die alte Stammeseifersucht, der noch immer wirksame Gegensatz von Nord und Süd. Ich suchte einmal einem Franzosen den Unterschied zwischen Paris und Berlin klar zu machen, indem ich bemerkte: „Ein Marseiller wird sich doch wahrscheinlich sehr geschmeichelt fühlen, wenn Sie ihn für einen Pariser halten." Er fragte mich darauf in holder Ahnungslosigkeit: „Fühlt sich denn nicht auch ein Münchner geschmeichelt, wenn ich ihn für einen Berliner halte?" Worauf ich ihm erwiderte: „Er schlägt Sie einfach tot."

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen Berlin noch keineswegs eine gleichmäßige Anziehungskraft auf die verschiedentlichen Regionen des Reiches betätigt. Die Masseneinwanderung, der es seine geschwinde Bevölkerungszunahme verdankt, kam und kommt vorwiegend aus dem kulturarmen Osten. Daß aber gebildete und wohlhabende Elemente des Westens oder gar des Südens aus freier Wahl in die Reichshauptstadt übersiedeln, das heißt ohne durch Amt oder Beruf dazu genötigt zu sein, ist noch eine Seltenheit. Worauf sonst beruht denn für Angehörige anderer Nationen der magnetische Reiz ihrer Metropole als auf dem Zusammenhang mit allen größeren Epochen ihres Volkes, den sie nirgends inniger spüren als dort! Schon ein Gang durch die Straßen bietet ihnen fesselnden geschichtlichen Anschauungsunterricht, beschwört Erinnerungen, die zur Nachdenklichkeit stimmen, die Einbildungskraft beflügeln und zum Wetteifer anfachen. Aber auch das lebendige Volkstum führt sie zum Urborn nationaler Gesittung, weil es das Blut derer in den Adern trägt, die ihn bereits in grauer Vorzeit hüteten. Das alles vermißt der Deutsche, dem sein Geburtsort ein ähnliches Schauspiel vergönnt, in Berlin doppelt schmerzlich. So hohen Respekt ihm die Stadt

Digitized by Google

einflößt; mit so ehrlicher Bewunderung ihn die musterhafte Ordnung, die unübertreffliche Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit ihrer Bewohner erfüllt; so freudigen patriotischen Stolz sie als Wahrzeichen der Reichsherrlichkeit in ihm wachruft — sie bestrickt nicht sein Herz, der Gedanke, in ihr leben und wirken zu dürfen, durchströmt ihn nicht mit der Sonnenwärme des Glücks. Wenn ein Franzose nach Paris zieht, so ist das eine Liebesheirat; wenn ein Deutscher nach Berlin zieht, so ist das eine Vernunftehe.

Und dennoch, trotz allen Einschränkungen und allen Verlangsamungen, die dieser Sachverhalt im Gefolge hat, schreitet die Zentralisation mit der unbeirrbaren Logik eines natürlichen Werdegangs vorwärts. Insbesondere für die Kultur als Ware wird Berlin von Tag zu Tag mehr der ausschlaggebende Stapelplatz, der große Markt, auf den die geistige Arbeit aus allen Landesteilen gefahren wird, um hier industrialisiert und dann wieder über das Land verteilt zu werden. Der Buchverlag, der Kunsthandel, das Zeitungswesen, die Bühne schlagen immer ausschließlicher hier die Hauptquartiere ihres Geschäftsbetriebes auf. Dadurch sehen sich aber auch die geistigen Arbeiter selbst genötigt, hier die Estrade zu suchen, von der aus allein sie ihren Erzeugnissen wirksame Verbreitung sichern können. Die Schöpfungen der Literatur, der Musik, der bildenden und der darstellenden Kunst dürfen kaum noch darauf rechnen, über ein lokales Absatzgebiet hinauszudringen, ehe sie in Berlin als vollgültig abgestempelt worden sind. Daß aber dieser Stempel ihren allgemeinen Marktwert so wesentlich erhöht, beweist hinwiederum, wie sehr man bereits allerorten, ohne es zu wollen, sich von der Metropole bevormunden läßt. Während die alten Mündel den jungen Vormund über die Achsel ansehen, bemerken sie gar nicht, wie gefügig sie schon vielfach nach seiner Pfeife tanzen. Wohl hört man noch mitunter den trutzigen Kampfruf: „Los von Berlin!", wenn auch nicht mehr so lärmend und herausfordernd wie vor Jahren. Wohl zerren die Einen widerspenstig am Leitseil, können es aber nicht zerreißen; wohl bestreiten die Anderen energisch, sich von ihm lenken zu lassen, bewegen sich aber doch in der Richtung, nach der es zieht. So erlebt man das wunderliche Schauspiel, daß eine Abhängigkeit, die in der Theorie zurückgewiesen oder geleugnet wird, in der Praxis fortwährend zunimmt. Die Strömungen, die von Berlin ausgehen, ergreifen das ganze Land, wieviele Einzelne auch hartnäckig gegen den Strom schwimmen mögen. Auch dort, wo genug eigene Quellkraft vorhanden wäre, um einen wuchtigen Rückprall verursachen zu können, verzichtet man auf die planmäßige Initiative dazu. Selbst München und Wien, noch immer die stärksten Gegengewichte, verraten schon leise Spuren der Berolinisierung, wie wenig sie es auch Wort haben. Zwar gibt es unter der Oberfläche ein stilles und in sich gekehrtes Walten der deutschen Kultur, das von alledem vorläufig nicht berührt wird; aber der Geist Berlins bestimmt mit wachsender Vorherrschaft ihre Tagesphysiognomie.

Was für ein Geist ist das? Oder vorsichtiger gefragt: Läßt sich in diesem neuen Berlin, wo gut gerechnet nur jeder dritte Mensch ein gebürtiger Berliner ist, überhaupt von einem einheitlichen Geist sprechen? Jedenfalls hat ehedem ein solcher darin geherrscht; ihn, den ursprünglichen genius loci muß man drum zunächst erfassen, um abwägen zu

Digitized by Google

können, inwieweit er den gegenwärtigen mitbestimmt. Man muß das Wesen des noch unvermengten Berlinertums vor 1871 aus Klima und Bodenbeschaffenheit heraus entwicklungsgeschichtlich begreifen.

Die Natur ist dieser Stadt keine zärtliche Mutter gewesen, sondern eine strenge Erzieherin. Kein lachender Himmel wölbt sich über ihr; kein farbenfreudiges Licht fließt auf sie herab; kein üppiger Gottesgarten bildet ihre Umgebung. Ihre Erbauer haben sie mit schwer erklärlicher Vermeidung der benachbarten fruchtbareren Gefilde und malerischen Wasserflächen in eine Wüstenei gestellt, in der von Haus aus nur dürftige Kiefern fortkommen. Aber wie die Kiefern mit verzweifeltem Willen zum Wachstum ihre Nahrung von der sandigen Scholle gewaltsam erpressen, so haben auch die Menschen zu dem Boden gesprochen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Fleiß, Fleiß und wieder Fleiß, verbunden mit zäher Beharrlichkeit, mit eisernem Pflichtgefühl, mit klarem Zielbewußtsein, war ihrem Auftrieb unerläßlich. Nüchtern wie die kahle Ebene, die ihrem Blick weder Schranken setzte noch Rätsel aufgab, hielten sie sich an das Mögliche und Nützliche. Den urdeutschen Luxus des Träumens durften sie sich nicht gestatten; er wäre ihnen in ihrem harten Daseinskampf verhängnisvoll geworden. Und wenn er sie doch hie und da zu verlocken drohte, dann rief der scharfe Wind, der über das Flachland hinfegte, sie schnell zum Wirklichkeitssein zurück. Dadurch lernten sie jede Art von Illusion grundsätzlich beargwohnen, und aus diesem Argwohn entsprang ihre Neigung zur Kritik, noch unterstützt durch die Notwendigkeit, an andere ebenso hohe Ansprüche zu stellen wie an sich selbst. Gewarnt vor der Gefahr, ein Auge zuzudrücken, schärften sie alle beide, bis ihnen keine Blöße ihres Nächsten mehr entging. Der grimme Hagen des Nibelungenliedes, der so geschickt die einzige kleine Stelle erspähte, wo Siegfried sterblich war, hätte ein Berliner sein können; nur hätte er dann den Helden, statt mit dem Speer, mit der spitzen Zunge durchbohrt. Denn sie schliffen sich aus dem Wort eine treffsichere Waffe eigenster Erfindung, den kritischen Witz. Es gibt eine Kritik, die nicht witzig ist, weil es ihr nur darauf ankommt, zu erkennen; und es gibt einen Witz, der nicht kritisch ist, weil es ihm nur darauf ankommt, zu belustigen. Der kritische Witz aber, der angreift, um unschädlich zu machen, was sonst imponieren könnte, ist das besondere Kennzeichen im Signalement des altberlinischen Geistes. Diesem war die Ueberlegenheit ein so dringendes Lebensbedürfnis, daß er den Ehrgeiz nicht aufbringen konnte, auch noch liebenswürdig zu scheinen. Alle weicheren Gefühle sorgsam für den Hausgebrauch zurückhaltend, vernachlässigte er in dem Bewußtsein inneren Wertes die gefällige Außenseite. So wurde Berlin die „gesunde Vernunftstadt", wie Heine sie nennt; so wurden die Berliner der „verwegene Menschenschlag", als den Goethe sie bezeichnet, geziert mit jeder Tugend, außer mit dem Himmelsgeschenk der Anmut, ausgestattet mit allen intellektuellen Gaben, außer mit denen der Phantasie.

Gerade dieser vielbespöttelte Geist von Spree-Athen aber, das wollen wir uns wohl vergegenwärtigen, gerade er hat das neue Berlin geschaffen. Nie und nimmer hätte die Stadt die Riesenaufgabe, die ihr mit ihren größeren Zwecken zufiel, so spielend bewältigen können ohne die straffe Charakterzucht der Urbevölkerung. In ihr waren ja die Eigen-

Digitized by Google

schaften, durch die das geeinigte Deutschland die Welt überraschte, am meisten vorgebildet: das klare Erfassen des Wesentlichen, das rasche Zugreifen, das praktische Organisationstalent, die aufgespeicherte Energie. Je kühler man das Gewohnte hatte betrachten lernen, desto weniger wurde man vom Ungewohnten verwirrt. Der Realismus des Denkens, den man hier stets gepflegt hatte, erleichterte den Realismus des Handelns. Mußte doch der herkulische Fleiß der Väter noch überboten werden, um den täglich gesteigerten Bedürfnissen uferloser Ausdehnung zu genügen, und er verlangte auch von den Zuzüglern die äußerste Anspannung, indem er sie vor die Wahl stellte, entweder gleiches zu leisten oder nicht mitzukommen. Sie mußten sich wohl oder übel akklimatisieren an diese Luft, die nun einmal nicht schmeichelt, nicht einlullt, nicht berauscht, dafür aber abhärtet; an diese herbe Volksart, die nicht schont und nicht geschont sein will, dafür aber den Willen spornt. Statt daß also der altberlinische Geist von den eingewanderten Millionen sich hätte aufsaugen lassen, wurden sie umgekehrt von ihm durchtränkt. In der brodelnden Gärung des noch unfertigen Gemisches erkennt man mühelos ihn als die Quintessenz. Daß die erweiterten Verhältnisse schon manche Äußerlichkeit verwischt, manche Ecken und Kanten abgefeilt und ihm ein blendendes Kleid übergeworfen haben, darf nicht an ihm irre machen. Und trotzdem hat er auf dem Weg zum Weltstädtertum nach einer bestimmten Seite hin auch eine innerliche Wandlung erfahren.

Bei dem fortwährend gesteigerten Wohlstand nämlich konnte die Sehnsucht nach jenen Gütern nicht ausbleiben, die man in den Zeiten der Spärlichkeit mißtrauisch beiseite geschoben hatte. Das nunmehr gesicherte Dasein begehrte nach idealer Ausschmückung; die gesunde Vernunft baute der einst verscheuchten Illusion goldene Brücken. Inmitten des Luxus, den man sich nun getrost gönnen konnte, wurde auch der Geist luxuriös. Alles, was an Schönheit und Lebensverfeinerung auswärts als Erbschaft vieler Geschlechter vorhanden war, sollte schleunigst wettgemacht, ja womöglich übertrumpft werden. Ein förmlicher Heißhunger nach Kultur brach aus und wollte den Tisch sogleich mit den erlesensten Leckerbissen besetzt finden. Schwerlich wurde irgendwann und irgendwo das Wort Kultur so unablässig im Munde geführt wie im Berlin der letzten Jahrzehnte; Beweis genug, daß die Sache noch nicht zum selbstverständlichen Besitz gehörte. Ein erst urbar zu machender Boden sollte mit einem Male so ertragsfähig sein wie ein von jeher mit Ueberfluß begnadeter. Das ging nicht ab ohne Gewaltsamkeit, und besonders in die Pflege der zartesten Kulturblüten kam dadurch etwas Treibhausmäßiges.

Ähnlich wie die Berliner die Blumen lieben, die nicht ursprünglich auf ihrem Grunde gewachsen sind, wie sie ihnen jedes verfügbare Eckchen einräumen, auf den Balkonen ihrer Mietskasernen sie mit rührender Fürsorge hegen, wie sie zu Tausenden und aber Tausenden eine Stunde weit mit der Eisenbahn fahren, um Obstbäume blühen zu sehen, so ähnlich lieben sie auch die Kunst. Wo diese aus einem künstlerischen Volkstum unmittelbar hervorwuchert, da weckt sie auch unmittelbare Empfänglichkeit, wirkt als erhöhte Lebensäußerung lebenerhöhend auf die Genießenden. Sie nehmen sie auf mit naiver Hingabe, und ihr Gefühl

Digitized by Google

allein, hingerissen oder nicht, fällt über sie den unbewußten Richterspruch. In Berlin dagegen hat man zur Kunst nicht diese natürlichen Beziehungen. Hier ist sie eine Zierpflanze, die man bewußt züchtet, die man mit bewußtem Eifer heimisch machen will und deren Zauber man nicht anders zu genießen vermag, als indem man den Genuß zergliedert. Der Gedanke hat hier allzu lange die Alleinherrschaft geführt, um sich von der Empfindung ausschalten zu lassen. Etwas derartiges meinte schon Goethe, wenn er zu Eckermann sagte, in einer klaren, prosaischen Stadt wie Berlin finde das Dämonische kaum Gelegenheit, sich zu manifestieren. Unter dem Dämonischen verstand er offenbar das, was wir heute das Unbewußte, das Elementare nennen würden, und so besteht sein Ausspruch noch immer zu Recht. Wohl kann man sich hier ebenso ehrlich begeistern wie anderwärts; aber die Begeisterung muß erst durch den Verstand gegangen sein. Irgendeine Parole muß sie auslösen, irgendein Dogma sie rechtfertigen, irgendein gedanklicher Standpunkt in ihr seine Geltung bewahrheiten. Eben darum bleibt es den Berlinern vorderhand versagt, einen Eindruck völlig unbefangen auf sich wirken zu lassen, und was die Kunst in ihnen wachruft, ist nicht so sehr die Einbildungskraft wie das Urteil. Sie, die geborenen Kritiker, lieben die Kunst nicht zum wenigsten als einen willkommenen Anlaß, mit gewetzten Klingen des Scharfsinns Kritik zu üben. Keineswegs nur absprechende Kritik. Sie sind ebenso bereit zu rascher Bejahung wie zu rascher Verneinung. Nur daß in beiden Fällen der wägende Kopf und nicht das ergriffene Herz die erste Stimme hat. Nur daß ein so gewonnenes Urteil desto leichter fehlgreifen kann, je mehr diese Rangordnung dem eigentlichen künstlerischen Zweck zuwiderläuft.

Nun kommt aber noch ein erschwerender Umstand hinzu. Ein Gefühlsurteil spricht immer, auch wo es irrt, eine subjektive Wahrheit aus; darum ist es zwingend. Wer dagegen verstandesmäßig an Dinge herantritt, die sich nicht an den Verstand wenden, der hat keine sichere Direktive. In Ermangelung einer lauten inneren Stimme horcht er ängstlich nach der Ansicht Anderer hin, und es kostet ihn keinerlei Überwindung, sie zu seiner eigenen zu machen, zumal wenn ihr wirkliche oder angebliche Kennerschaft Gewicht verleiht. Er wird anlehnungsbedürftig, wird geneigt, sich beeinflussen, sich leiten zu lassen, und am allerbequemsten ist es ihm, wenn ihm ein fertiger Maßstab geliefert wird, den er jederzeit in der Tasche herumtragen und im Bedarfsfall anlegen kann. Daher gibt es wohl kaum eine zweite Stadt, in der ästhetische Theorien und Schlagworte ein so gesuchter Artikel sind wie in Berlin. Sie haben hier nicht nur wie anderwärts die Leute vom Fach, sondern alle Gebildeten und noch mehr alle Gebildetseinwollenden zu ihrem Publikum. Wie immer sie lauten mögen, sie können mit Bestimmtheit darauf rechnen, eine gläubig nachbetende Gemeinde zu werben, die erst durch sie den einzelnen künstlerischen Erscheinungen gegenüber sich für hinreichend gewappnet hält. Die Suggestion der vorgefaßten Meinung tut dann das Uebrige, so daß die Berliner im Grunde genommen ihr Urteil zumeist schon früher kennen als den zu beurteilenden Gegenstand.

Immerhin könnten derartige theoretische Normen die ihnen entgegenkommenden Richtungen fördern helfen, könnten eine zwar einseitige, aber beharrliche Weiterbildung der Kunst und des Geschmacks

Digitized by Google

anbahnen, wenn sie selbst stabil wären. Das Schlimmste aber ist, daß sie unausgesetzt wechseln, daß sie, kaum als alleinseligmachend angepriesen, schon wieder in die Rumpelkammer wandern und dem gestrigen Schlagwort das heutige, dem heutigen das morgige auf die Fersen tritt. Damit rächt sich eben der eingangs erwähnte Widerspruch zwischen dem Alter der deutschen Kultur und der Jugend dieser Stadt, die ihr fortan die Wege weisen soll. In älteren Kulturzentren wehrt die überall wahrnehmbare, überall noch wirksame Vergangenheit jeder sprunghaften Willkür. Dort kann man nichts beliebig von vorn anfangen; dort muß man den unzerreißbaren Faden der Tradition fortspinnen oder doch an ihn anknüpfen. Dort steht das ehrwürdige Alte dem Neuen im Licht, und dieses hat seinen Platz daneben erst zu erkämpfen. Umgekehrt in Berlin. Solch einen wohltätigen Hemmschuh gibt es hier nicht; denn ziemlich alles, was den Stolz und die Größe der Stadt ausmacht, ist vom jüngsten Datum. Das Neue trifft daher nicht nur auf keinen Widerstand, es wird ohne weiteres auf den Schild gehoben. Wer wird leugnen wollen, daß daraus auch beträchtliche Vorteile fließen? Denn dem guten Neuen wird dadurch ein schneller und leichter Sieg zugunsten des Fortschritts verbürgt; jeder kühne Ideenflug, ebenso wie jede praktische Reform, begegnet einem vorurteilslos aufmerksamen Empfang. Um so bedenklicher aber, wenn man wie hier das Neue an und für sich bevorzugt, nicht weil es gut, sondern weil es neu ist. Neuheit bedeutet in Berlin ein unbedingtes Lob, das höchste, das überhaupt gespendet werden kann, und man scheint dabei seine Zweischneidigkeit nicht einmal zu ahnen. Es schließt ja den Vorsatz in sich, nicht lange gültig zu bleiben, da die von ihm gefeierte Eigenschaft selbst nur ein Eintagsleben besitzt. Vierundzwanzig Stunden später ist naturgemäß das freudig begrüßte Neue nicht mehr neu, und das Neuere stellt es in den Schatten, um seinerseits nach weiteren vierundzwanzig Stunden von dem Allerneuesten verdrängt zu werden. Genau wie die Berliner immer dem zuletzt eröffneten Lokal auf Kosten der schon länger bestehenden in hellen Scharen zuströmen, so laufen sie jedem frisch aufgetauchten geistigen Aushängeschild mit Abtrünnigkeit von dem vorher umlagerten nach, gleich Kindern, die ihr bestes Spielzeug alsbald in die Ecke schleudern, wenn man ihnen irgendein anderes mitbringt. So hat das Bedeutende wie das Belanglose, das Zukunftsreiche wie das Kurzatmige dieselbe Anwartschaft darauf, zur Tagesmode ernannt zu werden, teilt aber auch deren Schicksal, schon in der Wiege zu veralten. Denn was früher in jedem Jahrhundert nur einmal geschah, das geschieht hier mehrmals in jedem Jahr: eine Epoche wird überwunden und der Aufgang einer neuen feierlich ausposaunt. Und das alles im Namen der Kultur, deren Lebenselement die Stetigkeit ist!

Man wird vielleicht einwenden, daß weite Berliner Kreise diesem Jahrmarktstreiben fremd, kopfschüttelnd oder mißbilligend gegenüberstehen; daß die aktive Teilnahme daran sich auf eine verhältnismäßig kleine Gesellschaftsschicht beschränkt, auf jene satte, blasierte und oberflächliche Lebewelt, die man mit dem geographischen Begriff Berlin W zusammenfaßt. Aber dadurch wird ebensowenig geändert wie durch die Feststellung, daß nur eine Minderheit die Kleidermoden bestimmt, die dann schließlich doch von allen getragen werden. Der Terrorismus der Mode, der auch die Widerwilligen ins Joch zwingt, waltet ebenso in

Digitized by Google

geistigen Dingen. Wer mag für rückständig, wer für altfränkisch gelten? Bloß um einem so furchtbaren Verdacht zu entrinnen, nehmen viele das Absurdeste in den Kauf und erklären das Unverdaulichste für ihr Leibgericht. Dennoch hätte der hier in knappen Umrissen geschilderte Geist nie die Macht erlangen können, die er so gut wie unangefochten ausübt, wenn er dem allgemeinen Geiste der Stadt widerstritte, wenn sie aus sich heraus einen anderen zu erzeugen vermöchte, der stark genug wäre, ihm die Wage zu halten. Eben weil er auch nach außen hin als der Geist Berlins auftreten durfte, eben deshalb gewann er die nötige Autorität und Resonanz, um sich auszubreiten über Berlins Weichbild hinaus. Von geschäftigen Wortführern durch das Schallrohr der Öffentlichkeit alltäglich laut verkündigt, hat er, wie schon gesagt, im ganzen Lande um sich gegriffen, auch dort, wo ein anderer Geist gelebt hat und noch lebt, und seinem Eroberungszug scheint vorerst keine Schranke gesetzt. Schritt für Schritt läßt sich verfolgen, wie die deutsche Laienwelt in ihren Beziehungen zur Kunst und namentlich zur Literatur sich ihm gefangen gibt. Mit jedem Fußbreit aber, um den er vorrückt, drängt er um ebenso viel das historisch Gewordene, das heimatlich Bodenständige zurück und setzt an dessen Stelle seine eigene Unstetheit und Wurzellosigkeit.

Schon lassen die Folgen davon sich deutlich wahrnehmen. Deutschland verliert mehr und mehr seinen alten Stil und wird gleichzeitig verhindert, einen einheitlichen neuen zu bilden. Denn einen solchen gegen Berlin durchzusetzen, hat es nicht die Kraft, während Berlin seinerseits die wichtigste Vorbedingung dazu untergräbt: die Ruhe organischer Entwicklung. Wohl fehlt es nicht an den verheißungsvollsten Ansätzen; aber sie sind verurteilt, zu verkümmern, solange das Unfertige keine Möglichkeit hat zu reifen, das Reife keine Möglichkeit zu dauern. Als klassisches Beispiel mag das Los der naturalistischen Bewegung dienen, die in den achtziger Jahren von Berlin ausging. Damals schien es wirklich, als ob die deutsche Reichshauptstadt einen Kunstfrühling heraufzuführen im Begriffe stehe. Konnte diese junge Kunst auch die Nüchternheit ihres Geburtsortes nicht verleugnen, so sprachen doch für sie ihr Wahrheitsmut, ihr Gegenwartsgefühl und ihr soziales Gewissen. Berlin hatte es keineswegs leicht, Deutschland von ihr zu überzeugen; kaum aber war ihm das gelungen, als es schon selber von ihr genug hatte und sie als überwunden zum alten Eisen warf. Damit gab es das Signal zum Beginn einer Geschmacksverwirrung, die heute ihren Gipfel erstiegen hat. Das Publikum traut auf der einen Seite den wechselnden Parolen nicht mehr, die ihm von Berlin eingeblasen werden; auf der andern Seite aber traut es auch nicht mehr seiner eigenen Empfindung. Kopfscheu hin und her tastend wagt es nicht, herzhaft zu bewillkommnen, was ihm zusagt, und entschlossen abzuschütteln, was ihm mißfällt. Um so ungestörter kann eine krampfhafte Originalitätshascherei, ein marktschreierischer Wettbewerb von Sensationen sich breit machen.

Und nun versetze man sich in die Lage der schöpferischen Naturen selbst, der Künstler und der Dichter! Haben sie nicht alle Ursache, in diesem Geiste einen bedrohlichen Feind zu erblicken? Wie können sie sich seiner Ueberhandnahme verschließen, ohne den Kopf in den Sand zu stecken? Wie können sie ihm nachgeben, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen? Ueberzieht er nicht unter ihren Füßen die grünende Erde, deren Schoß

Digitized by Google

ja nicht nur die deutschen Blumen, sondern auch die deutschen Lieder und Märchen geboren hat, mit Asphalt? Führt er unter der Maske der Modernität sie nicht in Versuchung, der jeweils von ihm beliebten Mode durch gelenkige Metamorphosen nach oder zuvor zu kommen? Lohnt er ihnen die Treue gegen sich selbst nicht mit seinem eigenen Wankelmut? Am besten sind noch jene daran, denen ihre engere Heimat zugleich die Welt bedeutet, die sie darstellen. Als die künstlerischen Herolde eines Stammes, einer Landschaft sind sie ja die berufenen Gegenpole der Zentralisation, und innerhalb ihres begrenzten Bezirkes kann der Zug der Zeit, die Atmosphäre des Tages ihnen nichts anhaben. In der Tat glaubte man denn auch in dem Losungswort „Heimatkunst" so etwas wie eine Rettung vor Berlin zu entdecken. Diese an sich durchaus gesunde und berechtigte Reaktion mußte jedoch aus verschiedenen Gründen ein Schlag ins Wasser bleiben. An einer derartigen Heimatkunst mangelt es gottlob in Deutschland heute so wenig wie vormals; nur kann sie nicht gut mehr sein als eine bereichernde Ergänzung der nationalen Kunst; sie kann weder an deren Stelle treten noch für deren Versagen Ersatz leisten. Die ganz großen Künstler sind niemals Heimatkünstler in diesem ausschließlichen Sinn, da sie nicht die Heimat zu ihrer Welt, sondern die Welt zu ihrer Heimat machen. Sodann aber — und da sitzt der schlimmste Haken — kann auch die Heimatkunst, wie jede andere, die Anerkennung Berlins kaum noch entbehren, wenn sie in deutschen Landen, ja sogar in ihrem eigenen Vaterhause durchdringen will. Man braucht nur daran zu erinnern, daß der Ruhm Anzengrubers erst in Berlin begründet werden mußte, bevor dieser österreichische Heimatdichter in Wien nach Verdienst gewürdigt wurde; und das ist ein keineswegs vereinzelter Fall, mancher ähnliche aus neuerer und neuester Zeit ließe sich anführen. Um wieviel weniger also können die anderen Berlin umgehen, die ihre Begabung dazu treibt, den Pulsschlag des gesamten Volkes zu spüren und das moderne deutsche Leben dort zu fassen, wo es am mächtigsten flutet! Und doch würde man sich täuschen, wollte man annehmen, Berlin sei schon jetzt der erlesene Sammelpunkt schöpferischer Persönlichkeiten. Im Gegenteil, die Stadt, in der von jeher die praktischen und die kritischen Köpfe sich am ehesten in ihrem Element gefühlt haben, ist für Phantasiemenschen noch immer kein Lieblingsaufenthalt. Ja, es ist nicht zuviel behauptet, daß sie fast alle an ihr leiden, einerlei, ob sie sich ihr ausliefern oder ihr die Stirn bieten. Viele von ihnen meiden sie mit trotziger Verbissenheit und starren doch wie gebannt darauf hin wie auf ein Gebirge, das den ganzen Horizont einnimmt und schlechterdings nicht übersehen werden kann. Andere pendeln in der Schwebe zwischen Anziehung und Abstoßung bald zu ihr hin, bald von ihr fort. Bald verlockt sie dieses brandende Menschenmeer, sich in seine Wirbel zu stürzen, fordert sie zur Bewältigung, zur Gestaltung auf, bald scheucht die Ohnmacht, seiner Herr zu werden, die Angst, sich in ihm zu verlieren, sie wieder von dannen. Bald hoffen sie, hier der Zeit ihr Geheimnis abzulauschen; bald erkennen sie, daß man mit dem geistigen Auge das Schauspiel der Gegenwart um so schärfer sieht, je weiter entfernt von der Bühne man seinen Platz wählt. Bald bestrickt sie der Sirenengesang eines Erfolges; bald flüchten sie, von dem unausbleiblichen Temperaturumschlag erkältet, in weichere Lüfte zurück. Wieder andere, die Beklagenswertesten, werfen sich in jugendlichem Enthusiasmus dem Moloch

Digitized by Google

rückhaltlos in die Arme, um binnen kurzem bis aufs Mark von ihm ausgesogen entweder völlig unterzugehen oder ein zerbrochenes Bohème-Dasein zu fristen. Nur die wenigsten haben Wetterfestigkeit genug zu unbeirrtem und unbestraftem Ausharren. Und auch sie können zumeist ihre Frische und Schaffenskraft nur bewahren, indem sie sich geflissentlich isolieren, sich einkapseln mitten im Gewühl. Von ihnen heißt es dann, sie lebten in Berlin, weil sie dort wohnen; in Wirklichkeit aber leben sie auf einer einsamen Insel.

Allerdings sind da schon einige Phänomene mit einbezogen, die man nicht bloß in der deutschen Hauptstadt beobachtet, und namentlich die Sucht nach dem Niedagewesenen, nach dem Nervenkitzel der Abwechslung ist eine typische Weltstadtkrankheit, gegen die auch der spröde Konservatismus der alten europäischen Zentren kein hinlängliches Schutzmittel abgibt. Ja, noch mehr, die heutigen Weltstädte stellen überhaupt das geistige Leben vor verwickelte Probleme, von denen die gesamte Vergangenheit nichts ahnte. Mit ihren von keinem früheren Zeitalter auch nur halbwegs erreichten Menschenanhäufungen, mit ihrem betäubenden Getöse, im Vergleich zu dem sogar das antike Rom ein idyllisches Nest gewesen sein muß, mit ihren die freie Natur immer weiter hinwegrückenden Steinwüsten umsäumen sie die Innenwelt mit bedenklichen Klippen. Sie verleiten zur Zerstreuung, zur Veräußerlichung, zur Verzettelung; sie türmen der Sammlung, der Einkehr, selbst wo sie leidenschaftlich erstrebt wird, unliebsame Hindernisse entgegen. Sie lassen die Eindrücke einander wechselseitig totschlagen, so daß keiner festgehalten, keiner vertieft werden kann. Sie vermindern die Energiesumme des Einzelnen um jenen Betrag von ihr, der zur Abwehr von Störungen aufgewandt werden muß. Sie rauben ihm durch ihre riesigen Entfernungen ein Stück Tag, das sonst der Tätigkeit oder der Erholung gewidmet werden könnte. An kleineren Orten brächte ihn ein Spaziergang zu seiner Arbeitsstätte; hier muß er zu ihr eine Reise unternehmen. Von den vielgerühmten und vielbeneideten Anregungen hat obendrein der Fremde in der Regel mehr als der Einheimische, der entweder zu überbürdet ist, um sie öfters aufzusuchen, oder zu abgespannt, um Gewinn aus ihnen zu schöpfen. Wenn trotz alledem gerade in den Weltstädten ein ungeheures Maß von geistiger Arbeit bewältigt wird, so muß man staunen über die Anpassungsfähigkeit des menschlichen Gehirns, dessen Spannkraft auch in diesem Falle ungünstige Bedingungen verstärken. Nur wurde ihm das Kunststück dort vereinfacht, wo die Kultur, schon seit dem Mittelalter ansässig, die Weltstadt von deren Anfängen an schaffen und ausgestalten half und ihr nicht wie in Berlin erst nachträglich aufgepfropft wurde. Hier entbehren ja sogar die äußeren Lebensformen mit Einschluß der Tageseinteilung noch die methodische Regelung, durch die in anderen Weltstädten Zeit und Kraft gespart wird.

So ungefähr liegen gegenwärtig die Dinge, und nur gedankenlose oder geschmeidige Lobredner dessen, was ist, werden sie ganz ohne Besorgnis betrachten. Die deutsche Kultur würde schon allein durch ihre wissenschaftlichen Leistungen, die glücklicherweise all diesen Einflüssen ziemlich entrückt sind, den Vergleich mit keiner anderen zu scheuen haben, und sie steht auch auf künstlerischem Gebiet nach wie vor in der ersten Reihe. Gerade darum aber muß jedem ihrer Freunde ihre Behütung vor

Digitized by Google

etwaigem künftigen Schaden doppelt und dreifach angelegen sein. Indem sie mit einem Mal einen Mittelpunkt erhielt, und noch dazu dort, wo sie nicht von Alters her zu Hause war, wurde ihr der sprunghafte Uebergang in die neue Aera um eine erhebliche Schwierigkeit vermehrt. Zur Ausgleichung eines solchen Sprunges sind auch im günstigsten Fall vierzig Jahre zu kurz. Man könnte ihr also ruhig die erforderliche Zeit dazu lassen, wäre bei einem Uebergang nicht die bedeutsame Frage aufzuwerfen, w o h i n übergegangen werden soll. Und da sehen wir von zwei entgegengesetzten Möglichkeiten die deutsche Kultur an einen Scheideweg gestellt: sie hat zu wählen, ob sie, getreu ihrer Vergangenheit, national bleiben oder nach französischem Vorbild weltstädtisch werden will.

Ausgeschlossen ist selbstverständlich für sie die Rückkehr in die Zustände von ehedem. Die Kleinstaaterei und Kleinstädterei wird auch der nicht zurückersehnen, der den Untergang der mit ihnen verbundenen Poesie bedauert. Das alte liebe Deutschland der Schwärmer, Träumer und Nachtwandler ist versunken und läßt sich höchstens noch in heimlichen, verschlafenen Winkeln wieder heraufbeschwören. Es wäre heut so wenig noch lebensfähig wie ein Baumstamm ohne Krone. Aber ein Deutschland, das erst mit 1871 beginnt, wäre eine Krone ohne Stamm. Und überdies wäre ein Deutschland, das alle seine geistigen Kräfte in einer einzigen Stadt zusammendrängte, alle seine geistigen Säfte von einer einzigen Stadt herleitete, nicht mehr deutsch. Seine Kultur dankt ihren eigensten und kostbarsten Besitz, ihre höchsten Triumphe ihrer Vielgestaltigkeit. Sie ist ein aus zahlreichen Stimmen sich zusammensetzendes Orchester, dessen Vollklang sofort zerstört würde, wenn auch nur eine Stimme daraus verschwände.

Darum muß man aufs innigste hoffen, daß Deutschland nicht fortfährt, immer berlinischer zu werden; daß es vielmehr der Hauptstadt gegenüber die Selbständigkeit seines Geschmacks und seines Urteils verteidigt oder wiedererwirbt. Dann wird es zugleich zur Annäherung an ein zweites wünschenswertes Ziel beitragen: daß nämlich der Geist Berlins immer deutscher wird. Eines ist ja außer Zweifel: die Unarten, die seine Jugend verschuldet, werden mit ihr zusammen abnehmen. Nur besteht vor der Hand seine Aufgabe nicht so sehr im Geben wie im Empfangen, und er wird über der angelegentlichen Aussaat des Neuen nicht versäumen dürfen, das Alte nachzuholen. Denn Berlin wird der deutschen Kultur erst dann mit gutem Recht ein Lehrmeister werden können, wenn es noch auf lange hinaus ihr Schüler gewesen ist.

Digitized by Google

Jugendbriefe Kaiser Wilhelms I.

und des Prinzen Friedrich von Oranien aus den Jahren der Freiheitskriege.*)

Mitgeteilt von Herman Granier.

Prinz Friedrich an Prinz Wilhelm.
Naumburg, den 22ten Oktober 1813.

Lieber bester Wilhelm

Viktoria, Viktoria, Viktoria, Näppel vollkommen geschlagen, in einer ungeheurn Schlacht, rings um Leipzig, Kanonen und Pulverwagen ohne Ende erobert, Gefangene ich weiß nicht wieviel Tausend, einen Adler, 28 Generale gefangen, mehrere todt, unter andern Poniatowsky. Zu diesem herrlichen Siege, und seinen Folgen, die man garnicht berechnen kann, wenn wir es ordentlich anfangen, wünsche ich Dir, theurer Wilhelm, und Euch allen vielgeliebten Breslauer Emigranten von Herzen glück. Ich binn glücklich mit ganzen Gliedmaßen den 16ten und 18ten durchgekommen, und freue mich dessen recht sehr. Den 16ten binn ich wieder ziemlich zwischen den großen eisernen Freunden dazwischen gewesen, einige sind mir heillos nahe um meine Person und meinem Pferde herum spacirt, haben aber noch einen gehörigen Respeckt gehabt, die Granaten haben Messieurs les François so weit geschossen, daß sie mir immer über den Kopf zerplatzten, welches düchtig knallte, aber nicht schaden konnte, wären alle die Granaten ganz zur Erde gekommen, so hätte ich wohl etwas mit abbekommen können. Das Feuer am 16ten übersteigt alle Begriffe, es war ein komplettes Tirailleur-Feuer mit Kanonen, die ältesten Officiere sagen, ein solches Feuer wäre ihnen noch nicht vorgekommen. Unsere braven Preußen haben sich wieder alle wie Helden geschlagen, aber auch ungeheuer verlohren, die Brigade von Klüx hat allein 84 Officiere und 2923 Mann verlohren. Am 18ten war ich in der Suite vom Könige und habe nicht viele Messieurs pfeifen hören. Den 19ten wurde Leipzig genommen, durch das Bülowsche Corps, und da sind wir zu nichts gekommen. Welcher Jubel beim Einzuge in Leipzig, es war ein ordentlicher Triumpfzug . . . .

Den Kronpr[inzen] von Schweden heb ik och gesehn, encor entièrement Franzusky. Die schwedischen Truppen haben mich recht gut gefallen.

Der König von Sachsen ist in Leipzig, sous surveillance, man kann ihm das Liedchen singen Oh du armer Augustin, alle deutsche Truppen sind am 18ten und 19ten übergegangen. Der

*) Vergl. auch die Jugendbriefe Wilhelms I. im Novemberhefte des „Greif".

Digitized by Google

Mischmasch von Uniformen am 20ten in Leipzig war einzig, Preußen, Rußen, Östereicher, Schweden, Sachsen, Badner, Wirtenberger, Engländer, Franzosen, Pohlen, spacirten herum. . . .

Lange wird es wohl nicht mehr dauern, so werdet ihr Breslau verlassen und Winterquartiere in Berlin beziehen; Gott weiß wo wir unsere Winterquartiere beziehen werden, vielleicht in Frankfurth am Main, auch nicht zu verachten. Ich binn ganz seelig, und Du gewiß nicht weniger. Es scheint daß Du zu spät kommen wirst im Frühjahr, es geht zu gut dazu, aber welche Hoffnungen kann man für die Zukunft hegen.

Vorgestern habe ich sehr schönes und gutes Pferd gekauft, welches dem General Reynier[1]) gehört hat, einen Rappen, Kurzschwanz für 45 Fridrichsd'or, alle Leute sagen 70 wäre es wenigstens werth, Fürstenberger in Berlin forderte gewiß 100 dafür. Reynier ist gefangen, daß Pferd war sein Paradeur, und ein Geschenk vom König von Sachsen. . . . .

General Kleist hat mich nun zu sich ins Hauptquartier genommen aus verschiedenen Gründen. . . .

Adieu, adieu,

auf immer und ewig, Dein treuer Freund und Vetter

Fritz O.

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Breslau, den 29. Oktober 1813.

Theuerster, bester Fritz,

Victoria! Victoria! Victoria! Außer uns sind wir vor Freude über diesen herrlichen Sieg. Wie wohl ist einem jetzt ums Herz; als ich die erste Nachricht erhielt, wurde mir ordentlich leicht; die 2 Tage, an welchen hier der Sieg gefeiert wurde, war ich von der vielen Freude und von dem vielen Erzählen in einem completten Fieberzustand.

Ehe ich zur Beantwortung Deines theueren Briefes aus Naumburg vom 22. übergehe, muß ich Dir erzählen, wie unglücklich es uns heute ergangen ist. — Wie Du weißt, ist der König nach Berlin gegangen; gestern schickt Jagow eine Estafette, wo er anzeigt, daß der Rex, als heute, hier ankommen würde. Unsere Freude brauch ich Dir bei dieser Nachricht [nicht] zu beschreiben. Man versammelte sich denn heute um 4 Uhr, die Bürger-Garde bildete eine chaine und das Volk strömte zum Thor hinaus. — Nun denk Dir, als mit einem mahl die Nachricht von Jagow kommt, daß der König erst morgen und vielleicht — gar nicht kommet. Ich versichere Dir, ich war wüthend und hätte gern laut geblerrt. In dieser meiner Noth erbarmte sich der Herr meiner, und ließ mir einen Brief von dem guten Freund zu kommen. Diesen eil ich denn nun zu beantworten.

[1]) General Graf Reynier kommandierte das VII. französische Korps, das großenteils aus Sachsen bestanden hatte; † 1814.

Digitized by Google

Räppel hat denn nun endlich gebüßt. Die Völkerschlacht ist geliefert, und Deutschland befreit. Welch ein Gefühl! Es muß eine fürchterliche Schlacht gewesen sein. Das Feuer kann ich mir denken; herzlich freut es mich, daß Du so glücklich von den Monsieurs bist verschont worden. Ich bekam einen solchen Schreck, als ich erfuhr, daß die Klüxsche Brigade so gelitten hatte, weil ich Dich bei derselben wußte; indeß ich wurde bald beruhigt. Das glaub ich, daß sich unsere braven Preußen wie Helden geschlagen haben; wären sie nur so leicht zu ersetzen, als sie abnehmen. Piwill!!! Den kann ich mir denken! Der ärmste! — Der Jubel beim Einzug in Leipzig soll einzig gewesen sein.

Oh du armer Augustin![1]) Willkommen. Hast du endlich gebüßt. Das ist do[ch] noch ein Sieg! Da regnets Könige und Marschälle, und Generale so viel man Lust hat. Wenn wir ihn nur erst hätten! Der Mischmasch von Uniformen in Leipzig muß sehr komisch gewesen sein. — Ich hoffe, Du wirst meinen Brief vom 16. 8ber erhalten haben, und meinen kleinen Zettel durch Fritz.

Das gebe Gott, daß wir Breslau bald mögen mit Berlin vertauschen. Es ist kein übler Tausch, sollt ich meinen. Winterquartiere in Frankfurth am Mayn, wir in Berlin — das läßt sich hören; beide Theile werden content sein, sollt ich meinen. Leider, ja wohl leider komm ich zu spät. Im Frühjahr, wo ich mit Ersatzmannschaft kommen soll, — da ists vorbei. Doch weg damit, ich werde nur mißmüthig. —

Ma gratulation zum Rénier-Pferd! e-t-il bon? 45 Prinz von Oranien, 100 Fürstenberger, — das ist das richtige Verhältniß.

Der Cousin kommt düchtig ins Feuer; öfter als ihr. Nun ziehet er vorauf; das nenn ich doch noch Krieg machen!

Prinzessin Charlotte, älteste Tochter des Königs von Preußen, hat einige Tage Fieber gehabt, wie auch die zweite Prinzeß, die übrigen der hohen Familie sind wohl; Prinz Wilhelm hat starken Schnupfen und empfielt sich Dir. General Pirch II. schreibt ihm fleißig; er hat die Güte mir die Briefe alle zu zeigen. . . .

Nun lebe wohl, bester Fritz,

Dein

Morgen ein Glas treuer Freund

Champagner [Zeichnung eines Sektkelches]. W [mit vielen Schnörkeln]

Morgen denk ich wirst wohl wissen.

kommt der König!

Heute Wil: Adalbert! Vivat.[2])

[1]) Der bei Leipzig kriegsgefangene König Friedrich August von Sachsen.

[2]) Geburtstag des 2jährigen Prinzen Adalbert, Sohnes des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs, des späteren „Prinz-Admiral".

Digitized by Google

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Frankfurth a. M., den 17. November 1813.

Vergieb mir, Theuerſter Fritz, daß ich Dir nicht früher geſchrieben habe; ich bin aber in einem ewigen Wirrwar geweſen, und mußte auch die Breslauer befriedigen.

Du wirſt wiſſen, daß man den König hier feierlich einhohlen wollte; dies fand er aber durchaus unzweckmäßig, und kam den beiden Kayſern zuvor, in dem er ſtatt den 14ten ſich einhohlen zu laſſen, ſchon den 13. Abends hier anlangte. Den 14ten war große Parade von den allirten Garden und den Oeſterr. Grenadieren. Ein ſchöner Anblick; ein ewiges Vivat und Hurrah rufen dauerte den ganzen Vormittag. Diner beim Kayſer Franz. Faſt alle Rheinbundsfürſten waren hier zu ſchauen. Den Abend gingen wir ins recht gute Theater. Der König, ich und etwas vom Gefolge wohnt im Darmſtädter Hof auf der Zeile. Frankfurt iſt eine ſehr hübſche Stadt; beſonders ſind ſchöne Häuſer auf der Zeile (die Hauptſtraße) und am Quais. — Couſin Friedrich iſt auch hier; er iſt ſchon vor Maynz geweſen, und hat den Rhein geſehen. Wir werden nächſtens auch hinreithen und uns dort beſehen. Blücher und Onkel Wilhelm waren geſtern hier, heute aber wieder fort. — Der Großfürſt[1]) iſt Chef unſers Oſt-Preußiſchen Cüraſſier-Regiments geworden und kleidet ſich von Kopf bis zu Fuß völlig ein. K[aiſer] Franz I. hat das eiſerne Kreuz erhalten. Geſtern war Ball im Komödienhaus; ſehr brillant, aber langweilig. — Es heißt wir werden bald marſchieren. Gott geb es, damit ich doch vorm Feind komme. Wie gehet es Dir denn in Münchholzhauſen[2]). Etwas kurzweilig? — In Fulda ſind wir geweſen. Der Dom und die Abtei ſehen ſehr ſchön aus, die Stadt etwas löchricht. Bei Hanau waren noch viele Spuren von der Schlacht zu ſehen.

Meine herzliche Gratulation zu
Morgen
den 18ten November 1813.[3]) . . .

Nun adios Camarados. Viele Empfehlungen an Quadt, G. Kleiſt und Güſtchen.[4])

Dein treuer Freund
Wilhelm.

um ½5 Uhr präcis Nachmittags.

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Freiburg im Breisgau, den 6. Januar 1814.

Erlauben Ew. Königl. Maj. Allerhöchſt dero meine unter-

[1]) Großfürſt Konſtantin, Bruder des Zaren Alexander I., † 1831.
[2]) Dorf in der Rheinprovinz, ¾ Meilen ſüdöſtlich von Wetzlar.
[3]) Geburtstag der Mutter von Fritz Oranien.
[4]) Prinz Auguſt von Preußen, † 1843.

Digitized by Google

thänigste Gratulation zum heutigen Jahres-Tag Höchst Ihrer Regierung abstatten zu dürfen. In den Zimmern der Gräfin von Voß in Berlin, wurden Sie einstimmig vom Kuchen zum König[1]) erwählt. Ich wage es, mich Ewer Majestät an diesen erfreulichen Tage aufs Neue in Höchst dero Gedächtniß zu rapelliren und unterzeichnen zu dürfen. W.

Nachdem die gehörigen Curalien geschnitten sind, fange ich auf einem familiereren Fuß mich mit Dir zu unterhalten an. Zuförderst meinen freundlichen Gruß zum Neuen Jahr. Vorgestern sind wir hier angekommen. 1.) A pempos:[2]) Nein das Glück, du hast Wilhelm wieder gesehen. Das wird eine Freude gewesen sein! Wie gern erlebte ich sie auch. 10000000000000000000000000 herzliche innige Grüße an ihn und Deinen Vater. etc. etc. etc.

Hier in Freiburg ist die schönste Gothische Kirche die man sehen kann. Fritz und Prinz Radziwill ist ganz d u l l. Den 12ten gehen wir nach Lörrach und den 13ten ziehen wir mit allen Garden zu Fuß und zu Pferde in Basel ein. Morgen marschieren die R[u]ssischen] Garden zu Fuß hier durch; e n p a r a d e z u m 100 001 m a h l! Am 1ten Januar sind der König und ich nebst Suite mit dem Sackenschen Corps bei Mannheim über den Rhein gegangen. Die Rußen nahmen eine dort, den Neckar-Ausfluß bestreichende, gelegene Schanze, mit ungeheurer Bravour fort. Es war ein wunderschöner Anblick das Übersetzen der Truppen, mit klingendem Spiel etc. Wir kamen diesseits des Rheins grade an, als die Schanze genommen war, dann setzten wir über. Bei Euch ist eine Art von Crisis eingetreten, ich hoffe sie ist schon, oder wird noch glücklich vorübergehen. Hier gehet es im Ganzen gut. Bei kleinen Gefechten haben wir was auf die Finger bekommen. Genf ist genommen; darin 117 Canonen. Auch das Fort Blamont. Hüningen hofft man bald zu bekommen. Torgau ist über.

2.) A pempos: sämmtliche Altern sind nun auch bei euch. . . .

Den 2ten Januar sind wir in Carlsruhe gewesen. Stephanie[3]) hat uns recht gut gefallen. Nun adios Camerados. Auf Wiedersehen!?! !?! !?! !?!

Dein ewig treuer Freund
Wilhelm.

P r i n z F r i e d r i c h schreibt über das Wiedersehen mit seinem Bruder Wilhelm aus dem Haag am 22. Dezember 1813 an Prinz Wilhelm:

[1]) Nämlich zum Bohnenkönig bei dem damals bei Hofe sehr beliebten Spiele des Suchens der Bohne in einem Kuchen.
[2]) Scherzwort für: „à propos".
[3]) Großherzogin Stephanie von Baden, geborene Beauharnais, Nichte der Kaiserin Josephine, Adoptivtochter Napoleons, † 1860.

Digitized by Google

... Die Freude uns wieder zu sehen kannst Du Dich leicht vorstellen, sie war ungeheuer groß. Du kannst gar nicht glauben wie sehr er verändert, und was er für eine gesetzte Personage ist. Wir haben uns so viel zu erzählen, daß wir uns am Ende gar nichts sagen. Er hat unmenschlich viel zu thun, denn er ist so halb und halb General en chef der Holländischen Truppen; Heute sitzt er zum erstenmale mit im Staatsrathe. . . .

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Freiburg im Breisgau, den 7. Januar 1814.

Recht herzlichen Dank, bester Freund, für Deinen mir überaus werthen Brief vom 29ten Dezember. Ich erhielt ihn heute früh durch Reiche[1]), den ich mich sehr freute wieder zu sehen. Dein Brief machte mich sehr glücklich; nicht ohne Rührung konnte ich die Stelle der Trennung lesen! Doch warum aufs Neue diese unangenehme Corde berühren. . . .Dem Wiedersehen mit Wilhelm hätt ich beiwohnen mögen.

Daß unsere Reise in diese Gegenden doch geschehen ist, wirst Du bereits aus meinem gestrigen Briefe Nr. 2 ersehen haben; indeß glaub ich kaum daß wir nach der ächten Schweiz kommen werden, da sich die Operationen mehr nach dem Innern von Frankreich zu ziehen scheinen. Ich bedaure es sehr; man hätte doch so en passant ein Bild von der Schweiz bekommen. Nach Deiner Beschreibung muß die Gegend Hollands nicht reizend sein. Besonders daß das Ausreiten so unangenehm ist, wird Dir unangenehm sein. Was macht die Cavalla? Heute hätte mein Cosak beinah die Frechheit gehabt, Sr. Apostolischen Maj. runter zu hauen. Er bäumte sich dicht hinter ihm, als wir von Besichtigung der Garden kamen. — Piwill immer noch etwas dösig, wird doch wohl Deine Abende um kein Großes versüßen; und da nun Valentini[2]) auch abgehet, wirst Du ganz verlaßen sein. Rite mit Eichen Laub, ist immer kein Eichenlaub um den Kragen. Was Du von der Organisation der Truppen sagst, ist eben nicht erbaulich; aber es wird sich schon finden. . . .

Der Kayser A. ist heute nach Schaffhausen zu seiner Schwester Catherina[3]), und gehet von dort den 12ten nach Lörrach und den 13ten ensemble nach Basel. Kayser F. gehet morgen nach Alt-Breisach um es zu besehen, auch der Rex wird vielleicht übermorgen hingehen. Charlotte hat Erlaubniß erhalten die Hirsche des Königs von Rom [Karrikatur-Zeichnung] anzunehmen. . . .

---

[1]) Oberst Ludwig v. Reiche, Generalstabsoffizier bei York, dann bei Bülow, † 1855 als General der Infanterie.

[2]) Oberst Frhr. Georg Wilhelm v. Valentini, Oberquartiermeister abwechselnd bei den Korps von York und von Bülow, † 1834 als Generalleutnant.

[3]) Großfürstin Katharina, seit 1812 Witwe des Prinzen Peter Friedrich von Oldenburg, 1816 Königin von Württemberg, † 1819.

Digitized by Google

Ich schließe den Brief heut noch nicht, vielleicht erfährt man bis morgen noch etwas. ½6 Uhr Abends. Votre tres humble Serviteurs

den 8ten.

Fränzchen ist nicht nach Breisach weil das Wetter schneeig ist; dafür hat er unsere Garden heute besichtigt. Sie sahen sehr schön aus. Ein Bataillon Badenser Garde Schwadroniert[1]) jetzt mit unserer; sie sehen fast ebenso aus, nur alles in Silbertressen, was wir in Wolle; Haltung gut. Der König hat eben mit den rekonvalescirten Beseneck[2]) und Humboldt[3]) über die jetzigen Conjuncturen debattirt, und ihnen die Köpfe ein Bischen gewaschen. Rex ist mit den Operationen an und für sich zufrieden; nur ist er unzufrieden damit, daß man den Winter nicht benutzt sich zu renforciren, die deutschen Kräfte zu organisieren und die Zeit mit Unterhandlungen hingebracht hätte; weil er meint, daß wir jetzt viel zu schwach sind. Der Erfolg wird's lehren. Natzmer und ich hörten diesem inkognito aus der andern Stube mit an; die Thüren waren offen. . . .

Nun Adieu

Dein ewig treuer Freund

1 Uhr Mittag. Wilhelm."

Prinz Friedrich an Prinz Wilhelm.

Breda, den 16. Januar 1814.

Lieber bester Wilhelm!

. . . Wir haben hier wieder vor einigen Tagen eine kleine Expedition gehabt, wobei ich wieder einmal die kleinen Herrn habe pfeifen hören; es ist glücklicher Weise beim hören geblieben und nicht zum fühlen gekommen. Der Prinz von Hohenzollern[4]) wird Dir die Affaire beschreiben können, und unsre Lebens-Art hier im Hauptquartier. Wie steets mit Dir lieber Wims, hast Du schon das Pulver gerochen und die hübsche Musik gehört? . . .

. . . Ich [bin] holländischer Oberst, Großmeister der Artillerie und Chef eines meinen Namen führenden freiwilligen Jägerkorps geworden. Was sagst Du dazu? lachst mich aus, nicht wahr. Wenn ich mich als Großmeister der Artillerie, wie so eine alte Kanone, vorstelle muß ich auch lachen. Dabei kümmert und ängstigt mich aber bloß der preußische Capitain, denn ich weiß noch nicht ob ich es bleiben werde oder nicht; für diesen Ausspruch fürchte ich mich ungeheuer; denn den preußischen Rock möcht ich nicht gerne ausziehen; denn der

[1]) Zusammenstoßen; das badische Garde-Bataillon trat zur preußischen Garde-Infanterie-Brigade.

[2]) Spitzname des Generaladjutanten v. d. Knesebeck.

[3]) Wilhelm v. Humboldt, preußischer Staatsmann, † 1835.

[4]) Prinz Hermann zu Hohenzollern-Hechingen, preußischer Oberst, 1818 General, † 1827.

Digitized by Google

bleibt doch der erste und vornehmste. Auch bin ich ja eigentlich ein Preuße von Geburth, und immer in Preußen gewesen. Aber was ist zu thun, man muß sich seinem Schicksal ergeben; doch habe ich noch große Hoffnung und diese mag ich bis zur Entscheidung nicht untergehn lassen. . . .

Übrigens geht es mir recht wohl, und am besten befinde ich mich immer wenn ich in Bewegung binn, denn da kommen mir alle diese Gedanken nicht so im Sinn. Während unserer Expedition war es recht kalt, doch hat mir eigentlich nicht gefroren, ich habe einen süperben Pelz, gute Pelzhandschuh, mit denen ich schon einen Puff vertragen kann. Nur die Füße habe ich mir etwas erfroren beim reiten; der General Bülow hat aber eine vortreffliche Manier, nämlich wenn es so kalt ist, so geht er viel zu Fuß, was einem wieder durchwärmt. . . . .

Die Bewaffnung hier in Holland fängt doch nun an besser und schneller zu gehn, nur fehlt es sehr an Gewehren, die alle erst aus England kommen müssen. Die holländischen Uniformen sind eben nicht sehr hübsch, die Scherpen sind von Seide und ganz Orange welches ein bischen Grell ist, die ganze Armee bekommt Chacots. . . .

Adieu bester, theuerster Wilhelm, schreibe mir bald wieder, und vergiß nicht

Deinen Dich ewig treu liebenden Freund und Vetter
Fritz.

Prinz Friedrich an Prinz Wilhelm.

Haupt: Qu: Breda, den 28. Januar 1814.

Bester Wilhelm!

. . . . . Vielleicht bist Du mit dabei gewesen, und hast die ersten Kugeln pfeifen höhren; Oh schreib mir doch bald wie Dir diese Musik gefallen hat, sobald wie Du sie wirst kennen gelernt haben. Binnen wenigen Tagen werden wir, denke ich, auch wieder einen Tanz haben, Gott gebe daß er gut ausfällt, und hernach marschieren wir nach Brüßel und von da nach Paris, wo wir uns hoffe ich wieder sehen werden. . . .

Wie es mit meiner preußischen Uniform steht weiß ich leider noch immer nicht, doch lebe ich vortwährend noch in der Hoffnung sie beizubehalten, hast Du vielleicht nichts davon gehört? wenn Du etwas davon weißt so schreibe es mir doch. Die Holländische Armee kömmt noch immer nicht schnell genug zu Stande, das geht ungeheuer langsam. . . .

Der Herzog von Clarence[1]) ist auch hier in Holland angekommen. . . . Er ist ganz enchantirt von den preußischen Truppen; sagt es wären die ersten der Welt, und daß man sie in ganz England

[1]) Herzog Wilhelm von Clarence, dritter Sohn des Königs Georg III. von England, 1830 König Wilhelm IV., † 1837.

Digitized by Google

dafür anerkenne. Der Prinz-Regent[1]) hat dem Gen. Bülow einen Ehren-Degen bestimmt, der aber bis jetzt noch nicht einpassiert ist. . . .

Lege mich bitte, in tiefster Unterthänigkeit dem Könige zu Füßen, und empfehle mich allen die sich meiner wohl erinnern wollen. . . .

Apempo es sind ja wieder neue Axelklappen eingeführt, wie sinst Du die Franzen? ich kann sie mir nicht als hübsch vorstellen. Adieu lieber bester Wims, vergiß nicht

Deinen ewig treuen Freund und Vetter
Fritz.

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Chaumont, den 31. Januar 1814.

Gestern Abend erst erhielt ich Deinen theuren Brief vom 22. Dezember 1813.[2]) Herzlichen Dank für denselben, mein lieber guter Freund. Zu den Pferden von Deinem Bruder gratuliere ich recht sehr. Leider hab ich indessen schon gehöret, daß eins derselben, und, oh wie schade, grade das Beste, einen großen Fehler hat.(Nehmlich den: daß es Dir, und nicht mir gehört!)

Seit Freiburg hab ich Dir nicht geschrieben. Am 12. Januar gingen wir von dort ab nach Lörrach im schändlichst niederträchtigsten Wetter, und hielten am 13. unsern feierlichen Einzug in Basel. v. Reiche wird Dir wohl schon von erzählt haben. Einen Tag benutzte ich die dortigen Merkwürdigkeiten zu sehen (mit Rex), nehmlich die nicht sehr besondere gothische Kirche, und die Bibliothek, merkwürdig noch durch Sammlungen, vorzüglich durch Holbeinsche Handzeichnungen. Den andern Tag ging ich mit v. Natzmer und v. Thile[3]) in die Tranchéen vor Hüningen; sehr interessant. Einen andern Tag besahen wir die Ruinen von einer römischen Stadt, bei dem Dorfe Aukst.[4]) Eine Säule und einiges Mauerwerk ist alles was man sah; im Sommer soll man mehr sehen können, was des Schnees wegen nicht sichtbar war. Den 20ten reisten wir von Basel ab, über Altkirch nach Dorf Frahier. Bei Befort [Belfort] mußten wir einen schrecklichen Umweg machen, nehmlich der Weg war sehr schlecht, und kamen doch auf 1200 Schritte beim Fort vorbei. Den 21. über Lüre nach Vesoul. Eine recht freundliche Stadt in Ansehung der andern. Des Morgens erhielt der König die Schlüssel von Nancy. Am 23. kamen die Schlüssel von Torgau und Wittenberg (Tauentzins non plus ultra).[5]) Am 24. reisten wir über Fay

[1]) Der spätere König Georg IV. von England, † 1830.

[2]) S. den Brief vom 6. Januar 1814 am Schlusse.

[3]) Oberst Louis Gustav v. Thile, „l.", Flügeladjutant des Königs, † 1852 als General der Infanterie.

[4]) Augst, Schweizer Dorf am Rhein, Kanton Basel-Land.

[5]) Anspielung auf die übertriebene Freude der Hofdame Gräfin Lisinka Tauentzien über diesen Erfolg ihres Vaters, des Generals Graf T. v. Wittenberg.

Digitized by Google

billot[1]) etc. nach Langres. Eine, in allen Hinsichten sehr häßliche Stadt. Man schien sich hier auf einen langen séjour zu prepariren, als an einem Tage (d. 27.) unter den Ersten große Bewegung war, und wir am 29. nach Chaumont abreisten. Schon unterwegs erhielten wir die Nachricht, daß der Feind im Anmarsch sei. Dem zu Folge hat Blücher, vorgestern, eine sehr heftige Affaire mit Napoleon selbst bei Brienne gehabt, und 8 Canonen genommen, gestern ruhig verblieben, und heute mit Verbindung vom K[ron] P[rinzen] von Württemberg, Wittgenstein, Wrede[2]) und Julei[3]) . . . . . einen Angriff auf N: gemacht. Der Rapport über den Ausgang ist noch nicht hier (½6 Abends). Unsere Spannung kannst Du Dir denken!!!!! Denke Dir meine Lage, noch keine Kugel haben pfeifen hören, heute nur 7 Meilen von der Schlacht zu sein, und nicht dabei. Ich bin etwas desperat. — Chaumont ist ein sehr kleiner Ort. Theater (französisch, wie auch in Vesoul) ist hier, sehr komisch. — York sollte dieser Tage nach Bar sur Ornain[4]) kommen. Ob er heute rann gezogen ist, weis ich nicht. — Itzt muß ich ins Theater, also Adieu bis Morgen, vielleicht kommt bis dahin Rapport über den Angriff. — Bon soir.

Den 1. Februar.

Der Angriff hat gestern noch nicht stattgefunden; sondern heute oder Morgen, zu welchem Ende beide Souverains sich heute hinbegeben. Meine Freude ist heute so groß wie gestern meine Niedergeschlagenheit. Auch York und Colloredo[5]) sind rangezogen, alles um Brienne. Gott gebe unsern Waffen Glück! Heut ist Luischens Geburtstag. — Ich nehme den Brief mit in meiner Brieftasche, um Dir gleich den Ausgang zu melden. Lebe wohl!!!

Bar sur Aube, den 2. Februar.

Gott sei gelobt! Wir haben gesiegt. Die Schlacht fing gestern um 12 Uhr an und endete spät Abends. Der Feind wurde überall nach einer heftigen Gegenwehr geworfen. Heute, wir kommen eben von dort zurück, ist der Feind in vollem Rückzug. 61 Canonen und viele 1000 Gefangene sind die Tropheen. Vielen, vielen Dank für den Brief durch Auer.[6]) Er wird Dir mehr erzählen.

Freund

¼4. Wilhelm.

[1]) Fays-Billoz, Dorf, 44 Kilometer von Vesoul.
[2]) Bayerischer General Karl Philipp v. Wrede, 1814 Feldmarschall und Fürst, † 1838.
[3]) Der Österreichische General Graf Ignaz Gyulai, † 1831.
[4]) Bar le Duc, Stadt am Ornain, Departement Maas.
[5]) Graf Hieronymus Colloredo-Mansfeld, Österreichischer General, † 1822.
[6]) Rittmeister Ludwig Kasimir v. Auer, Adjutant des Generals v. Bülow, † 1837 als General.

Digitized by Google

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Colombé les deux Eglises, zwischen Bar sur Aube und Chaumont, den 28. Februar 1814.

Mein theuerster Freund, empfange meinen herzlichsten Glückwunsch zu Deinem theuren Geburtstag. Leider ein mahl wieder muß dies schriftlich geschehen, nachdem wir einige Jahre glücklich zusammen gewesen waren; daß meine Gesinnungen stets dieselbigen für Dich bleiben werden, hoff ich wirst Du Dich überzeugen. Also von Herzen Glück; bald denk ich sehen wir uns wieder!

Gestern haben wir eine glückliche Affaire[1]) gehabt, deren nähere Details Du durch Prinz Hohenzollern erfahren wirst; die kleinen und großen Herren sind uns ganz infam um die Ohren geflogen; eine eigne Musik. Wir liegen hier alle Nacht zu 8 in der Stube auf Streu; recht à la Campagne.

Adios Grand Maître

Dein treuer Freund
W.

Wir haben heute Deine Gesundheit getrunken.

Prinz Friedrich an Prinz Wilhelm.

Cuffy eine halbe Lieue von Soissons, den 5ten März 1814.

Lieber bester Wilhelm!

. . . Ich gratuliere Dich recht sehr, daß Du große und kleine Messieurs so düchtig hast pfeifen höhren und daß sie es dabei haben bewenden, und sich Dir nicht fühlen lassen. Am 3ten hatte die große Vereinigung von uns und Winßingerode[2]) mit Blücher statt, sie that Noth, denn wie siet die schlesische Armee aus, es ist zum erschrecken, die genealische Genies haben rechte exentrische und keine conzentrische Operationen gemacht. Heute haben die Franzosen Soissons beschossen, welches sehr stark brennt, ich kann es aus meinen Fenstern sehr gut sehen. Denke Dir meine Wonne den Fritz-Lucifer[3]) wieder zu sehen, ich habe Gestern bei ihm in Soissons diniert und Vorgestern dorten soupirt; er ist mit dem Pferde gestürzt und hat dadurch einen schlimmen Fuß. Der arme Vatilini[4]) ist bei Montmirail blessirt, doch nicht schwer, dito Dein Pirch noch leichter. . . .

Ist das eiserne Kreuz noch nicht einpassirt, vielleicht am 22ten M:, zum vorraus meinen herzlichen Glückwunsch zu dem schönen Tage. . . .

Die holländische Armee wird binnen kurzem zu Felde ziehen, Gott gebe daß etwas Gutes draus wird. . . .

[1]) Die Schlacht bei Bar sur Aube, am 27. Februar 1814, des Prinzen Wilhelm „Feuertaufe".
[2]) Frhr. Ferdinand v. Winßingerode, Russischer General, † 1818.
[3]) Prinz Fritz Louis.
[4]) Spitzname für Valentini; vergl. den Brief vom 7./8. Januar 1814.

Digitized by Google

Es freut mir daß das Campagne-Leben Dir so wohl bekömmt, wie der Hohenzollern mir sagt. Die Franzosen gefallen mir bei sich zu Hause eben so wenig als im Auslande, es sind doch alles Canaillen, mit wenigen Ausnahmen. Was Du mir von meinem bleiben im preußischen Dienste sagst hat mir äußerst erfreut. . . . Gott sei dank. Lege mich bitte dem König aller Gehorsamst, Unterthänigst, und Tiefstens zu Füßen. . . .

Nun Adios Camarados, lebe wohl und vergiß nicht
Deinen Dich nie vergessenden und immer
treu liebenden, alten Freund und Vetter
Um ½8 Abends. Fritz von Or.

La Fère, den 17ten März 1814.

Lieber bester Wilhelm!

Aus den drei vorigen Seiten vom 5ten dieses wirst Du wenigstens sehn daß ich nicht faul gewesen binn. . . .

Ich binn [bei Laon] mit einer Ohrfeige davongekommen, die mir nicht einmal weh gethan hat, wir hielten nämlich zu Fuß an einer Windmühle, wo der Feldmarschall mit seinem Hauptqu: auch war, und wo ein so ein zweirädiger Bauerwagen stand, einige insolente Kanonenkugeln suchten uns da oben heim, ohne weiter aber zu schaden; die eine jedoch schlägt gerade in den alten Karren ein, dessen Stücke nun einige Klapse austheilten, Gen: Czernischeff[1]), der Gr. Nostitz[2]) aus dem Feldmarschall sein Hauptquartier, der Rittmeister Auer, Hr. v. Quadt und ich, waren les malheureuse victimes, wenn es nie besser kommt will ich zufrieden sein. Fritz Louis war mit auf diesem Punkt und hat es gesehen. . . . Die holländischen Truppen werden binnen sehr kurzem unter meinem Bruder zu Felde ziehen, und ich werde auch ein Commando dabei bekommen, weiß aber noch nicht welches; daher werde ich aber sehr bald den Gen: Bülow verlassen; diese Veränderung ist mir nicht sehr angenehm, da ich glaube daß wir zu nicht vielem kommen werden, sie kommen unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, der neue Fabius Cunctator. Ich habe am 14ten dem Könige geschrieben, um ihn meine Desertion zu melden, die jedoch wie ich vermuthe mit seiner Zustimmung auf früherer Anfrage meines Vaters geschieht.

. . . Bei dieser Veränderung ist es das einzige was mir noch tröstet, daß ich dabei in preußischen Diensten bleibe; denn ich werde mich beständig als ein Preuße ansehn. . . .

Der Gen: Bülow freut sich immer über meine Desespoir wegen Holland, und hat dran gearbeitet mich dort loß zu machen,

[1]) Graf Alexander Tschernyschew, Russischer Kavallerie-General, später Fürst † 1857.

[2]) Major Graf August Ferdinand Ludwig v. Nostitz, Blüchers Adjutant, † 1866 als General der Kavallerie.

Digitized by Google

und zu bewirken daß ich ganz Preußisch bliebe wie mein Herz es ist, aber vergebens; ich werde auch ganz melancholisch wegen dem Lande aus Dämmen, Kanälen und Fischweiber zusammengesetzt. bababa. . . .

Adieu lieber Wilhelm, lebe wohl und zufrieden, Gott gebe uns ein baldiges und freudiges Wiedersehen, aber ach ——— und denke zuweilen an

Deinen alten treuen Freund und Vetter
Fritz.

Prinz Friedrich an Prinz Wilhelm.

Lieber bester Wilhelm!

. . . Nein es ist fürchterlich jezt hier vor dem alten Bergen op Zoom zu sitzen, nein ich kann Dir nicht beschreiben in welcher Wuth ich binn, gestehe aber auch daß es schrecklich für mich ist, nachdem ich den ganzen Krieg mitgemacht habe, nicht bei diesem herrlichen Ende haben zugegen sein können. Den 19ten März habe ich die Armee müssen verlassen und am 30ten seit ihr in Paris gezogen, es ist um sich zu hängen. Dabei kömmt nun noch aller Erger den man hier über alles hat.

Was magst Du aber denn lieber Wims, gewiß bist Du recht zufrieden und froh, und paradirst recht in Paris herum. Wie steht es mit dem eisernen [Zeichnung des Eisernen Kreuzes], ist es noch nicht einpaßirt? . . .

Ich habe jezt meine beiden englischen Pferde bekommen, eins von meinem Vater, einen Schimmel der recht hübsch und ziemlich gut ist, und von meinem Bruder einen kleinen Schwarzen der nicht sehr schön, aber sehr gut ist. Mein Adonis bleibt aber doch immer der Matador meiner Leibreitpferde. . . . Was magt denn die Eichkatze? und wie hat sie die Feuerprobe überstanden? . . . .

Es thut mir leid, daß die holländischen Truppen zu nichts mehr gekommen sind, damit sie doch die Ehre hätten sich einmal geschlagen zu haben. . . .

Ein Regiment Husahren . . . sieht sehr gut aus, sie haben hellblaue Dollmans und Hosen und dunkelblaue Pelze mit Goldenen Schnüren, und haben ganz die Östereichische Tournüre. Wenn Du mich so in der holl: Generals-Uniform mit einer orangen Schärpe und dem dreieckigen Huthe sehen könntest, würdest Du Dich auch glaub ich todt lachen. Doch kann ich glücklicherweise mich noch in der guten lieben preußischen Uniform zeigen. Auch nenne ich alles was bei den Preußen ist noch immer bei uns und wir. . . .

Sei so gut mich dem Könige mit dem gehörigen unterthänigsten Respekt ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen. . . .

Mein Bruder hat mir aufgetragen Dir tausend Schönes von

Digitized by Google

ihm zu sagen. Nun Adieu lieber bester Wilhelm, Gott gebe uns ein baldiges frohes Wiedersehen, und vergiß nicht

Deinen Dich immer und ewig treu liebenden
Freund und Vetter
Fritz.

Rosendaal, in Gelderland, den 25ten April 1814.

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Paris, den 2. May 1814.

Theuerster Freund,

Der heutige Tag muß einem Jeden der ihn voriges Jahr in Lützens Ebenen erlebt hat, ewig, ewig denkwürdig sein! Da Du zu diesen Glücklichen gehörst, so empfange denn zu dem heutigen wichtigen Jahrestag meinen herzlichen Glückwunsch; und da ich immer noch vergessen habe Dir eine Kleinigkeit zu Deinem Geburtsfeste zu schicken, so benutze ich den heutigen Tag, um Dir beikommendes kleines Geschenk zu übersenden. Es bestehet in einem Helm als Petschaft; das Visier ist aufzuschlagen und da kann [man] einen kleinen Schwamm mit Parfüms rein legen; die Platte des Pettschafts ist ebenfalls zu öffnen, wo etwas drinn geschrieben stehet.

Wie gehet es Dir denn im Haag. Ich hoffe recht gut. Wir leben hier in Saus und Braus. Schon zwei Feten sind gewesen, die ich leider, wie auch eine par force Jagdt, nicht habe beiwohnen können. Morgen kommt der König von Frankreich. Die Alliirten Herren werden dem Einzug nicht beiwohnen, folglich auch wir nicht; ich denke aber daß wir inkognito uns wo postiren werden, um dieses merkwürdige Ereigniß zu sehen.

Da der König (von Preußen nehmlich) seit einigen [Tagen] unwohl ist, und also nicht selbst seine Aufwartung in Compiègne beim christlichen König machen kann, so hat er seinen ältest Gebohrnen den dicken Fritz mit einem Schreiben hingeschickt heute. Wie er sich bei dieser Nachricht hatte, kannst Du Dir denken da Du Sr. Hoheit kennst. Mittwoch giebt Stewart Stuart[1]) einen Ball wo ich die Beau monde de Paris wohl kennen lernen werde. Es sollen einige recht schöne Damen hier sein, indes doch nicht viel.

Der Kayser A[lexander] hat die Marschallin Ney[2]) in Affection genommen, und ist fast alle Tage dort. Auch ist er schon zweimal zum Diner in Malmaison bei Josephine gewesen; sie soll sehr liebenswürdige Umgebungen haben. — —

Graf Artois[3]) ist ein sehr munterer Mann; er gefällt sehr dem Volke. Den Duc de Berry[4]) hab ich noch nicht gesehen; als er bei

[1]) Charles Stuart, Englischer General, Gesandter in Paris.
[2]) Aglée Louise, gebor. Auguié de Lascans.
[3]) „Monsieur", Bruder des Königs Ludwig XVIII., 1824 König Karl X. von Frankreich, vertrieben 1830, † 1834.
[4]) Herzog Ferdinand von Berry, Sohn des Grafen Artois, † 1820.

Digitized by Google

mir Visite machen wollte, lag ich im Bett und war krank, und als ich zu ihm wollte war er nicht zu Haus; von Weitem hab ich [ihn] also nur gesehen; klein und stark. Bei dieser Natur fällt mir mein Bruder Karl ein, der eine vollkommene Kugel sein soll, und dabei fällt mir ein, daß Onkel Karl seit einigen Tagen hier ist. Mit seiner Wunde gehet es sehr gut. Auch Pirch und Valentini sind vor einiger Zeit hier gewesen; auch mit ihnen gehet es gut; Pirch's Wunde ist indes wieder aufgebrochen als er beim Corps angekommen ist.

Daß unsere Garden so viel bei der Schlacht am 30ten März gelitten haben weißt Du. Der arme Karl Solms, Kirchberger, Rauch II., Zenge[1]) etc. Es ist um alle sehr schade, aber sie sind einen schönen Tod gestorben!

Nun Adieu mein Bester. Sämmtlichen Eltern zu Fuß. Allen andern herzlich viel Empfehlungen.

Dein ewig treuer Freund
Wilhelm.

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Paris, den 4. July 1814.

Theuerster bester Fritz,

Tausendmahl muß ich um Verzeihung bitten, Dir solange nicht geschrieben zu haben; aber Fritz und Fritz Louis werden Dir erzählt [haben], daß wahrhaftig keine Zeit dazu war, wehrend unseres herrlichen Aufenthalts in London. Wie glücklich sind der dicke und lange Fritz, alles was uns in dem herrlichen Lande geschehen ist, mündlich dem dünnen Fritz erzählen zu können. Vor allem aber, wie groß meine Freude war, beim Wiedersehen mit Deinem lieben Bruder; um so schwerer fiel mir aber auch nachher der Abschied! —

Ich mag Dir nichts von England und seinen Schönheiten erzählen. Aus allem aber ersiehest Du, daß ich äußerst zufrieden mit dieser Reise gewesen bin, wenn eins fehlte, so wars Du es, theurer Freund! Wie gern hätte ich alle diese Freuden mit dir getheilt! wie oft habe ich daran gedacht! Und obendrein komme ich nun nicht einmahl mit über den Haag! — Die beiden F. F:[2]) werden Dir so viel mit Wilhelm erzählt haben, daß alles was ich schreiben könnte, Dir alt, und nicht so ausführlich sein würde. Überdem wirst Du wohl bald ein mahl hinkommen, wenn dies auch jetzt durch gewisse Umstände etwas länger ausgesetzt sein sollte. Wie sehr dieser Umstand allgemein betroffen hat, wirst Du leicht denken. Zufälligerweise

[1]) Graf Hans Karl August zu Solms-Tecklenburg, Premierleutnant, und die Leutnants Baron Karl Adolf Kirchberger v. Monts, Albert Ludwig v. Rauch, Achim Levin Joachim v. Zenge, sämtlich vom 1. Garde Regiment z. F., fielen am 30. März 1814 vor Paris.

[2]) Der Kronprinz und Prinz Friedrich von Preußen.

Digitized by Google

waren wir grade im Unterhause, als darüber debattirt wurde. Dein Bruder hat eine solche Behandlung warlich nicht verdient.[1])

Was man in London für Equipagen und Pferde siehet ist nicht zu glauben; Natzmer wurde beinahe krank von. Ich hätte gern gekauft, aber Daum und Zeigefinger hätten zu viel Beschäftigung gehabt. Vous comprenez? — Das Land ist durchaus wie ein Garten, nur nach Portsmouth zu weicht es Theilweise ab. Die schönen Landbesitzungen der Adlichen sind einzig. Kein Bild ist übertrieben. Auf dem wundervollsten Rasen, einzelne Baumgruppen, Hirsche, Pferde, Rindvieh, Kaninchen, alles durch einander. Vorzüglich war dies bei Lord Egermon der Fall. — Das Meer fahren ist mir jedesmahl gut bekommen; außer das letzte mahl, beim zurückschiffen; da mußte ich mich drin fügen; — auch Natzmer und Brauchitsch[2]) sind meinem Beispiele gefolgt, und endledigten sich. Die See ging ziemlich hoch, die Fahrt sehr glücklich; unter Seegel waren wir nur 2 S t u n d e n; dann mußten wir aber auf der Rhede von Calais ein Diner beim Captain des Schiffs einnehmen, wobei ich krank wurde. Besonders die Fahrt im Boot nach Calais war sehr unangenehm. Die Wellen schlugen rein und gaben dem Boote entsetzliche Stöße, so daß es immer ganz schief lag. — Am 6. kamen die F. F: zu euch, grade an dem Tage, wo Fritz Louis vor einem Jahr nach Landeck kam.

Jetzt sitzen wir wieder im Sündenpfuhl; denken aber Morgen oder Übermorgen weiter zu gehen, da Exc. St[aats] C[an]zl[er] angelangt sind. Die Reise nach Neufchatel, Bern, Zürich und Schaffhausen wird recht schön sein, lieber sparte ich sie aber für jetzt. Wenn Du mir schreibst, so sei so gut und adreßire alles nach dem lieben Berlin wo wir in 20 Tagen denk ich, eintreffen werden, und wir uns zuerst ein mahl wiedersehen werden.

Nun lebe wohl bester Fritz. Ehrfurchtsvolle Kniebeugung vor sämmtlichen Eltern. . . .

Auf ewig Dein Dich innigst liebender Freund
Wilhelm.

P r i n z W i l h e l m an Prinz Friedrich.

Berlin, den 29ten Maerz 1815.

Bester Freund,

So eben war der Tyrann von Lych[3]) hier um zu anonciren,

[1]) Es wurde über die nicht zustande kommende Verbindung des Prinzen Wilhelm von Oranien mit der Prinzessin Charlotte von England, Tochter und präsumtive Thronerbin des Prinz-Regenten Georg (IV.) verhandelt. Prinzessin Charlotte heiratete 1816 den Prinzen Leopold von Koburg, späteren König der Belgier, † aber bereits 1817; Prinz Wilhelm vermählte sich 1816 mit der Großfürstin Anna, Schwester des Zaren Alexander I.

[2]) Major Karl v. Brauchitsch, Flügeladjutant des Königs, † 1858 als General der Kavallerie.

[3]) Prinz Friedrich Alexander zu Solms-Hohensolms-Lich, preußischer Generalmajor, vordem holländischer Oberstleutnant, † 1830.

Digitized by Google

daß Perponcher[1]) morgen nach Holland abgehet und uns um Aufträge bitte. Ich ergreife also mit vieler Freude die Feder um Dir einige Zeilen zu kommen zu lassen.

Nun, was sagst Du? Da haben wir's was ich von jeher gesagt habe. — N:, und stille sitzen — indeß daß er ohne Schwerdtstreich nach Paris kommen würde, das hat wohl kein Mensch geglaubt. Welche infame Nation! Nun werden wir schon alle zutreten müssen. Du bist vielleicht der Einzige der N: seegnet, denn er hat Dich wahrscheinlich schon aus Leiden befreiet und stehest an der Spitze der Truppen. Sobald Krieg wird muß ich mit; meine Confirmation ist mir immer recht im Wege.

Im großen Haupt-Quartier hoff ich nicht wieder mitzugehen; denn obgleich es nicht an Strapazen gefehlt hat, so ist es doch ein ganz anderes Leben, und zumahl bei eigenen Truppen.

Aber ist es wohl erhört einen so verhaßten Menschen in 20 Tagen von Frejus bis Paris kommen zu lassen! Es gibt glaub ich keine interessantere Zeit als die letzten 5 Jahre. . . .

Prinz August ist vor einigen Tagen aus Wien gekommen; Pz. Wilhelm erwarten wir in diesen Tagen. Der König wird gewiß über Berlin kommen, wenn es zum — wie es scheint unausbleiblichen — Krieg kommen sollte. Mit meiner Cavallerie siehet es erbärmlich aus. Ich habe nur ein Pferd, was ich dem König wieder geben muß. Jagow wird ein schönes Gesicht zu meiner mobil Machung machen. Du weißt wie gern er Pferde raus giebt. —

Nun Adieu bester Fritz O.
A revoir au champs de la gloire!
Dein ewig treuer Freund

Wilhelm.

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Berlin, den 11ten Aprill 1815.

Herzlichen Dank, bester Freund, für Deinen theuern Brief; wie auch für die allerliebsten Geschenke. Meine Gratulation zur Königswürde.[2])

Aus Deinem Briefe hab ich gesehen, daß Du en grand général commandierst. Gelacht habe ich über diese Deine Anstellung nicht; aber sie hat mich mehr niedergeschlagen; denn bei gleichem Alter, muß *ich wieder* ins Große H. Q. ziehen. Aber ich hoffe nur für den Anfang; dann, hoffe ich, wird mir der König eine andere Bestimmung geben; ich wünsche eine wirkliche Anstellung in der Armee. Es wäre fürchterlich *zwei* Campagnen mit *fremden*

[1]) Graf Heinrich Perponcher, Niederländischer General, † 1842 als Gesandter in Berlin.

[2]) Am 28. Februar 1815 war der Vater des Prinzen Friedrich zum König Wilhelm I. der Niederlande proklamiert worden.

Digitized by Google

Truppen zu machen. Wie Du selbst sagst: der Name macht viel; darum wünsche ich nun aber, daß ich mit den eigenen Truppen mahl Campagne mache, damit sie einen kennen lernen. Ich bin überzeugt, daß ein großer Theil unserer Armee gar nicht weiß, daß ich den Krieg gemacht habe.

Vergangenen Sonntag waren wir auf der Pfauen-Insel, wo wir uns sehr gut amüsirt haben. Wir gehen jetzt oft zu Radziwills in den Garten zum Bar spielen, was schon sehr gut gehet. . . .

den 12ten.

Gestern Abend konnte ich nicht weiter schreiben; wir gingen ins Theater um Devrient im Juden[1]) spielen zu sehen. Er hat ihn ganz außerordentlich gegeben; einige behaupten besser als Iffland.

Heute bekomme ich meine Pferde zur Campagne aus dem Königl. Stall; drei an der Zahl, das 4te werde ich mir so zukaufen, einen Cosacken oder Pollaken. Auch 6 Wagen-Pferde; einen Zug Rußischer Pferde; zum Krieg sind sie excellent.

Wir erwarten den König in kurzer Zeit hier, und dann gehet es vorwärts. Fritz und F. L. haben ihre Anstellung noch nicht, vermuthlich werden sie Brigaden bekommen. F. L. wahrscheinlich Cavallerie.

Piwill bleibt bei der Garde und ziehet in Fuß. . . . Ihr seid nun gewiß schon dicke drin gewesen; ich sitze wie auf Kohlen, und die Confirmation!!

Nun Adieu Bester. Auf ewig

Dein

treuer Freund und Vetter

Wilhelm.

Prinz Wilhelm an Prinz Friedrich.

Charlottenburg, den 8. Juni 1815.

Was kann ich besseres an dem heutigen heiligen Tage meiner Einsegnung thun, als dir diese Feierlichkeit, bester Freund, gleich mitzutheilen. Welch ein hohes Gefühl hat mich nach dieser heiligen Handlung durchströmt! Dir ist sie gewiß ebenso gewesen. — Sie geschah hier in der Capelle vor den gewöhnlichen Zuschauern. Aber welch ein unangenehmer Tag zugleich! Fritz und Fritz Louis sind in diesem Augenblick zur Armee abgegangen, oder vielmehr ihren Regimentern gefolgt, nämlich F. zum 1. Rgt. Garde und F. L. zum 2ten, wo sie ihre Bataillons haben. Der König hatte ihnen nur Urlaub bis zum heutigen Tage gegeben. Die Garden und Grenadiere sind schon Sonntag ausmarschiert von Potsdam, und Sonnabend die von Berlin nach Potsdam, um zusammen gen Frankreich zu ziehen. Du kannst Dir leicht denken, wie rührend dieser

[1]) „Der Jude", Schauspiel aus dem Englischen von R. Cumberland, bearbeitet von Karl Seydelmann.

Digitized by Google

Ausmarsch war. Schon ein Mahl sahen wir so unsere Garden ziehen — und wie viele kamen nicht wieder! —

Du kannst Dir also leicht denken wie unangenehm es uns war, daß die Abreise dieser Lieben grade auf den heutigen Tag fiel. Die Trennung ging kurz nach Tisch vor sich; wie schwer einem Jeden der Abschied ward, brauch ich Dir nicht zu sagen. —

Seit einiger Zeit haben wir nichts mehr von Dir gehört; Dein gütiger Brief an Pirch, den er uns mitgetheilt hat, waren die letzten Nachrichten. Wir kommen Dir nun bald näher, vielleicht sehen wir uns sogar! Nein dieses Glück! — Wie hab ich mich am heutigen Tage nach Dir gesehnt. — Ich kanns Dir nicht oft genug sagen, wie sehr Du uns fehlst. Der König gehet wahrscheinlich Mittwoch 14ten ab und ich mit ihm. Wieder ein schwerer Tag des Abschiedes, aber Gott gebe nur auf kurze Zeit. Entweder ist unser Unternehmen in sehr Kurzem aus, oder es dauert — sehr lange. Wo dann aber Streitkräfte bei uns her nehmen; dies sagte man auch noch vor 4 Monaten, und doch sind alle Inf.-Regimenter jetzt beinah übercomplett. Mit der Cavallerie stehet es nicht so gut. In Berechnung eines längeren Friedens hatte der König die Formation der neuen Regt: befohlen, wo immer drei Regt: eine Esquadron abgeben, die zusammen stoßend ein Regt: von 3 Esq: geben, und wodurch also die alten auch auf 3 Esq: herab kommen. Alte und Neue sollten nun in sich wieder die 4te Esq. bilden. Dies wäre im Frieden sehr schön, aber im Kriege werden bei dem starken Abgange wohl leicht 2—3 solche Regt: zusammengeworfen werden müssen, indessen an Kraft fehlt es ihnen nicht. — Die Macht, die zusammen gegen N. auftritt, wird ungeheuer sein. Aber wo werden die Nahrungsmittel herkommen!

Ich bin überzeugt, daß, wenn die Herrlichkeit los gehet, manchmal die Sache auf der Kippe stehen wird, um dann aber ein desto eclatanteres Ende zu nehmen.

Nun leb' wohl, bester Freund, wenn Du nach Hause schreibst, so empfehle mich sämmtlichen Eltern. Meine Gratulation zu eurem neuen Orden.[1]) Ich bin recht neugierig ihn zu sehen.

Auf Wiedersehen.

Dein treuer Freund und Vetter
Wilhelm.

Abends 7 Uhr in Charlottens Zimmer . . .

Es hat mir auch recht leid gethan, daß Du hast müssen Deinen alten Namen ablegen. Bei uns bist Du noch immer und bleibst es ewig: Der theure Fritz von Oranien.

Für diesen Brief dankt Prinz Friedrich dem Prinzen Wilhelm, Hauptquartier Curgies vor Valenciennes 1815 Juli 19.:

[1]) Der Niederländische Militär-Wilhelm-Orden.

Digitized by Google

. . . . Dein lieber Brief . . . hat mir eine unaussprechliche Freude verursacht und tief gerührt, von ganzem Herzen wünsche ich Dir vielmals Glück zu Deiner geschehenen Einsegnung, gewiß der wichtigste Tag Deines Lebens; ja, lieber Wilhelm, tief hat es mir gerührt die Art auf der Du davon sprichst, und ich habe diese ganze heilige Handlung lebhaft vor Augen gehabt und kann mir leicht vorstellen, welchen tiefen Eindruck es Dir und das noch gerade in dem Zeitaugenblicke gemacht hat; bei des Kronprinzen und meiner Einsegnung (20. Januar 1813) war der Augenblick beinahe der nämliche. Recht sehr hätte ich gewünscht an diesem Tage in Charlottenburg zu sein und Dir umarmen zu können. . . .

Bekenntnis

Und schöpftest Du noch einmal aus der Flut
Des Ungeborenen die Lebenswelle,
Die auf Dein Wort in mir gebunden ruht,
Und schöbest mir an des Bewußtseins Schwelle
Die Lose zu: „Bestimme Dein Geschlecht!"
Allewiger, nach Lust und Last des Weibes
Griff' ich zum andern Mal und — wählte recht.
Von neuem nähm' ich unter meine Füße
Den langen Weg durch Blumen, Staub und Stein,
Trüg' wiederum gebenedeiten Leibes
Der Zukunft Saat und lernte Mutter sein.
Der Liebe Botschaft und des Leides Grüße,
Ich finge sie mit gleicher Inbrunst ein,
Und fragtest Du, ob ich die Schwachheit büße,
Die wohl mich strauchelnd ließ — ich sagte „nein";
Denn war ich schwach, war meine Schwachheit Süße
Der Hingegebenheit und Glücklichsein,
Und war ich stark, so war ich's, weil mein Hoffen
Sich unbesiegbar hob aus jeder Pein.
Kein Schlag von allen, die mein Herz getroffen,
Schlug meinen Glauben an die Menschen klein,
Dem Heiligen stand meine Seele offen,
Und ging ich durch den Staub, ich blieb doch rein.
Nicht einen gäb' ich her von meinen Tagen,
Denn eine Welt an Glück und Schmerz war mein —
Ich hab' dem Leben Leben zugetragen,
Gott war in mir, ich durfte Schöpfer sein!

Anna Ritter

Digitized by Google

Aus Bismarcks Abgeordnetenjahren (1849—1851) Persönliches und seelisches Leben.

Von

Erich Marcks.[1])

Bismarck hat während der Schlußwochen des ersten und während fünf Monaten (Oktober bis Februar) des zweiten Landtages seine Frau in die Hauptstadt nachgezogen; dazwischen, vom August bis zum Oktober 1849, und darnach, zu Erfurt im Frühjahr 1850, zu Berlin vom Januar bis Mai 1851 hauste er mit ihrem jugendlichen, grauköpfigen Oheim Hans von Kleist-Retzow zusammen. Er hatte nicht ohne Bedenken begonnen: „Hans ist mir," so überlegte er am 8. August 1849 vor seiner Frau, „für meine Lebensgewohnheiten etwas zu tyrannisch, weckt mich jeden Morgen ehe ich aufstehen will und bestellt meinen Kaffee, daß er kalt wird, zieht dann plötzlich Goßners Schatzkästlein aus der Tasche und oktroyiert mir eine Morgenandacht nebst Lied, die er vorliest. Das ist recht schön, aber mir oft unzeitig." Doch sollte der Freund davon nichts erfahren: „sonst wird er wieder kopfscheu." Bismarck hatte ihn lieb und hat ihn dann festgehalten, immer von neuem, der eigenen Bequemlichkeit zum Trotz; sie erzogen einander zur Duldsamkeit und es wurde eine „friedfertige Ehe". „Hans erkennt an, daß wir in keinem Bundesstaat sondern in einem Staatenbund zusammen leben, und läßt mich unter Umständen bis 10 Uhr schlafen" (31. August). Zwar die vielen Besuche, die jener empfing, störten Bismarck: „oft Damen, die Stunden lang vor meinem Kleiderschrank sitzen, so daß ich meine Höschen nicht bekommen kann." Und ein Gefühl der Verschiedenheit blieb: noch im Februar 1851 sprach er von Ärgernis über Kleists „dem meinigen so sehr heterogenes Wesen; er ist zu gut für mich". Es ist immer ein Ton von Scherz dabei, in dem etwas wie Zärtlichkeit mitklingt, wenn der lange, lässige, weltfrohe Schönhäuser den kleinen, strengen, eifrigen, puritanisch-pietistischen Hinterpommern erwähnt, wenn er ihn in raschen Strichen zeichnet, wie er nebenan sitzt und schreibt, die grauen Haare über dem grauen Schlafrocksrücken, wenn er findet, daß Hans liebenswürdiger und menschlicher wird: er singt und pfeift mitunter, wiehert und jodelt — „aber alt ist er doch weit über seine Jahre." Er dichtete ihn zum Geburtstage an, wünschte ihm immer wieder eine Frau und erlebte noch lächelnd Kleists

[1]) Der Herr Verfasser hat uns auf unsere Bitte diesen Abschnitt aus dem Manuskript des 2. Bandes seiner Bismarckbiographie (1848 bis 1862) zur Verfügung gestellt. Die diesem voraufgehenden Abschnitte des Kapitels über Bismarcks Landtagsjahre behandeln die allgemeinen Vorgänge dieser Jahre, Bismarcks äußere Geschichte in ihnen, die Art seiner parlamentarischen Tätigkeit; die ihm nachfolgenden das System seiner inneren und seiner äußeren Politik als Parteimann, Olmütz und den Abschluß seiner Abgeordnetenzeit 1851.

Digitized by Google

naive Seligkeit, als er sich 1851 wirklich verlobte. Sie scherzten auch öffentlich miteinander, im „Zuschauer" der Kreuzzeitung; noch im März 1851 bot Bismarck dort den auf fünf Tage Verreisten auf:[1]) „ich bangte mich nach ihm, so sehr er mich auch tyrannisiert, und ließ ihn im Zuschauer suchen, da kam er gleich." Sie arbeiteten zusammen für Zeitung und Parlament, für Partei, Regierung und Hof, in Erfurt waren sie beide gleichzeitig Schriftführer, später wurden sie gleichzeitig in hohe Staatsämter berufen, gemeinsam aßen sie vorher „in der reaktionären Kneipe bei Schwarz" ihren Klops und tranken ihr Bier, das ungleiche Paar wurde für die Zeitgenossen unzertrennlich. Nicht nur in den Preußenvereinen feierte man sie gemeinsam; auch Ernst Dohm vom demokratischen „Kladderadatsch" bekannte, von allen den Abgeordneten interessierten ihn nur diese zwei Reaktionäre, der Eine mit seinem anpackenden Willen, der Andere mit den Erzstufen in seiner Kehle, denn Kleist-Retzow war ein volltönender und wirkungsreicher Redner. Die Gemeinschaft der Ziele und der Gegner, die Verschiedenheit der Temperamente und eine verwandtschaftlich-persönliche Liebe, die den Anderen ergänzte und, wenigstens in Kleists seelsorgerischem Sinne, ihn wohl auch ergänzen wollte, führte sie zusammen; daß sie so lange und nah zusammenhielten, ist für diese Jahre in Bismarcks Leben bezeichnend. Sie teilten auch das Innerlichste; es war der Gipfel ihres Ineinanderlebens, wie sie 1851 das Abendmahl gemeinsam nahmen und beide froher und leichter davon wurden. Eine Woche darauf war Ball beim Könige: Bismarck tanzte viel, trank viel kalten Champagner, rauchte darnach zu Hause, „las Zeitungen, dann mit Hans den 118. Psalm und schlief sehr fest" (an die Frau, 5. März).

Wir sind in das Persönlichste seines Daseins während dieser zwei, drei Jahre eingetreten: untrennbar zeigte es sich mit seinem politischen Dasein durchdrungen.

Das Vertraulichste auch über Kleist erfahren wir jedesmal aus Bismarcks Briefen an seine Frau: in ihnen sprudelt der Quell seines Innenlebens am reichsten. Die beiden Gatten waren Monate lang in Berlin vereint, Monate lang darnach (im März wohl, und im Mai bis Juli 1850) in Schönhausen; sie gingen im Sommer 1849 und 1850 gemeinsam nach Pommern. Schönhausen sah damals seinen Herrn, der es berühmt gemacht hat, zum letzten Male in längeren Aufenthalten. Er genoß wieder Haus und Garten und Fernsicht, er besuchte die Nachbarschaft, arbeitete vor allem in den Deichgeschäften, mit der alten, sehr praktischen und sehr persönlichen Energie. Das Gut hatte er 1849, wie früher Kniephof, dem Pächter übergeben: die Landwirtschaft hatte er ja der Politik geopfert und suchte seine nicht überreichen Einkünfte — die Briefe reden ziemlich oft davon — durch einige Sparsamkeit, ein wenig auch durch die Landtagsdiäten zu verbessern. Er liebte Schönhausen nicht eigentlich, von den Nachbarn stand ihm nur Graf Wartensleben nahe, seine Frau fühlte sich vollends niemals an der Elbe heimisch. Er spielte wohl mit dem Gedanken eines Verkaufs, „und doch fehlt mir der Entschluß, wenn ein Käufer kommt, und ich sehe das alte Gemäuer

[1]) „Zuschauer" vom 25. März: „— Es hat sich ein Onkel verlaufen! Der ehrliche Finder wird gebeten, ihn Jägerstraße 2 Treppen hoch an seinen trostlosen Neffen gegen eine angemessene Belohnung abzuliefern."

Digitized by Google

und die hohen Bäume an, die still im Regen stehn" (15. Okt. 1850). Es war ihm nicht einmal ganz recht, daß ihm der älteste Sohn vielleicht in Berlin geboren werden sollte „und kein Schönhäuser sein". Die Überlieferung saß ihm doch zu fest in den Knochen. Pommern freilich blieb ihm wie ihr vertrauter, eine hinterpommersche Parteiadresse unterschrieb er 1850: Bismarck-Schönhausen, auch ein Pommer; in Stolpmünde badete er, und Reinfeld war seine neue Heimat. Aber gerade Reinfeld trennte ihn dann wieder von seiner Gemahlin. Sie blieb im Juli 1849 dort, als er nach Schönhausen und Berlin zurückmußte, und folgte erst im Oktober; sie blieb vom Ende September 1850 bis in die Frankfurter Zeit hinein bei den Eltern, ein volles Jahr lang, während dessen er sie nur in einigen kurzen Aufenthalten von je zwei Wochen besuchen konnte. Diese langen Trennungszeiten sind es, denen wir Bismarcks Briefe an sie verdanken und damit, hier wie einst in der Brautzeit, die entscheidenden Einblicke in die Tiefe und in die Gesamtheit seines Lebens und Wesens. Er hatte sich ihr nicht erst bekannt zu machen wie damals; die Briefe des Ehemanns holen, sozusagen, weniger weit aus als die des Bräutigams, sie sind augenblicklicher als jene, aber sie zeigen, daß er in den wichtigsten innerlichen Beziehungen weiter gekommen war. Wie groß der Raum war, den in seinem Dasein seine Ehe einnahm, das zeigen, ungleich reicher als noch im Revolutionsjahre, erst sie: sie zeigen den Besitz und die Vertiefung. Zwei Kinder — denn am 29. Dezember 1849 kam zu der Tochter der erste Sohn, Herbert, hinzu — standen jetzt zwischen den Gatten, für beide ein Gegenstand sorglichster Liebe, und in ihnen und in einander lebten beide. Der Austausch war unablässig; Bismarck begleitete Frau und Kinder in die Geschicke jedes Tages hinein, er sandte immer wieder aus der Hauptstadt ärztliche Vorschriften und Medizinen nach Reinfeld und konnte nie genug von ihnen hören. Johannas Briefe waren wie einst, nur daß sie aus dem Mädchenhaften in das Frauenhafte gewachsen waren: strömend auch jetzt noch in Stoff und Gedanken, voll springender Abwechselung, aber immer voll Hingabe, Vertrauen und Zärtlichkeit. Es war in Allem der reichste, gegenseitige Widerhall: Kosworte, die man aus seinen Briefen kennt und die aus dem preußischen Osten stammten, aber auch Scherzworte — mein Ottochen, mein Riechchen lautete die Anrede wohl, aber auch einmal mit einem Kreuzzeitungszitate: geliebte lange, markige Gestalt. Und auch der Widerhall der Politik, ein ganz weiblicher Widerhall: sie liest seine Reden, freut sich seiner im „Zuschauer", ärgert sich über seine Widersacher, und grollt auch auf die Minister mit ihrem „wahnsinnigen Grundsteuergesetz", mit ihrem „deutschen Unsinn", ja auf den König, dessen Nachgiebigkeit ihr unbegreiflich ist. Ihr Mann fällt ihr beschwichtigend ins Wort, sie bleibt dabei: „Nikolaus würde so nicht handeln," und ihren Erstgeborenen nennt sie stets bei seinem Nebennamen Nikolai. Mit Otto aber ist sie leidenschaftlich einverstanden; versteht sie seine Taktik einmal nicht, so fragt sie ihn nach den Gründen.

In seinen Briefen dringt dennoch die Klage immer wieder durch: er muß sie entbehren, er ist einsam. Sein ganzes Herz ist bei den Seinen, jede Krankheitsnachricht wird ihm zur ernsten Sorge, manchmal zur zitternden Angst, die Schwerfälligkeit des Postverkehrs läßt ihn warten und warten, und er erträgt die Ungewißheit kaum. Seine Sehnsucht ruft

Digitized by Google

stets nach ihr. Bei dem ersten dieser Abschiede 1849, da sie zwischen den Kiefernbüschen auf dem Berge stand und ihm nachwinkte, sind ihm die Tränen in den Bart gelaufen, „das erstemal, glaube ich, seit den Schulferienzeiten", und als es 1851 nach Frankfurt gehen soll, ist er wieder „so sehnsuchtskrank, daß ich weinen mußte". In den Krankheitswochen wird dann die Angst zur Ungeduld, Briefe kommen ihm zu spärlich und zu langsam, und ein Vorwurf klingt durch. Auch sie blickt wohl einmal mit einiger Bitterkeit aus der Dumpfheit des Krankenzimmers in sein glanzvoll bewegtes Berliner Dasein hinüber. Aber weshalb war sie nicht bei ihm? Er hat darüber mehr als einmal gescholten: „es ist ein Hundeleben so ohne Frau!" (7. Oktober 1849). Die Eltern haben sie ihm doch gegeben, nun müssen sie sich auch daran gewöhnen, daß sie verheiratet ist. „Ich habe das herzlichste Mitgefühl mit der Einsamkeit der Eltern, aber das ist doch der Lauf der Welt und uns wird es auch nicht anders gehen, wenn wir alt sind" (9., 14., 16. September, und später wieder). In Wahrheit haben wohl auch Sparsamkeitsgründe mitgesprochen, denn das Leben in Berlin mit ganzer Familie war teuer, und wie bescheiden und billig war sein Junggesellenleben mit Hans! Aber der Hauptgrund lag sicherlich in Johannas Rücksicht auf die Eltern, deren einziges Kind sie war. Nur wäre der Eindruck ganz falsch, daß sie selber das Opfer, das sie brachte und ihm auferlegte, etwa leicht genommen hätte. Die Sehnsucht nach ihm quoll auch bei ihr über. „Es bleibt mir doch Alles nur neblig und bewölkt, wenn Dein geliebter Blick und Deine teure, treue Hand mir fehlt." Der Gedanke an Niederkunft und Tod quälte sie: „ach, Du geliebter, geliebter Otto, ich kann Dich nicht verlassen, ich kann mich nicht losreißen von Dir!" Seine Mahnung zur Heimkehr aber kann sie ihm nur danken, sie ist selig, daß er sich sehnt, und das Wiedersehen ist ihr die helle Morgenröte nach einem schwülen melancholischen Abend, sie würde den Winter nicht aushalten ohne ihn, dem sie ganz gehört, mit Körper und Seele. Und wenn er über das Ausbleiben der Briefe klagte, so trug wohl nicht sie eine Schuld. Ein andermal war er es, der ihre Ungeduld über die Länge seines Ausbleibens zu trösten hatte: sie fanden sich in all diesen Zeiten immer wieder herzlich und einmütig zusammen, kein Leser seiner ungeduldigen Briefe darf vergessen, wer sie schrieb. Trotzdem: ein Rest von Unbefriedigtheit, das ist wahr, bleibt über diesem Abschnitte seines Ehelebens schweben. Nicht nur der unmittelbaren Entbehrung wegen, die der 35jährige mit Selbstbezwingung ertrug. Es war noch mehr. „Du kannst Dir nicht vorstellen", hat er vier Jahrzehnte später zu einer seiner Nächsten gesagt, „wie schwer es hielt, bis aus Fräulein von Puttkamer Frau von Bismarck geworden ist." Ein seelischer Kampf um die Frau, wie einst um die Braut, ging noch immer fort. Vielleicht ruht ein Teil des Reizes, der über diesen Briefen liegt, für den, der richtig lesen kann und will und der in lebendigen Dingen immer gerne nach der Entwicklung sucht, gerade in diesem stillen Kampfe, in diesem unabgebrochenen Werden; vielleicht lag er für Bismarck selber darin? Er war im Besitze und im Glücke und mußte sich doch noch darum mühen und immer noch erobern; ihr Verhältnis war noch im Aufstieg. Sie liebte ihn ganz und behielt doch eigene Wurzeln für sich. Sie selber wuchs: sie war Mutter und sicherer geworden als ehedem, die Melancholie, der 1847 die Heckenschere des überlegenen Erziehers galt,

Digitized by Google

wucherte längst nicht mehr so bedrohlich, fast tröstete Johanna ihn jetzt mehr als er sie. Sie gingen nebeneinander der Höhe ihres Wesens und auch ihrer Ehe zu.

Neben seinen Briefen an Johanna laufen andere her: Briefe an seine Geschwister, an persönliche und politische Freunde. Er hat nie witziger und übermütiger an seine „liebe Malle" geschrieben als damals, da er ihr (im Sommer 1850) seine Badefahrt nach Pommern ankündigte: mit zwei brüllenden Kindern, zwei singenden Kindermädchen, „zwischen nassen Windeln und Milchflaschen ich als leidender Familienvater" — „ich bin sehr unglücklich!" „Eigentlich gibt mir diese Reise, das sehe ich je näher desto mehr ein, eine Anwartschaft auf das neue Irrenhaus oder wenigstens auf zeitlebens Zweite Kammer." Er schreibt an Bernhard: viel Wirtschaft und allerlei Politik, viel Tatsachen, natürlich niemals ohne Geist und auch keineswegs ohne Vertrauen, aber doch um ein Stück lahmer. Er schreibt sprühend von Geist, Witz und ätzender Schärfe an Hermann Wagener, um einen Ton derber an Herrn von Arnstedt, in einem großen, breiten Selbstgespräche, weitausschauend und vielgestaltig, an den alten Göttinger Studienfreund Scharlach. Es ist jedesmal eine andere Ansicht, eine andere Drehung seines Profils: nicht nur der Außenwelt zeigt er verschiedene Gesichter, auch den Näheren. Zu seiner Schwester spricht, wie einst, mehr der Weltmann, zu Arnstedt redet er (1. Oktober 1849) ziemlich verdrossen von dem alles störenden Reiseaufschub seiner Frau, zu Bernhard (3. November) wenigstens etwas kurz von ihren Klagen über allerhand Schmerzen, „aber Gott wird ja wohl ein Einsehn haben." Wo steckt er selber, in diesen Briefen oder in denen an Johanna? Natürlich in beiden. Diese Doppelart war von jeher in ihm gewesen, von jeher die Bewußtheit des Diplomaten, der immer etwas will, die Glätte des Weltmannes, über die Marie von Thadden geklagt hatte, die stets kritische Beobachtung und Beurteilung seines eigenen Ehelebens und seiner nächsten Umgebung, die er beide überlegen glossierte. Der „Seelenmensch" hatte, von Kindheit an, auch in allen Sturmjahren seiner Jugend, dahinter gestanden, und die innerliche Abrechnung mit Gemüt und Weltanschauung hatte ihn Jahre hindurch am stärksten erschüttert. Aber gerade in jenen Jahren des seelischen Ringens war er zugleich Politiker geworden: der Beruf zog ihn mit, und auf Welt und Weltklugheit blieb er nicht nur dem Scheine oder der Oberfläche nach gekehrt. Doch gerade in dem jungen Gatten und in dem jungen Abgeordneten wuchs auch das innerliche Leben bedeutsam weiter: unablässig beschäftigte ihn die Arbeit daran.

Der Arbeit des Politikers sind wir nachgegangen. Ist die eine stärker als die andere? laufen die beiden Ströme nebeneinander her, gehört der eine, innerlich rauschende nur dem Menschen, der andere, den die Zeitgenossen sahen, dem kommenden Staatsmanne zu? Daß sie eine Einheit bilden, die sich nicht zerreißen läßt, das ist eine einfache Antwort, und empfindet sich doch leichter, als es sich nachweist. Wer in die Fülle seiner Lebensäußerungen in diesen reichen Jahren hineinblickt, wird kaum zu entscheiden wagen, was das vorherrschende, das ihm selber wertvollere, für sein Werden wertvollere gewesen sein könnte: beides, Innenleben und Berufsleben, ist in gleich kraftvollem Flusse, von einander bewegt, mit einander wachsend, auch der Staatsmann von dem Seelen-

Digitized by Google

menschen tief berührt. In diesem Mit- und Gegeneinander lebt erst das Bild dieser Zeit, wie schließlich aller Zeiten seines Daseins.

Vielfältig ist schon der Klang der Briefe, auch der vertraulichsten, auch der Gattenbriefe, in sich selbst. Nicht nur Beruf und Herz, auch die verschiedensten Töne stehen da nebeneinander, Witz und Wehmut, Augenblickliches und Allgemeinstes, Epigramm und Elegie, Lässigkeit und geschlossene Form, Alles in dem Reichtum der lebenden brieflichen Rede, immer wechselnd und immer fesselnd. Wieder die Sprachkraft seiner öffentlichen Äußerungen, auch hier, wo er sich gehen läßt; und hier noch mehr von dem Dichter, der in ihm war, als dort. Es sind wieder Bilder voll feinster Stimmung: er blickt (27. August 1849) aus seinem Berliner Eckfenster auf die kleinen abendroten Schäfchen über der Taubenstraße, „und die Friedrichstraße entlang ist es ganz goldig und wolkenlos, die Luft feucht und weich dabei; ich dachte an Dich und Venedig, und das wollte ich Dir nur schreiben." Am liebsten malt er aus Garten und Wald, mag er in Schönhausen sitzen — „die Luft voll Lindenblüte, im Garten schlug eine Wachtel und lockten Rebhühner und hinten über Arneburg lag der letzte blaßrote Saum des Sonnenunterganges" — oder durch den Tiergarten wandeln und reiten: immer sieht er Einzelheiten und empfindet ein Ganzes. Er steht im Garten der alten Plamannschule (18. Februar 1851) und aus der Enge des Raumes, zwischen den vertrauten Bäumen steigt ihm der blaue Duft der Berge empor, von denen seine Kindheit träumte. „Die ganze bunte Erde, wie sie mir damals existierte, mit ihren Wäldern und Burgen und allen den Erlebnissen, die meiner darin warteten, tauchten vor mir auf und ich hätte weinen können, wenn der prosaische Hans mich nicht rief und trieb . . ." Das Alles streut er nur so hin, und ringsum blitzen die Lichter der Stunde auf, weich, hart oder sprühend, ohne Absichtlichkeit und Zwang. Zwischendurch eine Mahnung: Johanna hatte ihren Brief an eine hochgeborene Freundin allzu herzlich adressiert, „liebe sie inwendig sehr und sei auf dem Kuvert kalt und höfisch, so will es der Brauch der Welt"; ein neckendes Spritzen: er hat ihr den Eichendorff besorgt; weiß sie, daß der Mann noch lebt und hier wohnt? „Laß es Deiner Begeisterung keinen Eintrag tun, daß er — Geheimer Regierungsrat ist" (17. März 1851). Den ganzen Umkreis der Stimmungen umspannt, wohl am vollständigsten, der Brief an Scharlach vom 4. Juli 1850, ein Gemälde, das er vor einem ferner gerückten Vertrauten, halb literarisch diesesmal, ausbreitet: spielende und ernste Betrachtung, Bilder seiner kleinen täglichen und seiner großen politischen Welt, eine Kritik an Radowitz, die er so in die Kreuzzeitung hätte einrücken dürfen, ein staatliches Bekenntnis, ruhiger erst, dann grimmiger, bitterer, heißer, bis hinauf zum apokalyptischen Vernichtungszorne. Das ist der ganze Bismarck.

Was innerlich das Führende war, steht freilich außer Zweifel. Im Vergleich zu der Unrast nicht nur vor 1847, sondern noch während des 1848er Gewitters, ist er ruhiger geworden: in seiner Ehe, bei aller stillen Bewegung die ich hervorhob, waltet, und so empfand er es stark, ein Friede, der ihm den wichtigsten seelischen Erwerb dieser Jahre bedeutete. Es sind einige Worte in den Briefwechseln, die das wundervoll zusammenfassen. Möchte sie nur erst zu ihm kommen (8. September 1849): „ich sehne mich recht Dir die Torheiten der Menschen zu klagen." Und sie: „je mehr Ärger Du in dem alten Gewühl da draußen hast, desto helleren

Digitized by Google

Sonnenschein wird Dir Deine Nanne im wärmsten Herzen entgegenbringen, wenn Du heimkehrst; und wenn Dich die schändlichen, elligen Menschen schlecht behandeln, will ich Dich streicheln und Dir liebevoll teilnehmend ins Auge sehen, bis Du Alles vergessen hast." Er dankt ihr zu ihrem Geburtstage 1850 dafür, daß sie „Glück und Frieden in sein früher an beiden armes Leben gebracht", für ihre Sanftmut und Geduld, und wird sich selber von Gott Sanftmut und stete Sorgfalt erbitten. Er spricht von seinen Ecken und seiner männlichen Selbstsucht. Sie aber will von seiner Selbstanklage gar nichts wissen, was sollte sie da von sich selber sagen?, und erwidert den Dank mit Dank und Segen. Ihn hat die Trennung, so schreibt er ihr am 19. September 1849, recht fühlen lassen, „wie fest wir ineinander gewachsen sind"; und an Scharlach sendet er das inhaltreichste Bekenntnis. „Das größte Glück, für welches ich Gott danke, ist mir durch meine Ehe geworden, in deren Verlauf von nun bald 3 Jahren ich mich des ungetrübtesten Sonnenscheins erfreue; ein Umstand, der mir bei Widerwärtigkeiten den Kopf über Wasser hält."

Und seine Ehe wirkte sich in seinem Glauben aus. An die Stelle des erobernden ersten Ringens war auch darin der ersehnte Besitz getreten, der ihm die Grundlage inneren Friedens war: die Entwicklung drängt sich hier förmlich auf; aber hier noch mehr als dort blieb es ein Besitz, um den er in steter innerlicher Weiterarbeit mühsam und aufrichtig stritt. Man glaubt in diesen Jahren den religiösen Ton stets noch anschwellen zu hören; und ganz stark ist er in allen seinen Äußerungen, in allen Briefen, nicht etwa an Johanna allein. Die geistlichen Ausdrücke kehren immer wieder; er liest in der Bibel, ganz besonders häufig in den Psalmen, und begegnet sich da mit seiner Frau; er liest mit ihr eine lutherische Predigt; „ich lese täglich im kleinen Testament", heißt es inmitten einer politischen Krise (25. November 1850). Er denkt die religiösen Probleme weiter. Er mißt andere, etwa Schwester und Schwager, an diesem Maße. Dem geistlichen Inhalt seiner Briefe entsprechen die kirchlichen Vorstöße in der Kammer genau, die Reden gegen die Zivilehe (Nov. 1849), gegen die unchristliche Erziehung (Febr. 1851; ein Entwurf schon für Erfurt). Er bekannte vor der Welt und in seinem persönlichen Leben, er berief den Pietisten Goßner zur Taufe seines Sohnes, ging in Erfurt — Ludwig Gerlach bezeugt das — in den Gottesdienst der separierten Lutheraner, und der jugendliche Kandidat Rudolf Kögel behielt den starken, sittlich-religiösen Ernst im Gedächtnis, mit dem der witzige Unterredner 1851 zu ihm über einen Bekannten urteilte. Seine Briefe berichten immer wieder von den Predigten, die er hörte. Er besuchte die beiden führenden Geistlichen der Orthodoxie, Büchsel und Knaak, in ihren Kirchen und schlug sich mit den Eindrücken, die er gewann, herum, unterdrückte die Abweichung so wenig wie die Zustimmung. Er teilte Andachten und Gottesdienste mit Hans von Kleist. Er schrieb seiner Frau im Februar 1851 fünf Tage im Voraus, daß er mit Hans das Abendmahl bei Knaak nehmen wolle, und erzählte ihr fünf Tage darnach, wie es ihm ergangen war: wie Knaak ihm „in die Tiefen des Herzens gegriffen habe". „Ich war fast hoffnungs- und hülflos, als es soweit kam, und wollte die Kirche verlassen, weil ich mich der Feier nicht wert fand, aber im letzten Gebet vorm Altar gab mir Gott doch Erlaubnis und Beruf dazu, und ich war recht froh danach." So zart und so schwer

Digitized by Google

nahm er den göttlichen Verkehr und sich selbst. Er übte auch sonst eine strenge Selbstkritik, nach einem zornigen Tage hat er „am Abend Gott seine Ungeberdigkeit abgebeten und sich in seinen Willen ergeben“ (12. Oktober 1850); ähnlich sprach er (15. Oktober) zu seiner Schwiegermutter von dem Unrechte seines trotzigen Herzens. Er schwankte kurz darauf (21. Oktober) zwischen der Sehnsucht nach den Seinen und dem Drange, einer königlichen Einladung zu folgen; in einem sonderbar schaukelnden, beinahe naiven Monolog breitet sein Brief an die Gattin seine Zweifel und Wünsche aus, immer zugleich vor seinem Gott. „Ich zählte eben an den Knöpfen und wußte nicht recht, ob ich bei solcher Kinderei an Gott denken sollte oder nicht; aber im Grunde bringt mich der Gedanke an ihn doch zum Schluß“ — zum Schluß nämlich, streng bei der Wahrheit zu bleiben: „so kann ich jedenfalls sagen, wie Gott will.“ Bis in die äußerlichsten und bis in die tiefsten Bedenklichkeiten gingen diese Fragen hinein. Er will Sonntags reisen: „Gott wird es mir wohl vergeben“ (10. April 1851), er hört von dem Selbstmord eines schwermütig gewordenen alten Bekannten (21. Oktober 1850): „Gott sei seiner Seele gnädig, *wenns möglich ist*.“ Es ist doch ein pietistischer Anklang in Vielem, womit er sich plagte, ein Einfluß, den er früher so nicht zugelassen hätte: man spürt überall den Hauch, der aus der Seele und der Umgebung seiner Gattin auf ihn eindrang und den er tiefer einsog als zuvor. Wie einst Marie Blanckenburg, wie Johanna noch jetzt, stellte auch er sich die Frage, ob er durch allzuviel Liebe zu den Seinigen nicht Gottes Strafe aufrufe. Er sah und er erbat die Einwirkung des persönlichen Gottes — eine züchtigende, erziehende, begnadigende, beglückende Einwirkung — in jeder Einzelheit seines Daseins. Er überlegte, fast grollend (10. Okt. 1850): wird „Gott meine tiefe und unruhige Sehnsucht nach dem, was mir das Liebste ist auf der Erde, so züchtigen,“ daß er das Wiedersehen verbietet? „es wäre doch unglaublich hart.“ Um Gesundheit für die Seinen betet er „fast mit unziemlicher Leidenschaft“ (12. Oktober), „leider mit mehr Ernst als für das Heil meiner Seele“ (18. November). Der Husten des Töchterchens ist das bloße Zeigen der Zuchtrute, die Gott „für uns in Bereitschaft hat“ (23. Juli 1849), ein schlimmer Ausgang solcher Krankheit wäre Strafe für Bismarcks Sünden und ließe die Mutter entgelten, „was ich reichlich verschuldet“ (29. März). In schlimmen Zeiten der Sorge werden Gebet und Dank ihm beinah zum Sturm. Das Alles trägt die Gewähr der Echtheit in sich selbst; er beweist sie auch dem Zweifelnden durch die rückhaltlose Ehrlichkeit, mit der er seinem Glauben auch jetzt noch Grenzen aufrichtet, über die er nicht hinwegzukommen vermag. Er übt an Büchsels Art offene Kritik (9. Sept. 1849) und an der protestantischen Kirchenmusik nicht minder. Er kann Knaak „nicht vertragen“: der „macht mich mutlos, daß mein ganzes Christentum in Gefahr kommt zu wanken.“ (29. März 1851). Bismarck wünschte dann wohl seiner Schwäche Kräftigung durch Gottes Geist: kurz darauf (7. April) verwarf er Knaaks Überstrenge doch als Zelotismus. Seine eigene Wahrhaftigkeit enthüllt sich unwidersprechlicher als im Selbstvorwurfe in der Selbstbehauptung: er sprach völlig unbefangen zu der Frau, an die sein religiöses Erleben sich lehnte und der er es ganz enthüllen wollte, von dem menschlichen Elemente, das er aus diesem seinem Glaubensleben nicht auszumerzen im Stande war. Freundschaft und Liebe hatten dereinst

Digitized by Google

seinem Christentume zum Durchbruch geholfen, die Liebe es stärker gemacht: an sie blieb es vor Allem gekettet. An einem lauen Sommerabend in Schönhausen empfand er diese Einheit rein und friedevoll: den Dank gegen Gott, „das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit" — „ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeeres wohl ein Windstoß dringt, der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, so lange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt." (18. Juli 1849). Aber wenn er Johanna irgendwie verlöre? er könnte (4. Januar 1851) ohne sie nicht leben, „wenigstens was man leben nennen mag; ich fürchte, ich würde nichts werden was Gott gefällt, wenn ich Dich nicht hätte; Du bist mein Anker an der guten Seite des Ufers, reißt der, so sei Gott meiner Seele gnädig." Er erhielt damals nach angstvollen Tagen tröstliche Nachrichten von Reinfeld; „nun hoffe und glaube ich, daß Gott mich nicht wieder losläßt" (23.). Aber jener Blick in die Tiefe seiner Seele bleibt; und um ihr Gebet, daß er Gott treu zu bleiben vermöge, hat er Johanna auch sonst ersucht. Er bekannte es, daß er zornig werde ohne sie: er hatte (16. September 1849), als er das Grab der Barrikadenkämpfer im Friedrichshain sah, den Toten „nicht vergeben können," obwohl er sich wiederholte, daß Christus auch „für jene Meuterer gestorben" sei: „aber mein Herz schwillt von Gift, wenn ich sehe, was sie aus meinem Vaterlande gemacht haben, diese Mörder." Er verteidigte gegen seine Schwiegermutter das Recht und die Pflicht der Obrigkeit, Rebellen mit dem Schwerte zu strafen, in ganz persönlicher Erregung, und bot Luthers Zeugnis für sich auf (4. November 1849). Er hoffte, den Brand aus dem Leibe seines Vaterlandes auszuschneiden, sollte auch — so führte er aus der Offenbarung Johannis an — das Blut von der Kelter gehn bis an die Zäume der Pferde (an Scharlach 4. Juli 1850). Er war von der Religiosität der Seinen innig ergriffen worden, er bildete sie in sich durch, und hielt doch, wie 1847, die eigene schneidende Männlichkeit fest, er konnte nicht anders. Und noch ein ähnlicher Zug drängt sich dem Leser dieser Briefe fast verblüffend auf: er brachte auch seine weltlichsten Lebensgewohnheiten mit seinem Gott in eine erstaunlich unbefangene Berührung. Eine bessere Nachricht von Hause nimmt ihm „einen rechten Stein vom Herzen, ich dankte Gott für Seine Gnade, und hätte mich dann aus reiner Heiterkeit beinah berauscht. Möge Sein Schutz auch ferner über Dir und dem kleinen Liebling walten" (17. August 1849). Und kurz darnach aus demselben Anlaß dieselbe Freude; „ich fürchte aber, daß ich Gott nicht ganz in seinem Sinn dafür gedankt habe, indem ich hinging und sehr viel Champagner in meiner Freude trank." Keine Spur darin von Blasphemie — er fügt ja sofort die Bitte um weitere Hilfe an; die Scheidung zwischen Fröhlichkeit und Frömmigkeit wäre ihm wider die Natur gewesen, und daß zur Fröhlichkeit der Wein gehöre, war ihm selbstverständliche Überzeugung. Man kann gar nicht anders, als mit ihm lachen — das Bild des Germanenrecken, der sich mit seinem Gotte auf seine Art verträgt, steigt nirgend drastischer auf; Naivität und Bewußtheit gehen dabei sonderbar ineinander über und die zwei Strömungen seines Wesens, Selbstherrlichkeit und Selbstbeugung, derbe, starke Weltfreude und zarte Hingabe stoßen am heiligsten Punkte höchst eigentümlich zusammen. Ende Februar 1851 war er wieder einmal glücklich, Frau und Kinder aus allen Krankheitssorgen heraus zu wissen, und fand da-

Digitized by Google

für den schlagend inkorrekten Ausdruck: „so wahr ist es, daß der liebe Gott es mit uns machen muß wie jener General des Strafbataillons, der seine Leute jeden zweiten Tag fuchteln ließ, weil sie dann in den freien Tagen so vergnügt waren." Und das dicht vor jenen Sätzen über seine Erschütterung am Tische des Herrn! Noch mehr: er hat am 15. Oktober 1850 an Johannas Mutter, die ja auch ihre Kanten hatte, einen herrlichen Brief der Liebe, der demütig herzlichen Beteuerungen geschrieben, von den Mißklängen, die dagewesen sind, von dem Fortschritte der Einigkeit und des Friedens, von seiner äußeren Unfreundlichkeit und seiner inneren dankbaren Wärme: er hofft zur Überwindung dieser Zweiheit seines Wesens auf Gottes heiligen Geist. „Aber glaube mir, der Mann Gottes in mir liebt Dich innig, wenn Dich der Knecht des Teufels auch anfährt, und der erste ist von Dankbarkeit .... voll, wenn der andere sich auch anstellt wie ein Eiszapfen. Gott wird ja seinem Teil beistehen, daß er Herr im Hause bleibt, und der andere sich höchstens auf dem Hausflur zeigen kann, wenn er auch da mitunter tut, als ob er der Wirt wäre." Wundervoll, wie sich Ernst und Scherz mischen, der Ausdruck unmerklich vom einen zum andern hinübergleitet und schließlich in befreiendem Lächeln endet. Er bekennt auch da, Fehler und guten Willen zugleich, er stellt fest, daß es besser geworden ist, und bleibt zuletzt doch völlig Er selbst. Er hat in diesen Briefen mehr als einmal seinen Glauben ausgesprochen, daß Gott ihn ganz führe; er sah sein Dasein und alles Weltliche im überirdischen Zusammenhange. Die Kraft seiner gewaltigen Natur ordnet sich in tiefem Ernste und innerlicher Beruhigung, das zeigen diese höchstpersönlichen Bekenntnisse, jener Führung ein: und schießt doch mit unbezwinglicher Frische, weltlich, freudig oder zornig, über die Bahnen und die Schranken, die seine Nächsten ihm gewiesen haben und deren Recht er ehrlich anerkennt, hinaus. Widersprüche und Gegensätze lebendigen Menschentums! Ehe und Glaube blieben darum doch die beiden Grundpfeiler seines Innendaseins dieser Zeiten.

Und weitere Widersprüche treten neben jene und scheinen die Einheit seines Wesens ganz zu sprengen. Von dem Gegensatze von Herzensleben und Weltleben in der Äußerungsweise auch seiner vertraulichen Briefe ging ich aus, und innerhalb seiner Religion selber tauchte er wieder auf. Er nahm noch andere Formen an. Da war der Widerstreit von Ruhesehnsucht und Kampfbedürfnis, der schon im Ersten Vereinigten Landtage hervorbrach. Wie oft verlangte ihn nach Weib und Kind, ja nach der Einsamkeit selbst. Da verfolgte ihn (10. Februar 1851) „in allem Getriebe so eine fixe Idee, in einem ganz einsamen tiefen Gebirgstal im warmen Sommer, dicht am Bach mit dem Kopf auf Deinem Schoß zu liegen, und über mir durch den Dampf der Zigarre und die grünen Buchenwipfel den blauen Himmel anzusehn und von Dir angesehn und geeit zu werden." Als er durch das Schwurgericht von den Seinen ferngehalten zu werden fürchtete, bäumte sich der ganze Trotz des Landjunkers gegen die Ansprüche des Staates so leidenschaftlich in ihm auf, daß sein Gesinnungsfreund Gerlach, der Gerichtspräsident, „ganz verwundert war, wie ich mich gegen die Übernahme einer Pflicht, zu der wir uns drängen müssen, so sperren könne." Bismarck blieb dabei, lieber das Strafgeld zu zahlen, und rechnete sich einfach aus: „4 Wochen in Magdeburg im Gasthof zu liegen, wird auch

Digitized by Google

nicht viel unter hundert Taler kosten." Wie sehr er der Landedelmann blieb, blickte immer hindurch. Aus Erfurt floh er, so oft er nur konnte, und seine Auerhahnjagd im Thüringer Walde mit ihren Anstrengungen, seiner Beharrlichkeit und dem 14 stündigen Schlafe, mit dem er sie wieder gut machte, hat etwas Elementares: er freute sich nachher über „die gute Natur, die Gott mir gab, das durchzumachen". Als der „Kladderadatsch" mit einer historischen Anspielung seine Familie antasten zu wollen schien, wies er, in übrigens tadellos achtungsvoller Sachlichkeit, den Redakteur auf die Genugtuung hin, „welche nach meiner Ansicht ein Gentleman dem andern unter Umständen nicht verweigern kann". Auf die Unhöflichkeit eines gereizten Standesgenossen antwortete er mit einem Briefe voll überlegener geistreicher Bosheit, in dem jedes Wort eine höfliche Beleidigung ist: man schmeckt ihn aus, wie den Anblick eines Meisterfechters (an Graf Itzenplitz 1849). Das war schon im Edelmanne der Diplomat. Aber der Edelmann war es, den es aus der Kammer zu den Offizieren trieb, der sich am Reiten durch den Tiergarten, oder auch, allem Pietismus zum Trotz, am Tanzen bei Hofe von seinem „miserablen Leben den Tag über" erholte. Und doch trieb ihn Ehrgeiz und Tatendrang und Pflichtgefühl zu immer angespannterer Arbeit im Parlament. Sehr merkwürdig, wie er fortfuhr, dieses selbe Parlament zu verachten: das anspruchsvolle leere Geschwätz auf der Rednerbühne, die Langeweile, die Böswilligkeit, die Gedankenarmut. Er schäumte immer wieder dagegen an, er spielte im September 1849 und wieder im März 1851 „ernstlich" mit dem Gedanken, sein Mandat niederzulegen, und öfter wollte er wenigstens einmal ausbrechen; seine Schwiegermutter widersprach ihm feierlich, Gerlach, Stahl, Kleist schalten ihn aus. Hinter der Langeweile lag sicherlich zum guten Teil das Gefühl, daß der Landtag ihm persönlich zu wenig Aufgaben bot: seine Kraft dürstete nach mehr. Aber er übte zugleich an den allgemeinen sachlichen Grenzen des Parlamentarismus eine schneidende Kritik. „Die (deutsche) Frage wird überhaupt nicht in unserer Kammer, sondern in der Diplomatie und im Felde entschieden, und alles, was wir darüber schwatzen und beschließen, hat nicht mehr Wert als die Mondscheinbetrachtungen eines sentimentalen Jünglings, der Luftschlösser baut" (27. August 1849). „Bauern und Kleinstädter sind nicht geeignet, um Gesetze zu machen und europäische Politik zu treiben" (11. September). Der Kampf, in dem er stand, erschien ihm dann ziellos und wie eine Farce. Er sprach zu Scharlach von dem „Kammerwesen, wie 350 Leute über unser Vaterland beschließen, von denen kaum 50 wissen, was sie tun, und unter diesen wiederum wenigstens 30 ehrgeizige und gewissenlose Schurken oder von Eitelkeit ausgehöhlte Komödianten". Er wollte hinter Radowitz als Triebkraft auch nur „eine immense persönliche Eitelkeit" erblicken. Der Realist leuchtet in Bismarck durch, der die Motive der Menschen nackt zu sehen vermeint und sie klein sieht, und der die politischen Gewalten sichtet nach Macht oder Machtlosigkeit: der handelnde Staatsmann seiner späteren Tage; bewußt oder unbewußt sehnte er sich wohl bereits das zu werden. Freilich, auch als er es geworden war, hat er ja nicht aufgehört, die Leerheit selbst des großen politischen Kampfes zu schelten. Er behielt damals und stets etwas Persönlichstes, Eigenstes, das ihm daneben und darüber stand, ein Hochland,

Digitized by Google

in dem die feinsten Quellen seiner Lebensströme blinkten. Den staatlichen Kampf zu lassen jedoch war er schon 1849 so unfähig wie später allezeit. Er brach am 25. September 1849 einen Brief ab: „ich bin heut zu voll von Politik." Er brauchte sie durchaus; es ging ihm wie mit den Einkäufen für seine verreiste Frau: er wollte die Aufträge durchaus haben, „räsonnieren und bedauert werden will ich deshalb aber doch, wenn ich sie besorgt habe" (6. März 1851). Sollte die beinahe fiebernd ungeduldige Erregbarkeit, in der er sich im Herbst 1850 befand, nicht damit zusammenhängen, daß er damals seit einem vollen halben Jahre seinem Berufe entrückt war? So oft er ihn verwarf, der Drang in die Welt, der Drang zu seinem Werke war doch immer übergroß in ihm.

In diesem inneren Streite lag sein Wesen damals wie stets. Das Zarte und Weiche, das Feine und Reizbare, das Verwundbare und Wilde ruhte in den Tiefen seines Herzens, leicht aufgewühlt in Empfindung und Wort, elementar auch dieses alles in seiner innerlichen Stärke; schon 1850 entlud sich seine „Wut" über die „Tyrannei" des Schwurgerichts in Erbrechen und Gelbsucht. Der starke, sich ganz zusammenfassende Wille zur Wirkung und Tat ruhte dicht daneben und verlangte nach Sättigung. Wir mögen die Widersprüche auf die körperlich-geistige Erbschaft der Familien zurückführen, die in ihm zusammenfloß; lebenslang blieb seine Seele ihr Schlachtgebiet. Haben sie ihn jemals zerrissen? In den 40er Jahren vielleicht; aber schon damals erschien doch als der eigentliche Keim der Friedlosigkeit, die ihn jagte, seine unbeschäftigte, unausgefüllte Kraft. Seitdem hat das Positive, nach dem er gerungen hatte, gesiegt; auf allen Feldern seines Lebens sprossen die Saaten empor. Die vollste Ausfüllung seiner Wünsche, deren seine Seele fähig war, die Ausfüllung durch die große Tat, lag erst vor ihm; befriedigt hat zwar auch sie den Drang dieser Seele niemals ganz. Aber man vergreift doch den Ton, wenn man nur in der Fülle der Kämpfe und der Gegensätze, die sein Wesen wie jedes größte Menschenwesen durchwalten, wenn man gar in einer Problematik, die kleinere Naturen erschöpfend ausdrücken mag, das eigentlich Bezeichnende seines Innenlebens sehen will. Von Zerrissenheit war schon 1849 nicht mehr die Rede, obwohl er erst noch weiterdrang. Das Widerspiel der Gegensätze arbeitet in der Tiefe, immer bewegt, immer reizbar, eine Fülle der Töne, die durch und gegen einander klingt, für ihn selber immer wieder erregend und quälend, für den Betrachter reich und packend, lebendig, ewig neu. Am packendsten aber doch, weil sie dem Überschwange des Lebens entquillt; und nicht die Zerteiltheit bleibt der letzte Eindruck, sondern eine majestätische Einheit, in allem Gegeneinander eine große, klare Einfachheit, durchaus gesund und hell, eine Mächtigkeit der zusammenhaltenden, vorwärtsstrebenden, schöpferischen Kraft, die über alle die bleibenden Widersprüche triumphiert und sie mit sich reißt: männliche Größe, die alle Spaltungen überbrückt. In diesen Jahren wächst sie schon sicherer und sicherer empor: die Arbeit wächst und hält sie zusammen. Im Winter auf 1850 hat ein Genosse der pietistischen Kreise, der Maler Moritz Berendt in Berlin, seinem Rufe zu dienen gemeint, indem er Herrn von Bismarck porträtierte: „lebensgroß und sehr ähnlich", wie Frau Johanna schrieb. Das Bild hängt im Rathaus seiner damaligen Wahlstadt Brandenburg und zeigt ihn, seine riesige Dogge Odin an ihn gedrängt, stehend vor Schloß

Digitized by Google

und Kirche von Schönhausen. Im Grunde stellt es doch nicht den Schloßherrn, sondern den Abgeordneten dar, im schwarzen zugeknöpften Rock, Hut und Handschuh in der Hand, im kurzen Vollbart, über der Stirn noch die Haare, die sich freilich lichten, die Erscheinung groß und fest, das Auge scharf und wie in allen seinen Porträts aus diesen Jahren selbstbewußt und einigermaßen drohend, der ganze Ausdruck gesammelter Wille. Das mag das Bismarckbildnis dieser Zeiten bleiben. —

Den Parlamentarier von 1850, wie er sprach und handelte, haben wir kennen gelernt: voll sprühender Kampfesfreude, voll Mut und Übermut, voll Zorn und Haß, immer entschieden, ja radikal; einen bewußten Taktiker, der — sein Brief an Meyendorff über Erfurt etwa zeigt es — die Stimmenzahlen sorgsam vorberechnete und gegen Mehrheiten mit dem Appell an den König stritt, und mit dem Appell an die Macht des Wirklichen; hierin und sonst vor allem realistisch gestimmt, den Zeittheorien und den Phrasen feind, mit einem Zuge von Verachtung.

Die Frage wiederholt sich: in welchem Verhältnis steht dieser Politiker zu der gleichzeitigen Entwickelung der menschlichen Persönlichkeit? Ich habe im Eingang dieser Charakteristik behauptet, sie seien untrennbar, und der erste von der zweiten beeinflußt. Gewiß sind dies schwer zu ergründende und schwer auszudrückende Beziehungen; umgehen darf der Biograph sie nie. Einiges ist gewiß. Bismarck rühmte damals und stets die tragende Hilfe, die seine Ehe seinen Kämpfen leiste; er hat später seinen Glauben als den Halt seiner staatsmännischen Pflichterfüllung gepriesen. Wir sahen: Die gährende Kraft seines Wesens hat sich in feste menschliche und religiöse Selbstzucht gegeben und strebte sich zu bändigen. Sie drang immer wieder, halb rebellisch, durch, verloren hat er sich an die höheren Mächte, denen er sich beugte, nie, als den Diener einer religiösen Idee etwa wird niemand ihn bezeichnen; aber sie war in ihm, bereicherte, gestaltete, stützte ihn. Mancher mag darin nur eine Selbstbefreiung und Selbsterziehung des menschlichen Genius anerkennen wollen, nicht eine Erziehung des Genius von außen und von oben her: allein die Wirkung dieser Erziehung auf sein ganzes Wesen bliebe von solcher Auffassung unberührt und immer stark. Gerundet und veredelt war seine Persönlichkeit: er nahm sich selbst und seine Lebenspflicht, die Welt, in der er stand, ernst, weit mehr als zuvor; alles, was wir erkennen und ahnen können, weist auf Gewissenhaftigkeit und Treue, und er band diese an den stärksten Pflock. Es hat doch wohl niemals einen im höchsten Sinne schöpferischen Menschen gegeben ohne Größe und Durchbildung im Kerne seiner Seele. Bismarck fand diese Durchbildung in Haus und Glauben. Ist es denkbar, daß diese neuen Mächte seiner Persönlichkeit seine beginnende staatliche Arbeit unbefruchtet lassen konnten? Wohl ist die stärkste Triebfeder allen großen menschlichen Schaffens gewißlich die Selbstbetätigung des Genius, der Drang der starken Persönlichkeit, sich auszuwirken. Hier war diese Persönlichkeit von einem Ernste durchdrungen, der sich als religiös empfand. Der Fortschritt des inneren Lebens mußte doch wohl irgendwie das äußere und dessen Wirkungen erfassen. Die Formen des äußeren Kampfes, in den Bismarck zuerst eingetreten war — ich habe sie soeben nochmals umrissen — waren wesentlich scharf und spitz, mehr Streit als Schöpfung. Kann der Ernst der nun in sich geschlossenen Persönlichkeit selbst diesem Kampfe gemangelt haben? Die Frage

Digitized by Google

bleibt nur, wieweit die allgemeine Vertiefung des Menschen auf den Staatsmann einwirken mußte; es bleibt die Frage seines ganzen weiteren Lebens in allen seinen Epochen, wie diese allgemeinen, sittlichen, religiösen Antriebe und die Selbstherrlichkeit des Persönlichkeitstriebes auf jeder der wechselnden Stufen sich zueinander verhielten: hier ist sie für den Parlamentarier gestellt.

Und eine zweite, unmittelbare Frage gesellt sich, gerade für diesen, hinzu. Der große Feind der Doktrinen, auch derer, die damals wie selbstverständlich vorherrschten, vertrat in diesen Jahren selber Doktrinen, mindestens Ideale. Er erschien als Bekenner, auch auf der Rednerbühne des Landtags; als Kreuzzeitungsritter verspottete ihn die gegnerische Karikatur. War er es? waren die besonderen Ideale, die er damals verfocht, für den großen Realisten mehr als bloße Form? waren sie erlebt und für ihn selber eine Macht? Erst von dem Hintergrunde seines persönlichen Daseins aus, wie er für diese Jahre hier dargestellt worden ist, kann man die Antwort suchen. Mit dem frivolen Junker, zu dem eine Legende ihn gemacht hat, ist es ein für allemal nichts, das Augurenlächeln überkluger Stepsis, die in Bekenntnissen nur Ausdrucksweisen oder Vorwände zu sehen vermag, beweist nur die Blindheit des verständnislosen Richters für Menschen und Dinge, die über ihm stehen. Aber das bleibt zu fragen: wieweit reichte in Bismarck die Kraft dieser Ideale, die er nach jedem seiner persönlichsten Zeugnisse unzweifelhaft ehrlich und stark empfand? In seinem intimsten, religiösen Leben selbst stritt seine Persönlichkeit mit der Regel; wieweit erfüllte sie auch die politischen Regeln, die er verkündete, mit dem eigenen, umgestaltenden Inhalte ihrer persönlichen Kraft? Wie verhalten sich in den politischen Anschauungen, die er damals verfocht, Lehre und Mensch, Überzeugung und Trieb, Glaube aller Art und eingeborener Wirklichkeitssinn?

Das Bild dieser Jahre, das hier von seinen verschiedenen Seiten her gezeichnet wird, erhält seine letzte Zusammenfassung erst, indem die einzelnen Richtungen seiner politischen Anschauungen von damals, jede für sich, beschrieben und untersucht werden: innere Politik — in Gesellschaft, Wirtschaft, Kirche, Verfassung; äußere Politik — die deutsche Einheit.

In ihrer Darlegung wird zugleich der bleibende Ertrag der Jahre des Abgeordneten für die Vorgeschichte des künftigen großen handelnden Staatsmannes zu bestimmen sein. Denn alle Probleme, mit denen der Gründer des Reiches dereinst ringen sollte, drangen damals bereits auf ihn ein.

Digitized by Google

Heine und Meyerbeer.

(Mit ungedruckten Briefen.)

Von

Professor Dr. Friedrich Hirth.

Die Ankündigung einer bekannten Berliner Autographenfirma, sie bringe ein halbes Dutzend Briefe Heines an Meyerbeer und den Entwurf eines Antwort-Schreibens des Komponisten an den Dichter zur Versteigerung, erregte unlängst das nachhaltigste Aufsehen. Die sehr willkürlichen Exzerpte aus den Briefen, die in dem Auktionskataloge enthalten waren, mußten dieses Aufsehen umsomehr steigern, als sie sämtlich zu Ungunsten Heines sprachen. Und mit breitem Behagen stürzte sich in Deutschland und Frankreich die Heine feindlich gesinnte Presse auf diese Auszüge, um wieder einmal in tönenden Worten den „Schmutzfink im deutschen Dichterwald" zu begeifern, seine Undankbarkeit und Charakterlosigkeit in überlauten Akkorden zu befehden. Es verschlug nichts, daß man nicht den gesamten Inhalt des Briefwechsels kannte und daß es unmöglich wissenschaftliches Prinzip sein darf, aus herausgerissenen Stellen Anklagen zu schmieden. Ein willkommener Angriffsstoff gegen den noch immer so gehaßten Heine war gefunden, und dessen bediente man sich in ausgiebigstem Maße, mochte es selbst zu Gunsten Meyerbeers geschehen, dem die Angreifer Heines aus sehr durchsichtigen Gründen sonst auch nicht besonders gewogen sind.

Wie gefährlich ein derartiges Verfahren ist, aus willkürlich einem Zusammenhang entrissenen Zitaten Folgerungen abzuleiten, bedarf keiner weitläufigen Erörterung. Wollte man diese Methode verallgemeinern, so ließe sich immer alles Wünschenswerte beweisen, und Richelieus Satz: „Gebt mir aus einem Briefe fünf Worte, und ich bringe den Schreiber an den Galgen" würde im aufgeklärten 20. Jahrhundert neuerdings oberster Rechtsgrundsatz. Deshalb wäre es Heines Gegnern anzuraten gewesen, sich bis zu der vollständigen Veröffentlichung dieser Briefe zu gedulden. Nicht als ob sie dabei nicht auf ihre Kosten gekommen wären! Diese Briefe enthalten, in ihrer Gesamtheit betrachtet, sehr viel Anfechtbares, und die Freunde Heines werden gewiß lebhaft bedauern, daß sie jemals geschrieben wurden. Aber ihre lückenlose Veröffentlichung wird doch beweisen können, daß sie keinerlei Anlaß geben können, Heine schlankweg einen Erpresser und bestechlichen Kritiker zu nennen. Zu diesem Zwecke ist es freilich nötig, Heines Beziehungen zu Meyerbeer, die bisher noch niemals eingehend geschildert wurden, in ihrem ganzen Verlaufe zu betrachten, wobei vorweg betont sei, daß diese Darstellung durchaus objektiv sein soll und gewiß nichts verschweigen und nichts beschönigen will.

Digitized by Google

In dem kunstsinnigen Hause des Bankiers Jakob Hertz Beer — des Vaters des Komponisten, des Dichters Michael, des Astronomen Wilhelm und des einzigen auf geistigem Gebiete nicht zur Berühmtheit gelangten Heinrich — und seiner Frau Amalie, der Tochter des „Berliner Krösus" Liepmann Meyer Wulf, war Heine wohl schon seit 1823 ein gerne gesehener Gast. Mit Giacomo, der seit 1816 in Italien Opern komponierte, ist er nach eigenem Bekenntnisse erst 1827 zusammengetroffen. Den Anfang dieser Bekanntschaft schildert er im neunten seiner „Vertrauten Briefe an August Lewald" („Über die französische Bühne", Werke, Ausgabe von Elster, IV, 545), und schon damals lobte Heine, was gewiß ein unverdächtiges Zeugnis seines Enthusiasmus für Meyerbeers Musik ist, eine heute verschollene Oper des Komponisten, „Der Kreuzritter in Ägypten", wie er auch in der „Reise von München nach Genua" (Werke III, 271), ohne Meyerbeer bis dahin zu kennen oder sich irgend einer Gunst durch ihn erfreut zu haben, von der „Raserei" berichtet, die sich einstellte, „wenn die Musik manchmal aus dem weichen, wehmütigen Ton plötzlich in jauchzenden Schmerz übersprang". Daß Meyerbeer persönlich starken Eindruck auf Heine gemacht hätte, ließe sich aus dessen ersten Äußerungen nicht behaupten; weit größer scheint der seiner Mutter gewesen zu sein, jener feinsinnigen Frau, die, den Traditionen der reichen Berliner Jüdinnen zu Beginn des 19. Jahrhunderts folgend, in ihrem Salon die Auslese der Geistigkeit empfing: Immermann, Ludwig Robert, Zelter, Reichardt usw. Sie war Henriette Herz und Rahel Varnhagen auch darin gleich, daß sie nicht den Ehrgeiz hatte, selbst zu produzieren, sondern sich damit begnügte, sich an künstlerischen Produkten schwärmerisch zu begeistern. Sie wird es wohl gewesen sein, die Heine veranlaßte, die Tragödie „Struensee" ihres Sohnes Michael ausführlich zu besprechen; daß Heine aus innerer Anteilnahme an dem Werke diese Rezension verfaßt hätte, ließe sich kaum behaupten. Für Amalie Beer hegte er immer größte Verehrung. Oft gedenkt er ihrer in den Briefen an Meyerbeer, und ein Kondolenzschreiben, das er ihr anläßlich des Todes ihres Sohnes Heinrich im Jahre 1842 sandte*), gehört zu den ergreifendsten brieflichen Äußerungen, die wir von ihm kennen: „Von Tröstung kann hier nicht die Rede seyn; nur Narren trösten, und nur Menschen ohne Herz lassen sich trösten. Ich gehöre nicht zu den ersteren, und Sie nicht zu den letzteren. . . . Ich möchte in diesem Augenblicke bey Ihnen seyn und Ihnen schweigend die Hand küssen."

Dieser teilnahmvolle Brief hat deshalb umso größere Bedeutung, weil der, dessen Andenken er galt, kein Edelmensch und immer das Schmerzenskind des Beerschen Hauses war. In seinen „Geständnissen" spricht Heine (Werke VI, 46 ff.) recht ironisch von Heinrich

*) Das Original befindet sich jetzt im Besitz des Herrn Rudolf Kahler in Wien.

Digitized by Google

Beer, und nur die Wertschätzung, die er der Mutter entgegenbrachte, rang ihm sein warmes Kondolenzschreiben ab. Wie hoch er sie stellte, beweist ihre Charakterisierung in den „Briefen über die französische Bühne“ (IV, 544 f.): in ihrer Wärme und Lebhaftigkeit erinnert diese Schilderung an die berühmte der Mutter Grabbes in den „Memoiren“.

Als sich Giacomo Meyerbeer dauernd in Paris niederließ, war es natürlich, daß er in ständigen Verkehr mit Heine trat. Berührungspunkte konnten nicht ausbleiben; beide waren Söhne eines Stammes, Kinder eines Vaterlandes, lebten fern von ihrer Heimat und suchten in der französischen Metropole festen Fuß zu fassen. Daß sie sich gegenseitig unterstützten, war begreiflich. Heine war für Meyerbeer, der stets auf eine „gute Presse“ hielt, ein sehr wichtiger Helfer. Er bemühte sich, die französische und deutsche Presse für den Komponisten günstig zu stimmen (vgl. seinen Brief an Lewald vom 17. Oktober 1842), wodurch Meyerbeer sich ihm sehr verpflichtet fühlen mußte. Und hier setzen die betrüblichen Geldgeschichten ein, die jetzt zu so schwerwiegenden Anklagen gegen Heine Anlaß geben und die gewiß keine restlos erfreulichen Zeugnisse seines Charakters sind. Nur müssen, um zu einem objektiven Urteil zu gelangen, wie bei jeder Anklage, alle Umstände sorgfältig betrachtet werden, und da werden sich für Heine zweifellos erhebliche Milderungsgründe ergeben.

Soviel steht fest, daß er sich von Meyerbeer Geld entlieh und es einigemale erhielt. Das Recht, bei einem vertrauten Freunde, dem er sehr wichtige Dienste leistete — und die Bestechung der Presse, die sich in der angeblich so guten alten Zeit durchaus ermöglichen ließ, war für Meyerbeer der wichtigste Dienst —, Geld zu leihen, wird man Heine keinesfalls absprechen dürfen. Daß er nur wegen der Freundschaft mit Meyerbeer diesem günstige Rezensionen schrieb, ist nicht zu erweisen. Seine markanteste Stellungnahme für Meyerbeer, die „Hugenotten“-Rezension im Jahre 1836, ist gewiß voll des Lobes. Aber wenn Heine die Oper anläßlich ihrer Premiere in Paris nicht gelobt hätte, so wäre er ausgelacht worden. Denn die ganze französische Presse war einstimmig in der Verherrlichung des neuen Werkes, das bei seiner ersten Aufführung unbegrenzten Enthusiasmus erregte und ja auch heute noch seine großen Theatererfolge findet. Heine schätzte damals Meyerbeers Musik wirklich, allerdings trotz des intimen Verkehrs mit dem Komponisten nicht in so hohem Maße, wie etwa die Rossinis. Wichtig ist in dieser Hinsicht die Stelle in dem schon erwähnten neunten Briefe, wo er Rossini und Meyerbeer vergleicht und sich darauf beschränkt, „beide zu lieben und keinen von beiden auf Unkosten des anderen. Wenn ich mit ersterem (Rossini) vielleicht mehr noch als mit letzterem sympathisiere, so ist das nur ein Privatgefühl, keineswegs ein Anerkenntnis

Digitized by Google

größeren Wertes". Diese Stelle ist sehr bedeutungsvoll; Heine gab trotz seiner Freundschaft mit Meyerbeer unumwunden zu, daß ihm Rossini sympathischer war. Und von Rossini, von dem wir nur wissen, daß er Heine einmal bei einem Diner Stockfische vorsetzte, die dieser refüsierte, wird man kaum behaupten wollen, er habe Heine irgendwie bestochen.

Jedenfalls wird man also Heine zugestehen müssen, daß er die „Hugenotten" aus wirklicher Überzeugung lobte. Daß er damals schon Meyerbeers Schuldner war, ist nicht zu leugnen. Aber ebensowenig, daß er es sein durfte. Meyerbeer war reich und gab gerne Geld aus, wenn er sich dafür Zeitungsgunst erkaufen konnte. Daß sie zu erkaufen war, ist nicht Heines Schuld. Und erkauft mußte sie damals werden. Wir wissen, daß Liszt sich auf dieselbe Weise eine willfährige Presse verschaffte und daß Meyerbeer selbst kleine Journalisten (wie Johann Peter Lyser, von dem ich es bewiesen habe) sich mit 20 Gulden günstig stimmte. Der Gedanke, daß man kritisch für jemanden nicht eintreten dürfe, in dessen materieller Abhängigkeit man stehe, lag Heine fern und war überhaupt in den 30er Jahren noch kaum zum Durchbruche gelangt. Und da Heine für Meyerbeers Ruhm unermüdlich bei den Zeitungen wirkte, hielt er sich für berechtigt, als Äquivalent, zum Unterschiede von seinen journalistischen Kollegen, die sich Geld schenken ließen, es zu entleihen. Daß er sich umsonst hätte bemühen sollen, wäre eine unbillige Forderung. Er mußte seine Zeit, um sein und seiner Mathilde Leben zu fristen, peinlichst ausnützen. Und die Beeinflussung der Presse, die er zweifellos für Meyerbeer unternahm, kostete Zeit. So mußte er sich gewiß schweren Herzens dazu entschließen, Meyerbeer gelegentlich um Geld anzugehen. Groß waren die Summen nicht, die er sich l i e h, und die Bittbriefe, die Heine schrieb, sind wahrhaft schmerzliche Dokumente.

Heine war in Paris in recht bedrängter wirtschaftlicher Lage. Allerdings bezog er eine Jahresrente von 4800 Franks von seinem Onkel. (Sein Bruder Max fälschte diese Summe in seinen Erinnerungen in 8000 Franks um.) Das war auch seine einzige feste Einnahme. Die Honorare, die er von seinem Verleger Campe bezog, waren selbst für die damalige Zeit kläglich. Wir waren bisher darüber nicht unterrichtet, da Adolf Strodtmann, der erste Herausgeber der Briefe Heines an Campe, meistens jede Besprechung von Geldangelegenheiten aus den Briefen strich und an den Stellen, die sich auf Wechseltrassierungen Heines auf Campe beziehen, den Dichter immer nur von „Summen" oder auch, was sehr bezeichnend ist, von „kleinen Summen" sprechen ließ. In meiner neuen, vollständigen Ausgabe der Briefe Heines sind die genauen Summenangaben zu finden, und sie werden beweisen, daß Heine für seine Werke erschreckend kleine Honorare bezog. Dazu kommt noch eines,

Digitized by Google

was aus den bisherigen Brief-Publikationen nicht ersichtlich war. Heines Geliebte und spätere Frau, Crescentia Mirat, die er des Wohllautes wegen immer Mathilde nannte, war eine arge Verschwenderin. Nie nannte sie Heine in seinen Familienbriefen anders als die „Verbrengerin", ein jüdisch verballhorntes Wort, das von dem Herausgeber dieser Familienbriefe meistens getilgt wurde. Und unaufhörlich ertönen aus diesen Episteln die Klagen, welch schwere Summen Mathilde verbrauche, die dem Geld gegenüber wie ein Kind sei, und für die Heine rastlos Geld schaffen mußte. Er selbst war sparsam; daß er an der Frau, die ihm geistig und seelisch gewiß nicht ebenbürtig war, mit unbegreiflicher Zärtlichkeit hing und ihr keinen Wunsch abschlagen konnte, daß er ihr gegenüber nachgiebig bis zur Unterwürfigkeit war, mag ein Verschulden sein; ein Verbrechen ist es nicht gewesen.

Aber noch ein dritter, bisher übersehener Umstand kommt hinzu, der erst aus meiner Ausgabe der Briefe völlig bekannt werden wird: Heine war in Paris einer Schar von deutschen journalistischen Erpressern ausgeliefert, die sich an ihn klammerten und seine Gutherzigkeit aufs ärgste mißbrauchten. Unaufhörlich wurde er um Geld angebettelt, und er war schwach genug, immer wieder zu geben. Er mußte es tun. Wußte er doch nur zu gut, daß sofort, wenn er sich nicht willfährig zeigte, perfide Verleumdungen über ihn in deutschen Blättern erscheinen würden. Arge Korruption begleitete ja leider das Aufblühen der deutschen Zeitungen seit den 30er Jahren. Aus Hamburg und Wien konnte ich in meinem Buche über Johann Peter Lyser (München 1911) einige sehr drastische Tatsachen mitteilen; neuerdings hat Karl Glossy in seinen „Literarischen Geheimberichten aus dem Vormärz" ein paar sehr bemerkenswerte Streiflichter auf diese Zustände fallen lassen. Und namentlich Paris war ein Nährboden für diese erpresserische Journalistik. Dort sammelten sich angebliche deutsche Flüchtlinge an, die vorgaben, politischer Dinge wegen die Heimat verlassen zu haben; diese drängten sich an Heine und Börne heran und ließen sich gerne und reichlich mit Geld unterstützen. Wehe, wenn es ihnen verweigert wurde! Ganze Scharen deutscher Klatschblätter standen bereit, die Bosheiten dieser Clique abzudrucken. Und da mangels jeder Gelegenheit, ernste Dinge publizistisch zu erörtern, der giftigste Klatsch die willkommenste Nahrung des deutschen Zeitungsleser-Publikums bildete, waren die Redaktionen immer willig, sich von den Leuten, die sich in Paris müßig umhertrieben, allerlei erlogene Dinge über die dortigen interessanten Persönlichkeiten, zu denen Heine zweifellos zählte, berichten zu lassen. Im „Rheinischen Volksblatt", im Wiener „Humorist", im Frankfurter „Conversationsblatte" oder in den Leipziger „Rosen" begegnen unflätige Angriffe auf Heine und Meyerbeer immer wieder. Solange es seine materiellen Verhältnisse gestatteten,

Digitized by Google

suchte ihnen Heine zu steuern. Nur in der Not, sich von seinen deutschen Peinigern zu befreien, wandte er sich an Meyerbeer. Darüber geben die hier mitzuteilenden Briefe die beredtesten Auskünfte, die sehr belangreichen Zeugnissen zufolge unbedingt wahr sind. Es war ebenso Heines wie Meyerbeers Interesse, daß in den deutschen Zeitungen keine Lügen oder groben Angriffe verbreitet wurden; in dem Meyerbeers zumal, der sich über jede Anfeindung heftig erregte und immer alles tat, um sich die Zeitungen günstig zu stimmen. Jahrelang konnte er es nicht verschmerzen, daß Ludwig Rellstab ihn in der „Vossischen Zeitung" unsanft behandelte. Um ihn für sich zu gewinnen, verstand er sich sogar dazu, einen schlechten Text von ihm, „Das Feldlager in Schlesien", zu vertonen. Sofort verstummten Rellstabs Angriffe, ja, er wurde ein Bewunderer von Meyerbeers Musik. Später freilich, als das „Feldlager" wenig Erfolg hatte, wurde er wieder ein Gegner Meyerbeers.

Seit dem Jahre 1834 bestand ein brieflicher Verkehr zwischen Heine und Meyerbeer. Das erste, seit langem bekannte Briefchen enthält eine Empfehlung eines aus Paris nach Berlin reisenden Herrn Rosenstein; interessanter ist der erste bisher unbekannte Brief, der folgendermaßen lautet:

Paris den 6 April 1835.

Werthester Freund!

Da der Brief, den ich Ihnen nach Nice geschrieben, nicht angekommen, wage ich heute nicht, mich über delikate Dinge auszusprechen in geschriebenen Worten, und ich denke, es ist besser, daß ich Sie zu blindem Vertrauen auffordere. Ich glaube, ich darf es. Ich zeige mich oft in unrühmlichen Lichte, die meisten Menschen persiflire ich oder mystifizire ich, ich handle selten wie ein Marquis Posa und noch seltener wie ein Titus (ich spreche von dem Titus, wie ihn die Römer schildern und wie ihn Mozart componirt; der wirkliche Titus, wie wir sehr gut wissen, war ein Rosche[1]). Wie gesagt, ich bin kein Posa, kein Titus Vespasianus, kein Nathan der Weise, ich bin sogar das Gegentheil, kurz, es ist viel bedenkliches über mich zu sagen. Aber, das ist sicher, in der Tiefe meines Herzens wohnt Sympathie für alles, was herrlich und tragisch ist, für die Mitmärtyrer in der Poesie und Kunst, Sympathie für das verwandte Genie. Ich bestehe vielleicht aus zwey Personen; die eine, die bessere Person, schreibt Ihnen heute; sie schreibt auch nicht an den gewöhnlichen Meyerbeer,

[1]) Judengegner.

Digitized by Google

der gewöhnlich einen braunen Rock trägt und sehr gequält wird von Impressionen, schlechten Sängern, aufgeklärten Israeliten, vorurtheilsfreyen Christen, schätzenswerthen Dilettanten, Inhabern von Albums (an diesen Meyerbeer habe ich diese Tage einen Empfehlungsbrief geschrieben, den ihm ein junger Sprachlehrer mosaischer Confession, welcher wahrscheinlich auch Violine spielt, überreichen wird) — ich schreibe an den zweyten Meyerbeer, den Maestro divino, den Schöpfer, den Triumphator mit dem Lorbeerkranz, den Geisterfürsten, an den die Menschen, eben so wie an mich, noch lange denken werden. Ja, ich überlasse mich der wehmüthig übelen Hoffnung, daß man den Namen dieses Meyerbeers nicht selten mit dem meinigen zusammen nennen wird, wenn wir nebbich beide längst im Grabe liegen.

So eben bin ich im Pathos unterbrochen worden durch eine Visite des Herrn Büloz, welcher, als ich ihm sagte, an wen ich schreibe, mich sehr bat, Sie daran zu erinnern, daß Sie ihm einen Aufsatz sur la composition musicale versprochen haben. (Wann kommt der Messias?) Auch solle ich Sie daran erinnern, daß Sie ihm bald die biographischen Notizen schicken, die er nöthig hat, damit, wenn Ihre Oper anlangt, gleich eine gründliche Arbeit über Sie fertig seyn kann. Der Abbe Mainzer, dem ich einen Eintritt in die Revue verschafft, hat sich gegen Büloz schlingelhaft betragen, und letzterer hat jetzt große Abneigung gegen Deutsche, die ich keineswegs zu mildern suche. Auch gegen Schlesinger ist Büloz in diesem Augenblick mit Recht sehr ungehalten; er hat sich wenigstens unklug betragen bey Gelegenheit der Juive. Aber die Vortrefflichkeit dieser Oper ist in ganz Paris nur e i n e Stimme, und diese einzige Stimme ist von Herrn Maurice Schlesinger. Dieser ist jetzt sehr ägrirt, daß das Publikum ihm nicht aufs Wort glaubt und diese Oper vortrefflich findet. Es muß ihn und Veron verdrießen, daß das Publikum sich weder von ihren Coulissen noch Trompeten betrügen läßt; diese Herren meinten schon, s i e wären die Schöpfer der Renomeen. Dem Schlesinger wird seine Halsstarrigkeit viel Geld kosten. — Doch ich habe Ihnen wichtigeres zu schreiben, nemlich meine d e u t s c h e Noth. Germania, die alte Bärin, hat alle ihre Flöhe auf Paris ausgeschüttet und ich Armster werde davon am unaufhörlichsten zernagt. Herr Spazier, wie ich vorausgesehen, dient allem

Digitized by Google

deutschen Lumpengesindel jetzt als Foyer. Die erste Nummer seiner Revue da Nord ist erschienen; die Malizen sind darin erst angekündigt. Bis jetzt habe ich den bewußten Niederträchtigkeiten, so viel ich weiß, vorgebeugt, mit Klugheit und Geld. Leider ist er nicht der einzige dieser Sorte, eben so wiederwärtige, ekelhafte Erscheinungen haben sich seitdem hier kund gegeben (Sie werden sich über die Unverschämtheiten wundern) das freche Gesindel häuft sich hier täglich, und ich habe die Wahl, sie entweder zu unterstützen und der Chef einer Räuberbande zu werden oder sie bestimmt abzuweisen und beständig von ihnen inkommodirt zu seyn. — Peinigend, widerwärtige Geschichten; eine derselben (vous y êtes beaucoup) d r ä n g t mich in diesem Augenblick, an Sie zu schreiben. Ich habe keinen Tag zu verlieren, wenn ich großen Ärgernissen zuvorkommen will. Mit Widerwillen entschließe ich mich dazu, denn ich muß wieder Geld von Ihnen verlangen. Diese Menschen sind noch gefährlicher, wenn sie nicht zu essen haben. Meine Mittel sind erschöpft. Von einer Summe von 2000 Franks, die ich jüngst als Etrenner*) von meinem Oheim erhielt, habe ich 700 Franks an deutsche Hungerleider spenden müssen. Heute müssen Sie wieder helfen und unverzüglich einen Betrag von fünfhundert, sage fünfhundert Franks zu meiner Verfügung stellen. Wenn ich sie nicht gleich habe, kann es nichts helfen. Sie werden sehen, ich verwende sie auf eine höchst nützliche Art, höchst ersprießlich für die Folge. Unsere Nöthen sind hier wieder gemeinschaftlicher Natur.

Jedenfalls werde ich Ihnen von jedem Sous strenge Rechenschaft ablegen, und was Sie nicht billigen, gebe ich Ihnen zurück. Ich bin, wie gesagt, meinerseits ganz ausgebeutelt worden, und die Sache ist höchst dringend. Ich erwarte daher umgehend Ihren Brief nebst Subsidien. Meine Addresse ist H. H. rue des Petits Augustins No. 4, Hôtel d'Espagne. Mündlich (man sagt, Sie kämen Ende des Monaths) werde ich Ihnen erzählen, wie nöthig und dringend mein heutiger Brief war. Sie sind so reich, Sie geben so viel weg für f r e m d e Misere, so daß ich nicht zu schonen brauche. Dabey wissen Sie, im Verhältniß kosten mir die Dinge weit mehr als Ihnen, da ein Frank bey mir mehr Werth

*) Geschenk.

Digitized by Google

hat, als bey Ihnen 400; und ich erspare Ihnen Noth und Schererey. Ach, diese Woche habe ich deren vollauf. Die zwey ersten Bände meines Buchs de l'Allemagne werden in einigen Tagen erscheinen, und dann muß ich überall poignées de main geben und als Lohnlakay meines eignen Ruhmes in ganz Paris herumlaufen. Wissen Sie mir für den 3ten Band de l'Allemagne keinen schon gedruckten oder erst geschriebenen Aufsatz über deutsche Musik, den ich übersetzt mittheilen kann? — Doch ich muß abbrechen; in diesem Augenblick kommt Herr Marmier und stört mich und läßt Sie herzlich grüßen. Leben Sie wohl und behalten Sie lieb

Ihren

H. Heine.

Der Brief spricht für sich selbst; er bedarf nur einiger Worte der Erklärung. Von den Personen, die Heine nennt, ist Buloz der berühmte Gründer der „Revue des deux Mondes", die für Heine immer nachdrücklichst eintrat, namentlich seit Saint-René-Taillandier seine tiefgründigen Essays über deutsche Literatur veröffentlichte; der Abbé Mainzer (1807—1851) mußte wegen politischer Umtriebe nach Paris flüchten und schrieb dort für republikanische Blätter, sehr zum Verdruß des Staatskanzlers Metternich; Moritz Schlesinger war der bekannte Berliner Musikverleger, der Manager von Meyerbeers Ruhm, den aus Meyerbeers Gunst zu verdrängen Heines stetes Bemühen war. Daß er dabei ganz selbstlos gewesen wäre, ließe sich nicht behaupten. Er scheint von französischen Musikalien-Händlern beeinflußt gewesen zu sein, einen Keil zwischen Meyerbeer und Schlesinger zu treiben, um den Komponisten für sie zu gewinnen. Doktor Richard Spazier, den Heine weiter nennt, war Jean Pauls Neffe, eine recht anrüchige journalistische Erscheinung; 1831 aus Bayern ausgewiesen, kam er nach Paris, redigierte bis 1836 die „Revue du Nord" und wurde dann Korespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung". — —

Der zweite Brief Heines an Meyerbeer berührt eine sehr schmerzliche Angelegenheit seines Lebens: die Mißhelligkeiten mit seinem reichen Oheim, der auf den berühmt gewordenen Neffen wenig gut zu sprechen war. Schon seit der Jugendzeit des Dichters datieren die Verdrießlichkeiten; der Versuch Salomos, ihn zum Kaufmann auszubilden, war gescheitert, nachdem er viel Geld gekostet hatte; die Studentenzeit, die von Heine ungebührlich verlängert worden war, hatte weitere große Summen verschlungen. Ein Bonmot Heines, das beste an Salomo Heine sei, daß er des Dichters Namen

Digitized by Google

führe, hatte den alten Herrn zu sinnloser Wut gereizt. Aber Heine bedurfte der Unterstützung des Onkels, und da eine Vermittlung seines Bruders Max wenig gefruchtet hatte, mußte Meyerbeer helfen. In dieser Angelegenheit ist der zweite hier mitzuteilende Brief abgefaßt, der in zwei Teile zerfällt. Einer, der für Meyerbeer allein bestimmt ist; der zweite, der so stilisiert ist, daß ihn auch Salomo Heine lesen konnte und sollte. Was Heine in dem Briefe erwähnt, ist alles durch anderweitige Zeugnisse bestätigt. Für den Versuch, eine deutsche Zeitung in Paris zu gründen, interessierten sich seine Berliner Freunde, besonders Varnhagen von Ense, sehr; aber die preußische Regierung vernichtete das Unternehmen im Keime, indem sie eine Einfuhr des Blattes in die preußischen Staaten ein für allemale verbieten zu wollen erklärte. Das war für Heine zweifellos ein schwerer finanzieller Schlag, und was er Meyerbeer von seinen dahin zielenden Nöten schrieb, ist in jedem Worte wahr. Das Schreiben hatte übrigens Erfolg; Meyerbeer setzte sich für seinen Freund bei Salomo Heine warm ein und erwirkte die Zusicherung, daß dem Neffen lebenslänglich eine Rente von 4800 Franks zugesagt wurde. Im übrigen können die beiden zusammengehörigen Briefe jeder ferneren Erörterung entraten; sie lauten:

Paris d. 24. Merz 1839.

Carissimo

Wenn ich Ihnen bis heute noch nicht geschrieben habe, so geschah es wahrlich nicht aus Nachlässigkeit, noch viel weniger aus Gleichgültigkeit — ach! vermiß ich Sie doch an allen Ecken, seit Ihrer Abreise! Waren Sie doch der Einzige, mit dem ich mich über die geheimsten Mißlichkeiten offenherzig besprechen konnte! Aber ich war seitdem so ungeheuer beschäftigt, die Krankheit von Mathilde und die Organisazion der deutschen Zeitung ließ mir keine Stunde Zeit — ach! mit beiden steht es sehr schlecht, erstere spuckt Blut und wird täglich kranker, und letztere, die Zeitung, hat von Berlin ein tödtlicher Schlag betroffen. Trotz der wichtigsten Verwendung (der Minister v. Werther hat sich nemlich sehr dafür interessirt) will die preuß. Regierung doch noch nicht von der lächerlichen und ungerechten Proskripzion meines Namens ablassen — denken Sie sich meinen Arger! nachdem ich den ganzen Winter bloß an dieser Sache gearbeitet, vielleicht schon 20 Druckbogen Briefe geschrieben, nachdem ich wohl über 2500 Franks schon an vorläufigen Unkosten ausgegeben, nachdem ich durch übermenschliche Beredsamkeit einen

Digitized by Google

Esel gefunden, der 150,000 Franks an der Zeitung riskiren wollte, nachdem ich, soweit es die Ehre erlaubte, die demüthigsten Schritte gethan und ganz sicher zu seyn glauben konnte — l'affaire est tombée dans l'eau!

Ist es nicht entsetzlich, daß eine Regierung ohne Urtheil und Recht mir mein Vermögen nimmt, nemlich mir von vornherein die Exploitazion meines Namens verhindert, und in so kleinlicher Weise, in meinen armseligen Finanzen, mich zu ruiniren sucht? Vorig Jahr kostete mir diese Ungerechtigkeit bereits 60,000 Franks, denn vor dem Bundestagsbeschluß gegen das junge Deutschland und dem Preuß. Totalverboth meiner Schriften konnte ich 80,000 Franks für eine Gesamtausgabe meiner Werke bekommen, und jetzt mußte ich sie vorigen Winter, um nur Brod, Medizin und Holz zu kaufen, für lumpige 20,000 Franks an Hoffmann und Campe verschleudern!

Varnhagen v. Ense kann Ihnen über diese Sache nähere Auskunft geben; auch er interessirte sich für mich aufs liebevollste; wie mir überhaupt täglich aus Deutschland die rührendsten Beweise von Theilnahme zukommen. Ich bitte Sie in Berlin meine Freunde zu beruhigen; es geht mir gar nicht so schlecht, wie das Gerücht es verbreitet. Mit Ende dieses Jahrs werde ich mich aus allen meinen Nöthen herausgezogen haben und ohne jemanden nur einen Sous schuldig zu seyn, mich in einem zwar bescheidenen, aber ehrenhaften Wohlstand befinden; dieses sage ich auch zu Ihrer Beruhigung und damit Sie die obige Klagen nicht mißverstehen; es fehlt mir in diesem Augenblick nicht an Geld.

Diesen Sommer werde ich in Paris zubringen, leider getrennt von Mathilde, die ich zu ihrer Mutter nach dem Dorfe schicke, wo sie nur Milch trinken und in einem Kuhstall schlafen soll; so wills der Arzt. Ich hingegen will mich nicht von der Chaussée d'Antin entfernen, wo Doctor Sichel wohnt, der mir, wenn mein Augenübel wieder eintreten sollte, gleich Hülfe schaffen kann.

Sie haben keinen Begriff davon, wie ich mich vor dem Blindwerden ängstige; Sichel hat mir noch vorgestern gestanden, daß ich immer noch in dieser Gefahr bin und nicht viel schreiben dürfe — Ach! und nie habe ich mehr zu lesen und zu schreiben gehabt, als eben dieses Jahr!

Digitized by Google

Was Sie mir über meinen Oheim Salomon Heine schreiben, hat mich bis in tiefster Seele erschüttert — also auch Sie haben sich das Mährchen aufbinden lassen, daß ich aus Muthwillen diesen Mann gekränkt, daß ich lieblos gegen ihn gehandelt, mit einem Wort, daß ich seine edelste Großmuth mit dem schwärzesten Undank belohnt! Je nun, die Zeit wird kommen, die alle Räthsel löst. Aber Sie, theurer Freund, will ich schon heute mit der ganzen Wahrheit bekannt machen, um so lieber, da Sie über Hamburg reisen und dort meinen Oheim sprechen werden. Sie sollen ihm jedenfalls antworten können, wenn er seine ungerechten Klagen vorbringen möchte. In dieser Absicht muß ich Ihnen schon von vorn herein vertrauen, daß Alles, was man in Deutschland von Salomon Heines großen Generositäten gegen seinen Neffen, den Dichter, zu erzählen pflegt, ganz und gar ins Gebieth der Poesie gehört! Die Summe dieser Generositäten, Wohlthaten, Unterstützungen und sonstigen Großherzigkeiten ist so armselig gering — (wie Sie einst aus meinen Memoiren bis auf Heller und Pfennig berechnen können) — daß Sie über die knickrige Wirklichkeit weit mehr erstaunen möchten, als über jene poetischen Fabeln, die, wonicht durch unklare Außerungen meines Oheims, doch gewiß dadurch entstanden sind: daß das Publikum sich einbildete, der enorme Millionär, welcher an fremde Leute so viel Geld verschenkte, müsse gegen seinen eignen Neffen, den Dichter, die Großmuth selbst seyn!

Doch das ist Nebensache, ich habe mich in dieser Beziehung nie bey einer menschlichen Seele beklagt — auch konnte ich, wenn ich es nur drauf anlegen wollte, eben so gut wie andre, die Großmuth meines Oheims um die größten Summen brandschatzen, und es ist vielmehr *meine* Schuld, wenn ich nicht zu den probaten Mitteln griff, wenn ich nicht wie Moses auf den Felsen *schlug*, damit der silberne Labetrank herausquoll — *Aber ich liebte diesen Mann* und das war mein Fehler, das war der Grund, warum ich ihn nur dann und wann um die wenigen Louisd'or anging, deren ich eben bedurfte, zum Essen oder zum Flüchten, sonst aber keine großen Opfer von ihm zu erquälen suchte — wie Andere es thaten — die auf den Felsen *schlugen! Ich habe diesen Mann geliebt*, und das war mein einziger Fehler, glauben Sie mir es, mein

Digitized by Google

theurer College. Ich habe nie einen Menschen mehr geliebt als ihn, als diesen Mann, Sie wissen, ich bin hartnäckig in meinen Gefühlen, diese sind alle eingegraben in meinem Herzen, wie in einer Stahlplatte, und da mag ich mir noch so wüthend auf die Brust schlagen, ich kann sie nicht vertilgen, jene unbegrenzte Ehrfurcht, jene unbegreifliche Zärtlichkeit, die ich von frühester Kindheit für meinen Oheim empfand — — und darüber ärgere ich mich, und das wurmt mich, darüber ärgere ich mich!

Aus diesen Andeutungen begreifen Sie zu gleicher Zeit, warum mein Oheim nie etwas Besonderes, meine ganze Existenz Sicherendes, für mich gethan, warum er weniger für mich that, als ein ganz fremder Gönner gethan hätte. Dieses begreift und fühlt aber auch mein Oheim, — denn er ist der tieffühlendste Mensch, er hat die richtigsten Empfindungen, er hat das klügste Herz — er fühlt, daß er nie etwas Ordentliches für mich gethan hat, gegen diese Anklage des eignen Gemüthes sucht er allerley Entschuldigungen, und fände sie gern in Fehlern und Vergehungen, die er mir aufbürden möchte, und ich könnte ihm gewiß keinen größeren Gefallen erzeigen, als wenn ich wirklich schlechte Handlungen gegen ihn beginge, wodurch er seine Unthätigkeit zu meinem Besten gegen sein eignes Herz verantworten könnte!

„Die Menschen werden uns immer lieber, je mehr Wohlthaten wir ihnen erzeigt haben, und wir grollen den Menschen, denen wir wohlthun konnten, denen auch unsere Wohlthaten mit Recht gebührt hätten und für die wir dennoch nichts thaten" — wie psychologisch ist dieser Satz von Paskal!

Wie ich mich darüber ärgere, daß ich trotz aller Kümmernisse, die ich durch meinen Oheim erlitten, dennoch nicht aufhören kann, ihn zu lieben: so ärgert sich mein Oheim, daß er, trotz meiner Verdienste und gerechten Ansprüche, dennoch nie was Ordentliches für mich gethan hat, er, der berühmte Millionär, der vor der Welt als mein Gönner gilt, und von dem man glaubt, er setze mich in den Stand, Meisterwerke für die Nachwelt zu schaffen, was ach! nicht möglich ist, wenn man betrübt von den qualsamsten Nahrungssorgen sein Talent an unerquickliche Tagesaufgaben vertrödeln und verzetteln muß!

Wie Sie sehen, der Zwiespalt zwischen Heinrich Heine und Salomon Heine liegt sehr tief und ist nicht durch beschwich-

Digitized by Google

tigende Worte zu lösen. Daher wollen wir nicht mehr davon reden. Sie sehen, auch wenn Sie die Anklagen, die mein Oheim gegen mich vorbringen möchte, haarklein widerlegten, haben Sie dennoch in der Hauptsache nichts ausgerichtet. Er würde schon neue Klaggründe auffinden. Früher drehten sich seine Klagen immer um baares Geld, daß ich ihm schon so und so viel Geld gekostet, daß ich kein Geld verdiene, daß ich in einem Alter, wo Gumpel und Hirsch, die mit nichts angefangen, schon so reich sind, noch immer in Noth und Armuth stecke u. s. w. Diese Klagen haben aufgehört; wie sich von selbst versteht, sie waren nie ernsthaft gemeint, denn seine Seele ist so hoch und edel, und er hat weit mehr Respekt für den armen benöthigten Gelehrten als für reiche Schacherjuden.

In der jüngsten Zeit hat mein Oheim zwey Beschuldigungen gegen mich vorgebracht, wovon die eine eben so lächerlich wie die andre grausam ist. Er will sich nemlich nicht zufrieden geben, daß ich in einem Briefe zu ihm gesagt habe: das Beste was an ihm sey, bestünde darinn, daß er meinen Namen führe. Diese Außerung, deren ich mich nicht mehr klar erinnere, ist gewiß wahr; denn mein Oheim sagt nie eine Unwahrheit. Aber daß er sich darüber gegrämt habe, ist nicht wahr, denn er ist zu gescheut, sich an Worte zu halten, und er weiß zu gut, wie sehr ich seinen inneren Werth, seine Charaktergröße, seine ausgezeichnete Persönlichkeit anerkenne. Grausam, empörend grausam ist aber (die Seele zittert mir vor Wuth), schändlich grausam ist aber die Interpretazion eines andern Briefes, worinn ich ihm über den Verlust meiner armen Tante zu kondoliren hatte — — ich versichere Ihnen mit meinem Ehrenwort, es ist keine Sylbe in jenem Briefe, was ihn berechtigte, mich der schnödesten Gefühllosigkeit zu zeihen. Es war ein kurzgefaßter, förmlicher Brief, den das entsetzliche Ereigniß mir abtrotzte und *den ich in den damaligen Umständen gar nicht anders schreiben konnte*; — denn kurz vorher hatte ich meinem Oheim die heiligste Versicherung gegeben, daß ich ihm in diesem Leben gar nicht mehr schreiben würde — Und nun mußte ich ihm dennoch schreiben! Eigentlich nur, um das Andenken einer Frau zu ehren, die wie eine gütige Fee aus allen Erinnerungen meiner Jugend mir beständig entgegenlächelt, die mich gegen

Digitized by Google

Rohheit und Noth so oft geschützt hat, die so schön und so liebenswürdig war — nur um einer Pflicht gegen meine selige Tante zu genügen, schrieb ich jenen kurzgefaßten Brief. Sollte mein Oheim auch gegen Sie behaupten, daß sich Gefühllosigkeit darinn ausgesprochen, so sagen Sie ihm nur: er möge sich von Carl Heine den Brief geben lassen, den ich demselben zu gleicher Zeit schrieb, und worinn die zurückgedrängten Gefühle sich wahrscheinlich desto gewaltsamer aussprachen — Denn ich erinnere mich, als ich jenen Brief an Carl Heine beendigt hatte, fiel ich ohnmächtig nieder und Mathilde mußte mir mit Essig die Schläfe reiben und um Hülfe rufen — Ich erinnere mich, der Bruder von Detmold, der den Brief auf meinem Tische liegen sah und ihn las, ward davon ganz erschüttert. Dieser Brief muß ja existiren, und Carl Heine, wenn sein Vater es ernsthaft verlangt, muß ihn vorweisen.

Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne Sie mit einer Bitte zu belästigen. Sie haben schon so viel für Mademoiselle Olivier gethan, daß Sie gewiß gerne noch mehr für sie thun! Ich wünsche nemlich, daß Sie für diese junge Dame einen Empfehlungsbrief an Crosnier schreiben, worinn Sie ihre Talente und ihren Beruf für die Opera-comique mit so viel Lob als möglich rühmen. Denn jetzt eben sucht Crosnier junge Sängerinnen und läßt Mlle Olivier diese günstige Zeit vorübergehen, so ist sie in einer mißlichen Verlegenheit — hat sie nemlich jetzt kein Engagement bey der Opera-comique, so muß sie auf eine sehr lange Zeit wieder mit den Varietés kontrahiren. Ich wiederhole, daß Sie durch Ihre empfehlende Beförderung hier ein gutes Werk thun. — Und nun leben Sie wohl; ich kann heute nicht mehr schreiben, denn meine Augen schmerzen mich unsäglich. — Die neue Oper habe ich gehört; das Werk ist so schlecht, daß ich es aus Mitleid überall lobe. — Grüßen Sie mir Ihre Mutter, und befehlen Sie ihr aufs bestimmteste, dies Jahr ins Seebad zu gehn.

Ihr Freund

H. Heine.

Digitized by Google

Paris d. 24. Merz 1839.

Liebster und verehrtester Maestro!

Den einliegenden Brief habe ich so abgefaßt, daß Sie einestheils die Wahrheit daraus erfahren, anderes Theils auch ihn meinem Oheim mittheilen können, ohne daß er die Absichtlichkeit merkt. Sie müssen ihm jetzt schreiben und zugleich von Ihrem Bruder W. den Brief apostilliren lassen; ich überlasse Ihrem Scharfsinn, wie Sie die Nothwendigkeit einer Versöhnung zwischen ihm und mir darstellen und es zugleich meinem Oheim fühlen lassen, daß die ganze Welt der Meinung sey, ich erhielte jährlich von ihm eine fixe Summe. Er muß an der Ambition angegriffen werden, daß er mir endlich ein bestimmtes Jahrgeld aussetzt, welches, wenn es auch noch so gering, mir sehr wünschenswerth wäre und auch mein Verhältniß zu meinem Oheim sicherer gestaltet; ich habe deßhalb in meinem Briefe immer behauptet, er habe nie was Ordentliches für mich gethan, obgleich er dennoch sich manchmal sehr honett gegen mich benommen; aber eben indem ich ihm ein bischen Unrecht thue, wird er angespornt meinen Behauptungen auch durch erneuete That zu widersprechen.

Ich lege also heute meine wichtigsten Interessen in Ihre Hände, und ich bin überzeugt, daß Sie sich derselben mit Liebe annehmen. Sie gehören zu den wenigen Menschen, die meine Lage und die schmerzlichen Verwicklungen, worinn ich mein Leben verzappelte, begreifen können. Donnez moi un coup d'épaule pour que je puisse porter ma croix! — Was ich Ihnen über meine Zeitungsgeschichten geschrieben, ist die ganze Wahrheit; aber ich gebe das Projekt darum doch nicht auf, ich muß coute que coute hier ein deutsches Organ für mich stiften, die Nothwendigkeit verlangt es. Gehts nicht mit der Zeitung, so stifte ich eine deutsche revue, Monathschrift; die Geldmittel stehen mir zu Geboth, eben so wie die geistigen Mittel. Sehen Sie sich ein bischen um, wer mir zu dem einen oder dem anderen Zwecke musikalische Berichte aus Deutschland schicken kann. Schlesinger ist wüthend gegen Mainzer — erzählte mir bedenkliche Dinge von ihm, als ich sagte, daß ich mich mit Mainzer über Musikkritik besprochen. Sein Panofka ist sehr unzulänglich.

Digitized by Google

Halevis Guido ist schlecht und man zweifelt, daß sich die Oper hält. Sie ist langweilig, mit Ausnahme des 3ten Akts. Und dennoch, es ist etwas in der Oper, was mir Respekt einflößt für Halevy, es wird mir nur nicht deutlich, was es ist. Es ist etwas zwar langweiliges, aber deutsch Solides in ihm, das vielleicht unseren Landsleuten gefällt; er hascht nicht nach Effekt, er geht so methodisch zu Werk, daß man fast vor Ungeduld aus der Haut oder wenigstens aus der Loge springen möchte. Er ist Künstler, aber ohne einen einzigen genialen Funken. Ich kenne einen Meister, bey dem alles Flamme und Kunst zu gleicher Zeit ist! — Ich habe mit Henri Blaze dieser Tage über diesen Meister gesprochen und ihn wegen seiner früheren Kurzsicht sehr beschämt. — Welche Triumphe erlangen Sie über Ihre Gegner! — Leben Sie wohl und heiter. Vergessen Sie nicht mir den Empfehlungsbrief für Mlle Olivier recht bald zu schicken. Nicht wahr, ich mißbrauche Ihre Güte?

Votre devoué H. Heine.

Ein kurzes Antwortschreiben Meyerbeers auf diesen Brief hat sich erhalten — ein längeres, diesem vorangegangenes, ist leider verloren — und wurde von Henri Julia 1885 publiziert, der auch ein paar andere, sehr intime Briefe Meyerbeers an Heine veröffentlichte. (Deutsche Revue 1885, IV. Band, S. 42 ff.)

(Die Fortsetzung dieser Briefe wird im Januar-Heft des „Greif" enthalten sein.)

Ein Märchen des Niccolò Machiavelli.

Uebersetzt und eingeleitet
von
Paul Heyse.

Daß der große Florentiner Staatssekretär, auf dessen Grabmal in Santa Croce seine Mitbürger die Worte schrieben Tanto nomini nullum par elogium,*) neben seinen Amtsgeschäften, der Abfassung diplomatischer Noten und großen historischen Werken in seinen Mußestunden sich noch auf manchen Gebieten der Poesie befliß, wie ja in der Zeit der Renaissance die Poesie von den Gebildeten fast immer neben ihren anderen Künsten oder Geschäften geübt wurde, ist bei uns nur Wenigen bekannt, ja die Meisten kennen den Namen Niccolò Machiavelli nur daher, daß der junge Friedrich der Große einen „Antimachiavell" verfaßte, um die „unmoralischen" politischen Lehren des berüchtigten „Principe" zu bekämpfen, freilich, ehe er die Hand nach Schlesien ausgestreckt hatte.

*) An solchen Namen reicht kein Lob heran.

Digitized by Google

Vollends, daß dieser merkwürdige, so vielfach begabte Italiener auch zu den Gründern der italienischen Komödie gehörte, ja unter ihnen durch Schärfe der Charakteristik und dramatisches Talent hervorragt, hat das deutsche Publikum erst in jüngster Zeit erfahren, da eine Bearbeitung seines wirksamsten, doch auch höchst unzüchtigen Lustspiels „Mandragola" den Weg auf einige deutsche Bühnen gefunden hat.

Nur denen aber, die sich gründlicher mit italienischer Literatur und insbesondere Machiavellis Schriften beschäftigt haben, ist es bekannt, daß er auch ein Märchen gedichtet hat, das unter dem einfachen Titel Novella unter seinen kleineren Schriften mitläuft. (Novella ist neben Fiaba der Ausdruck für Märchen, während wir das Wort nicht in diesem Sinne gebrauchen.) Auch hier zeigt sich das eigenartige Talent des großen Schriftstellers. Denn dieses Märchen ist sehr anderer Art, als was gewöhnlich unter diesem Namen im Umlauf ist: jene Fülle volkstümlicher alter Fabeleien, deren Sammlung und Vergleichung mit den Volksmärchen anderer Völker in neuerer Zeit so viele Gelehrte beschäftigt hat. Statt der in der Irre schweifenden Phantasie, die dort die bekannten Märchenfiguren, den Oger, die böse Hexe, die verwunschene Königstochter und tutti quanti in immer verschiedenen Rollen ihre phantastischen Abenteuer erleben läßt, ist Machiavellis Märchen eine scharfe Satire gegen die Weiber, denen gegenüber selbst der Teufel den Kürzeren ziehen muß.

Es schien mir der Mühe wert zu sein, diese geistreiche Ferienarbeit des großen Politikers und Historikers, die, so viel ich weiß, nur im Jahre 1838 an Johann Ziegler in seinen verschollenen „Historischen Fragmenten, Gesandtschaften und Sendungen des Niccolò Machiavelli" (Karlsruhe), einen trefflichen Uebersetzer fand, noch einmal ans Licht zu ziehen.

Das Märchen vom Teufel, der eine Frau genommen.

In den alten florentinischen Chroniken liest man, wie schon in dem Bericht eines sehr heiligen Mannes, dessen Leben von all seinen Zeitgenossen hoch gepriesen war, zu lesen stand, daß er, in seine Gebete versunken, während derselben zahllose Seelen armer Sterblicher sah, die nicht in der Gnade Gottes gestorben waren und alle oder zum größten Teil in der Hölle jammerten, daß sie wegen nichts anderem, als weil sie ein Weib genommen, in diese Verdammniß geraten seien. Worüber Minos und Rhadamantys und die anderen Höllenrichter sich höchlich verwunderten. Und da sie nicht glauben konnten, die Verleumdungen, mit denen jene das weibliche Geschlecht überhäuften, beruhten auf Wahrheit, obwohl die Klagen täglich zunahmen, sie aber über all' das Pluto geziemend Bericht erstattet hatten, wurde von ihm beschlossen, diesen Fall mit sämtlichen Höllenfürsten genau zu untersuchen und darnach zu beschließen, was als das Passendste erachtet würde, die Falschheit aufzudecken und in allem das Wahre zu erkennen.

Nachdem er sie also zur Versammlung berufen hatte, sprach Pluto folgendermaßen:

Obwohl ich, meine Geliebtesten, nach himmlischem Ratschluß und gänzlich unwiderruflichem Schicksalswillen dieses Reich besitze und darum nicht irgendeinem himmlischen oder irdischen Urteilsspruch unterworfen sein kann, dennoch, weil diejenigen, die die größte Macht haben, weise daran tun, sich den Gesetzen zu unterwerfen und anderer Urteil

Digitized by Google

höher zu schätzen als das eigene, habe ich beschlossen, euren Rat einzuholen, wie ich in einem Falle, der zu einiger Schande für unser Reich ausschlagen könnte, mich zu verhalten hätte. Denn, da alle Seelen der Menschen, die in unser Reich kommen, sagen, die Frau habe sie dazu gebracht, dies aber uns unmöglich scheint, so sind wir im Zweifel, ob wir durch ein Urteil auf Grund dieses Verhältnisses nicht als zu grausam verleumdet werden können, andernfalls als zu milde und zu wenig Gerechtigkeit liebend. Und da das eine Vergehen von Leichtsinn zeugen würde, das andere von Ungerechtigkeit und wir beide Beschuldigungen vermeiden möchten, aber nicht wissen, wie, haben wir euch berufen, damit ihr uns mit eurem Rate beistehet und dazu mitwirkt, daß dieses Reich, wie es in der Vergangenheit ohne Schande gelebt hat, so auch in Zukunft leben möge.

Einem jeden dieser Fürsten schien der Fall höchst wichtig und wohl zu überlegen. Doch während alle glaubten, es sei nötig, die Wahrheit zu finden, waren sie verschiedener Meinung über das Mittel dazu. Denn einer meinte, man solle Einen, ein anderer, Mehrere in die Welt schicken, um in Menschengestalt persönlich die Wahrheit zu erforschen. Viele andere fanden, man könne es bequemer haben, wenn man verschiedene Seelen mit verschiedenen Qualen zum Geständnis derselben brächte. Doch da die Mehrzahl für die Entsendung Eines von ihnen war, blieb man dabei, und da sich keiner fand, der sich zu diesem Unternehmen erbot, beschlossen sie, das Los entscheiden zu lassen.

Das fiel nun auf Belfagor, einen Erzteufel, der aber, ehe er vom Himmel stürzte, Erzengel gewesen war. Obwohl dieser ungern den Auftrag übernahm, schickte er sich doch, durch Plutos Befehl gezwungen, dazu an, alles auszuführen, was die Versammlung bestimmt hatte. Das bestand aber darin, daß demjenigen, der zu diesem Geschäft ausersehen war, sogleich hunderttausend Dukaten ausgezahlt werden sollten, mit denen er in die Welt gehen und in Menschengestalt ein Weib nehmen und zehn Jahre mit ihr leben sollte. Dann solle er sich stellen, als stürbe er, in die Hölle zurückkehren und aus eigener Erfahrung seinen Oberen getreu berichten, was die Lasten und Annehmlichkeiten der Ehe seien. Es wurde auch noch bestimmt, daß er während dieser Zeit allen Leiden und Nöten unterworfen sein sollte, denen die Menschen unterliegen, Armut, Gefängnis, Krankheit und jedem anderen Ungemach, das Menschen erleiden, ausgenommen, wenn er mit List und Verschlagenheit sich davon befreien könnte.

Nachdem nun Belfagor diese Bedingungen vernommen und das Geld erhalten hatte, kam er in die Welt und hielt mit den Pferden und Dienern, die seine Leute ihm hatten verschaffen müssen, einen sehr festlichen Einzug in Florenz, welche Stadt er vor allen anderen zu seinem Wohnsitz erwählte, da sie ihm am geeignetsten schien für einen, der mit seinem Gelde Wucherzinsen herausschlagen wollte. Unter dem Namen Roderigo di Castiglia mietete er ein Haus im Borgo d'Ogni-Santi, und damit man nicht hinter seine Verhältnisse kommen konnte, sagte er, er sei aus Spanien, von geringer Herkunft und nach Soria gegangen und habe sein großes Vermögen in Aleppo erworben. Von da sei er dann nach Italien gereist, um in Gegenden, die zivilisierter und seinem Sinne angemessener seien, ein Weib zu nehmen.

Digitized by Google

Nun war aber Roderigo ein sehr schöner Mann von anscheinend dreißig Jahren, und da er in wenigen Tagen gezeigt hatte, wie große Reichtümer ihm zur Verfügung standen, auch Beweise von großer Milde und Freigebigkeit gegeben hatte, boten viele vornehme Herren, die viele Töchter und wenig Geld hatten, ihm jene an, unter all denen Roderigo ein sehr schönes Mädchen wählte, Onesta genannt, eine Tochter Amerigo Donatis, der noch drei andere Töchter besaß und drei schon erwachsene Söhne; die Töchter aber waren beinahe heiratsfähig. Und obwohl er aus einer der vornehmsten Familien und in Florenz hochangesehen war, trotzdem war er im Verhältnis zu seinem großen Hausstand und seinem Adel sehr arm.

Roderigo hielt eine sehr glänzende Hochzeit und versäumte nichts von allem, was bei solchen Festen verlangt wird. Da er durch das Gesetz, das ihm bei dem Ausgang aus der Hölle auferlegt war, allen menschlichen Begierden unterworfen worden war, begann er alsbald, an den Ehren und dem Prunk der Welt Gefallen zu finden und sich gern von den Menschen rühmen zu hören, was ihn zu nicht geringen Ausgaben veranlaßte. Ueberdies hatte er nicht lange mit seiner Onesta gelebt, so verliebte er sich über die Maßen in sie und konnte es nicht ertragen, sie jemals traurig oder durch irgend etwas verstimmt zu sehen.

Nun hatte Monna Onesta in Roderigos Haus zugleich mit ihrem Adel und ihrer Schönheit einen solchen Stolz mitgebracht, daß Lucifer selbst keinen größeren hatte, und Roderigo selbst, der beide kannte, erklärte den seiner Frau für den größeren. Er wuchs aber noch um vieles, sobald sie erkannte, wie sehr ihr Gemahl sie liebte, und da es sie bedünkte, sie könne ihn in jeder Weise beherrschen, kommandierte sie ihn ohne jede Rücksicht und Schonung und stand nicht an, wenn er ihr irgend etwas versagte, grobe und kränkende Worte gegen ihn zu gebrauchen, was dem Roderigo unglaublichen Kummer schuf. Nichtsdestoweniger ließen ihn der Schwiegervater, die Brüder, die Verwandtschaft, die Pflicht der Ehe und vor allem seine große Liebe zu ihr Geduld üben. Ich schweige von den großen Ausgaben, die er ihr zu Gefallen machte, um sie nach der neuesten Mode in Gewändern nach neuem Schnitt sich kleiden zu lassen, mit denen unsere Stadt nach ihrer natürlichen Gewohnheit beständig wechselt. Er war auch genötigt, wollte er Frieden mit ihr haben, dem Schwiegervater zu helfen, seine anderen Töchter an den Mann zu bringen, wobei große Summen draufgingen. Ferner mußte er, wenn er es mit ihr nicht verderben wollte, einen ihrer Brüder mit Tüchern nach Osten, einen andern nach Westen mit Seidenwaren schicken, dem dritten ein Goldschlägergeschäft in Florenz einrichten, wobei er den größten Teil seines Vermögens zusetzte. Aberdies, in der Zeit des Karnevals und San Giovannis, wenn nach altem Brauch die ganze Stadt Feste feiert und viele vornehme und reiche Bürger mit glänzenden Gastmählern sich hervortun, wollte Monna Onesta, um nicht hinter den andern Frauen zurückzustehen, daß ihr Roderigo mit ähnlichen Festen alle andern überböte.

All diese Dinge wurden von ihm aus den angeführten Gründen ertragen, und sie wären ihm auch nicht zu schwer gefallen, wenn er damit den Frieden seines Hauses erkauft und die Zeit seines Untergangs ruhig hätte erwarten können. Das Gegenteil aber traf ein. Denn außer den

Digitized by Google

unmäßigen Ausgaben verursachte ihm ihre hochmütige Natur unendliche Beschwerden, und keine Dienstboten konnten es, geschweige längere Zeit, auch nur kurze Tage in seinem Hause aushalten, woraus für Roderigo schweres Ungemach entstand, da er keinen Diener behalten konnte, der mit Liebe zu seinen Sachen sah. Ja selbst die Teufel, die er in Gestalt von Bedienten mit aus der Hölle gebracht hatte, zogen es vor, dorthin zurückzukehren und dort im Feuer zu leben, als in der Welt unter der Herrschaft dieser Frau.

Da sich also Roderigo in diesem geräuschvollen und unruhigen Leben befand und mit seinen unordentlichen Ausgaben alles, was er an beweglicher Habe aufgespart hatte, bereits verschwendet hatte, lebte er nur noch in der Hoffnung auf den Gewinn, den er aus den Geschäften im Osten und Westen erwartete, und da er noch Kredit hatte, nahm er, um ferner standesgemäß zu leben, Geld auf Wechsel auf, und weil schon viele Anweisungen auf ihn in Umlauf waren, machten diejenigen, die in solchen Geschäften arbeiten, ihre Bemerkungen. Als es mit ihm schon mißlich stand, kamen plötzlich aus der Levante und Frankreich Nachrichten, daß einer der Brüder Monna Onestas alles Geld Roderigos verspielt habe, der andere, da ein Schiff mit seiner Ladung gescheitert war, ohne versichert zu sein, sei mit ihm versunken. Kaum hatte sich das verbreitet, so taten sich Roderigos Gläubiger zusammen, und da sie glaubten, daß er bankerott sei, dies aber noch nicht an den Tag kommen konnte, weil der Zahlungstermin noch abzuwarten war, hielten sie es für nötig, ihn so genau zu bewachen, daß er nicht entwischen konnte.

Roderigo dagegen, der seine Lage für verzweifelt hielt und wußte, wie er an das Gesetz der Hölle gebunden war, dachte daran, um jeden Preis zu fliehen. So bestieg er eines Morgens ein Pferd und ritt zur Porta del Prato hinaus, in deren Nähe er wohnte. Sein Verschwinden wurde erst bemerkt, als die Gläubiger Wind davon bekamen, die sich an die Behörden wandten und nicht allein durch Gerichtsboten, sondern öffentlich ihn zu verfolgen begannen.

Roderigo war, als der Lärm hinter ihm sich erhob, erst eine Miglie von der Stadt entfernt, so daß er, da er sah, daß die Sache schlimm stand, beschloß, um sicherer zu fliehen, von der Straße abzubiegen und querfeldein sein Heil zu versuchen. Da er aber dabei durch die vielen Gräben, die das Land durchziehen, behindert wurde und zu Pferde nicht weiter konnte, mußte er zu Fuß die Flucht fortsetzen, ließ seinen Gaul auf der Straße zurück, und sich durchschlagend von Feld zu Feld, durch Vignen und Röhricht, die hier das Land bedecken, kam er nach Peretola zum Hause Giovan Matteo del Bricca's, einem Arbeiter Giovanni del Bene's, und fand zum Glück Giovan Matteo zu Hause, der gerade den Ochsen Futter brachte. Den bat er um Hilfe und versprach ihm, wenn er ihn vor seinen Feinden, die ihn verfolgten, um ihn im Gefängnis sterben zu lassen, rettete, ihn reich zu machen. Vorher schon würde er ihm, wenn er entkäme, eine solche Probe davon geben, daß er ihm glauben würde, und falls er das nicht täte, möge er selbst ihn seinen Feinden in die Hände liefern.

Giovan Matteo, obwohl nur ein Bauer, war ein beherzter Mann, und da er überlegte, daß er nichts dabei verlieren konnte, wenn er sich entschloß, ihn zu retten, versprach er es ihm. Er versteckte ihn in einem Düngerhaufen, den er vor seinem Hause hatte, und bedeckte ihn mit Sumpfrohr und

Digitized by Google

anderem Stroh, das er zum Verbrennen gesammelt hatte. Kaum war Roderigo hinlänglich verborgen, als seine Verfolger herankamen, und so sehr sie Giovan Matteo einzuschüchtern suchten, brachten sie doch nicht aus ihm heraus, daß er ihn gesehen habe, so daß sie weiter eilten und, nachdem sie ihn vergebens diesen und den nächsten Tag gesucht hatten, müde nach Florenz zurückkehrten.

Giovan Matteo, nachdem der Lärm verhallt und der Versteckte hervorgekrochen war, erinnerte ihn an das gegebene Versprechen. Worauf Roderigo antwortete: Lieber Bruder, ich habe eine große Verpflichtung gegen dich und werde sie in jeder Weise erfüllen, und damit du es glauben kannst, will ich dir sagen, wer ich bin. — Nun gab er sich ihm zu erkennen und welches Gesetz man ihm auferlegt, als er die Hölle verließ, und was für ein Weib er genommen, und weiter sagte er ihm, auf welche Weise er ihn reich machen wollte, nämlich, es kurz zu sagen, sobald er höre von einem besessenen Weibe, solle er nur glauben, daß er in ihr stecke und auch nie aus ihr herausfahren werde, wenn er nicht komme, ihn herauszuholen, wo er dann Gelegenheit hätte, sich nach seinem Belieben von ihren Verwandten bezahlen zu lassen. Und nachdem sie dies mit einander abgeredet hatten, verschwand er.

Es vergingen nicht viele Tage, so verbreitete sich das Gerücht in ganz Florenz, eine Tochter Messer Ambrogio Amedei's, die er an Buonajuto Tebalducci verheiratet hatte, sei besessen. Auch versäumten die Eltern nicht, die in solchen Fällen üblichen Mittel anzuwenden, indem sie ihr den Kopf des heil. Zanobi und den Mantel des heil. Giovan Gualberto aufs Haupt legten. Alles dessen aber spottete Roderigo. Und um klärlich zu zeigen, daß das Uebel des Mädchens ein böser Geist und keine andere phantastische Einbildung sei, sprach er Latein und disputierte über philosophische Fragen und deckte die Sünden von vielen auf, darunter die eines Frate, der sich ein Weib, in der Kleidung eines Mönchs, länger als vier Jahre in seiner Zelle gehalten hatte. Über das alles verwunderte sich jedermann.

Aus diesem Grunde lebte Messer Ambrogio in großer Traurigkeit, und nachdem er vergebens alle Mittel angewandt hatte, verlor er die Hoffnung, sein Kind geheilt zu sehen. Da kam Giovan Matteo zu ihm und versprach ihm die Tochter zu retten, wenn er ihm 500 Gulden geben wolle, sich in Peretola ein Gut zu kaufen. Messer Ambrogio ging darauf ein. Giovan Matteo aber, nachdem er erst einige Messen hatte lesen lassen und seine Zeremonien gemacht hatte, um der Sache einen Anschein zu geben, näherte sich den Ohren des Mädchens und sagte: Roderigo, ich bin gekommen, um dich hier zu finden, damit du mir dein Versprechen hältst. Worauf Roderigo antwortete: Ich bin damit einverstanden. Das aber genügt nicht, dich reich zu machen. Darum, wenn ich von hier ausgefahren bin, werde ich in die Tochter des Königs Carlo von Neapel fahren und ohne dich sie nie verlassen. Laß dir dann ein Honorar nach deinem Belieben geben und belästige mich nicht weiter. — Nachdem er dies gesagt, verließ er das Mädchen, zur Freude und Verwunderung von ganz Florenz.

Nicht lange Zeit verging, da verbreitete sich durch ganz Italien die Kunde von dem Unheil, das die Tochter des Königs Carlo betroffen hatte, und als kein Heilmittel der Priester helfen wollte, schickte der König,

Digitized by Google

der von Giovan Matteo gehört hatte, nach ihm. Der kam denn auch von Florenz nach Neapel und heilte das Fräulein nach einigen vorgeblichen Zeremonien. Ehe Roderigo aber ausfuhr, sagte er: Du siehst, Giovan Matteo, daß ich Wort gehalten und dich reich gemacht habe. Da ich dies getan, bin ich dir zu nichts mehr verpflichtet, darum wirst du damit einverstanden sein, mir nicht mehr vor Augen zu kommen. Denn wenn ich dir bisher Gutes erwiesen, würde ich dir in Zukunft Böses tun.

Als nun Giovan Matteo schwer reich nach Florenz zurückgekehrt war, da er vom Könige mehr als 50 000 Dukaten erhalten hatte, gedachte er seines Reichtums in Frieden zu genießen und glaubte nicht, daß Roderigo ihn kränken wolle. Aber dieser sein Glaube wurde bald erschüttert durch eine Nachricht, die er erhielt, daß nämlich die Tochter des Königs Ludwig VII. von Frankreich besessen sei. Das verstörte Giovan Matteo den Sinn, da er an die Macht dieses Königs dachte und an die Worte, die Roderigo ihm gesagt hatte. Als daher der König für seine Tochter keine Heilung fand und von der Gabe Giovan Matteo's hörte, schickte er zuerst einfach einen Läufer zu ihm, ihn holen zu lassen, doch da derselbe gewisse Unpäßlichkeiten vorschützte, wurde der König gezwungen, sich an die Signoria zu wenden, die denn auch Giovan Matteo zu gehorchen nötigte.

Als er nun sehr trostlos nach Paris kam, erklärte er zuerst dem Könige, daß er freilich früher diese und jene Besessene geheilt habe, darum aber nicht das Wissen und die Kraft habe, alle zu heilen. Denn es fänden sich solche von so tückischer Natur, daß sie weder Drohungen, noch Beschwörungen, noch geistliche Mittel fürchteten. Bei alledem wäre er bereit, seine Pflicht zu tun. Wenn es mißlänge, bitte er um Nachsicht und Verzeihung. Worauf der sehr bestürzte König erwiderte, wenn er sie nicht heilte, würde er gehenkt werden.

Das ängstete Giovan Matteo sehr. Er faßte sich aber einen Mut, ließ die Besessene kommen, und ihrem Ohr sich nähernd, empfahl er sich demütig Roderigos Gnade und erinnerte ihn an die Wohltat, die er ihm erwiesen, und welche Undankbarkeit es sein würde, wenn er ihn in einer so großen Not im Stich ließe. Worauf Roderigo antwortete: Ha, du gemeiner Verräter, also hast du den Mut, mir vor Augen zu kommen? Glaubst du dich rühmen zu können, durch mich bereichert zu sein? Ich will dir und einem jeden zeigen, wie ich alles nach meiner Laune geben und nehmen kann, und ehe du von hier weggehst, werde ich dich jedenfalls hängen lassen.

Da nun Giovan Matteo keinen anderen Ausweg sah, dachte er sein Heil auf andere Weise zu suchen, schickte die Besessene fort und sagte dem König: Sire, wie ich Euch gesagt habe, gibt es viele Geister, die so boshaft sind, daß mit ihnen nicht gut auszukommen ist, und dieser ist einer von ihnen, darum will ich einen letzten Versuch machen. Wenn er glückt, haben Eure Majestät und ich unsern Zweck erreicht. Wenn er nicht glückt, bin ich in Eurer Gewalt, und Ihr werdet das Mitleid mit mir haben, das meine Unschuld verdient. Laßt also auf dem Platz Unsrer lieben Frauen ein großes Gerüst aufschlagen, das alle Eure Barone und die ganze Geistlichkeit dieser Stadt fassen kann, und dies Gerüst mit Tüchern von Seide und Gold behängen und in der Mitte einen Altar errichten. Hier sollt Ihr am nächsten Sonntag Morgen mit all Euren Fürsten und Baronen und aller königlichen Pracht in reichen und glänzenden Gewändern Euch

Digitized by Google

verſammeln und dorthin, wenn erſt eine feierliche Meſſe geleſen iſt, die Beſeſſene bringen laſſen. Ferner will ich, daß an einer Seite des Platzes wenigſtens zwanzig Perſonen verſammelt ſein ſollen, die Trompeten, Hörner, Trommeln, Sackpfeifen, Zymbeln, Tamburin und alle andern Lärmwerkzeuge haben und, ſobald ich den Hut ſchwenke, dieſe Inſtrumente ſpielen, indem ſie, während ſie muſizieren, gegen das Gerüſt vorrücken. Das wird, zuſammen mit gewiſſen anderen Geheimmitteln, wie ich glaube, den böſen Geiſt auszufahren zwingen.

All das wurde ſogleich vom Könige angeordnet, und als der Sonntagmorgen gekommen, das Gerüſt voll von Vornehmen und der Platz vom Volk, auch die Meſſe gefeiert war, wurde die Beſeſſene von zwei Biſchöfen und vielen Herren hereingeführt. Roderigo, als er die Maſſe Volk und all dieſe Zurüſtungen ſah, wurde ganz verdutzt und ſagte zu ſich ſelbſt: Was hat dieſer feige Bauernkerl vor? Glaubt er mich mit dieſem Pomp einzuſchüchtern? Weiß er nicht, daß ich gewohnt bin, die Pracht des Himmels zu ſehen und die Furien der Hölle? Ich werde ihn gründlich züchtigen. — Und als Giovan Matteo ſich ihm näherte und ihn bat, auszufahren, ſagte er ihm: O, das haſt du ſchön gemacht! Was glaubſt du mit all dieſen Zurüſtungen zu erreichen? Glaubſt du damit meiner Macht und dem Zorn des Königs zu entrinnen? Du Tölpel und Schelm, du ſollſt mir auf jeden Fall hängen. — Und ſo, während jener ſeine Bitte wiederholte, der andere ihn ausſchimpfte, ſchien es Giovan Matteo, daß er nicht länger Zeit verlieren dürfe. Er gab das Zeichen mit dem Hut, und alle, die dazu beſtellt waren, Lärm zu machen, ſtimmten ihre Inſtrumente an und rückten mit einer Muſik, die zum Himmel drang, gegen das Gerüſt vor.

Bei dieſem Lärm ſpitzte Roderigo die Ohren, und da er nicht wußte, was es bedeute, und ſich höchlich verwunderte, fragte er Giovan Matteo ganz bewildert nach der Urſache. Worauf Giovan Matteo ſcheinbar beſtürzt erwiderte: Ach, lieber Roderigo, das iſt deine Frau, die kommt dich zu ſuchen. — Es war wunderbar, welch erſchütternden Eindruck es auf Roderigo machte, den Namen ſeiner Frau nennen zu hören, dermaßen, daß er nicht überlegte, ob es möglich und wahrſcheinlich ſei, daß ſie es wäre, ſondern ohne etwas zu erwidern ganz entſetzt entfloh und das Mädchen frei gab. Denn er wollte lieber in die Hölle zurückkehren und von ſeinem Tun Rechenſchaft ablegen, als ſich mit ſo viel Beſchwerden, Ärger und Gefahren noch einmal unter das Ehejoch ſchmiegen. So gab Belfagor, in die Hölle zurückgekehrt, Zeugnis ab über die Leiden, die eine Frau in einem Hauſe verurſacht, und Giovan Matteo, der davon mehr wußte als der Teufel, kehrte ſofort fröhlich nach Hauſe zurück.

Digitized by Google

Der Tod Friedrich Hebbels*).

Von

Klara Hofer.

In den Praterbäumen heult der Sturm, es geht auf die Sonnenwende. Heilige Zeit des Nordens, Zeit der Heimkehr zum Herd der Heimat. Die Winterstürme fahren um Wien, sie rütteln am Stephansturm, die alten Pappeln in der Hauptallee bücken sich bei jedem Stoß so tief, wie Federn auf einem Jägerhut, mit denen der frische Morgenhauch spielt.

An Hebbels Fenster schlägt der Regen, es ist Abend, bald wird es Nacht. Er liegt in Ermattung, schon rettet das verglühte Sein sich still hinüber in Gottes Sein . . .

Die Tochter sitzt am Bett; sie blickt ihn an: „Kann ich dir etwas vorlesen?“ — Sie tut es immer um diese Zeit.

Er winkt ihr mit den Augen ein „Ja“.

Sie steht auf und zögert in der Tür und fragt zurück: „Goethe?“

Er wehrt mit einem Bewegen der Wimpern ab. Nicht Goethe.

Er öffnet die Augen mit der alten Kraft und sagt deutlich: „Schiller.“

Nicht den passiv Leidenden, Genießenden, Naturnahen, der seine Herrlichkeit dem Egoismus des Menschen in sich zum Raube gab —

Den Anderen, klein als Genius, herrlich als Kämpfer, den bewußt Leidenden, Ertragenden, Gottnahen, der für die Menschheit stritt —

Die reine Stimme beginnt, die Worte fallen klar von den jungen, gläubigen Lippen; sie liest den Spaziergang.

Hebbel liegt still, die Augen geschlossen. Der Rhythmus wiegt ihn, ihm ist leicht und gelöst.

. . . Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab;
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin . . .

Er horcht darauf hin, ihm ist, er spürt den frischen, salzigen Atem der See, das Wogende, Unendliche, Unbegrenzte.

Die Verse fluten, branden an, brechen sich in der Cäsur, ebben wieder zurück . . .

Er liegt auf dem Rücken, das Meer wiegt ihn, über sich den Äther, unter sich die Tiefe . . . So wogt und wiegt ihn Ebbe und Flut . . . Atem des Meeres, Atem der Schöpfung . . .

Die junge Stimme hebt sich:

„. . . verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.“

Er öffnet die Lider und winkt einen Dank; sein Gesicht ist heiter.

Christine kommt ins Zimmer mit dem Hausarzt; er bringt Regenluft mit; Hebbels Züge beleben sich. Der Arzt setzt sich ans Bett und plaudert dem Kranken etwas vor. Nach einer Weile kommt Brüde.

*) In diesen Tagen, in denen sich der Tod Hebbels zum fünfzigsten Male jährt, wird diese Dichtung sicher gerne gelesen werden. Wir entnehmen sie dem kürzlich im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Romane „Alles Leben ist Raub“.

Digitized by Google

Die Ärzte verständigen sich mit einem Blick: es dauert nicht lange mehr.

Hebbel hebt ein wenig den Kopf; aus dem apathischen Halbschlummer heraus, der ihn immer wieder befällt, kommt ihm ein Gedanke.

Er sagt mit ganz klarer Stimme: „Glauben Sie, Brücke, daß es zu Ende geht?"

Der Physiolog ist eine Sekunde still. Er denkt an Hebbels letzten Brief . . . er sagt ruhig: „Es ist schwer, darauf eine bestimmte Antwort zu geben; haben Sie Dispositionen zu treffen und es beruhigt Sie, so tun Sie es immerhin."

Der Halbschlaf nimmt ihn wieder hin, er gibt sich, widerstandslos, willenlos. Die Anderen sitzen und reden leise; der Sturm ist stiller geworden, der Regen schlägt eintönig an die Fenster.

Ihm ist, er ist wieder ein Kind, die Mutter wiegt ihn; die kleine Wiege, das große Meer; es ist das gleiche Traumgefühl, Entschweben, zu Bett bringen, zur Ruhe kommen . . . es führt so leise den Schlummer heran . . .

So singt der Wind, so singt das Wiegenlied, so hüllt es die Seele ein wie einst, wie einst . . .

Der Regen rinnt, der Regen klopft; wie ein weicher, mahnender Finger klopft er an die Scheiben . . .

Das Leben rinnt, das Leben tropft; wann wird der letzte Tropfen versickern in diesem leisen, mystischen, rhythmischen Klingen . . .?

So rann der Regen und sprang an die blanken Scheiben, der Johann und er knieten auf der Fensterbank und sahen zu, wie die runden Tropfen sprangen . . . der Geist tastet sich zurück in die Wurzeln . . .

Regen, Regen, rull,
Regen, Regen, krull . . .

So ging der Regen in Dithmarschen, so sang die Mutter; er hörte ihre weiche Stimme in das weiche Plätschern.

Nun ist er größer und sitzt unter dem Holunderstrauch; es regnet, er sieht unter den Zweigen hervor wie ein kleines, geborgenes Tier; die jungen grünen Blätter rochen so herbe, er horchte hinaus in die frische, reine Luft und hörte die Tropfen leise und geheimnisvoll singen, und von allen Zweigen tropfte es, klar und lauter und voll . . . der Frühlingssturm sang oben in der Wolke, und man konnte meinen, die Nordsee rollen zu hören . . . Der Regen, der Weststurm und das alte Meer sangen alte Lieder . . .

So liegen und den Regen tropfen hören und den Sturm singen, der Erde an der Brust, und schlafen wie ein Kind —

Es ist ganz dunkel geworden, der Hausarzt steht auf und geht mit leisen Schritten zu Hebbels Bett.

„Er schläft," sagt er gedämpft.

Hebbel öffnet die Augen: „Ich schlafe nicht. Aber mir ist so benommen . . . Wann wird es besser werden?"

Schulz drückt ihm die Hand.

„Morgen."

Der Kranke sieht ihn lange durch die Dunkelheit an: „Also morgen . . ."

Da macht er schon wieder die Augen zu.

Digitized by Google

Morgen . . . morgen . . .

Es wiegt und wogt und flutet und atmet . . .

Der Sturm steht wieder auf, er tobt über dem Wiener Wald; es ist Dezember; die Nacht ist tief.

Ein kleines, schwaches Licht glimmt auf; Brücke hat die Nachtlampe angezündet. Er redet der Frau zu, sich hinzulegen, zwei Nächte wacht sie nun schon . . .

Der Kranke sieht auf. Die Tochter umfaßt ihn und küßt ihn zur guten Nacht. Sie ist wie ein sanfter Bote, ihre Augen sanft wie Blumen in dem jungen Gesicht . . .

So sanfte Augen über seinem Wege . . . wie einst . . .

Es nimmt ihn wieder und hebt ihn und senkt ihn; er fühlt es, wie das Schiff die Seen fühlen mag, wenn es vom Binnengewässer hinauskommt ins offene Meer und die langen weißen Kämme fernhin verlaufen . . . er ist willenlos, kraftlos . . .

Etwas Weiches, Dunkles, Rauschendes beugt sich über ihn; er hebt den Blick. Christine.

Er sieht ihr blasses Gesicht im schwarzen Haar, den großen, mutvollen, starken Blick voll Kraft und Liebe, der Stärke in sein sinkendes Leben gießt; er fühlt sich aufwärts gerissen wie von starken, rauschenden Flügeln; er fühlt auf seiner Stirn ihren Kuß . . . der Sturm heult laut . . . Kraft der Liebe, die über seinem Leben war . . .

Er schließt die Augen. Zurück auf dem Schilde, die Wunden vorn. Der scheidende Geist reißt sich noch einmal zurück, sie empfindet den Druck seiner Lippen . . .

Brücke bringt sie zur Tür. Bei der geringsten Veränderung weckt er sie . . .

Er tritt an das Bett und spricht mit dem Kranken und reicht ihm die Arznei; Hebbel schüttelt ihm die Hand, ohne zu sprechen.

Der Arzt gibt den Druck zurück und geht zu seinem Stuhl. Er setzt sich still hin, die Hand über den Augen. Zu Häupten des Bettes steht der Tod.— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Zeit verrinnt. Hebbel liegt still. Der Körper ist gebunden, die Seele ist frei, Herrin ihrer selbst: will sie gehen oder bleiben? Die halbe Bewußtlosigkeit nimmt ihn wieder in die Arme, ein großes, dunkles Wasser ist da, ein schmaler, gebrechlicher Kahn. Es hebt ihn und senkt ihn und hebt und senkt . . . es breitet sich weit und flutend und unabsehbar: Unendlichkeit. Unter ihm braust der Sturm und heult in der schwarzen Wolke, die Welt versinkt, der Raum versinkt, die Stunden sinken, er fühlt es nicht. Ihn wiegt das Meer, ihn wiegen die Wogen, es geht weiter und weiter . . . durch geballten Nebel, geballten Dunst. Der Dunst versinkt, der Nebel zerreißt: herrlich steht dahinter der reine Äther. Die Blitze gehen weiß über das Firmament, alle Sterne stehen in Feuer und Glanz, unendlicher Raum in dunkler Klarheit: die Ewigkeit. Es zuckt auf wie ein Schwert, das die Hülle zerhaut, nun sinkt die letzte Decke; der Vorhang im Tempel reißt mitten entzwei: lautere Klarheit, ewiges Licht, Ursprung und Ausgang.

— —

Unten auf dem Bett zuckt der Körper. Noch einmal greift die Erde herauf, noch einmal trüber Widerschein des irdischen Wegs: Blut,

Digitized by Google

Schweiß und Tränen, Angst und Schmerz der Seele, fremdes Licht darüber hin — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unergründlicher Schmerz!
Knirscht' ich in vorigen Stunden:
Jetzt, mit noch blutenden Wunden
Segnet und preist dich mein Herz.

Alles Leben ist Raub;
Funken, die Sonnen entstammen,
Lodern, das All zu durchflammen,
Da verschluckt sie der Staub.

Nun ein heiliger Krieg!
Höchste und tiefste Gewalten
Drängen in allen Gestalten:
Trotze, so bleibt dir der Sieg.

Tatst du in Qual und in Angst
Erst genug für dein Leben,
Werden sie selbst dich erheben,
Wie du es hofftst und verlangst.

Greife ins All nun hinein:
Weil du gekämpft und geduldet,
Sind dir die Götter verschuldet,
Nimm nun, denn alles ist dein.

Nun versagen sie nichts,
Als den letzten der Sterne,
Der dich in dämmernder Ferne
Knüpft an den Urquell des Lichts —

Ihm entlocke den Blitz,
Der dich, dein Ird'sches zerstörend
Und dich mit Feuer verklärend,
Löst für den ewigen Sitz — — —

— —

Im Lehnstuhl hebt Brücke den Kopf; durch Hebbels Körper geht ein Schlag, die Glieder strecken sich. Der Arzt tritt an das Bett, der Kranke ist ohne Bewußtsein. Er faßt Hebbels Puls, zwei, drei stockende Schläge — Brückes Gesicht wird still: ein Großer stirbt.

Er legt die Hand des Sterbenden behutsam hin; er weckt Christine. Sie kommt mit der Tochter, gefaßt und still; sie knien bei dem Bett; Christine hält Hebbels Rechte. Im Zimmer ist Stille, keine Träne, kein Laut. Hebbels Kopf ist zur Seite gesunken.

Über das Bett gebeugt steht Brücke; die Uhr tickt laut; er hält Hebbels Linke . . . jetzt setzt der Puls aus. Noch einmal zögernd, wie im Traum pocht das Blut gegen die blaue Ader . . . leise, stockend . . .

Draußen rast der Sturm und schreit um das Haus; die Wolken treiben vor dem Mond. Die Augenblicke tropfen, schwer, langsam sich lösend —

Brücke nimmt Hebbels Hand und legt sie mit Ehrfurcht in die Hand der Frau, die dies Leben gehalten hat mit der Kraft ihres Herzens, wie nie eine Frau des Mannes Leben hielt; seine Stimme ist gesenkt: „Er hat vollendet."

*

Leben ist Opfer eines für den anderen.

* *

Digitized by Google

Prolog

zur Aufführung der Komödie „Kunstkennerschaft" von Hermann Kurz, geschrieben für die Hundertjahrfeier des Dichters

von Isolde Kurz.

Altertümliche Straße. Aus angelehnter Haustür tritt:

Die Schicksalsfrau

(jugendlich, in weißem Kleide, einen grünen Kranz im Haar):

Schweige, du Herbstwind!
Rauschet leiser, ihr Brunnen der alten Stadt!
Drinnen im Hause schlummert Einer,
auf den mein Wunsch gewartet hat!
Durch graue Jahre
einen Eichbaum schützt' ich
im Waldgebirge,
einen heiligen Eichbaum
für ihn zur Wiege.
Baum ward geschlagen,
Wiege gezimmert,
ein sonniger Knabe
lächelt darin.
Gekommen ist er in großen Tagen:
Heermänner, Siegsgötter
walteten mächtig,
es erbebte der Erde Grund,
von Geschicken trächtig;
Heermänner, Siegsgötter
brachen, was Schande war.
Willkommen, Knabe
im Siegesjahr!
Ich trat zur Schwelle und küßt' ihm die Stirn
und küßt' ihm die Augen, die glänzenden blauen,
die sollen ins Buch der Geschicke schauen,
in der Vorzeit Fernen, in werdende Tage
und ins dunkle Geheimnis der Menschenbrust.
Seine Lippen küßt' ich und schenkt' ihm den Sang
und das Lachen nicht minder,
das goldene Lachen der Sonntagskinder.
Heimatselig in dauernden Bildern
wird er des Lebens verworrenen Gang
deuten und schildern.
Er wird aus den Tiefen der Vatererde
Geister erwecken, die lange schliefen,
daß sie kehren und atmen und wandeln:
An Gestalt und Geberde sich selber gleich,
nur schöner und stärker im Dichterlande,
als sie vordem waren im Sonnenreich.
Sein Herz berührt' ich,
auf daß es stark sei
zum Geistergefechte;

Digitized by Google

wo immer gekämpft wird
um ewige Rechte,
da wird er stehen,
seinen bangeren Brüdern voran wird er gehen.
Lachenden Mundes Wahrsagung reden,
nimmer verzagen in Männerfehden,
singen und sagen,
das ist sein Teil.
Wunschkind, Wahlkind,
wachse zum Heil!

(Eine zweite Schicksalsfrau, schwarzgeschleiert, bejahrt, erscheint und will schnell durch die Tür schlüpfen.)

Erste
(ihr den Weg vertretend):
Schwester, wohin?

Zweite:
Zur Wiege des Knaben,
auch ich bring' ihm Gaben.

Erste:
Schädliche, halt, berühr ihn nicht!
Unheilstifterin,
nicht mit des Neids versehrendem Hauche
streife sein sonniges Angesicht.

Zweite:
Darfst du mir wehren? Laß mich hinein!

Erste:
Zurück, sag' ich, dieser ist mein.

Zweite:
Muß er doch mir wie dir gehören.

Erste:
Immer treibt's dich, mein Werk zu stören,
wo ich liebe, da mußt du hassen,
aber diesen sollst du mir lassen.
Schon ist mein Segen über ihn ergangen,
schon hat er die Wiegengaben empfangen.
Mut und Stärke
gab ich dem Kinde,
das Seherauge,
den Mund des Sängers,
der Dichtung herrliches Angebinde.
Und mag dich's grämen —
was ich verlieh, kannst du nicht nehmen,
was ich gesprochen, besteht in Kraft.

Zweite:
Alles behalt' er, was er empfangen,
was du gesprochen, besteh' in Kraft. —
Vernimm nun, was die Schwester schafft:
Stumpf sei die Mitwelt
für sein Singen und Sagen!
Blinden scheine vergeblich
seines Geistes Licht!

Digitized by Google

Vor tauben Ohren verhalle,
was sein Mund in Begeisterung spricht!
Seinen Gesichten werde kein Glauben!
Kleinere sollen den Preis ihm rauben!
Seinem Ringen, seinem Vollbringen
fehle das Glück!
Ein Fremdling sei er
im eigenen Volke!
Verkannt, vergessen,
wie in dunkler Wolke
verhüllt soll er stehen,
sieglos soll er untergehen!

Erste:

Schwester, was sprachst du?
Nimm dein Wort noch zurück!
Laß den Reinen nicht sieglos werden!
Ein Heldenherz ist so not auf Erden.
Furchtbare, nimm dein Wort zurück!

Zweite:

Sein Los ist geworfen, mein Spruch muß bestehen,
sieglos muß er untergehen! —
Wenig kümmert mich Menschenglück.

Dritte Schicksalsfrau

(erscheint von oben her, sie trägt einen goldenen Schleier und goldenen Kranz im Haar):

Hadernde Schwestern,
von weither vernahm ich
eure Stimmen im Widerstreit.
Um die Kinder der Menschen
find' ich euch Mächtige
immer entzweit.

Erste:

Schwester, du Große,
Größte, Bringerin letzter Lose!
Schirme mein Wahlkind,
laß den Reinen nicht sieglos sterben,
sein feuriges Schaffen, sein glühendes Werben
decke nicht kalte Vergessenheit!

Zweite:

Was ich verhängt, kann sie nicht wenden.

(Verschwindet.)

Dritte:

Was sie sprach, muß sich vollenden.

(Pause. Sie steigt vollends herunter und nähert sich.)

Traure nicht, Schwester,
gütige Freundin des Menschengeschlechts.
Wen du erkoren, kann nicht verderben.
Wohl muß dein Wahlkind
sieglos sterben,
wohl deckt den Reinen Vergessenheit.

Digitized by Google

Aber nicht auf immer!
Der Fluch muß endigen.
Über hundert Jahren,
wenn seine Mitwelt
Moder und Staub ist,
dann erfüllt sich die Zeit,
wo das Ohr der Seinen ihm nicht mehr taub ist.
Dann dringt aus des Sängers einsamer Gruft
über die Lande ein holder Schimmer.
Einen Lebendigen
siehst du sich heben,
über hundert Jahren an dieser Stelle
erglänzt ihm ein neuer Wiegentag. — — —
Freue dich, Schwester,
was ist die Erdenspanne
für Geisteraugen?
Die hundert Jahre
sind schon verflossen,
lächelnd tritt der Verbannte
zu denen Ruhmesgenossen.
Heermänner, Siegsgötter
reichen den Festpokal.
Begrüß ihn, Schwester,
im Geistersaal!

(Beide verschwinden. Hinter der Tür tritt hervor

Der Eichele*)
als Prolog):

Ich bin der Eichele, daß ihr's wißt!
Und ich komm' als der wahre Prolog.
Schon immer stand ich da hinter der Pforte,
wo es jämmerlich zog.
Die Dreie machten so große Worte —
ich bin noch ganz verdaddert und dumm.
Aber ich wollt's euch nur sagen,
was die Glock' hat geschlagen:
die hundert Jahr' sind wirklich um,
und mein Dichter steigt aus dem Grabe.
Wir spielen euch heut einen Jugendschwank,
den ihr frisch und frank
sollt nehmen als lustige Gabe.
Noch zeigt er ja nicht seine Dichterstärke,
— dafür habt ihr die Manneswerke —
aber sie sagen, es sei was Symbolisches dran.
Herentgegen, wenn Leute noch heute
ihn rupfen und zupfen und nit verstahn,
sag' ich: den Galgen
mögen sie han!

*) Humoristische Figur aus der Novelle „Den Galgen, sagt der Eichele" von Hermann Kurz.

Digitized by Google

Buchkritik

Eine neue Form des Wahlrechts auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts. Ein Kaiser-Jubiläums-Aufruf „An das deutsche Volk" von F. Oloff. Berlin 1913. Puttkammer & Mühlbrecht. 132 Seiten. Preis M. 2.—.

Eine Schrift, die jeder politisch Gebildete lesen sollte. Nicht weil sie uns etwas bietet, was wir widerspruchslos hinnehmen könnten, sondern weil sie so viele Gedanken und Anregungen enthält, mit denen sich irgendwie auseinanderzusetzen der Mühe wert ist. Der Verfasser ist ein Bremer Großkaufmann und Begründer eines unserer größten Kolonialgeschäfte, ein Mann, der aus praktischen Erfahrungen heraus die Fragen des öffentlichen Lebens vorurteilslos durchdacht und auf Grund seiner Persönlichkeit und seiner selbstgeschaffenen Stellung ein Recht hat, gehört zu werden. Die Schrift enthält mehr, als der Titel verspricht; das Wahlrecht ist nur Grundlage und Ausgangspunkt von Erörterungen über Sozialdemokratie und Großkapitalismus, Reichsfinanzreform und Erbanfallsteuer, Krieg oder Frieden, endlich die Presse. Wahrhaft unabhängigem Nachdenken über diese Fragen entsprungene Gedanken anzuhören, ist für einen denkenden Politiker jederzeit von Nutzen, besonders in unserem Zeitalter der Schlagworte und der Parteitaktik. Es kommt nicht darauf an, ob man allen einzelnen Punkten zustimmen kann. Ich befinde mich vielfach in sehr starkem Widerspruch mit dem Verfasser und danke ihm doch für die gegebenen Anregungen, die auch da, wo sie nach meiner Ansicht irren, einem vornehmen Urteil und einem warmen vaterländischen Empfinden entsprungen sind. Nur einige kurze Andeutungen über die Einwände, die ich zu erheben habe. Der Verfasser hegt einen starken Widerwillen gegen das Parteiwesen überhaupt. Das ist bei seiner Art, an politische Probleme heranzutreten, berechtigt und verständlich, führt ihn aber zu einer Verkennung des inneren Wesens der Parteibildung. Infolgedessen unterliegt er einer gewissen Selbsttäuschung und übersieht, daß er gleichfalls die Fragen der Politik unter einem bestimmten Gesichtswinkel und daher — trotz seiner Unbefangenheit, Welt- und Menschenkenntnis — einseitig sieht. Ein Ausfluß dieser Einseitigkeit ist seine pazifistische Anschauung, die gegen wertvolle Regungen der deutschen Volksseele blind und unempfindlich macht. Geradezu eine bedauerliche Entgleisung ist seine Ansicht über Elsaß-Lothringen. In gleicher Weise bedauerlich sind an zwei Stellen Ausfälle gegen den früheren Reichskanzler Fürsten Bülow. Daß er ein politischer Gegner Bülows ist, ist sein gutes Recht; aber hier beruht seine Kritik in dem einen Falle (die bosnische Krisis 1909) auf Unkenntnis der damaligen politischen Weltlage, in dem andern Falle (Novemberkrisis von 1908) darauf, daß er sich auf offenbar gefärbte und entstellende Berichte über die parlamentarischen Vorgänge gestützt hat. Trotz dieser Einwände und mancher Bedenken gegen die Ausführbarkeit seines Wahlrechtsvorschlags ist festzustellen, daß die gesunden und beherzigenswerten Gedanken in der Schrift ein so großes Übergewicht behaupten, daß sie dem denkenden Leser nur warm empfohlen werden kann.

W. v. Massow.

Aufsätze über bildende Kunst. Von Richard Muther. In drei Bänden herausgegeben von Hans Rosenhagen. Berlin 1914. J. Ladyschnikow Verlag. Preis M. 18.—

Marie von Ebner-Eschenbach hat das kluge Wort geprägt: „Ein Aphorismus ist der letzte Ring einer langen Gedankenkette." Dieses Wort fiel mir ein, als ich

Digitized by Google

Richard Muthers Aufsätze in dieser neuen Sammlung las. Was von einem guten Aphorismus gilt, gilt von solchen Aufsätzen, die wir aus mißlichem Wortmangel als Essays oder Feuilletons zu bezeichnen pflegen. Für ihren Wert oder Unwert ist es entscheidend, ob nur die handwerkliche Geschicklichkeit, die ihre Halbbildung durch wohlfeile Geistreicheleі verschleiert, sie leichtmütig hinwirft, oder ob sie das Endergebnis gründlichen Forschens, wirklichen Wissens sind und doch in die reizvoll lebendige Form des spielend Gegebenen gebracht wurden. Nur wenn das zweite zutrifft, wenn der reichste Gehalt in die gefälligste Form eingeht, ist der Journalismus Kunst, und Kunst in diesem Sinn sind die meist als Gelegenheitsschöpfungen entstandenen Aufsätze der vorliegenden Sammlung. Richard Muther hat zu seinen Lebzeiten viel Verehrung und manche Gegnerschaft gefunden; nach seinem Tode wurde er da und dort, nicht zuletzt von seinen Nachahmern für abgetan erklärt; heute spricht er gleichwohl als ein recht Lebendiger zu uns. Aus der Fülle der drei Bände, die der Herausgeber jeweils unter den Untertiteln „Künstler und Werke", „Betrachtungen und Eindrücke", „Bücher und Reisen" zusammenfaßt, können hier nur einzelne besonders charakteristische und wertvolle Stücke hervorgehoben werden. So sind z. B. Botticelli und Andrea del Sarto wunderbar satte Porträts aus der italienischen Renaissance; von neueren deutschen Künstlern sind Schwind, Feuerbach, Böcklin, um nur einige zu nennen, mit glänzenden kleinen Monographien bedacht; von den Franzosen sei das überlegen witzige Zeitbild „Fragonard", von den Engländern die inhaltvolle Skizze „Rosetti" erwähnt. Der zweite Band bringt als Auftakt die eindrucksvollen Worte an Kaiser Wilhelm. Zu einer Reihe von Kunstfragen, die immer noch brennend sind, nimmt Muther klärend und wegweisend Stellung. Er erweist seinen Beruf „zum sicheren Führer durch das Labyrinth der Tageskunst", und die Einleitung hat nur zu recht, wenn sie meint: „Die ordnende und gestaltende Persönlichkeit Muthers wird heute selbst von denen vermißt, die ihm bei Lebzeiten nicht wohlwollten oder Einwände gegen seine Methode zu erheben hatten". Im dritten Band sind mir besonders lieb die Blätter, die Alfred Lichtwark („Makartbukett und Blumenstrauß") und Adolf Bayersdorfer gewidmet sind. Von prächtiger Leuchtkraft sind Städtekulturbilder wie die von Ravenna und Brügge. Wenn mit gutem Grund die Muther'schen Ausstellungsberichte im allgemeinen nicht in die Sammlung aufgenommen wurden, so begrüßt man gern die zugunsten der Pariser Weltausstellung 1900 gemachte Ausnahme: Muthers Bericht zeugt von der außergewöhnlichen Fähigkeit, die ihm eigen war, „einen ungeheuren Stoff zu bändigen und sein Wesentliches anschaulich zu machen". — Auch wer sich an manchen Gesuchtheiten von Muthers Stil stößt, seine übertriebene Fremdwörterei mißbilligt, sollte so gerecht bleiben, ihn als einen Stilisten von seltener Befähigung anzuerkennen. Wie in seinen großen Werken zur bildenden Kunst, zeigt seine Sprache in diesen Aufsätzen, die vielfach als Werkstattstudien zu jenen anzusehen sind, eine geistvolle Beweglichkeit, eine hinreißende Kraft der Anschauung. Hans Rosenhagen, sein Freund und Mitstreiter, wird sich mit der liebevoll ausgewählten Sammlung, der der Verlag eine vornehme Ausstattung gegeben hat, den Dank vieler Leser erwerben.

Heinrich Ullienfein.

Geschichte der Weltliteratur. Dichtung fremder Völker. Von Paul Wiegler. Mit zahlreichen Abbildungen. 1914. Verlag von Ullstein & Co., Berlin und Wien. VIII und 499 S. Preis M. 3.—.

Von den primitivsten Formen aller Dichtung an führt der sehr begabte und belesene Verfasser in raschen Übersichten durch die Literaturen aller morgen- und abendländischen Völker. Er mustert das in nahezu sechs Jahrtausenden Geleistete im Fluge, geht an nichts Wesentlichem achtlos vorüber, verweilt bei den hervorragenderen Erscheinungen, namentlich französischen, englischen, auch tschechischen, ein wenig länger, um andere desto schneller abzutun. Ein tieferes Eindringen in das Werden und Wachsen der Literaturen ermöglicht sich bei so eilendem Vorübergleiten nicht immer; aber man muß dem Verfasser zubilligen, daß er alles Bedeutungsvolle anschaulich charakterisiert, Zusammenhänge und

Digitized by Google

Einflüsse gut aufzeigt und, was durchaus wertvoll ist, Urteile von Dichtern über andere, wenn sie vielsagend sind, geschickt einflicht. Wieglers Darstellung führt bis in die unmittelbarste Gegenwart; er behandelt das Aufblühen der jungen ungarischen Dichtergeneration (Molnar, Lengyel, Biro, Brody) ebenso wie die griechische Moderne der Christomanos, Episkopulos und Kambisis, oder die Holländer Gorter, Heijermanns, van Hulzen und van Loon. Es sind natürlich oft nur die Namen, die aufgezählt werden, manchmal durch ein bezeichnendes Epitheton charakterisiert, selten eingehender geschildert. Aber wenn sich Wiegler mehr ins Detail verlieren kann, wie z. B. bei Balzac, der Sand, Vigny, Chatterton u. a., gibt er Darstellungen voll lebendigster Anschaulichkeit und Plastik, weiß er die Gesamterscheinungen sowie die einzelnen Leistungen in markanten Strichen zu zeichnen. Seine Urteile sind geschmackvoll und fast durchwegs zutreffend, die Sprache oft bemerkenswert schön, erstaunlich die Belesenheit. Jedenfalls ist diese Geschichte der Weltliteratur ein brauchbares Handbuch, das vielseitige Belehrung und Anregung verschaffen kann.

Friedrich Hirth.

Die Welt in Gold. Novelle von Rudolf Herzog. Stuttgart und Berlin 1913. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 114 S. Preis M. 2,50. **Wir sterben nicht.** Lieder und Balladen von Rudolf Herzog. Ebenda 1913. 133 S. Preis M. 3.—.

Wollte man für Rudolf Herzogs Dichtung eine Formel finden, die das eigentliche Wesen seines Sinnens und Trachtens in ein kurzes Wort zusammenfaßt, so dürfte man sagen: Sie gründet, äußert und erschöpft sich in Lebensbejahung. Er selbst hat das Wort neuerdings mehrfach gebraucht. Fast möchte es zu kühl und verständig klingen für dies heiße Herz, in dem alles andere zu Hause ist als kalt berechnende Überlegung, mag auch längst im Dichter der Sinner groß geworden sein. Im Grunde ist all sein Denken nichts Anderes als ein Bewußtwerden dessen, was von Anbeginn in seiner reichen, glücklichen Natur unbewußt lag, ein Lebendigwerden im eigenen Leben, das vielleicht sein bestes Kunstwerk geworden ist, das mit selbstverständlicher Unmittelbarkeit und großzügig naiver Selbstsicherheit sich auswächst und reift. Und sein Leben ist sein Dichten. Hier liegt auch gewiß ganz wesentlich das Geheimnis seines Erfolges. Er ist ein Glücklicher, er ist's im Goethischen Sinne, sein Glück mit andern zu genießen, weil in seinem Blut ein froher Wille lebt, daß für die Brüder in ihm das edle Gut wächst. Er ist ein Mensch, dem man nicht böse sein, mit dem man nicht streiten kann, weil man ihn, eben wie er ist, lieben muß — so wie er alles liebt, was schön und licht, was wahr und stark, was mutig und deutsch ist. Das Menschsein ist ihm eine hohe, eine unerschöpfliche Wonne, ein Ringen und Erreichen, Lieben und Geliebtwerden, stets in dem innigen Sicheinswissen mit der großen, ewigen, göttlichen Natur, in der es für ihn kein Sterben gibt, nur ein täglich Auferstehen, in der aller Schmerz nur die notwendige und heilsame Ergänzung aller Lust sein darf.

„Du hast der Götter Gunst erfahren" kann man auch von ihm sagen. Und man muß hinzufügen, daß sie ihm nicht in den Schoß gefallen ist. Ja, es ist ihm hart angekommen, das Glück zu meistern. Aber er hat in urwüchsiger Lebenskraft diese Schwere des Kampfes mit dem Leben nie empfunden, und so liebt er's auch seinen Helden nicht allzu schwer zu machen. Warum sollten sie's schlechter haben als ihr Meister? — Unbeschwert von grauer Theorie ging er selbstsicher seines Weges, auf dem auch in durchkämpften Jahren, in durcharbeiteten Nächten immer nur die „heiße, süße, wilde", die „rote Rose Jugendlust" duftete. Wie kämen die Kinder seines Geistes dazu, sich in tiefsinnigem Grübeln zu verlieren? —

Es ist lange her, seit des jugendlichen Lebensstürmers „Vagantenblut" so wild brauste — in den schon verblaßten Zügen der Widmung jenes schmalen Büchleins steht zu lesen „Weihnachten 1892", aber die Zeit hat dieser unverwüstlichen Daseinsfreude nichts anhaben können, wenn sie gleich bedachter und wohl auch bedächtiger geworden ist. Wie vor Jahren liegt ihm heute „die Welt in Gold". Diese alten Studenten, die am Marburger Schloßberg kommersieren,

Digitized by Google

sind, jeder in seiner Weise, echte Herzöge. Man hat von ihrem Erzeuger einmal irgendwo gesagt, er sei selber ein ewiger Student. Im rechten Sinne trifft das zu, wenn damit gemeint ist das treue Bewahren der inneren Jugend, das ständige Sichverjüngen, Sicherneuern.

Solch unschätzbarer Besitz des Herzens wird bei Rudolf Herzog zugleich gereifte Lebenserfahrung; so empfindet und erkennt er in allem Leben die ewige Wiederkehr, und dies ernst beglückende Empfinden hat er zum Wahlspruch seines neuen Gedichtbändchens gesetzt, in dessen Liedern er uns jetzt die reifsten Früchte seines Mannesalters bietet.

„Kein Werden ist und kein Vergehn,
Wir sind und bleiben immerdar,
Das ist ein ewig Auferstehn,
Denn wieder wird, was einstens war."

Die frohe Erinnerung an alles Schöne, was auf seinem Lebensweg blühte und duftete, verwächst mit der Gegenwart zum beglückten Bewußtsein unverlierbaren Besitzes und unvergänglicher Zukunftsdauer im großen Kreislauf alles Lebens. In den Augen der Kinder leuchtet ihm die eigene Jugendlust, glänzt der Blick der geliebten Frau, und Männerfreundschaft reicht ihm treu die Hand. Aus dem eigenen Lebenskreis aber richtet sich sein Hoffen und Wünschen auf sein Volk und Vaterland, voll treuen Sorgens um des Deutschtums Zukunft, voll Stolzes auf seine Art, voll Glaubens an seinen Stern.

Es ist nicht die Absicht dieses Berichts, die kritische Sonde an Rudolf Herzogs jüngste Gaben zu legen. Er versucht den Kern ihres Sinnes zu erfassen, der auch der ihres Dichters ist. Was Leben an Leben bindet, im engsten wie im weitesten Kreise, das finden wir hier in der Strahlenbrechung eines ebenso jugendfrischen wie mannesreifen, echt deutschen Weltempfindens, in ernster und froher Lebensbejahung und tief bewußter Daseinswonne.

Dr. Johann Georg Sprengel.

Giovanni Boccaccio: Der Decamerone. Deutsch von Heinrich Conrad. In fünf Bänden mit den Kupfern und Vignetten von Gravelot, Boucher, Eisen der Ausgabe von 1757. München 1913. Bei Georg Müller und Hans v. Weber. Preis des Bandes kart. M. 10.—.

Uns hat eigentlich bis zu diesem Jahre, da man des Boccaccio sechshundertsten Geburtstag feiert, eine wirklich gute Übertragung der sprachlichen Köstlichkeiten des Decamerone gefehlt. Dr. Heinrich Conrad gibt uns in der vorliegenden Ausgabe eine solche: seine Übertragung allein hält meinem Empfinden nach unter allen mir bekannten die feine Mittellinie zwischen der Treue gegen das Original und der Treue gegen das deutsche Sprach- und Formgesetz ein, wie Scherer das mit Recht von einer guten Übersetzung forderte. Die wir das Decamerone mit gereinigten Sinnen lesen, uns fesselt oft weit mehr noch als die nackte Fabel der hundert Novellen die unvergleichliche Erzählerkunst des Schöpfers und noch immer unerreichten Meisters der Novelle. So einfach-plastisch zu sehen und zu erzählen wie Boccaccio, ist uns modernen Menschen vielleicht nicht mehr möglich. Wo für sein Auge eine Fläche, urteilt Spielhagen einmal hierüber, sind für das unsere drei oder vier; wo für ihn nur eine Farbe, schimmern für uns die benachbarten und komplementären mit durch. Von allen Dichtern nach ihm kommt nur Gottfried Keller, zumal in seinem „Sinngedicht", den „Heiligenlegenden" und einzelnen Novellen ihm in der Kunst zu erzählen nahe. Man wird darnach die Schwierigkeiten ermessen können, die sich dem Versuche einer Boccaccio-Übersetzung entgegenstellen, und um so dankbarer anerkennen, was Conrad hier gelungen ist. Und diese wundervoll gedruckte Ausgabe hat noch einen weiteren hohen Reiz: sie bringt in vollendet gut reproduzierten Gravüre-Kupferdrucken jene reizenden Platten und Vignetten, die im Zeitalter des Rokoko ein Boucher, Gravelot und Eisen zum Decamerone schufen. Mir will es scheinen, als ob kein anderer Künstler die intimen Reize dieser Novellen mit dem Stifte so verstehend festgehalten hat wie diese Franzosen: in ihren Kupfern lebt die Seele Boccaccios. Was besonders für die Rokokokünstler spricht, ist das feine Empfinden, das sie zum Gegenstand ihrer Schilderung beinahe niemals die Pointe der Novelle, sondern fast immer ein Geschehen, eine Szene vor dem Höhepunkt, oder auch den lendemain wählen

Digitized by Google

hieß. Darin und in der ganzen zärtlichen Rokokograzie liegt der Reiz dieser Bilder. Adolf Heilborn.

Shakespeares Sonette. Erläutert von Alois Brandl, übersetzt von Ludwig Fulda. Stuttgart und Berlin 1913, J.G.Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. LV und 156 Seiten. Preis M. 3.—.

An Shakespeares Sonette heftet sich ein Doppelinteresse, das in Deutschland wie in England eine ansehnliche Literatur gezeitigt hat. Ihre poetische Eigenart, eine wundersame Mischung von Anmut und Tiefsinn, reizt zu verweilendem poetischen Genusse, und der bekenntnisartige Inhalt, der dem einzigen rein lyrischen Werke des Weltdramatikers innewohnt, bietet eine der wenigen Möglichkeiten, in die leider für uns so stark verschleierte Persönlichkeit des Dichters einen unmittelbaren Einblick zu tun. Aber nach beiden Seiten hin ist der Schatz nicht allzu leicht zu heben. Die Doppeleigenschaft der Anziehungskraft und der Dunkelheit, die der in den Sonetten auftretenden Frau zuerkannt wird, eignet dieser Kette dichterischer Juwele selbst, sowohl was den Zusammenhang als was die Prägung manches Edelsteines anlangt, und die Übertragung der Sonette hat überdies mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, die in der Gedrängtheit des Ausdrucks und in manchen bedeutsamen Wortspielen liegen. Da ist es denn lebhaft zu begrüßen, daß sich zwei berufene Kräfte zu intimer Gemeinschaft der Arbeit verbunden haben, um das Dunkel zu lichten und Reiz und Sinn des Originals uns so nahe wie möglich zu bringen. Alois Brandl, der rühmlich bekannte Forscher auf dem Felde englischer Literatur, und Ludwig Fulda, der Meister poetischer Sprachbeherrschung, der als Verdeutscher Molières und Edmond Rostands so große Erfolge errungen hat, wirken in der neuen Ausgabe der Shakespeareschen Sonette zusammen, um eine Schöpfung Shakespeares, die im Gegensatz zu seinen Dramen den Preis der Popularität noch nicht erreicht hat, zum geistigen Eigentum poesiefreudiger Menschen zu machen. Brandl leitet die neue Übertragung mit einem ausführlichen Vorwort ein, das, so tief es auch in die Quellenforschung greift, die Eierschalen der trockenen Gelehrsamkeit völlig abgestreift hat und die Summe der erreichbaren Erklärungen lichtvoll zusammenfaßt. Die Southampton-Hypothese wird da durch äußere und innere Gründe zur Gewißheit erhoben und gegenüber der von manchen Erklärern gerühmten Annahme Gerald Massens, der der Mehrzahl der Sonette eine freie Bearbeitung fremder Geschicke zugrunde legen will, mit starken Argumenten betont, daß es sich im wesentlichen um Gelegenheitspoesie im Goethischen Sinne, um innere und äußere Erlebnisse des Dichters handelt. Auch auf die in jedem Betracht dunkle Dame fällt ein Dämmerschein; ein zeitgenössisches Gedicht (Willobies Avisa), das Acheson neu herausgegeben und in einleuchtende Beziehung zu Shakespeare gesetzt hat, deutet auf eine Wirtsfrau im englischen Westen als das Urbild jener Frau, die Shakespeare und sein Freund gleichzeitig oder kurz nacheinander geliebt zu haben scheinen und die der Intimität der Männer die Kraftprobe auferlegte, die Eifersucht zu überwinden. Brandl, der jeder Versuchung widersteht, gewaltsame oder phantastische Verbindungen der zugrunde liegenden Handlung herzustellen, weist in überzeugender Weise den Sinn der einzelnen Sonettgruppen nach und hat überdies an dem Werke dadurch wesentlichen Anteil, daß er die sprachliche Deutung jeder schwierigen Wendung sicher stellte. Fulda aber hat mit der Sprachkunst, die man an ihm kennt und hochhält, und mit der poetischen Begabung, sich in den Dichter einzufühlen, eine Nachdichtung geschaffen, die in der Verbindung von Treue und natürlichem sprachlichen Flusse, von gewissenhafter Wiedergabe des Originals und poetischem Reize Bewunderswertes geleistet. Er hat eine lange Reihe von Vorgängern, darunter befinden sich Verskünstler vom Range eines Bodenstedt und Gildemeister, feingestimmte Nachdichter wie Eduard Sänger und Fritz Krauß, auch ein willkürlich wunderlicher, die Dunkelheit verstärkender „Umdichter" wie Stefan George; aber wenn man das Original zu Hilfe nimmt, an Stichproben Vergleiche macht und dabei etwa noch die beachtenswerten Übersetzer Gelbcke, Max J. Wolff und Tschischwitz zum Vergleich heranzieht, so trägt

Digitized by Google

er in der Verbindung von Treue und Poesie, die man — beiläufig bemerkt — den Sonetten als Motto an die Stirne schreiben könnte, den Preis davon. Bis in doppelsinnige Worte hinein ist die Eigenart der Urschrift gewahrt, ohne daß Schwung und Wohllaut der Rede dadurch leiden. So hätten wir auch für diesen bescheideneren Teil der herrlichen Hinterlassenschaft Shakespeares, die uns zum Nationalgut geworden, die rechten Verwalter und Vermittler gefunden, die uns in den vollen Genuß der Erbschaft setzen.

Dr. Alfred Klaar.

Der Tunnel. Roman von Bernhard Kellermann. Berlin, 1913. S. Fischer Verlag. 402 S. Preis M. 3,50.

Ein Buch, das in den wenigen Monaten seines Daseins an die gigantische Auflageziffer von 100 000 Exemplaren herangekommen ist, scheint die Kritik von sich abzuwehren. Es ist in dem glücklichen Stadium, fortwährend gelesen zu werden, abertausend gierige Augen wühlen sich in seine Blätter ein, und endlich sinkt kraftlos die Hand, die das Buch hält — man hat nichts darüber zu reden. Vielleicht aber geht die Erinnerung zurück zu jenen anderen Büchern, die Kellermann uns geschenkt hat. Es waren zuerst sehr zarte, seelisch beschwingte Gebilde, die leiseste Regungen fein und stark fühlbar machten. Mit dem Roman „Das Meer" trat Kellermann zuerst in ein neues Stoffgebiet, aus dem er Befriedigung für sein eben erwachtes Bedürfnis nach Kraft und Wucht finden konnte. Aber in der großartigen Wortsymphonie, in der er das lächelnde und das wütende, das öde und das vom Leben glühende Meer schilderte, vernahm man noch immer jene besondere zarte Melodie, die man aus seinen ersten Werken kannte und liebte. Äußerlich waren Verwandtschaften mit Johannes V. Jensen und über diesen zurück mit Knut Hamsun festzustellen; aber man hatte keinen Anlaß zu zweifeln, daß über alle Anlehnungen hinaus Kellermann zu sich selbst kommen werde. Es ist auch jetzt nicht nötig, diese Hoffnung aufzugeben, wenn man nur eben sein neues Buch richtig einschätzt. In unserer nach dem Gelde schreienden Zeit sind auch dem Dichter Wege gewiesen, auf denen er die Jagd nach dem klingenden Glück mitmachen kann. Diese Möglichkeit ihm abzusperren, ist weder angängig noch überhaupt ratsam. Bleibt auch die moralische Bewunderung dem vorbehalten, der ohne Rücksicht auf Wohlleben und Behagen seine ernsten Ziele verfolgt, so wäre es doch grausam, alle die zu verachten, die nach Jahren schwerer Entbehrungen eine in unsere Zeit schlagende Idee tüchtig ausbeuten, um sich die Möglichkeit zu verschaffen, fortan um so ernster ihrem eigenen Beruf nachzugehen. „Der Tunnel" ist eine solche in unsere Zeit schlagende Idee, die submarine Durchquerung des atlantischen Ozeans ist ein Traum der Menschheit, und Kellermann hat nichts anderes getan, als diesen Traum bis in die kleinsten Details durchzuträumen, ihn mit lebendigster Phantasie zu erfüllen und ihn mit Hilfe seines unzweifelhaft starken Talentes sprachlich zu schildern. Dabei ist nicht zu verkennen, daß Kellermann hier mit größter Flüchtigkeit gearbeitet hat. Dieses Buch ist wie gepeitscht, manches wertvolle Motiv schleift unbenutzt im Sande, manches wertlosere, das an die Tränendrüsen der lesenden Menschheit appelliert, ist über Gebühr liebevoll behandelt. Weite Strecken holen ihren sprachlichen Ausdruck aus der Reporterliteratur, und es stellt sich bald die Gewißheit ein, die einen während der weiteren Lektüre nicht verläßt, daß man es hier mit einer Erdichtung und durchaus mit keiner Dichtung zu tun hat. Da der Versuch geglückt, da der geschäftliche Erfolg erzielt ist, möchte man gern hoffen, daß Kellermann sich auf seine eigentlichen Anlagen besinnen und wieder zu seinen schönen Anfängen zurückkehren möchte. Er hat ein Talent zu verwalten, für das er Verantwortung schuldig bleibt.

Paul Schlesinger.

Der Krieg und die Frauen. Novellen von Thea v. Harbou. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1913. 318 S. Preis M. 2,60.

Während Berta v. Suttner in ihrem weit verbreiteten Roman „Die Waffen nieder!" die Greuel des Krieges so schreckenerregend schilderte, daß sie damit eine Waffe gegen den Krieg schmiedete, hat Thea v. Harbou in ihrer Novellensammlung „Der Krieg und die

Digitized by Google

Frauen" einen Feldzug zugunsten des Krieges unternommen. Sie ist überzeugt, daß das Bewußtsein nationaler Größe bei einem gesunden Volk immer Hand in Hand geht mit dem entschlossenen Willen, sich um jeden Preis durchzusetzen und zu behaupten. Sie steht in der Begeisterungsfähigkeit und Opferwilligkeit die deutschesten der deutschen Tugenden; in der heroischen und selbstverständlichen Opferung ihrer Liebsten, ihrer Väter, Brüder und Söhne, ihrer Gatten und Verlobten, der Frauen Kriegspflicht. Der Darstellung der schlichten Größe dieser Dulderinnen, ihrer hohen Gesinnung und Opferfähigkeit sind die Novellen gewidmet — und da die Verfasserin über eine starke Gestaltungskunst verfügt, wird man dem Buche Anerkennung nicht versagen können — auch wenn man in der Kriegsfrage anderer Meinung ist als die Verfasserin.

In der ersten Novelle „Drei Tage Frist" schildert sie, wie die junge Frau des Regimentskommandeurs, ein Gelehrtenkind, das mit dem Gedanken des Weltfriedens auferzogen, dem Berufe ihres um zwanzig Jahre älteren Mannes ebenso fremd gegenüberstand wie diesem selbst, durch den Ausbruch eines Krieges eine völlige Wandlung erfährt. Von dem wogenden, wallenden Strom der Glocken, dem Meere schwarz-weiß-roter Fahnen, dem tausendstimmigen, brausenden Gesang der „Wacht am Rhein", der einmütigen, jubelnden Erhebung, von dem entschlossenen Ernst der Mannheit, dem heiligen Schmerz der Weiblichkeit tief ergriffen und mitgerissen, erwächst auch in ihr die Sehnsucht, teilzuhaben an diesem verklärten Schmerz. Und aus dieser Sehnsucht heraus, aus dem Einsfühlen mit ihrem Volke erwächst ihr Verständnis und Liebe für den Mann, an dessen Seite sie zwei Jahre gelebt und den sie im selben Moment, in dem sie ihre Liebe zu ihm erkennt, auch hergeben muß. Sie tut es mit innerer Größe und wird zur Trösterin und Stütze der noch hilfloseren Frauen der jüngeren Kameraden. — In „U 114" zeigt die Verfasserin das Heldentum der Marine und das stille Märtyrertum einer Frau, die, wenn der Dienst den geliebten Mann auf Monate von ihr fernhält, ihre einsamen Tage in inbrünstig betendem Warten verbringt, immer nur schweigt und still ist, selbst als sie die Nachricht erhält, daß ihr Mann im Sturm mit seinem Schiff untergegangen ist, selbst als ihr ältester Sohn ihr die Mitteilung macht, daß er den Beruf seines Vaters erwählt, selbst als sie hören muß, daß dieser Sohn, wie sein Vater, den Heldentod gestorben und mit dem Unterseeboot U 114 furchtlos untergegangen ist. Und nach hartem, innerem Kampf gibt sie auch ihr Letztes, ihren zweiten Jungen her, denn „Wo einer fehlt, muß der Nächste in die Bresche springen, — das ist seine Pflicht." —

Auch die Heldinnen aller anderen Novellen: die Sängerin, die auf den Offizier, den sie liebt, verzichtet, um ihn nicht dem Vaterlande zu rauben; die junge Frau des Leutnants zur See, die sich in Unruhe nach ihm verzehrt, da er in größter Gefahr ist, und die ihn doch wieder, nachdem er glücklich zurückgekehrt ist, aneifert, weiter seine Pflicht zu tun und in die Ferne zu ziehen; die Krankenschwester, die unter den größten körperlichen Schmerzen und Seelenkämpfen mit übermenschlicher Anstrengung die Verwundeten pflegt, trotzdem sie ihren einzigen, ebenfalls verwundeten Bruder fern von ihr allein sterbend weiß; die Frau des durch eine Spielaffäre von der Familie verstoßenen Grafen, die ihn selbstlos nach Südwestafrika schickt, damit er sich als Freiwilliger die Epauletten zurückerobere, und ihn dabei verliert, für ihre Kinder aber Ehre und Familie zurückgewinnt — sie alle sind stille, tapfere, schweigende Heldinnen.

Es muß Thea v. Harbou als Verdienst angerechnet werden, dieses echte Frauentum zu feinem Ausdruck gebracht zu haben. Eliza Ichenhaeuser.

Nachdruck verboten. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Alle für die Redaktion des „Greif" bestimmten Zusendungen werden ohne Namensnennung nach Berlin W 35, Schöneberger Ufer 29 erbeten.
Für die Redaktion verantwortlich: Karl Rosner in Berlin-Wilmersdorf.
Alleinige Inseratenannahme: Annoncenexpedition Rudolf Mosse.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Emil Fischer in Berlin-Friedenau.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Zweigniederlassung Berlin.

Digitized by Google

Der Greif

Cotta'sche Monatsschrift

Herausgeber:

Karl Rosner u. Dr. Eduard von der Hellen

1. Jahrgang. 1913/1914 Heft 4. Januar 1914

Aus dem amerikanischen Kriegsjahre 1863.

Erinnerungen des Grafen Ferdinand Zeppelin.

(Als zu Anfang des Jahres 1863 der Plan für die Arbeiten und Übungen der jüngeren Offiziere des württembergischen Generalstabs bekannt gegeben wurde, erschien diese dem jungen Grafen Zeppelin nicht „reizvoll" genug. Es war nun kurz vorher ein geistreiches Buch eines früheren preußischen Offiziers, v. Rüstow, erschienen, das mit Entschiedenheit für Milizheere im Gegensatz zu dem preußischen Heeressystem eintrat und, wie viele andere, so auch den Grafen Zeppelin in seinem Urteil über Milizheere ein wenig unsicher gemacht hatte. Er empfand ein dringendes Verlangen, seine Anschauungen darüber aus eigenen Beobachtungen zu klären, wozu sich im Sezessionskriege gerade günstige Gelegenheit bot. So reifte in ihm der Entschluß, eine militärische Studienreise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu machen, die er im zweiten Jahre des Krieges unternahm. Von den Eindrücken und Erlebnissen, die ihm diese Reise eintrug, erzählte er in leicht plaudernder Weise in abendlichen Mußestunden:)

Um mein Urlaubsgesuch zu unterstützen, wandte ich mich an meinen Vetter Baron Maucler, der Kabinettschef beim damals in Nizza weilenden Könige war, und stellte ihm meine Pläne in einem Briefe u. a. folgendermaßen dar:

„Ich halte es für meine Aufgabe, diesen Umstand zu benützen, um durch Reisen Erfahrungen zu sammeln und Kenntnisse zu er-

 Copyright, 1913, by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

werden, die ich vielleicht einmal für mein Vaterland verwerten könnte. Im gegenwärtigen Augenblick dürfte in Nord-Amerika, trotz der ganz überworfenen Zustände, die reichste Beute zu machen sein. In der Organisation, Führung und Verpflegung der dortigen Armeen müssen, eben weil diese Dinge unter höchst ungünstigen und ganz neuen Verhältnissen geschehen, für den aufmerksamen Beobachter Wahrheiten zu finden sein, welche auch für uns Wert haben. Insbesondere in Beziehung auf die Ausbeutung der Technik für militärische Zwecke sind die Amerikaner erfinderisch. Von dem Gewinn, den eine solche Reise für die allgemeine Ausbildung haben muß, brauche ich nicht zu sprechen."

Mein Vater wollte zunächst nichts davon wissen, weil er die ganze Idee nur als eine jugendliche Schwärmerei von mir ansah. Schweren Herzens stand ich deshalb von dem Gedanken ab, den ich „wie eine Braut in meinem Herzen getragen hatte". So drückte ich mich emphatisch in einem Brief an meine Schwester aus. Allmählich überzeugte ich dann aber doch den Vater, daß ich ernsthafte Absichten mit der Reise verbände, und er glaubte nun nicht länger Widerstand leisten zu sollen. Er meinte zwar, daß mir doch nur Äußerliches gezeigt und kein Einblick tieferer Art gewährt werden würde, daß ich keine Garantie habe, wirklich an interessanten Ereignissen militärischer Art beteiligt zu werden. Er stellte sich ferner vor, was mir alles in der Ferne, im Kriege zustoßen könne: Krankheit, Verwundung, Spionageverdacht und dergleichen mehr, und diese väterliche Besorgnis war wohl der Hauptgrund seines anfänglichen Widerstrebens gewesen.

S. M. König Wilhelm I. nahm lebhaften Anteil an meinem Reiseplan, und er hatte schon auf Grund der Mitteilungen meines Vetters mir einen einjährigen Urlaub bewilligt, ehe mein Gesuch eingetroffen war.

Am 30. April 1863 trat ich mit dem Dampfer Asia von der Cunardlinie von Liverpool aus die Überfahrt an. —

Washington machte auf mich keinen besonders großartigen Eindruck; es bot damals nicht viel des Sehenswerten. Die Straßen waren staubig und ungepflastert, die Fußsteige bestanden aus Brettern.

Die meisten Häuser waren niedrige Holzbauten. Zu den wenigen aus Stein gebauten gehörte das bekannte Weiße Haus, die Wohnung des Präsidenten, welches inmitten eines Gartens nahe der Straße

Digitized by Google

stand, aber nichts von palastartiger Größe aufwies. Das Kapitol präsentierte sich selbst zwar als ein gewaltiger und schöner Bau, verlor aber sehr dadurch, daß es in einer Umgebung stand, die noch mehr eine Art Wüste als eine ausgebaute Stadt war.

Viele soldatisch gekleidete Menschen bewegten sich auf den Straßen, mit sehr kurzen Hosen, hellen Stiefeln und einem Schlapp- oder Strohhut. Dagegen sah man auffallend wenig Damen. Zum Vergnügen lebte man eben in Washington nicht.

Ich wohnte in Willards Hotel, am Ende einer langen Avenue, an der auch das Weiße Haus lag. Da ich mich angemeldet hatte, bekam ich einen großen Ecksalon im ersten Stock, von dessen Fenster aus ich das bunte Bild auf der Straße bequem betrachten konnte. Das Hotel war das Absteigequartier der meisten höheren Offiziere; Ordonnanzen gingen im Hause beständig ein und aus.

Ich suchte alsbald den hanseatischen Gesandten auf, einen Herrn v. Schleiden, an den ich gute Empfehlungen hatte und der sich meiner während des ganzen Aufenthaltes als erfahrener und einflußreicher Freund annahm. Er war schon lange Jahre da und mit allen Personen und Verhältnissen gründlich bekannt.

Er führte mich nun zunächst bei dem preußischen Gesandten, Baron Gerold, ein. Es war das bei einem Abendempfang in dessen Haus.

Mein Empfang seitens der Washingtoner Gesellschaft vollzog sich in einer wenig üblichen Form: bei meiner Vorstellung machte ich die peinliche Wahrnehmung, daß bei Nennung meines Namens sich der Gesellschaft eine gewisse Heiterkeit bemächtigte. Schleiden gab mir später die Erklärung dazu, indem er folgenden Vorgang erzählte, der sich wenige Stunden vorher im Geroldschen Salon abgespielt hatte: Etwa vier Wochen vor meiner Ankunft hatte sich bei dem österreichischen Gesandten Grafen Trautmannsdorff ein österreichischer Graf S. eingefunden, welcher vorgab, auf einem Schiffe die Überfahrt gemacht zu haben, welches um jene Zeit gescheitert war. Die Passagiere hatten bei diesem Schiffbruch ihre ganze Habe verloren. Graf Trautmannsdorff eröffnete nun dem in Verlegenheit gekommenen Landsmann einen Kredit bei seinem Bankier, um ihn in die Lage zu versetzen, sich auszustatten und zu leben, bis er von der Heimat mit neuen Mitteln versehen wäre. Graf S., der ein sehr einnehmendes Wesen hatte, wurde

Digitized by Google

überall in der Gesellschaft bekannt und vergalt auch die Gastfreundschaft, die er genoß, u. a. durch ein prächtiges Diner, an dem ein großer Teil des diplomatischen Korps teilnahm. Graf Trautmannsdorff hatte unterdessen seinerseits Erkundigungen über den Grafen S. aus Wien eingeholt, und eben an dem Tage, an dem ich abends zum Baron Gerold kam, erhielt er den Bescheid, daß es zwar mit dem Namen des Grafen S. seine Richtigkeit habe, daß dieser aber ein entsprungener Sträfling sei. Es war dem Grafen Trautmannsdorff zu peinlich, die nötige Eröffnung dem Grafen S. selbst zu machen, weshalb er den gerade anwesenden Baron Gerold bat, es zu tun. Während die beiden Herren eben die Sache besprachen, ließ sich der Graf S. zum Besuch melden. Graf Trautmannsdorff ging nun in ein Nebenzimmer, und Gerold gab dem Grafen S. das betreffende Schreiben aus Wien zu lesen. Dieser empfiehlt sich kurz, setzt sich in den Wagen, fährt zum Bankier des Grafen Trautmannsdorff, wo er noch 600 Dollars erhebt, und verschwindet für immer.

Die Gesellschaft bei Baron Gerold unterhielt sich gerade lebhaft über dieses Ereignis, als ich gemeldet wurde: wieder ein frisch angekommener Graf mit einem deutschen Namen. Daher das vergnügte Lächeln auf allen Gesichtern!

Zum Glück hatte ich nicht auch zufällig Schiffbruch erlitten.

Durch Vermittlung des preußischen Gesandten gelang es mir sehr bald, eine Audienz bei dem Präsidenten Lincoln zu erhalten. Ich hatte dazu feierlich Gehrock und Zylinder angelegt, doch sie verlief ohne besonderen Pomp. Ich wurde im Weißen Hause in das Arbeitszimmer des Präsidenten geführt. Da erhob sich hinter dem Schreibtische eine sehr große hagere Gestalt mit großem Kopf und langem, ungepflegtem Haar und Bart, mit auffallend scharf hervortretenden Backenknochen, aber klugen und freundlich blickenden Augen. Auf den Schreibtisch setzte sich dann während der kurzen Dauer der Unterredung der Privatsekretär Reed und ließ seine mit mokassinartigen Schuhen bekleideten, weit aus der Hose herausstehenden Füße taktmäßig hin und herbaumeln. Der Präsident sprach seine lebhafte Befriedigung über mein Kommen und meine Zwecke aus und wünschte mir guten Erfolg für mein Studium.

Bevor mir die Audienz gewährt wurde, hatte der Präsident angeordnet, Erkundigungen über mich einzuziehen. Durch die Güte

Digitized by Google

des Herrn v. Schleiden besitze ich als wertvolles Autograph ein von Lincoln an den Staatssekretär des Auswärtigen und den Kriegssekretär Stanton gerichtetes kurzes Schreiben, worin er fragt, ob die über mich eingezogenen Erkundigungen die Gewährung meiner Bitte um einen Paß zur Armee gestatten würden. Diesen Paß, der mir volle Bewegungsfreiheit unter den Armeen der Nordstaaten gab, erhielt ich denn auch. Einen solchen Paß haben während des ganzen Krieges außer mir nur der Herzog von Joinville, der Herzog von Chartres und der Graf von Paris erhalten.

In Washington wurde ich mit dem auf Urlaub dorthin gekommenen Stabschef der Potomac-Armee, Generalleutnant Butterfield, bekannt und erfuhr von diesem, auf welche Weise ich zur Armee gelangen könne. Mit möglichster Beschleunigung beschaffte ich mir nun meine Ausrüstung. Unter anderem ließ ich mir eine den dortigen klimatischen Verhältnissen angepaßte, von unsern Vorschriften allerdings etwas abweichende Uniform machen. Die russischen Epauletten, die wir damals hatten, ließ ich wegfallen, und an Stelle des steifen goldgestickten schwarzen Sammetkragens wählte ich einen leichten Umlegekragen, auf welchem ich meinen Oberleutnantsstern anbrachte. Die Folge dieser Verwandlung war, wie ich später erfahren sollte, daß ich allgemein, wegen einer gewissen Ähnlichkeit mit einem amerikanischen Gradabzeichen, für einen Generalleutnant angesehen wurde. Auf ein so schnelles Avancement war ich selbst in Amerika nicht vorbereitet gewesen.

Es galt nun auch, mich beritten zu machen. Ein tüchtiges Pferd besorgte mir der ehemalige preußische Gardekavallerieoberst v. Radowitz, der nach Ausscheiden aus preußischen Diensten in die Armee der Vereinigten Staaten eingetreten war. Er war der Hauptlieferant von Pferden für die Regierung und soll dabei ein schönes Vermögen verdient haben. An Stelle der gewöhnlichen englischen wählte ich mir einen amerikanischen Holzsattel aus, wie ihn die Truppe hatte. Diese waren so vorzüglich gebaut, daß Drucke beinahe nicht vorkamen. Die Steigbügel waren nach Art der mexikanischen aus breitem Holz, mit einer Lederkappe über dem Vorfuß. Sie hatten den doppelten Vorteil, gegen Kälte zu schützen und zu verhindern, daß beim Reiten durch Gestrüpp Zweige in den Bügel hineinstießen. Ich habe diesen Sattel später dem preußischen Kriegs-

Digitized by Google

ministerium zu Versuchen übergeben, die ein sehr gutes Ergebnis erbrachten.

Zum Pferde brauchte ich auch einen Diener, den ich in Gestalt eines schönen, kräftigen Negers fand. Louis hieß er und erwies sich als sehr treu und anstellig, so daß ich ihn sehr gern stets um mich gehabt hätte, wenn nicht sein längerer Aufenthalt im Zelt der Nase etwas unangenehm gewesen wäre.

Vor meinem Aufbruch zur Armee lernte ich noch einen der bekanntesten und interessantesten Regierungsmänner kennen; es war das der Staatssekretär der Finanzen, Chase. Bei einer Einladung in sein Haus erklärte er mir in ausführlicher Weise, wie er mit seinen „Greenbacks" die Staatsschulden und den Krieg zu bezahlen gedächte, indem er die reichen Silberschätze des Landes abbaute und für jeden geprägten Dollar wieder einen Greenback aus dem Verkehr zöge. Solange ich drüben gewesen bin, habe ich allerdings keine gemünzten Dollars gesehen. Da es keine Scheidemünze gab, mußte man sich auf alle mögliche Art helfen, so z. B. durch Halbieren von Ein-Dollarscheinen. Biermarken, Fahrkarten der Straßenbahn und dergleichen mehr wurden gar nicht selten als Geld genommen. Besonders in New York habe ich diese Zahlmittel sehr gebräuchlich gefunden. —

Auf einem kleinen Dampfer fuhr ich zur Potomac-Armee ab. An Bord befand sich eine sehr heitere Gesellschaft, die über den Sonntag ihre Verwandten und Freunde bei der Armee besuchen wollte, für meine Begriffe eine recht ungewöhnliche Art geselligen Ausfluges. Überhaupt war ja dem geselligen Leben, wie ich in Washington erfahren hatte, wenig Bedrücktheit durch den Krieg anzumerken, was wohl damit zusammenhing, daß das Heer ein angeworbenes und kein ausgehobenes war. Tanz und Fröhlichkeit an Bord des Dampfers wurden nur für eine kurze Weile unterbrochen, als wir unterwegs einem umflorten Schiff begegneten, das Gefallene aus dem Felde zurückbrachte.

Die Flußfahrt ging bis Aquia Creek, von wo aus dann eine schmalspurige Feldbahn weiter bis in die Nähe des Hauptquartiers nach Falmouth führte. Die Wagen waren offene Loris, auf deren Rand man sich setzte und die Beine herunterbaumeln ließ.

Das Hauptquartier war ein riesiges Zeltlager, das in langen Reihen in den gelichteten Wald gestellt war. Eine Orientierung in

Digitized by Google

diesem Chaos Zeltgruppen, über das ich nachher noch etwas sagen werde, schien mir nicht leicht zu sein. Ich fühlte mich jedenfalls zunächst durchaus nicht darin zu Hause, zumal mein schwarzer Diener mit dem Gepäck und meinem sowie einem weiteren, mir von der Regierung gestellten Pferde erst am nächsten Tage eintreffen sollte. Ein Empfehlungsschreiben an den Kommandierenden der Armee, General Hooker, mußte ich an diesen selbst abgeben; da er aber seinerseits für den Sonntag nach Washington gefahren war, konnte ich mich nicht legitimieren und hatte die größte Mühe, mir Unterschlupf und Nahrung zu verschaffen. Mein Englisch war eben auch damals noch nicht weit her. Ein Schwede, Hauptmann Rosenkranz, der gut Deutsch sprach, nahm mich schließlich in sein Zelt auf.

Gleich am ersten Tage lernte ich die Romantik kriegerischen Treibens kennen. Gegen Abend hörte man Geschützdonner vom Rapahanok her, und ein Russe, Kapitän Rasdereshin, forderte mich auf, mit ihm auf einem seiner Pferde dorthin zu reiten. Es war für mich ein eindrucksvoller Ritt: fast plötzlich in die endlosen Wälder Virginiens versetzt, zur ersten Feuertaufe!

Auf dem Gefechtsfelde angelangt, hatte ich eine innere Überwindung zu bestehen: da ziemlich häufig Geschosse in unserer Nähe einschlugen, denen wir uns zwecklos aussetzten, so gewann ich es schließlich über mich, auf die Gefahr hin, als feige zu erscheinen, dem Russen vorzuschlagen, daß wir uns etwas seitlich ziehen möchten, wo wir ebensogut alles übersehen konnten. Ich habe später noch öfter erfahren, daß bisweilen mehr Mut dazu gehört, vor andern einer Gefahr auszuweichen als sich ihr auszusetzen.

Es war bald klar, daß eine größere Aktion nicht stattfand. Mit einbrechender Dunkelheit verstummte das Feuer. Anstatt nun den Heimweg anzutreten, erklärte Rasdereshin, er müsse noch am Ufer weiterreiten, da er in einem Fischerhause, das wir bald fanden, zu tun habe. Er bat mich, allein zurückzureiten und es so einzurichten, daß seine Abwesenheit nicht bemerkt werde. Ich weiß nicht, warum ich mich des Verdachtes nicht entschlagen konnte, daß der Mann, der mir in seinem ganzen Wesen nicht gefiel, in dem Hause mit irgendwelcher Spionage zu tun habe.

So machte ich mich denn allein auf den Weg. Als Anweisung wurde mir mitgegeben, daß ich einen Waldbrand streifen und nach

Digitized by Google

einem Ritt von etwa 7 englischen Meilen auf eine Postenlinie stoßen würde, die mich zum Hauptquartier weisen könne. Es war eine prachtvolle Sternnacht, aber ich hatte doch ein seltsames Gefühl völliger Vereinsamung und Verlassenheit, als ich in dem schweigenden Dunkel einer Spur zu folgen suchte, die eine Kolonne zurückgelassen zu haben schien. Ich begegnete keiner Menschenseele und gewärtigte immer, auf ein schleichendes Raubtier in diesen mir ganz neuen und unbekannten Urwäldern zu stoßen. Endlich wurde ich von einem Posten angerufen, und da mir Rasdereshin die Parole mitgeteilt hatte, so erhielt ich von dem Manne die Auskunft, daß ich immer nach dem Draht eines Feldtelegraphen weiterreiten möge. So gelangte ich in der Tat bald ins Hauptquartier zurück, wo ich von Rosenkranz wieder freundlich aufgenommen wurde.

Rosenkranz war eine prächtige soldatische Erscheinung, brünett, von offenem Gesicht und vertrauenerweckendem Wesen. Er gab an, verwandtschaftliche Beziehungen zum schwedischen Königshause zu haben. Nach näherer Bekanntschaft machte er mir plötzlich die sehr kuriose Mitteilung, daß er von mir langersehnte Briefe aus der Heimat, die ich für verlorengegangen hielt, mir wenigstens in Übersetzung ins Englische mitteilen könne. Die Briefe waren ihm zu übersetzen gegeben worden, allerdings mit weggeschnittener Auf- und Unterschrift. Aus den Gesprächen mit mir wurde ihm denn allmählich klar, daß kein anderer als ich der sei, für den diese Briefe bestimmt wären. Die Originale habe ich nie erhalten. —

Da andern tags General Hooker von dem Ausflug nach Washington zurückkehrte, stellte ich mich ihm mit meinem Passe für die Armee vor. Er nahm mich sehr freundlich auf und ließ mir ein eigenes Zelt anweisen. Seine freundliche Gesinnung für mich zeigte er von da ab dadurch, daß er mir bei jeder Gelegenheit einen Whisky anbot. Er war überhaupt wohl mehr ein fröhlicher Zecher als ein sehr ernstzunehmender Armeeführer, doch gehörte er zu den militärisch meist hervorragend gebildeten Offizieren, die aus der Schule von Westpoint hervorgegangen waren. Da er längere Zeit hindurch keine Erfolge erzielte, fiel er bei der Regierung in Ungnade. Seine Abberufung wurde nirgends bedauert.

Bald war ich im Hauptquartier sehr gut bekannt, was namentlich

Digitized by Google

bei Gelegenheit der „Drinks“ sich bemerkbar machte, zu denen man die am Zelt vorübergehenden Bekannten gern einzuladen pflegte. Ich muß gestehen, daß ich selten glatt vorbeikam.

Zu den bedeutenderen Offizieren des Stabes, die ich kennen lernte, gehörte der schon erwähnte Generalstabschef, Generalleutnant Butterfield. Dieser hatte im bürgerlichen Leben als Postmeister die erste Post nach San Franzisko eingerichtet und war wegen seines dabei bewiesenen Organisationstalentes als der geeignete Mann für seinen jetzigen wichtigen Posten angesehen worden. Bei Anordnung der Operationen legte er auf die Kenntnis der Wetterverhältnisse einen ganz besonderen Wert. Dazu verhalf ihm seiner Meinung nach am besten ein ausgezeichnetes Aneroidbarometer, das ich für mein gutes Geld in London mir erworben hatte. Sich von diesem Instrument, das er bei mir gesehen und geborgt hatte, zu trennen, war ihm unmöglich. Er behielt es in immer längeren Zeiträumen bei sich und gab es mir schließlich überhaupt nicht wieder. Als ich später die Armee verließ, erbat ich mir das Aneroid wiederholt zurück und wurde im letzten Augenblick so dringend, daß er in sein Zelt gehen mußte, um es herauszuholen. Da er sehr lange nicht wieder erschien, folgte ich ihm in das Zelt nach, fand es aber leer. Er war mitsamt dem Barometer unter der Leinwand durchgekrochen und nach hinten verschwunden.

Der Generalquartiermeister Oberst Dikinson war ein ernster, liebenswürdiger Westpointer. Ein frischer, tüchtiger Offizier, mit dem ich viel verkehrte, war ferner der Kapitän Russel. Ebenso der Kapitän Dahlgreen, ein Sohn des südstaatlichen Admirals Dahlgreen. Hier zeigte sich also der gar nicht so seltene Fall, daß der Vater den Südstaaten und der Sohn den Nordstaaten diente. Er kam nach einer schweren Verwundung nach Newport, wo wir uns wiedersahen. Nicht lange darauf saß er wieder im Sattel und fiel an der Spitze seines Kavallerie-Regiments.

Außer diesen waren sehr viele nette und tüchtige Offiziere da, mit denen ich zusammenkam. Von den Operationen wurde dabei im allgemeinen nicht viel gesprochen. Aber alle hatten viel von persönlichen Erlebnissen zu erzählen, und witzige kleine Geschichten und Anekdoten machten schnell die Runde im Lager. So ging folgende Geschichte damals allgemein um.

Man hatte am Rapahanok zwei Spione gefangen. Der eine war

Digitized by Google

ein Yankee, der andere ein Deutscher. Sie wurden zum Tode durch den Strang verurteilt und sollten an einem über den Fluß ragenden Ast gehenkt werden, weil man sie dann bloß abzuschneiden brauchte und so die Beerdigung sparte. Der Yankee kam zuerst an die Reihe. Er hatte noch einen Fünfdollarschein in der Tasche. Den bot er dem Henker mit den Worten: „For God's sake, take a bad rope!" Und richtig riß der Strick sofort ab, und der Aufgeknüpfte fiel ins Wasser und konnte sich, da er ein guter Schwimmer war, an das andere, vom Feinde besetzte Ufer retten. Wie der Deutsche das sah, bat er flehentlich um einen guten Strick, da er nicht schwimmen könne.

Das Marketenderzelt wurde vielfach auch von Offizieren in der Nähe stehender Truppenteile besucht. Eines Tages fand ich da eine heitere Gesellschaft beisammen und unter ihnen, auf einem Bierfaß stehend, einen kleinen Hauptmann in Newyorker Freiwilligen-Artillerie-Uniform, aber allerdings dabei in Strohschuhen und ganz kurzen Drillichhosen und breitkrempigem Strohhut. Er hatte ein volles Glas in der Hand und hielt in sehr schlechtem Englisch eine zündende Rede auf die Union. Das war mein Oberleutnant v. Kusserow, der mich auf meiner Reise im Jahre 1857 so freundlich in Ehrenbreitstein und Koblenz aufgenommen hatte! Wir haben uns später, nachdem er in den preußischen Dienst wieder aufgenommen war, in Berlin wieder begegnet. —

Eines Tages ritt ich nach Fair fax Courthouse zu der 11. deutschen Division, die von General Schurz, dem bekannten Befreier Gottfried Kinkels, befehligt wurde.

Schurz hatte in seiner ganzen Erscheinung etwas Theatralisches angenommen. Er liebte es, sich mit seinem Mantel zu drapieren, und war offensichtlich bemüht, sich ein sehr soldatisches Ansehen zu geben. Vielleicht entsprang dieses Bemühen einer gewissen inneren Unsicherheit, denn die militärischen Fähigkeiten und Kenntnisse hielten mit der äußeren Erscheinung wohl kaum ganz Schritt. Jedenfalls schienen die deutschen Offiziere unter Schurz' Untergebenen keine allzu hohe Meinung von dem militärischen Genie ihres Generals zu haben. Folgendes heitere Vorkommnis erschien mir jedenfalls sehr bezeichnend für den recht gemütlichen Ton in der Division.

Schurz nahm mich freundlich auf und lud mich mit den Offizieren seines Stabes zur Tafel. Wie da nun von den militärischen Operationen gesprochen wurde, begann er in etwas pathetischer Weise seine Ab-

Digitized by Google

sichten für die nächsten Tage kundzugeben und seine Meinung darüber zu entwickeln, was seitens der Nordstaaten-Armee jetzt geschehen müsse. Ziemlich entfernt von General Schurz saß da nun ein früherer badischer Militär namens Dilger, der, glaube ich, es daheim nur bis zum Fahnenjunker gebracht hatte und jetzt bei Schurz eine Batterie befehligte. Er hatte sich mit seiner Batterie schon mehrfach hervorgetan, auch durch sein unerschrockenes Ausharren im Feuer auf einem Schimmel, der ihm den Namen des white horse-Harry verschafft hatte. Er besaß einen etwas legendenhaften Heldenruf, den er reichlich ausnützte, um überlegene Kritik auch an hohen Vorgesetzten zu üben. Wie nun General Schurz seine Deklamation beendet hatte, rief Dilger trocken über den ganzen Tisch weg: „Aber, Herr General, so dummes Zeug werden Sie doch nicht machen!" Mit einem allgemeinen Gelächter wurde diese Bemerkung hingenommen. Schurz war gutmütig genug, mit einzustimmen, und damit war die Sache erledigt. —

Eines Tages lief im Hauptquartier die Nachricht ein, daß General Lee*) sich nach seiner linken Flanke in nordwestlicher Richtung in Marsch gesetzt hatte. Die Potomac-Armee bekam den Befehl, dieser Bewegung auf der inneren Linie zu folgen, um sich immer zwischen dem feindlichen Heere und Washington bezw. Philadelphia und Newyork zu halten. Bei einem der nun folgenden Märsche hatte das Hauptquartier einmal einen wohl ein paar hundert Schritt breiten Fluß zu überschreiten. Während für die Fußtruppen und die Artillerie eine Brücke aus gefällten Bäumen geschlagen wurde, ritten wir durch das Wasser, welches so tief war, daß stellenweise geschwommen werden mußte. Ich führe das an, weil so etwas als selbstverständlich galt. Der Höchstkommandierende selbst schwamm hinüber. — Nach einem starken Marsche erreichten wir am Nachmittage Fair fax Courthouse. Hier wurde uns gemeldet, daß die feindliche Armee schon nordwestlich bei Manasses Gap festgestellt sei, und es sollte nun dem Kavalleriegeneral Plaesanton, der ca. 35 Kilometer entfernt bei Aldie stand, der Befehl überbracht werden, eine gewaltsame Rekognoszierung vorzunehmen und näheres über den Feind zu ermitteln. Zur Überbringung des Befehls wurde ein Offizier bestimmt, und

*) Der Befehlshaber der Südstaaten-Armee.

Digitized by Google

diesem als Bedeckung ein Zug Kavallerie unter Führung eines Offiziers beigegeben. Ich bat, mitreiten zu dürfen, und meiner Bitte wurde willfahrt.

Wir ritten erst gegen Abend ab, und bald trat Dunkelheit ein; in dem dichten Wald, durch den ein kaum gebahnter Weg führte, war die Hand nicht mehr vor Augen zu sehen. Man mußte es den Pferden überlassen, sich durchzufühlen, und wir sollten schnell erfahren, wie trefflich sie das verstehen. Als wir einige Zeit geritten waren, kamen wir an eine schwierige Stelle. Zweige schlugen uns ins Gesicht, es ging über entwurzelte Stämme, und nur sehr mühsam kamen die Tiere vorwärts. Bei unserer Rückkehr am übernächsten Tage sollten wir die Erklärung sehen: Wir waren in der Dunkelheit an ein vom Feinde quer über den Weg gelegtes Verhau geraten, und zwar an eins von solcher Art, daß wir es für ganz ausgeschlossen gehalten haben würden, jemals mit Pferden durchzukommen, wenn wir bei Tage darauf gestoßen wären. So haben wir es denn auch bei Tage umreiten müssen.

Gegen 3 Uhr in der Frühe langten wir in Aldie an, das von den Truppen General Plaesantons dicht belegt war. Der den Befehl überbringende Offizier fand erst nach langem Suchen einen Adjutanten, der mit einem andern Offizier gestiefelt und gespornt auf einem Bette lag. Er führte ihn zum General, und ich warf mich an seine Stelle auf das Bett, wo ich bis zu dem etwa um 4 Uhr folgenden Aufbruch der sofort alarmierten Truppen schlafen konnte.

In General Plaesanton fand ich einen köstlich frischen und militärisch trefflich gebildeten Truppenführer, der auch aus Westpoint hervorgegangen war. Nur in seinem Äußern machte er keineswegs einen soldatischen Eindruck. Er hatte nämlich bei Ausbruch des Krieges, vor zwei Jahren, gelobt, sich das Haar nicht schneiden zu lassen, bevor die Südstaaten, die „Rebs“*), besiegt wären. Und nun hing ihm dieses Haar bereits in Locken, wohlgebrannt, über den Kragen.

Er teilte mir mit, daß er Fühlung mit der südstaatlichen Kavallerie habe, die unter dem durch seine weiten und kühnen Ritte bekannt gewordenen Reiterführer General Stuart, einem früheren österreichischen Offizier, operierte. Dieser halte Ashbys Gap besetzt.

*) Abkürzung von rebels (Rebellen).

Digitized by Google

Er werde ihn angreifen, um womöglich Einblick in das Shenandoah-Tal dahinter zu gewinnen, wo er die feindlichen Kolonnen im Marsch nach dem Norden vermutete.

Wir stießen sehr bald auf den Feind, und die beiderseitigen Kavallerien entwickelten sich unter dem Schutze des Feuers ihrer Batterien. Und nun ging das Attakieren in der Weise los, daß die Regimenter von hüben und drüben unter gellenden Cheers im Trabe anritten und in einer gewissen Entfernung voneinander dann ihre Pferde mit Hilfe des einen Sporns, den sie am linken Stiefel trugen, in einen kurzen Galopp brachten und so auch tatsächlich ineinander hineinritten. Mit den Säbeln schlugen sie nun eine Weile aufeinander los, bis sie gruppenweise sich wieder zurückzogen, um sich aber dann, weil sie nicht verfolgt wurden, sehr bald wieder zu neuem Angriff zu sammeln. An manchen Säbelwunden, namentlich an den Köpfen, ließ sich erkennen, daß man mit großem Mute focht und sich fest ineinander verbissen hatte.

Ich machte die Attaken außerhalb des äußersten rechten Flügels mit, wobei ich einmal zu weit an den Feind geriet und nun durch einen Trupp feindlicher Reiter, vor dem ich natürlich Kehrt machte, verfolgt wurde. Zum Glück war mein Pferd schneller als die meiner Verfolger, so daß auch die Revolverkugeln, die mir nachgeschickt wurden, mich nicht erreichten. Es war mir das sehr angenehm, denn so gern ich auf irgend eine Weise auch zu den Südstaatlichen gelangt wäre, um auch dort meine Studien zu machen, so war es doch sehr fraglich, ob die Gesellschaft, wenn sie meiner habhaft wurde, mich nicht kurzerhand erschossen oder an einem Baum aufgeknüpft hätte, obgleich ich meinen Säbel nicht gezogen hatte und einen warmen Empfehlungsbrief an den General Lee, von dessen reizender Nichte, die ich in Philadelphia kennen gelernt hatte, heimlich in der Tasche bei mir trug.

Das lustige Angriffsspiel wiederholte sich mehrere Male bis zum allgemeinen Rückzug der südstaatlichen Truppen hinter einen durch einen kleinen Flußlauf gebildeten Abschnitt. Artillerie und Infanterie hielten diesen besetzt und schossen von drüben herüber.

General Plaesanton ging mit seinem Stabe nun bis in eine dem fraglichen Abschnitt gleichlaufende Senkung vor, um von hier aus zu beobachten und eine geeignete Stelle zum Übergang zu erspähen. Einige seiner Offiziere hatte er mit Aufträgen fortgeschickt, und als

Digitized by Google

er nun wieder einen an den Fluß hinunterschicken wollte, um die Übergangsstelle zu erkunden, hatten die übrigen es vorgezogen, sich etwas weiter im Hintergrunde zu halten. Als ich seine Verlegenheit sah, übernahm ich die Ausführung der von ihm gewünschten Rekognoszierung. Ich hatte leider nicht Charakterfestigkeit genug, meine Passion und meinen durch die letzten Vorgänge entfachten militärischen Eifer zu unterdrücken, obgleich ich als reiner Zuschauer bei der Aktion nicht berechtigt war, der einen oder anderen Partei irgend einen Dienst zu leisten. Dem General Plaesanton aber gefiel meine aktive Mitwirkung so sehr, daß er mich direkt und auf Umwegen durch mehrere Personen zu bewegen suchte, in den Dienst der Nordstaaten zu treten und sein Adjutant zu werden.

Nach dem Überschreiten des Abschnittes ging ein scharfes Verfolgen des zurückweichenden Gegners vor sich. Wir kamen nördlich von Middelburg vorbei bis nach Ashbys Gap. Ein Eindringen in den Paß war aber, nachdem das Gefecht bereits neun Stunden dauerte, nicht mehr möglich.

Nachdem die Truppen ins Biwak gerückt waren, ritt ich einsam über das Gefechtsfeld nach Aldie zurück. Da ich seit dem Verlassen von Fair fax Courthouse nichts genossen hatte, war ich so erschöpft, daß, als ich von einem am Wege liegenden, von den Sanitätsleuten als tot zurückgelassenen Mann angerufen wurde, ich noch stumpfsinnig eine Strecke weiterritt, bis mir der Anruf zum Bewußtsein kam und ich die Kraft gewann, umzukehren und zu dem Mann hinzureiten. Ich konnte ihm dann versprechen, daß ich ihm Hilfe senden werde.

In der Abenddämmerung in Aldie eintreffend, fand ich dort den Bedeckungszug noch vor, mit welchem ich am andern Morgen den Rückmarsch nach Fair fax Courthouse antrat. Da Aldie gänzlich ausfouragiert war, konnte ich vor dem Abreiten nichts als ein Glas Milch bekommen. In Fair fax endlich bekam ich zu essen, und zwar Pfannkuchen, die mir mein Neger buk. Ich kann mich nicht erinnern, jemals wieder in meinem Leben in einer so gierigen Weise gegessen zu haben, wie damals. Ich schlang jedes Stück, wie es aus der Pfanne kam, ohne erst lange zu kauen, heiß hinunter und füllte die Zwischenpausen mit eifrigem Brotessen aus. . . .

Digitized by Google

Das Auswanderungsproblem in Österreich.

Von

Eugen von Philippovich.

Österreich wurde erst mit Beginn der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts ein Auswanderungsland. Nach der Einwanderungsstatistik der Vereinigten Staaten wanderten in dem Jahrzehnt 1881—1890 etwa 200 000 Österreicher ein. Von da ab ist die Tendenz die eines steten Wachstums der Auswanderung. 1891—1900 zählte man rund 400 000, 1901—1906 bereits 565 000 eingewanderte Österreicher. 1906—1912 ergibt die Statistik der europäischen Austrittshäfen 705 353 österreichische Auswanderer (darunter 600 601 nach den Vereinigten Staaten, 104 752 nach Kanada). Dazu kommen in dieser Zeit 41 431 Auswanderer nach Südamerika. Beherrschend ist, wie man sieht, Nordamerika und hier die Union, während Kanada nur etwa 14,5 Proz. der Gesamtauswanderung aufnimmt. Von den 917 390 Auswanderern, welche von 1901—1909 nach Nordamerika auswanderten, waren 451 392 Polen und Ruthenen, also gerade die Hälfte. In der Tat ist Galizien das Hauptauswanderungsgebiet von Österreich. Relativ stark — mit Rücksicht auf die kleine Bevölkerungsgröße — ist sie auch in den Küstengebieten. Diese Tatsachen weisen uns auf die Ursachen der starken Auswanderung. Unsere Küsten sind wenig fruchtbar. Hinter einem schmalen Rand fruchtbaren Bodens erheben sich steile Karstberge, felsig, ohne Wald, nur zur Ziegenzucht geeignet. Es fehlt an größeren Städten, an Industrie und Handel. In Galizien dagegen, dem Wohnsitz der Polen und Ruthenen, ist eine große Bevölkerung, rund 8 Millionen Personen. Dazu wäre noch die Bukowina zu nennen, wesentlich von Rumänen und Ruthenen bewohnt: 796 102 Personen, mit ähnlichen Lebensbedingungen. Es fehlt in diesen Gebieten an Industrie, sie sind überwiegend Agrarländer. 77 Proz. der Bevölkerung leben von der Landwirtschaft, in Böhmen nur 33,6 Proz., im Deutschen Reich 28,5 Proz. In Galizien kamen 1910 auf 100 ha landwirtschaftliche Fläche 102 von der Landwirtschaft lebende Personen, in Böhmen 68, in Bayern 58, in Preußen 47. Zur Bestellung von 100 ha genügen in Preußen 26, in Holland 27, in der Schweiz 22, in Böhmen 40 Personen, Galizien hat 60 Personen zur Verfügung, d. i. 50 Proz. mehr als in Böhmen, 100 Proz. mehr als in Deutschland, und dabei ist der Ertrag um etwa 33 Proz. geringer als in Böhmen, um 50 Proz. geringer als in Deutschland. Die Besitzverteilung ist erschreckend. Von 1 008 591 landwirtschaftlichen Betrieben haben 42 Proz. 0—2 ha, 37 Proz. 2—5 ha, 15 Proz. 5—10 ha und 4 Proz. 10—20 ha mit einem Anteil an der ganzen landwirtschaftlich bearbeiteten Fläche von 6, 17, 14 und 7 Proz. Von der gesamten Fläche (inkl. Wald) = 7,8 Millionen ha entfallen über 2 Millionen ha auf Wald. Von den restlichen rein landwirtschaftlichen Flächen = 5,8 Millionen ha entfällt ein Prozentteil von rund 23 (1,3 Millionen ha) auf rund 80 Proz. der Betriebe, d. i. 800 000 Betriebe, unter

Digitized by Google

5 ha; 150 000 Betriebe mit 5—10 ha haben zusammen 812 000 ha, also im Durchschnitt nur 5,4 ha, so daß man sagen kann, daß 950 000 = 95 Proz. der galizischen landwirtschaftlichen Betriebe keine eigentlichen Bauernbetriebe sind.

Die Folge dieser unglücklichen Verteilung des Grundbesitzes und der Mangel an industriellen Arbeitsgelegenheiten ist natürlich, daß eine große Abwanderung stattfinden muß. Hat doch ganz Galizien nur 1067 fabrikmäßige Betriebe, d. i. etwa 6½ Proz. aller solcher Betriebe in Österreich, während seine Bevölkerung ungefähr 28 Proz. der Gesamtbevölkerung des Staates ausmacht. Auch wenn man alle Industriebetriebe zählt, entfallen auf Galizien nur 15,8 Proz. mit 10 Proz. der gesamten industriell tätigen Personen Österreichs und mit nur 5,5 Proz. der in der Industrie verwandten Pferdekräfte. Österreich ist überhaupt noch nicht ein sehr entwickeltes Industrieland. Ein Drittel der ganzen Industrie ist in Böhmen gelegen, und Nieder-Österreich mit einer Bevölkerung von rund 3,5 Millionen hat mehr industriell tätige Personen und Pferdekräfte, als in der Industrie Galiziens, der Bukowina, des Küstenlandes, Triests und Vorarlbergs (zusammen eine Bevölkerung von 11,2 Millionen) tätig sind. So ist denn auch für eine Binnenwanderung vom Lande in die Industriegebiete nicht genügende Gelegenheit gegeben. Die Wanderung geht nach dem Auslande.

Das nächste Gebiet, das einen starken Arbeitsbedarf hat, ist Deutschland. Hier ist es insbesondere Ost-Deutschland, welches Saisonarbeiter benötigt, aber auch in der Industrie des Westens treten die Polen und Ruthenen bereits auf. Man schätzte ihre Zahl im Jahre 1911 auf etwa 200 000 Industriearbeiter und gegen 300 000 landwirtschaftliche Arbeiter. Davon dürften etwa 350 000 nur Saisonarbeiter sein. Die landwirtschaftlichen Arbeiter verteilen sich auf das ganze Deutsche Reich. In erster Linie auf Preußen und Sachsen, sie sind aber auch in nicht geringer Zahl in Baden, Württemberg und im Elsaß zu finden. In der Industrie ist es vor allem der Bergbau und zwar des oberschlesischen, mitteldeutschen, des Ruhr- und Saarreviers, der jährlich eine zunehmende Zahl von österreichischen Arbeitern aufnimmt, dann die Erd-, Stein- und Ziegelindustrie in Preußen, Sachsen, Bayern, Baden, Württemberg und Elsaß-Lothringen. Ferner gibt es eine ganze Reihe deutscher Fabrikunternehmungen im Königreich Sachsen, in einzelnen Gebieten Westpreußens, in Baden, Württemberg und in den Reichslanden, die bereits über förmliche Kolonien verfügen. Aber die Wanderung geht auch in andere Länder. Die Zahl der jährlich nach Rumänien abwandernden österreichischen Arbeiter wird mit 15—18 000 angegeben, nach Frankreich etwa 8000, nach Dänemark bereits 10 000 zum Rübenbau, in die Molkereien, aber auch zum Bau von Eisenbahnen und Kanälen, Schweden gibt jährlich etwa 2400 Personen an, andere Staaten im ganzen ungefähr 5—6000. Man kann annehmen, daß jährlich etwa 550 000 österreichische Arbeiter im Auslande Arbeit suchen.

Diese Saisonwanderung ist begleitet von einer starken überseeischen Auswanderung; wie bereits eingangs hervorgehoben worden ist, nach den Vereinigten Staaten in erster Linie, in der letzten Zeit in wachsendem Maße auch nach Kanada. Über die slawische Einwanderung in die Vereinigten Staaten besitzen

Digitized by Google

wir eine vortreffliche Untersuchung von einer amerikanischen Dame*). Sie kommt zu dem Ergebnis, daß die wirtschaftliche Not in der Heimat die Hauptursache der Auswanderung sei. Verstärkend wirken die günstigen Berichte der Ausgewanderten und ihre Geldsendungen. Man schätzt diese jährlich für Österreich-Ungarn auf 250—300 Millionen Kronen. Diese Tatsache ist ein Symptom dafür, daß viele der Ausgewanderten doch wieder zurückkommen wollen. So fand Miß Balch, daß gerade in von Auswanderern verlassenen Gemeinden die Bodenpreise oft höher waren als in anderen Gemeinden — weil die Ausgewanderten mit Ersparnissen Boden aufkauften, um bei der Rückkehr in günstigerer Lage zu sein.

Über das Fortkommen der slawischen Einwanderer urteilt sie günstig. Sie unterbieten die amerikanischen Arbeiter nicht und werden auch nicht Streikbrecher. Ihr Nachteil als Konkurrenten der Amerikaner liegt nur darin, daß sie sich mehr Arbeit unter ungünstigen äußeren Bedingungen auferlegen lassen als jene. Ihre Bildung und ihre Lebenshaltung sind eben noch auf einer niedrigen Stufe. Ein großer Bruchteil kann nicht lesen und schreiben. Wie stark diese Auswanderung von der Konjunktur beherrscht wird, zeigt das Schwanken der Einwanderungsgröße und der Größe der Rückwanderung mit dem Wechsel von Aufschwung und Hemmung in der Volkswirtschaft. So entfielen z. B. nach dem Krisenjahr 1907 im Jahre 1908 auf 100 Einwanderer aus Österreich-Ungarn 77,3 Rückwanderer, im folgenden bereits wirtschaftlich günstigeren Jahre 1909 nur mehr 29 Proz. Über die Lage der nach Kanada ausgewanderten Österreicher (fast ausschließlich Ruthenen) kann ich aus eigener Erfahrung und nach den Mitteilungen der dortigen Einwanderungsbehörden nur das günstigste Urteil fällen. Natürlich haben sie mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil sie die Sprache des Landes noch nicht beherrschen und vielfach Analphabeten sind. Doch helfen darüber Landsleute hinweg, die schon länger im Lande sind, und sprachkundige Angestellte der Auswanderungsbehörden. Die gleichen Ursachen führen ja auch in den Vereinigten Staaten dazu, daß eine Agglomeration von Nationsgenossen stattfindet. Dadurch werden wieder persönliche Erfahrungen wirksam für die Steigerung der Auswanderung, weil die daheim Gebliebenen leichter Nachricht über die Aussichten des Fortkommens in Amerika erhalten. Diese persönliche Orientierung und die Geldsendungen geben wohl die stärksten Reize, im Notfalle zur Auswanderung zu schreiten. Freilich wird dieses Verlangen auch noch in ungünstiger Weise hervorgerufen und gesteigert durch die Mittel, deren sich die Schiffahrtsgesellschaften bedienen, die vom Transport der Auswanderer leben.

Das Auswanderergeschäft allein macht es möglich, daß die großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften ihre Riesenbetriebe rentabel führen und den Passagieren der ersten Klasse jenen Luxus gewähren können, mit dem ein Schiff heute ausgestattet ist. Darum haben sie seiner Organisation

*) Emily Greene Balch, Our Slavic Fellow Citizens, 1910. Die Dame hat die slawischen Auswanderungsgebiete in Österreich-Ungarn aufgesucht und sodann ihre Ansiedlungen in den Staaten. Dieser zweite Teil ist übersetzt von Dr. Stephan v. Philippovich: Slawische Einwanderung in den Vereinigten Staaten, 1912, erschienen.

Digitized by Google

eine besonders große Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewendet und wachen eifersüchtig über jede entstehende Konkurrenz. Es haben sich wegen dieses Transportgeschäftes Methoden der Zentralisierung und Gemeinschaften unter den Gesellschaften ausgebildet und Methoden der Verteilung der Auswandernden auf die einzelnen interessierten Schiffsgesellschaften, in deren Bestande die eigentliche Ursache jener merkwürdigen Erscheinungen zu suchen ist, die wir heute auf dem Gebiete der Verwaltung des Auswanderungswesens in Österreich bemerken.

Wenn wir die Austrittshäfen betrachten, aus welchen die österreichischen Auswanderer in die neue Heimat fahren, so entfallen alle in den Jahren 1906—1912 nach Kanada Ausgewanderten auf Hamburg, Bremen, Rotterdam und Antwerpen (Antwerpen mit 60 475 Personen, Rotterdam mit 20 417 von etwa 105 000 Auswanderern nach Kanada). Nach den Vereinigten Staaten fahren von allen Auswanderern über die genannten Häfen 541 498 Personen, darunter 180 726 über Hamburg, 235 483 über Bremen (nach Kanada 21 206 und 3653), 37 287 über Triest, 18 140 über Frankreich, 3683 über Fiume. Man sieht, daß die beiden deutschen Häfen mit 441 068 beförderten Auswanderern über allen anderen stehen. Von den nach den Vereinigten Staaten auswandernden Österreichern nehmen 70 Proz. den Weg über Bremen oder Hamburg.

Wir sehen aus diesen Zahlen, daß die Auswanderung aus Österreich schon längst die Aufmerksamkeit der Verwaltung verdient hätte. Wiederholt war in der Öffentlichkeit schon von 1897 an auf das Unwesen der von den Schiffahrtsgesellschaften beschäftigten Agenten hingewiesen worden, und Gesetzentwürfe, die 1907 und 1908 verfaßt worden sind, sollten diesem Übel steuern. Aber sie kamen nie zur Beratung. Nur das Wehrgesetz vom 11. April 1889 traf gewisse Beschränkungen für die Auswanderung. Es bestimmt, daß die Entlassung zum Zwecke der Auswanderung Angehörigen des Heeres oder der Kriegsmarine vor vollendeter Dienstpflicht vom Kriegsminister gewährt werden kann. Die Auswanderungsmöglichkeit von sonstigen Wehrpflichtigen und derjenigen, die noch nicht in das stellungspflichtige Alter getreten sind, hängt von der Bewilligung der Landesverteidigungsministerien ab. Diese Vorschrift wurde bisher so gehandhabt, daß für Kinder unter 14 Jahren, welche mit ihren Eltern auswandern, keine Schwierigkeiten gemacht wurden. 14—16jährigen kann die Auswanderung mit den Eltern erlaubt werden, bei Dienstuntauglichkeit, bei Mangel anderer Unterhaltungsmöglichkeit außerhalb der Familie, wenn sie den Eltern beim Erwerbe unentbehrlich sind. Die Schiffahrtsgesellschaften kümmerten sich um die Beschränkungen nicht.

Die zugelassenen Gesellschaften waren die Holland-Amerika-Linie 1883, Red-Star-Linie 1889, Norddeutscher Lloyd 1894, Hamburg-Amerika 1899, Compagnie General Transatlantique 1900, Cunard Line 1903, Canadian Pacific Railway 1908. Eine Regelung ihres Betriebes erfolgte bei Erteilung der Konzession, die eine ziemliche weitgehende behördliche Kontrolle, Einhaltung der Vorschriften zur Nichtbeförderung von Personen unter 50 Jahren ohne Nachweis der Erfüllung der Militärpflicht oder ohne Auswanderungserlaubnis und Strafdrohungen (Verfall der Konzession, Widerruf der Zulassungserklärung) enthielt. Zweigniederlassungen wurden allen Gesellschaften gestattet. Um nun die Tätig-

Digitized by Google

keit dieser Gesellschaften und ihrer untergeordneten Organe richtig zu verstehen, ist es notwendig, das Verhältnis der Schiffsgesellschaften untereinander einer kurzen Betrachtung zu unterziehen. Es handelt sich dabei in erster Linie um die Bildung von Organisationen, welche die Konkurrenz im Auswanderungsgeschäft ausschließen und eine Gemeinschaft des Verdienstes nach vereinbarten Grundsätzen schaffen sollten. Schon 1885 regt die Hamburg-Amerika-Linie eine „kontinentale Konferenz" an, die 1891 zu einem „Nordatlantischen Dampferlinienverband" (N. D. L. V.) führte, der die Hamburg-Amerika-Linie, Norddeutscher Lloyd, Holland-Amerika und Star-Linie umfaßte. Er hat sich von vornherein als „Pool für das Zwischendecksgeschäft" organisiert. Jede Gesellschaft erhielt im Vertrage einen bestimmten Prozentanteil des im Verbande vereinigten Gesamtverkehrs als ihren „Poolanteil" überwiesen. 1894 trat der N. D. L. V. in einen Konkurrenzkampf mit den englischen Linien, der 1895 zu einem Preis- und Gebietskartell zwischen den Linien des Nordatlantischen Verbandes und den englischen (North Atlantic Conference) führte. Eine weitere Steigerung nahm die Monopolorganisation, als Morgan 1901 den Trust amerikanisch-englischer Schiffahrtsgesellschaften ins Leben rief. Die beiden Trusts schlossen 1902 ein Schutz- und Trutzbündnis mit der Verpflichtung gegenseitigen Beistandes gegen Eingriffe fremder Konkurrenz. Der Vertrag wurde auf zwanzig Jahre geschlossen, wird aber nach zehn Jahren revidiert. Die erste Folge war die wirksame Durchsetzung der von den deutschen Gesellschaften verfolgten Kartellierungsbestrebungen im nordatlantischen Passagegeschäft und die Stärkung der monopolistischen Tendenz der Vereinigung. Die deutschen Gesellschaften erwarben nun die Mehrheit der Aktien der Holland-Amerika-Linie und erreichten 1903 eine Vereinbarung mit der Compagnie Generale Transatlantique, durch welche die Vertragsteile unter sich den gesamten Zwischendeck- und Drittklasseverkehr zwischen Kronstadt und Bordeaux (diese Häfen eingeschlossen) nach den Vereinigten Staaten und Kanada unter sich aufteilten. Die C. G. T. erhielt 10 Proz., der deutsche Pool 90 Proz. des Geschäftes. Nun gab es keinen Konkurrenten mehr und konnte man weitere interne Maßregeln treffen, die Auswanderung über die deutschen Linien zu leiten. Dies geschah durch die Begründung von Registrier- und Kontrollstationen im Jahre 1903. An der ganzen russischen und österreichischen Grenze sind auf den Übergangsbahnstationen mit Unterstützung der Regierung von Preußen, später auch von Sachsen und Elsaß-Lothringen Stationen errichtet, an welchen die über Deutschland nach einem Seehafen Auswandernden mit Polizeigewalt gezwungen werden, sich einer Kontrolle zu unterwerfen, deren Hauptzweck der ist, festzustellen, ob sie Schiffskarten für deutsche Linien haben. Ist dies nicht der Fall, so werden sie nicht durchgelassen.

Diese Monopolorganisation schien durchbrochen zu werden, als 1904 in Triest die Schiffahrtsgesellschaft „Austro-Americana" von Triester Rhedern ins Leben gerufen wurde, die eine Linie nach Süd-Amerika und eine nach den Vereinigten Staaten betreiben sollte. Dies veranlaßte den Pool, der Gesellschaft eine finanzielle Beteiligung anzubieten, und in der Tat besitzt er heute vom Gesamtkapital der Gesellschaft von 24 Mill. Kronen 7,5 Mill. in Aktien und hat er ein Optionsrecht auf weitere

Digitized by Google

4 650 000 Kronen Nominale, so daß er jederzeit die Mehrheit der Aktien an sich reißen kann. Der Poolanteil der Austro-Americana war bis Ende 1912 nur 4 Proz., hat aber später eine Erhöhung erfahren. 1907 und 1911 kam es nach einem vorübergehenden Konkurrenzkampf zwischen dem Morgan-Trust und der Cunard-Linie, der schließlich zu einer Vereinigung aller an dem Zwischendeckverkehr nach den Vereinigten Staaten und Kanada und dem Verkehr in umgekehrter Richtung beteiligten Gesellschaften führte, es wurde die „Atlantic Conference" gegründet. Die vier Linien der N. D. L. B. erhielten 1911 an der Auswanderung einen Anteil von 57,6 Proz., an der Rückwanderung 47,2 Proz., der Morgan-Trust 18,2 und 26,5 Proz., englische Linien 24,18 und 26,30 Proz. Die Canadian Line trat aber aus dem Trust aus und bewarb sich um eine Konzession zuerst in Italien und dann in Österreich zur Verbindung Triests mit Kanada. In der Tat erhielt sie die Konzession am 3. Januar 1913. Kaum war diese Bewilligung erteilt, als der Pool mit allen Mitteln zu arbeiten anfing, die Canadian Line zu diskreditieren und die für den Vertrag verantwortlichen Ministerialbeamten der Bestechung zu zeihen. Es gelang einem verdächtigen Herrn Grünhut, das Kriegsministerium mit falschen Angaben — von einer Auswanderung wehrpflichtiger Personen durch Verführung seitens der Canadian Line — zu erregen und es wurde zur Überraschung aller Beteiligten die Tätigkeit der Linie in Österreich eingestellt, der Vertreter verhaftet. Es sind nun einige Monate vergangen, und man hat den Eindruck, daß der Canadian Line und ihrem Vertreter nichts anderes vorzuwerfen ist, als was auch die anderen Linien, insbesondere die deutschen tun. Das heißt, daß sie sich auch jener Agentenorganisation bedienen, gegen deren Gewissenlosigkeit schon seit langem Klage geführt wurde. Die deutschen Gesellschaften haben zugeben müssen, daß sie nicht anders handeln. Denn das Handelsministerium hat in einer Denkschrift dokumentarisch nachgewiesen, daß die dem Pool zugehörigen Schiffsgesellschaften, vor allem aber die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd Auswanderungsunternehmungen zu ihrer Verfügung haben, welche durch ein Heer von Unteragenten zur Auswanderung anwerben, den Wehrpflichtigen Ratschläge geben, wie sie ohne Paß über die Grenze kommen. Hunderte von Personen arbeiten in Österreich für diese Unternehmungen, die von F. Missler u. Co. in Bremen, Falck u. Co. in Hamburg, Freudberg u. Canon in Antwerpen geleitet werden. Die untergeordneten Organe suchen möglichst Personen, die Ansehen in der Bevölkerung genießen: Pfarrer, Lehrer, Gemeindebeamte, Kaufleute, Wirte zu gewinnen. Bekommen diese Leute doch eine Provision von 10 bis 18 Kronen pro Kopf der Auswanderer, die sie vermittelten. Sind diese Auswanderer den Agenten zugeführt, so werden sie in ihrer Unkenntnis der Rechtsverhältnisse, in ihrer Angst vor der Polizei, beim Mangel einer Kenntnis des Lesens und Schreibens auf dem Wege nach den Häfen ausgewuchert.

Es scheint, daß man jetzt eingesehen hat, daß man sich in der Behandlung der Canada-Linie übereilt hat. Die Kreise, die durch die Gerüchte erregt wurden, hatten keine Kenntnis von dem Charakter der österreichischen Auswanderung. Hätten sie nur einmal eine Statistik der Austrittshäfen oder der Einwanderungshäfen angesehen, so hätten sie

Digitized by Google

das eingangs dieses Aufsatzes angegebene Verhältnis erkennen müssen. Mit Recht wies der Sektionschef im Handelsministerium, dem in der Agitation vorgeworfen wurde, daß durch den Vertrag mit der Canada-Linie ganze Armeekorps auswanderten (!), darauf hin, daß die Statistik beweist, daß diese Armeekorps nach den Vereinigten Staaten auf deutschen Linien ausgewandert sind. Daß nach Kanada nur 12—14 Proz. der ganzen österreichischen Auswanderer gehen, steht nunmehr fest. Der Budgetausschuß des Abgeordnetenhauses hat das Vorgehen des Handelsministeriums bei dem Vertragsabschluß mit der Canadian Line gebilligt, Herr Altmann, der verhaftete Vertreter der Linie, wurde aus der Haft gegen Kaution entlassen — und man hat wahrscheinlich gar nichts Belastendes in seinen Papieren gefunden. Nun ist die Konzession für den Passagierverkehr 1. und 2. Klasse wieder hergestellt und das Abgeordnetenhaus dringt darauf, daß der frühere Zustand wieder hergestellt werde. Eine unangenehme Konsequenz der Vorgänge ist der Übergang der Verwaltung des Auswanderungswesens vom Handelsministerium an das Ministerium des Innern und die Vorlage eines Gesetzentwurfes über das Auswanderungswesen. Letzterer kann hier nicht besprochen werden; es sei nur darauf hingewiesen, daß es das ungeheuerlichste Polizeigesetz wäre, das existiert.

Ich möchte nur noch auf die Bedingungen, welche unsere Auswanderer in den Einwanderungsländern finden, eingehen, und insbesondere auf Kanada Rücksicht nehmen, dessen westlichen Teil ich im Jahre 1904 bereiste, um einen Einblick in die Lage unserer Auswanderer dort zu gewinnen. Ich halte Kanada für eines der größten Zukunftsländer, die es gibt. Die Bevölkerung des Landes ist seit 1901 um 31,43 Proz. gewachsen und betrug 1911 7,2 Millionen. Am größten ist das Wachstum im Westen, namentlich in dem Hauptattraktionsgebiete unserer Ruthenen, die es eigentlich erschlossen haben, in Alberta und Saskatchewan, wo der Zuwachs in dieser Zeit 413 und 439 Proz. betrug. Wenn man sich klar macht, was die geringe Menschenmenge produziert, ist man erstaunt über die Produktivität der Arbeit. Im Jahre 1911 waren 4,2 Mill. ha mit Weizen bebaut, mit einem Durchschnittsertrag von 18,8 hl pro ha. In Österreich waren nur 1,2 Mill. ha mit Weizen bebaut mit einem Durchschnittsertrag von 13,2 hl. Die Gesamt-Produktion an mineralischen Stoffen hatte 1910 einen Wert von 535 Mill. Kronen. Die Nickelproduktion allein hatte einen Wert von 56 Mill. Kronen. Der Quantität nach entfielen an Kohlen auf den Kopf der Bevölkerung 18 Tonnen, in Österreich nur 13,9 Tonnen. Die Eisenbahnlänge ist so groß, daß auf 1000 Einwohner 5,6 km gegen 0,7 km in Österreich kommen. Telephonstellen entfielen in Kanada 4,2 auf 100 Einwohner, in Österreich 0,38.

Man sieht aus diesen wenigen Zahlen, welche intensive Wirtschaftstätigkeit Kanada entfaltet. Die Produktionsmöglichkeiten, welche dies ungeheure Gebiet, so groß wie Europa von der Westküste bis zum Ural, von Neapel bis zu der Höhe von Königsberg, in sich schließt, sind gar nicht zu berechnen. Zu den fruchtbaren Ebenen kommen die wald- und erzreichen großen Gebiete der Rocky Mountains, welche British-Columbien von dem eigentlichen Kanada trennen. Diese Provinz hat große schiffbare Ströme, mildes Klima, große Fruchtbarkeit. Durch eine zweite,

Digitized by Google

nördliche, über die Rocky Mountains führende Bahn sind neuestens wieder weite Gebiete von Winnipeg bis zum Ozean erschlossen worden. Daß hier noch für Millionen von Menschen Platz ist, ist nicht zu zweifeln. Die Vorteile gegenüber den Vereinigten Staaten sind so groß, daß während im Jahre meiner Reise dahin, 1904, zur Verwunderung der Kanadier „schon" 40 000 in den Vereinigten Staaten ansässig Gewesene in Kanada im Jahre einwanderten, dies heute ca. 150 000 Personen tun. Von dem günstigen Fortkommen der österreichischen Einwanderer in diesen Gebieten könnte ich viele Beispiele erzählen. So ist der hier in Österreich gegen Kanada geführte Kampf sachlich vollkommen unberechtigt.

In jüngster Zeit wird in Österreich auch für die Auswanderung nach Argentinien Propaganda gemacht. Dieser Bewegung ist nur bedingungsweise zuzustimmen, denn dort sind alle günstigen Böden schon seit Jahren in Händen von großen Kapitalisten. Bäuerliche Ansiedelungen sind nur tiefer im Innern möglich und mangels ausgebreiteter Verkehrsmittel nur mit geringem Wirtschaftserfolg. Etwas anderes ist es, wenn es sich nur um Saisonarbeit in der argentinischen Landwirtschaft handelt. Aber es ist zu fürchten, daß für Österreicher wenig Platz bleibt, weil die Italiener schon seit Jahren zu Hunderttausenden im Winter hinübergehen.

So bleibt als wesentliches Ziel unserer Auswanderung doch wohl der Norden von Amerika. Sie zu unterbinden, wie es der Wunsch unserer Kriegsverwaltung ist, ist unmöglich, denn die Notwendigkeit der Lebenserhaltung treibt in dem großen Galizien und in den Karsgebieten zur Auswanderung. Unsere Industrie ist nicht groß genug, um die überschüssigen Bevölkerungsteile beschäftigen zu können. Es stehen auch nationale Bedenken, die bei uns so starke Wirkungen haben, im Wege, wenn in deutsche Gebiete Polen und Ruthenen wandern würden. Der Gedanke, durch eine große Reichsarbeitervermittlungs-Organisation einen gewissen Ausgleich herbeizuführen, ist daher an sich gut, stößt aber auf die erwähnte Schwierigkeit. Noch wirkungsvoller wäre die *innere Kolonisation*, für die nun auch bei uns eine theoretische Begeisterung besteht. Aber wieviel hunderte von Millionen wären nötig, um die bodenbedürftige galizische Überschußbevölkerung anzusiedeln! Ohne Zwangsgewalt zur Expropriation von Boden, der in den Händen von Latifundienbesitzern liegt, würde ein Erfolg nicht zu erzielen sein.

So muß auch die Kriegsverwaltung mit diesem ökonomischen Zwang rechnen, und die Lösung des Auswanderungsproblems kann nicht, wie man es sich dort vorstellt, in einer Einsperrung der Bevölkerung in die Grenzen des Staates sein. Gegen eine begrenzte Einschränkung des Auswanderungsrechts der im wehrpflichtigen Alter Stehenden, wie es im Deutschen Reich der Fall ist, ist nichts einzuwenden. Was darüber hinausgeht, wird zu einer physischen und ökonomischen Belastung der Bevölkerung, die schwere Schäden im Gefolge hätte, die schließlich die Kriegsverwaltung selbst treffen würden, weil diese nur in einer aufsteigenden Volkswirtschaft die Mittel, die sie braucht, aufbringen kann, nicht aber in einer Volkswirtschaft, die Hunderttausende von Hungerleidenden zu ernähren hat.

Digitized by Google

Hundert Jahre

1813/1913 — ein Rückblick und ein Ausblick.

Von
Ernst Müsebeck.

Das Zeitalter des Rationalismus endete mit der natürlichen Freistellung des Individuums gegenüber den sozialen Mächten des Staates und der Kirche, der Gemeinde und der Familie, der ständischen und wirtschaftlichen Verbände. Der Mensch lebte oder versuchte wenigstens in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Universum zu leben. Er sah sich selbst als dessen Mittelpunkt, als den Weltbürger, für dessen Dasein jene Gemeinschaften nur so lange Wert besaßen, als sie nicht störend in seine weltbürgerlichen Gedankenkreise eingriffen; er sah sich als das Ewige und Unvergängliche, dem gegenüber den gemeinschaftlichen Organisationen natürlicher oder geistiger Art nur sekundäre Bedeutung zukam. Die hieraus entstehende Disharmonie entsprang dem eigentlichen, zu der höchsten Entfaltung aller persönlichen Kräfte anspornenden Wesen der Aufklärung, dem einzelnen Menschen die Herrschaft und Macht über das Sinnliche und Übersinnliche in immer größerer Herrlichkeit zu verbürgen.

Trotz aller geistigen Verbindungslinien, die sich zwischen der Persönlichkeitskultur des ausgehenden 18. Jahrhunderts und der Zeit der Erhebung vor hundert Jahren ziehen lassen, bleiben doch fundamentale Unterschiede bestehen. Besonders tief empfand jene Scheidung des Menschen von den ihn umgebenden Gemeinschaften Schleiermacher. Seine Schriften und seine Briefe beschäftigen sich immer von neuem mit dem Problem, wie sich das Verhältnis der Eigentümlichkeit des Menschen zu den sozialen Verbänden sittlich zu gestalten habe. Sein Leben war der erhabene Versuch, das Absolute in sich zu einer besonderen Darstellung zu bringen, das äußere Schicksal der Persönlichkeit in unmittelbare harmonische Beziehung zu ihrem inneren Wesen zu setzen, alle Mächte der Geschichte, die als Tat oder als Gesinnung in die Gegenwart hineinragten, wirksam für sie und für sich zu gestalten. Zu diesen Mächten gehörten Staat und Kirche, Gemeinde und Familie, geistig-politische und wirtschaftliche Genossenschaften. Erst wenn die persönliche Arbeit des Menschen die enge Begrenzung des individuellen Lebenskreises verließ, bekam sie für ihn ihren vollen Wertinhalt, und der Verfasser der „Monologen", der seine Leser davor warnte, sich selbst zu verlieren, sie dazu aufforderte, den Himmel in sich selbst zu tragen, dachte sehr problematisch über die Unsterblichkeit des Namens in der Geschichte, weil die größten Taten im Staate, die scheinbar der Einzelne vollführt habe, im letzten Grunde doch gemeinschaftlicher Art seien. Nicht der für sich seiende, nur für sich arbeitende, sondern der mit den

Digitized by Google

Kollektivpersönlichkeiten verbundene Mensch bildet für ihn die Lebensaufgabe, weil er sich von seiner Vergangenheit nicht lösen kann und nicht lösen darf. So wirken jene sozialen Verbände des Natürlichen und Zufälligen in das Gebiet des Ethischen und Notwendigen hinein. Die Tatsachen der geschichtlichen Erfahrung wurden zu Erlebnissen des sittlichen Willens umgestaltet. Alle jene Verbände aber, das lehrten ihn die romantische Lebenskunst und sein Preußentum, sind gebunden an das Volk und an das Vaterland. Jeder konkrete Staat trägt als eigentümliche Erscheinung einer nationalen Gemeinschaft für ihn einen eigenen Wert in sich, an welchem der einzelne mitarbeiten soll, um von ihm durch solche Tätigkeit wieder eine Steigerung seines eigenen Lebensinhaltes zu empfangen. Einzel- und Kollektivpersönlichkeit stehen in sittlicher Wechselwirkung zu einander. Sie erhielt die Form des Unendlichen durch die Religion als die absolute Vermittlung des Zeitlichen mit dem Ewigen. So konnte Schleiermacher das doppelte Problem, um das es sich für ihn nach dem Niedergange des alten Staatensystems handelte, in die Worte fassen: „Den jungen Männern jetzt das Christentum klarmachen und den Staat, das heißt eigentlich ihnen alles geben, was sie brauchen, um die Zukunft besser zu machen als die Vergangenheit war."

Die sittliche Gebundenheit zwischen der einzelnen Persönlichkeit und der nationalen Gemeinschaft war auch ein Postulat des geistigen Antipoden Schleiermachers, Fichtes. Selbstsicher hatte der Rationalismus die Unsterblichkeit der Seele als ein unfehlbares Dogma proklamiert, ohne sich des tiefen Spaltes bewußt zu werden, der sich dadurch zwischen dem Geschichtlichen, dem durch Zeit und Raum in Schranken Gehaltenen, und dem Übergeschichtlichen, dem geistig absolut Freien, auftat. Geistiges Leben aber war für Fichte nicht Zerrissenheit zwischen dem Diesseits und Jenseits, sondern ewige Tätigkeit, die auch mit dem Tode auf Erden nicht erlischt, sondern vielmehr Unvergängliches dem Zeitlichen erzieht. Dem Glauben des Edlen an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit seines Werkes vermag nur eine Ordnung der Dinge Gewähr zu leisten, die er für selbst ewig und für fähig anerkennen kann, Ewiges in sich aufzunehmen. Eine solche Ordnung ist die geistige Natur der Umgebung, das Volk: „das Ganze der in Gesellschaft miteinander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesamt unter einem gewissen besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht." Dieses Gesetz des Ursprünglichen und Göttlichen bestimmt den Nationalcharakter eines Volkes. Der Glaube des Menschen an die Fortdauer seines Werkes gründet sich auf die Hoffnung der Ewigkeit des Volkes, aus dem er sich selbst entwickelt hat. Er muß deshalb die Fortdauer dieser Gemeinschaft wollen, um sich dadurch mit dem ganzen Menschen-

Digitized by Google

geschlechte und mit dem Göttlichen selbst in Beziehung zu setzen. Das Volk wird für den Menschen der Träger und das Unterpfand der irdischen Ewigkeit. Die Nation ist die „Hülle des Ewigen", für welche der sittliche Mensch sich opfern soll. Dieser glühende Enthusiasmus, die verzehrende Flamme jener höheren Vaterlandsliebe, die sich durch kein am Boden haftendes, Erdreich atmendes Element, sondern nur durch den Nationalgeist gebunden fühlt, muß die Menschen und den Staat regieren, wenn es gilt, den auf das Böse gerichteten Geist, den Geist der vollkommenen Sündhaftigkeit zu vernichten, die Nation als das Mittel, als das notwendige, unumgängliche Mittel zur Ausbildung des rein Menschlichen zu erfassen. Bei Schleiermacher lief der Weg vom Einzelnen zur Gemeinschaft durch die geschichtliche Erfahrung; er führte ihn zu der Erkenntnis des eigentümlichen Wertes jedes nationalen Staates. Fichtes absoluter sittlicher Wille ließ trotz des Bewußtseins der natürlichen Zusammengehörigkeit des Einzelnen mit seinem Volke diese beiseite. Für das reine, d. h. ganz auf das Sittliche gerichtete Ich der Idee konnte es nur ein Volk geben, das sich die erforderliche Ursprünglichkeit seines Wesens bewahrt hatte, das deutsche Volk. Ihm fiel die Aufgabe zu, die Nationen zu jener reinen, absolut normativen Staatsidee zu erziehen, welche die Konflikte zwischen Macht- und Freiheitbewußtsein nicht nur ideell, sondern tatsächlich beseitigt, den Menschen, wes Stammes er auch sei, zu dem Göttlichen emporhebt. Bei allen Widersprüchen zwischen Schleiermacher und Fichte ergab sich doch ein innerer Gleichklang: Volk und Vaterland waren für beide nicht allein politisch-nationale, sondern zugleich sittliche Postulate, ohne deren Bewältigung die kosmopolitisch-menschliche Idee einen wesentlichen Teil ihres Inhalts verlor. Ohne sie gab es keine Möglichkeit, von dem Einzelnen zum Weltbürgertum zu gelangen, in sich das Menschliche, den Inhalt der Humanität, zu verwirklichen. Christian Wolff, der letzte systematische Vertreter der deutschen Aufklärung, dessen politische Erkenntnis für den Absolutismus auch in seiner edelsten Gestalt maßgebend blieb, stellte als den Grundsatz der Staatsverwaltung auf: „Regierende Personen verhalten sich zu Untertanen wie die Väter zu den Kindern." Aber die Kinder waren erwachsen und entzogen sich der väterlichen Fürsorge, schoben sie beiseite, wo sie mit allen ihren Verordnungen und Erlassen unbequem wurde. Sie empfanden den Staat als Last, als Beschränkung des Individuums. Und gegenüber dieser politischen Gleichgültigkeit der Deutschen im französischen Volke der einmütige Wille zur Herrschaft, geleitet von dem dämonischen Genius des Mannes, der auch die letzten natürlichen und geistigen Widerstände glückhaft zu beseitigen schien. Wie sollte jene staatslose Gesinnung seine Siegesbahn aufhalten? — Ihn warf auch nicht „der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe zu der Verfassung und den Gesetzen" nieder, das höchste Ziel,

Digitized by Google

welches die Form der absoluten Monarchie erreichen konnte. Nicht diese Ordnung von oben herab, das weise Gesetz des alten Systems, das nur die Regenten und Regierungen, nicht aber die Regierten als selbständige, für den Staat schaffende Individuen ansah, das nur gehorsame Untertanen, keine freien Bürger kannte, nicht das gütige Bevormundungssystem war die gleichwertige Kraft, die jenen Gewaltigen zu vernichten vermochte, sondern die energische Betätigung des ganzen Volkes in allen seinen einzelnen Gliedern für das politische Leben, der sittliche Demokratismus, der kühne Aufbau eines Nationalstaates von unten nach oben, den die beiden geistigen Aristokraten Schleiermacher und Fichte als das höchste und bedeutsamste Kampfmittel in die Schranken führen wollten.

Auf diesem sittlichen Erlebnis des Volkes und Vaterlandes durch eine nationale Gemeinschaft beruht der eigentümliche Charakter der deutschen Freiheitskriege. Da trat jener litauische vierundsiebzigjährige Eigenkäthner in die Stelle seines dienstuntauglichen einzigen Sohnes freiwillig ein, machte den Feldzug als Stabstrompeter mit und erwarb sich das eiserne Kreuz, und da rüstete die Witwe eines pommerschen Bürgermeisters vier Söhne aus, drei als freiwillige Jäger, den vierten als Offizier bei der Landwehr. Da stellte ein neumärkisches Dorf von nur 245 Seelen 45 Streiter zum stehenden Heere und zur Landwehr, und da gab ein uckermärkischer Junker von altem Geschlechte sechs seiner Söhne zum Dienst für die vaterländische Sache her und übernahm selbst, ein Mann von 63 Jahren, das Kommando eines Landsturmbataillons. Ein Schulze forderte die Gemeinden der Priegnitz auf, die besten Kräfte zur Befreiung des Vaterlandes anzustrengen, selbst die größten Schulden auf ihren Besitzungen nicht zu scheuen, „denn wir wissen ja, daß unser guter Gott Krieg und Brand segnet mit seiner milden Hand". Die Schrecken des Kampfes verwandelten sich in Heil und Güte, weil der allmächtige Gott selbst auf der Seite eines gerechten Volkes stand. Das war jene Gesinnung, welche durch die Arndtschen Schriften allgemeines Eigengut namentlich der preußischen Nation wurde. Die Harmonie des Einzelnen mit dem Gesamtwillen des Volkes, sich die äußere Unabhängigkeit wieder zu erringen und neues politisches Leben mit allen schöpferischen Mächten der Vergangenheit und Gegenwart sich aufzubauen, gebar die Opferfreudigkeit, nur der Glaube an die unendliche, im Volke fortlebende Kraft die Selbsthingabe der Persönlichkeit. Durch solches Erlebnis und durch solchen Glauben fühlte sich auch der geringste als ein Diener der nationalen Gemeinschaft und des Ewigen. Das religiös-sittliche Endziel des Menschen und der militärisch-politische Charakter des Volkskampfes verschmolzen zu einer Einheit, denn es handelte sich um die Möglichkeit der persönlichen und der nationalen Freiheit, nicht um das Problem eines einseitigen Machtstaates, sondern eines einheitlichen nationalen Macht- und

Digitized by Google

Kulturstaates. So wurden die Freiheitskriege der politisch-volkstümliche Ausdruck des sittlichen Idealismus.

Würde es gelingen, solche gewaltigen Errungenschaften für die weitere Entwicklung aufrechtzuerhalten, jenen Dualismus zwischen Regenten und Regierten, welcher den Niedergang des alten Staatensystems verschuldet hatte, nach der Befreiung von der Fremdherrschaft auch bei dem Aufbau eines einheitlichen Kultur- und Machtstaates auszuschalten, ist die Harmonie zwischen dem sittlich-religiösen Bewußtsein der Einzelnen und den national-politischen Gedanken des Volkes und Vaterlandes heute das Wesen des deutschen Einheitsstaates, haben die Ideen des Volkes und des Vaterlandes auch heute neben dem politischen einen sittlichen Charakter? —

Die Geschichte des deutschen Volkes während des 19. Jahrhunderts wandte sich von dem Idealismus eines Schleiermacher und Fichte ab. Nicht die Reaktion allein trug die Schuld, wie so oft angenommen wird. Auch die deutsche Einheitsbewegung hat jene Linie nicht fortzusetzen vermocht. Gerade in dieser Tatsache lag die Entscheidung.

Das Wesen der Reaktion äußerte sich nicht in einer einfachen Rückwärtsbewegung, in einer bloßen Verneinung jener großen Gedanken des Volkes und des Vaterlandes. Sie war zugleich eine Wiederaufnahme und Weiterentwicklung der aus ihrer Alleinherrschaft verdrängten, aber nicht erstorbenen Ideen der Aufklärung, die gerade durch ihren ursprünglich schärfsten Gegner, die Romantik, zu neuem Leben erwachten. Schon die Reform Preußens war nicht ein einseitiger Aufbau auf jenen Grundlagen, welche den Staat als eine wohlgeordnete und festgefügte Pyramide von unten nach oben bestimmen wollen. Schleiermacher hatte ja darauf hingewiesen, daß alle Energien, die geschichtlichen und eben entstandenen, in einmütiger Weise das Werk vollziehen sollten, daß auch in den scheinbar überwundenen Formen ewige Kräfte vorhanden seien. Die Gründung der Berliner Universität vollzog sich nicht in dem Sinne des idealistischen Radikalismus Fichtes, der alle geschichtlichen Rücksichten als Libertinismus fernzuhalten suchte, sondern in der sicheren Abwägung des Verhältnisses zwischen Freiheit und Macht, Wissenschaft und Staat, wie sie Wilhelm v. Humboldt und Schleiermacher in ihren Denkschriften vertraten. So auch die Umbildung des ganzen Staatsorganismus. Die Lebendigmachung aller persönlichen und volkstümlichen Kräfte, die bisher unbenutzt dalagen, für den Staat, die Erlösung des Individuums aus seiner politischen Isolierung war ihr Ziel, aber die Traditionen der fridericianischen Monarchie, das dem Herrscher verpflichtete stehende Heer und das von ihm geschaffene Beamtentum wurden als unverrückbare Festen in die neue Zeit mit hinübergenommen. Ihr Inhalt vertiefte, ihre Aufgabe versittlichte sich, aber ihre Form blieb bestehen. Ohne sie wäre der politisch-militärische Erfolg der Freiheitskriege undenkbar

Digitized by Google

gewesen, obwohl die preußische Diplomatie erst im letzten Augenblicke den Weg fand, der den Volkswillen zur Geltung brachte, und obwohl sie bald wieder in den deutschen Einheitsfragen den inneren Zusammenhang mit ihm verlor, ja infolge der Machtverhältnisse verlieren mußte. Jene beiden Faktoren stellten die starken Machtmittel des alten absolutistischen Königtums dar. Ihr Ansehen wuchs um so mehr, als die öffentliche Meinung 1815 hoffte, durch das preußische Heer und die preußische Diplomatie ihre eigenen hohen Ziele verwirklicht zu sehen. Hardenberg hatte einst selbst in der Memeler Denkschrift vom 3. März 1807 dem Könige für die Besserung der inneren Verhältnisse „mehr Aufregung von patriotischem Enthusiasmus, größere Rücksicht auf die öffentliche Meinung, Bearbeitung derselben durch zweckmäßige Publizistik", also einen festeren Zusammenhalt der Regierungsorgane mit dem geistigen Leben des Volkes vorgeschlagen. Aber waren nicht bereits unter seiner Leitung des preußischen Staatswesens bis 1815 von den bureaukratischen Gewalten in der demokratischen Form der Ideen von 1789 jene Pflichten und Rechte der verantwortlichen Selbstverwaltung in den Hintergrund gedrängt, die Stein als die Basis des neuen politischen Daseins hatte festlegen wollen? kamen nicht in der Anleitung des Volkswillens zur Selbstbetätigung in den Fragen des öffentlichen Lebens Gesinnungen zum Ausdruck, welche dem lenkenden Staatsmanne, der die Initiative unbedingt der absoluten Monarchie gewahrt wissen wollte, trotz seiner Zustimmung in einzelnen Fällen doch als unheimliche Mächte erscheinen mußten? — Jene fest eingewurzelten Energien brauchten in der Verwaltung nur von neuem durchgesetzt zu werden: dann verschlossen sie der volkstümlichen Freiheit die Entwickelung zum Fortschritt, dann drängten sie alle jene Bewegungen zurück, welche auf eine politische Selbstbetätigung des Volkes, auf eine verfassungsmäßige Festlegung seiner Rechte, auf unbequeme Pläne zur Ausgestaltung der deutschen Einheit im Gegensatz zu der geschichtlichen Macht der Territorialstaaten hinzielten. Metternich, der konsequente Vertreter des absolutistischen Polizeistaates, der Staat und Gesellschaft nur mit dem Auge des Regierenden betrachtete, unternahm es, auch die preußische Monarchie, die von allen deutschen Mächten am weitesten jene Bahn verlassen hatte, wieder in sie hineinzuziehen. Es gelang ihm um so leichter, als seinen prinzipiellen Anhängern in der Berliner Regierung, den Wittgenstein und Kamptz, von der politischen Romantik hilfreiche Hand geleistet wurde. Ihre Vertreter hatten einst die Fortsetzung des Reformwerkes unter Hardenberg stark angefeindet und mit dem märkischen Adel sich verbündet, weil das bureaukratisch-liberale Element in der Verwaltung die Interessen dieses alten herrschenden Standes beeinträchtigte, ihn zugunsten des Bürgertums und des neu entstehenden freien Bauernstandes niederzuhalten,

Digitized by Google

seine Rechte für den Staat zu gewinnen suchte. Wie sollte nun der Feudalismus anders seine stark gefährdete Position retten als zunächst durch unbedingte Anlehnung an die bestehende Form des absoluten Staates? — Er konnte diesen Weg um so leichter gehen, als er hoffen durfte, in dem Kronprinzen einen warmen Fürsprecher seiner Rechte zu finden. Die Ziele des Adels und der mit ihm eng verbundenen historischen Romantik gingen nicht auf die gleichmäßige Vertretung aller Stände in einer zentralen Volksrepräsentation, sondern auf die Wiederherstellung des alten, getrennten provinzialständischen Wesens im Gebiete der ganzen Monarchie; sie richteten sich nicht auf die demokratisch-volkstümliche Anteilnahme der Nation an Verwaltung und Regierung, sondern auf die Herrschaft der wenigen Auserwählten, die durch Stand und Geburt dazu berufen schienen, ganz entsprechend der romantisch-ästhetischen Lebenskunst, welche niemals die sozialen Massen des Volkes, sondern nur die wenigen Einzelnen sah. Die Aufklärung und der absolute Staat gründeten sich auf die aristokratische Energie des ausgebildeten Verstandes, die Romantik und der von ihr erstrebte Ständestaat auf die aristokratische Herrschaft des angeborenen Gefühls. Beide verbanden sich trotz ihres einander widerstrebenden Endzieles und trotz ihres Mißtrauens gegeneinander zu einem Machtwillen, wo es sich um den nächsten Zweck handelte, jene demokratischen Strömungen niederzuhalten. Hardenbergs Position war nicht fest genug, um diesem Ansturm Widerstand zu leisten, und um sie zu wahren, entfernte er jene Männer, welche den politisch-sittlichen Idealismus der Erhebung für das preußische Staatsleben zu retten suchten, W. v. Humboldt und Beyme, Boyen und Grolman, aus ihren leitenden Stellungen (1819). Als es dann nach dem Tode des Staatskanzlers (1822) der politischen Romantik gelang, ihre Einflußsphäre im politischen Leben Preußens immer weiter zu ziehen, da verstand sie es, auch die rücksichtslose Polizeigewalt, die sie noch in den ersten Jahren der Demagogenverfolgung als ein rechtswidriges Mittel des Absolutismus betrachtet hatte, für sich zu verwenden. Das Zusammenwirken der großen geschichtlichen Ideen der Aufklärung und der Romantik, des absoluten Machtstaates und der Bemühungen um die Restauration des alten Ständestaates, welche die volkstümliche demokratische Bewegung und die öffentliche Meinung bereits außer Kurs gesetzt zu haben glaubten, bestimmte für die nächsten Jahrzehnte die preußische Geschichte. Und vergessen wir es nicht: der wirtschaftliche und der geistige Fortschritt des deutschen Kulturlebens im 19. Jahrhundert erfuhr durch jene eigenartige Verbindung reiche Förderung, welche die eben geschilderte dualistische Form des Staatsgedankens für sich zu verwerten verstanden hat. —

Die nirgends verhüllte Absicht, die geschichtlichen Mächte, welche soeben ihre Leistungsfähigkeit und ihren Lebenswillen auf dem

Digitized by Google

Wiener Kongresse vor aller Welt bekundet hatten, beiseite zu schieben, war der politische Fehler, welchen die deutsch-volkstümlichen Einheitsbestrebungen nach 1815 begingen. Arndts 1818 erschienener vierter Teil des „Geistes der Zeit" warnte bereits die Extreme nach beiden Seiten vor Übertreibungen. Jener Fehler wäre zum guten Teil in seiner Wirkung aufgehoben worden, wenn die Bewegung sonst ihren ursprünglichen Charakter bewahrt hätte, der auf dem festen Untergrunde des ethischen Idealismus ruhte. Sie hatte nicht allein politisch-nationale, sondern zugleich sittlich-religiöse Ziele. Von Schleiermacher war dieses doppelseitige Problem am schärfsten erfaßt, bei Fichte nahm es eine ganz einheitliche Form an, aber es wurde von jener gewaltigen Persönlichkeit getragen, die nicht sich, die geschichtliche Erscheinung, sondern das reine geistig-sittliche Ich als einen Endzweck des Lebens erfaßte. Darin lag die monumentale Größe seines Systems, daß es das Postulat einer unaufhörlichen geistigen Fortentwicklung aufstellte. Nach der Beendigung des Kampfes bildete zunächst noch die doppelte Forderung des einheitlichen, auf einer Verfassung beruhenden Nationalstaates und die freiheitliche, religiös-sittliche Entwicklung aller Staatsbürger den idealen Gehalt jener deutschen Bewegung. So die Anfänge der deutschen Burschenschaft. Nach den furchtbaren Jahren der Demagogenverfolgung trat das Ziel des politischen Machtstaates, wie er in der nationalen Einheit zum Ausdruck kam, zurück. Die geschichtlichen Ideen der Aufklärung und der Romantik, die in der seit Jahrhunderten die deutsche Entwicklung beherrschenden Form des dynastisch-territorialen Prinzips ihre staatliche Ausprägung fanden, errangen in dieser politischen Frage einen glänzenden Sieg über die einheitlichen Tendenzen. Er war so vollkommen, daß die meisten Vertreter des Nationalgedankens dem Staate, der sich anschickte, in wirtschaftlicher Beziehung die Grundlage der Einheit zu legen und damit Forderungen zu erfüllen, die noch vor wenigen Jahren die öffentliche Meinung als eine unerläßliche Vorbedingung aufgestellt hatte, dem preußischen Staate mit bitterem Hasse gegenüberstanden, weil in ihm das zweite Postulat, das durch eine Verfassung festgelegte Recht des Volkes, unberücksichtigt blieb. Soweit die deutsche Bewegung nach 1819 national-politische Ziele verfolgte, waren sie nicht auf die Einheit, sondern vielmehr auf die politische Freiheit der Staatsbürger, auf die Verfassung gerichtet, und mit ihnen verbanden sich in weiten Kreisen partikularistische Tendenzen, denen einst ihre absolute Gegnerschaft gegolten hatte. Das Problem des nationalen Macht- und Kulturstaates war dem Problem der Begründung eines einseitigen freiheitlichen Kulturstaates gewichen, einer Verkennung des ethischen Grundcharakters jeder staatlichen Gemeinschaft. Dadurch verschob sich das Verhältnis zwischen den beiden entgegengesetzten Strömungen weiter zugunsten des alten

Digitized by Google

Machtstaates. Noch stärker trat dieser in den Vordergrund des öffentlichen Interesses durch die Wandlung, die sich in dem sittlich-religiösen Inhalt der volkstümlichen Bewegung vollzog. Die Ethik und Religion Schleiermachers und Fichtes waren nicht einseitig individualistisch gebunden; sie wurden immer in absolute Beziehung zur Gemeinschaft, zu den sozialen Verbänden des Volkes und Vaterlandes, durch sie zu der Menschheit gesetzt; sie waren ohne sie undenkbar. Schon in den ersten, nach einem Entwurf Arndts begründeten deutschen Gesellschaften machten sich entgegen der Absicht des Urhebers Bestrebungen geltend, welche die in der Zeit der Erhebung zu so herrlicher Wirksamkeit berufenen Mächte zugunsten einer unmittelbaren Verbindung zwischen Mensch und Weltbürgertum wieder zu beseitigen drohten. Damit waren die Vorbedingungen für jene sittliche Anschauung gelegt, welche zuletzt die Einzelerscheinung als das absolut maßgebende Werturteil für die Gesamtheit und nicht die Norm des sittlichen Endzweckes setzt, welche nicht nur die Freiheit des Denkens und inneren Wollens, sondern auch die Freiheit der Tat als ein Postulat der persönlichen Ethik erkennt. Die Rückkehr zum Rationalismus kündigte sich an. An diesem von der geschichtlichen Wirklichkeit und von der sozialen Gebundenheit sich losagenden abstrakten Individualismus scheiterte die Lösung des sittlich-religiösen Problems durch die volkstümlich-demokratische Bewegung. Es wurde nicht mehr von ihr gestellt, sondern von der idealistischen Philosophie, von Hegel und dem alternden Schelling, den Gegnern Schleiermachers und Fichtes, die sich beide an den Dienst der geschichtlichen Mächte gebunden fühlten. Und als die radikale junghegelsche Schule auf die akademisch gebildeten Kreise Einfluß erlangte, da verstärkte sie infolge ihres formalistischen Charakters nur noch jene Gesinnung, die sich über das Gegebene leichten Herzens hinwegsetzte. Des religiösen Problems aber, das zunächst von den Machthabern des Absolutismus als etwas ihm Wesensfremdes angesehen wurde, bemächtigte sich die Romantik, zog es dadurch gleichfalls aus dem Kreise jener Bewegung, der es in den Jahren ihres Beginnes die beste Lebenskraft gegeben hatte. Von Schleiermacher war einst in dem Christentum trotz der verschiedenen kultischen Formen das Element wiederentdeckt worden, welches den Einzelnen mit Gott schlechthin verband. Als diese ewige Kraft hatte es in den Freiheitskämpfern gewirkt. So wollten sie es in eine einheitliche deutschnationale Volkskirche zusammenfassen, Volk und Menschheit miteinander versöhnen. Jetzt wies die katholische Kirche das nationale Element immer stärker zurück, und die evangelischen Kirchen behielten trotz der Unionsgedanken ihren staatskirchlichen Charakter, der alle dogmatisch weniger gebundenen Geister abstieß; sie versuchten, den Toleranzgedanken der Aufklärung und den ethisch-kosmopolitischen Idealismus für ihre staatskirchliche Beschränktheit un-

Digitized by Google

wirksam zu machen, sie wurden eifrige Verfechter des starren Territorialprinzips des 16. Jahrhunderts. —

Als 1830 in Frankreich die revolutionären Ideen von 1789 neuerdings nach Verwirklichung rangen, da fanden sie in der deutschen akademischen Jugend wohlvorbereiteten Boden. Der nationale Charakter der Burschenschaften war zurückgetreten. Ein großer Teil dachte kosmopolitisch-international. In weiten Kreisen machte sich eine Vorliebe für die radikal-demokratischen Bewegungen des Nachbarlandes geltend, gegen dessen übermächtigen Einfluß auf deutsche Kultur und Politik sich einst die Zeit der Erhebung gewandt hatte. Ihre sittlich-religiöse Grundlage schwand immer mehr dahin. Der Trieb, politisch zu wirken, herrschte vor, und er wandte sich in einseitiger Weise gegen die bestehende Verfassung der Einzelstaaten, die ihrerseits mit immer schärferen polizeilichen Maßregeln antworteten. Erst die vierziger Jahre brachten infolge der drohenden Stellung Frankreichs, der schleswig-holsteinischen Verwicklung und der Niederreißung der hemmenden Schranken auf wirtschaftlichem Gebiet durch den Hohenzollernstaat wieder eine schärfere Betonung des Einheitsgedankens. Aber er war bei der Masse stark demokratisch ausgeprägt. Preußen galt als das größte Hindernis solcher Ziele. Die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung dieses Staates mit Österreich wurde nicht erkannt, weil die liberale öffentliche Meinung in politischen Dingen rein abstrakt dachte. Nur wenige Männer, wie Dahlmann und Arndt, Paul Pfizer, Friedrich von Gagern und Pertz, traten offen mit ihren konstitutionell-monarchischen Bestrebungen für den fridericianischen Staat ein, sahen in ihm die Macht, welche der Einheit Deutschlands die Wege weisen würde, sobald sie sich der verfassungsmäßigen Mitarbeit ihrer Nation versichert habe. Als das Revolutionsjahr 1848 hereinbrach, hatte sich eine völlige Verschiebung der ethischen und politischen Probleme vollzogen, welche für den Ausgang dieser Stürme von weittragender Bedeutung werden mußte. Der demokratische Radikalismus war sich seines Gegensatzes gegen die Bewegung von 1813/15 wohl bewußt. Arnold Ruge verkündete 1846, zurückblickend auf die vollendete Bahn: „Der altdeutsche Idealismus mit seinem dogmatischen Apparat von 1813 sieht unsern gegenwärtigen Bedürfnissen und Begriffen gegenüber unfrei aus.“ Der „dogmatische Apparat von 1813“ war, abgesehen von den ständischen Verhältnissen und der einseitigen Entwicklung eines wirtschaftlichen Agrarstaates, mit welchem man damals noch rechnen mußte, die sittlich-religiöse Gebundenheit der Einzelnen an die Gemeinschaft. Die Freiheit Ruges bestand in einem von aller Verpflichtung gegen die ethischen Rechte der Geschichte losgelösten abstrakten Idealismus, den Männer wie Schleiermacher und Arndt, Stein und Gneisenau stets bekämpft hatten.

Die deutsche Bewegung von 1848 war nicht ein durch den

Digitized by Google

französischen Funken entzündetes, von fremden Elementen geschürtes Feuer, dessen Ausbruch ohne diese Vorgänge hätte vermieden werden können, sondern eine notwendige geschichtliche Auseinandersetzung der beiden extremen Entwicklungsreihen, die wir in ihrer Umwandlung zu bestimmen versucht haben. Keine von beiden ihrem Prinzip nach entgegengesetzten Energien errang einen vollen Sieg: weder der durch die Lebenskräfte des absoluten Staates und durch den Volkskrieg von 1813 zu einer europäischen Großmacht emporgewachsene preußische Territorialstaat, noch die auf dem nationalen Massenbewußtsein und einem abstrakten Individualismus begründete deutsche Demokratie. In Preußen siegte trotz der bald folgenden Reaktion der gemäßigt konstitutionell-monarchische Gedanke unter Wahrung der Grundlagen des friedericianischen Staates: des dem Monarchen verpflichteten stehenden Heeres und des aristokratisch gerichteten Beamtentums. In dem Frankfurter Parlament erlangte das demokratische Element zwar immer stärkeren Einfluß, brachte aber durch seinen Sieg das Einheitsproblem selbst zum Scheitern. Es unterschätzte die Widerstandskraft des dynastisch-territorialen Prinzips sowie seine Bedeutung für das Staats- und Kulturleben. Der Verlauf der revolutionären Bewegung in Deutschland lieferte den Beweis, daß die volkstümliche Demokratie die nationale Einheitsfrage von sich aus nicht lösen würde. Aber ebensowenig gelang in den folgenden Jahren die Bewältigung dieses Problems durch fürstliche Vereinbarungen. Alle Versuche, dem Deutschen Bunde auf friedlichem Wege eine Reform zu geben, schlugen fehl. Arndt hatte unter dem niederdrückenden Verlaufe des Wiener Kongresses prophetischen Auges die Bahn geschaut, welche zum Ziele führen würde: die maßvoll revolutionäre Bewegung von oben her seitens des preußischen Staates, getragen von dem Willen der Mehrheit des deutschen Volkes, endlich gut geheißen von den Vertretern des dynastisch-territorialen Prinzips. In seinem Programm von 1863 sprach Bismarck es aus, daß die Interessen und Bedürfnisse Preußens mit denen der überwiegenden Majorität der ganzen Nation identisch seien. Der durch 1848 von neuem verjüngte friedericianische Staat war gesonnen, im Falle der Not auch mit der politischen Macht der volkstümlich-demokratischen Bewegung sich zu verbinden. Dem Schöpferwillen der Bismarckschen Staatskunst blieb es vorbehalten, den politischen Strömungen der deutschen Geschichte und Gegenwart eine Richtung zu geben, nachdem das schwerste Hindernis, die Stellung Österreichs innerhalb des deutschen Staatensystems, beseitigt war, den Grundlagen der alten Monarchie neue Lebensströme zuzuführen und so den einheitlichen Machtstaat zu schaffen. Aber nicht allein seine geniale Kraft hat Volk und Reich zusammengehalten, sondern der innere Lebenstrieb der Nation selbst, jenes ungeschriebene Gesetz in der Geschichte, daß Staat und

Digitized by Google

Volk immer zueinander hinstreben, wenn sie beide zu ihrem Rechte kommen wollen. —

So ist erfüllt, woran die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts vergeblich so viel Mühe und Arbeit gewandt, wofür die Besten der deutschen Jugend einst als Märtyrer gelitten haben? so gehört die geistige und politische Bewegung von 1807/15 restlos der Geschichte an? — Doch nicht. Heute, wo unser Volk soeben bei der Erinnerungsfeier der Leipziger Schlacht des Wertes jener Jahre sich bewußt geworden ist, spürt es stärker als je, daß die Kämpfe von 1848—1871 nur einen Teil der Ideen verwirklichten, von welchen die Gesinnung der Freiheitskrieger getragen wurde. Der Charakter der revolutionären Stürme erschöpft sich nicht mit ihrer politischen Bedeutung. Sie waren zugleich sittlich-religiöser Art. Scharfe Gegensätze hatten sich gerade in dieser Beziehung, wie wir sahen, zwischen den alten Staatsformen und dem demokratischen Radikalismus entwickelt: dort alles auf die Geschichte zurückgreifend, ängstlich vor den modernen Seelenfragen die Tore schließend, das Wirkliche, Daseiende als vernünftig und sittlich beweisend; hier alles von der Geschichte lösend, neue Lebensformen suchend, in kritischer Negation des Tatsächlichen abstrakte Ideale vergötternd. Dem einen fehlte die Kühnheit des Willens, über die eigene kleine Gegenwart hinweg die noch lebenskräftigen Elemente der Vergangenheit von den absterbenden Traditionen, von den unerträglichen Lasten der Geschichte zu befreien und sie so in größerer Reinheit den kommenden Geschlechtern als ein schönes Erbe zu hinterlassen; sie setzten für das Ewige der Gesinnung das Trägheitsgesetz der Zustände und machten die Gegenwart dadurch den vorwärtsstrebenden Geistern verhaßt. Den andern fehlte bei der stürmenden Aktivität, dem Vorrecht der Jugend, die Erkenntnis des sittlichen Rechtes der Geschichte auf sich selbst und auf die Gemeinschaft; in trotziger Selbstsicherheit konstruierten sie sich ihre individuelle und soziale Ausdrucksform, ohne zu bedenken, daß, wie Treitschke 1854 einmal sagte, dieser Freiheit nur der Wert einer reinen Phrase zukommt, solange kein Volk vorhanden ist. Dem einen wird Religion zum starren Dogma, dem andern zur wissenschaftlichen Erkenntnis. Dem einen ist die Ethik die gesetzmäßige Einordnung in das Vorhandene, dem andern die ungebundene Freiheit von der Umgebung. So vermochte keine von beiden Mächten den sittlichen Zusammenhang des Individuums mit der Gemeinschaft festzuhalten, wie ihn Schleiermacher und Fichte bestimmt, die Männer der preußischen Reform in dem staatlichen Organismus zu verwirklichen gesucht hatten. Dieser tiefe Riß geht auch durch unsere heutige sittlich-religiöse Kultur. Denn auch der historisch-politische Realismus, welcher die Eigenart jenes Werkes, die harmonische Verbindung der geschichtlichen mit den neu entstandenen Kräften, auf politischem Gebiete am treuesten bewahrte

Digitized by Google

und für die Versuche nach 1848, die Einheitsbewegung zu ihrem Ziele zu führen, der eigentlich geistige Träger wurde, war weit davon entfernt, die Ideen des Volkes und Vaterlandes als individuell-sittliche Postulate zu erfassen, als Forderungen, welche das schlechthin menschliche Bewußtsein an jeden Einzelnen stellte. Entscheidend für den Gang der Entwicklung wurde das Recht des Volkes auf politische Selbstbehauptung und Unabhängigkeit. Der Wille zur Macht und die Anspannung aller Kräfte, diesen Willen im Leben der Völker geltend zu machen, geben für eine Nation den ursprünglichsten und vornehmsten Grundsatz der politischen Ethik ab. Ohne ihn löst sich der Begriff des Staates auf. Aber er muß sich stets zu jenem allgemein gültigen Sittengesetze in Beziehung setzen, welches Menschen und Völker an die Menschheit bindet. Der nationale Machtstaat wird nach außen zum rein natürlichen Ausdruck der differenzierten Individualität eines Volkes gegenüber den anderen, nach innen zu einem bureaukratischen Verwaltungs-Organismus herabgewürdigt, wenn ihn nicht zugleich das Bewußtsein der sittlichen Einheit der Menschheit und das Verantwortungsgefühl für den sittlich-religiösen Fortschritt des eigenen ganzen Volkes trägt und emporhebt. Die soziale Gesetzgebung in allen ihren Zweigen, nicht als Fürsorge, sondern als sittliche Verpflichtung des Staates, das bürgerliche Gesetzbuch und die Reform des Militärstrafverfahrens für das ganze Reich, die neue Landgemeindeordnung sowie die Steuer- und Finanzreform für Preußen sind Kennzeichen des Fortschrittes, den die einheitliche Kultur unseres Volkes gemacht hat; sie bauen die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung in modernen Verhältnissen unter neuen Formen aus, stärken die Bande, welche die einzelnen Menschen und die einzelnen Klassen mit dem Staate zusammenhalten, geben die Hoffnung, daß wie einst der dritte, so heute der vierte Stand aus den abstrakten Ideen eines wirklichkeitsfremden Kosmopolitismus zu jenem nationalen Macht- und Kulturstaat hinüberfindet, welcher die Aufgabe erkennt, in sich den sittlichen Gedanken einer menschlichen Gemeinschaft auf volkstümlicher Grundlage durchzubilden.

In uns lebt, wie vor hundert Jahren, die Empfindung, daß die Tore eines neuen Weltalters sich öffnen. Die technischen Wissenschaften und der Verkehr haben unser Gesichtsfeld unendlich erweitert. Das moderne Wirtschaftsleben und der Handel stellen die Erzeugnisse auch der fernsten Länder in unseren Dienst. Kunst und Lebensanschauung bilden völkereinende, politische Gegensätze überbrückende Elemente. Das europäische Staatensystem erweitert sich zu einem Weltstaatensystem, seitdem die Mächte des Ostens und Westens in unmittelbarem Zusammenhange mit den alten Staatengruppen stehen und die Großmächte Europas alle Kolonialbesitz erworben haben. Die christlich-europäische Kultur ist zur religiös-kosmo-

Digitized by Google

politischen geworden. Als zu Beginn des vorigen Jahrhunderts alle politischen und geistigen Mächte Deutschlands den Kampf gegen den universalen Imperialismus Napoleons aufnahmen, da beherrschte sie das Bewußtsein, daß es sich nicht allein um die politische Selbständigkeit handle, sondern zugleich um die Möglichkeit des weiteren Ausbaues der sittlich-religiösen Kultur der Vergangenheit, wie sie sich auf dem Hellenismus und dem Christentum aufbaute. Das Leben des Orients galt für Europa als restlos überwunden, als ein entwicklungsunfähiger Petrefakt, der für den geistigen Fortschritt bedeutungslos sei. Der Zukunft steht ein neuer Kampf mit dieser Kultur und ihren Volksmassen bevor. Die harte politische Notwendigkeit, in dieser Auseinandersetzung und in diesem neuen Weltstaatensystem die Gleichberechtigung unseres Vaterlandes und seines eigentümlichen Wesens zu wahren, drängt heute zur Anspannung aller natürlichen Kräfte. Der Ausbau unserer Flotte und unseres Landheeres legt davon ein ernstes Zeugnis ab. Die Erkenntnis, daß neben diesem politischen Kampfe zugleich die viel schwerere geistige Auseinandersetzung zwischen den Nationen ausgefochten wird, muß das deutsche Volk dazu bringen, sich der großen sittlich-religiösen Grundlagen bewußt zu werden, durch welche sich sein Wesen bestimmt. Man faßt wohl das 19. Jahrhundert in politischer Beziehung unter dem Gedanken zusammen, daß in diesem Zeitraum die europäischen Völker zu Nationen sich heranzubilden suchten. In dieser Wandlung vom ethnischen Begriffe des Volkes zum sittlichen Begriffe der Nation liegt nicht nur eine politische Aufgabe, sondern zugleich eine ethische. Schleiermacher und Fichte haben sie so empfunden. Volk und Vaterland dürfen nicht rein politisch-soziale Postulate der einheitlichen Gemeinschaft bilden, sondern zugleich Forderungen der individuellen Ethik aller Einzelnen im Sinne des Arndtschen Wortes: „Ohne das Volk ist keine Menschheit und ohne den freien Bürger kein freier Mensch." In dieser Freiheit liegen die Aufgaben, die unser in Staat und Kirche, in Gemeinde und Familie harren. So suchen wir zwischen nationaler Politik und allgemein verbindender Ethik jenen inneren Zusammenhang, der auch dem fremden Volke gerecht wird und in ihm nicht nur den Gegner der eigenen Macht, sondern zugleich den Genossen der Menschheit sieht. Nur ein politisch und sittlich zugleich orientierter Macht- und Kulturstaat bietet für die Dauer die sichere Gewähr, den deutschen Willen in universalem Sinne zu empfinden, ihn trotz des berechtigten Egoismus als die ethische Ausdrucksform einer nationalen Gemeinschaft für die Weltkultur schöpferisch zu gestalten. Das aber ist der Geist, der vor 100 Jahren in unserem Volke lebendig war.

Digitized by Google

Ode an Hölderlin

Freund meiner Jugend, zu Dir kehr' ich voll Dankbarkeit
Manchen Abend zurück, wenn im Fliedergebüſch
Des entſchlummerten Gartens
Nur der rauſchende Brunnen noch wacht.

Keiner kennt Dich, o Freund, weit hat die neuere Zeit
Sich von Griechenlands ſtillen Zaubern entfernt,
Ohne Gebet und entgöttert
Wandelt nüchtern das Volk im Staub.

Aber der heimlichen Schar innig Verſunkener,
Denen der Gott die Seele mit Sehnſucht ſchlug,
Ihr erklingen die Lieder
Deiner göttlichen Harfe noch heut.

Sehnlich wenden wir uns, vom Tage Ermüdete,
Der ambroſiſchen Nacht Deiner Geſänge zu,
Deren wehender Fittich
Uns beſchattet mit goldenem Traum.

Ach, und glühender brennt, wenn Dein Lied uns entzückt,
Schmerzlicher brennt nach der Vorzeit heiligem Land,
Nach den Tempeln der Griechen
Unſer ewiges Heimweh auf.

Hermann Heſſe

Digitized by Google

Heine und Meyerbeer.

(Mit ungedruckten Briefen und einem Facsimile.)

Von

Professor Dr. Friedrich Hirth*)

Folgende zwei Briefe Heines vom 24. Mai 1842 und 13. Mai 1844 variieren das Thema des ersten Schreibens: Klagen über die Bestechungssummen, die an Journalisten gezahlt werden müssen, und die damit im Zusammenhange stehende Bitte an Meyerbeer, Geld zu senden. Man gewinnt aus den Briefen Einblick in eine seltsam verlotterte journalistische Periode. Heine muß beständig intervenieren, um Angriffe auf Meyerbeer hintanzuhalten; immer wieder muß Geld geopfert werden, damit die Presse ihre wohlwollende Gesinnung bewahre. Die Brüder Escudier, von denen er in diesen Briefen spricht, waren die Herausgeber der „France musicale", Gouin ein bekannter Finanzmann und werktätiger Freund Meyerbeers, der unermüdlich für den Komponisten eintrat, so daß man auf den Gedanken kam, er selbst sei der Komponist der Meyerbeerschen Opern, bei deren Inszenierung er sich eifrig bemühte. Heine glossiert ihn in einem Bericht für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" vom 12. Juni 1840 (Werke, Ausgabe von Elster, VI, 194) und auch in dem Festgedichte „Beeren-Meyer, Meyerbeer!"

Ein sehr bemerkenswertes Unternehmen, das von Heine und Meyerbeer geplant war, findet in dem zweiten Briefe (vom 13. Mai 1844) seine Erörterung: die Komposition einer Anzahl von Gedichten Heines durch Meyerbeer. Darüber war eine genaue Verabredung zustande gekommen, Heine erhielt von den Verlegern des geplanten Werkes, den Brüdern Escudier, sogar Vorschüsse darauf. Aber es scheiterte an Meyerbeers Saumseligkeit. Und hierin scheint mir der eigentliche Grund für den bald darauf folgenden tiefen Zwiespalt zwischen dem Dichter und dem Komponisten zu liegen. Ein gemeinsames Werk der beiden wäre für Heine sicher sehr ertragreich gewesen. Daß ihn Meyerbeer im Stiche ließ, mußte ihn tief verstimmen. Aber noch immer hoffte er auf ihn und blieb weiter in seinem Interesse tätig. Als Spontini, durch Meyerbeers Ernennung zum General-Musikdirektor in Berlin erbittert, seine Stellung niederlegte und sich nach Paris wandte, suchte er dort alles gegen den Komponisten der „Hugenotten" einzunehmen. Heine schildert seine Bemühungen, gegen Meyerbeer zu intrigieren, sehr ergötzlich in dem schon erwähnten Berichte für die „Augsburger Allgemeine Zeitung". Alle kleinen geldsüchtigen Journalisten boten

*) Vergl. auch die Heinebriefe im Dezemberheft 1913 des „Greif".

Digitized by Google

sich Spontini an, zu seinen Gunsten und gegen Meyerbeer zu schreiben; Heine nennt den „kleinen Gaddy" (richtiger: August Gathy) und auffälligerweise auch einen Schriftsteller, der uns als Freund Hebbels sehr wert ist, nämlich Felix Bamberg, der sich damals mit musikalischer Schriftstellerei beschäftigte. Daß sich dieser aus unlauteren Motiven in dem von Heine unterdrückten Artikel gegen Meyerbeer gewendet haben sollte, ist schwer zu glauben. Möglich wäre, daß Spontini durch seine unausgesetzt vorgebrachten Klagen Bambergs Mitleid erweckt hätte, wie er ja — nach Heines Brief — auch Johann Georg Kastner, den berühmten Theoretiker, für sich gewonnen haben soll, der damals für die „Gazette musicale", den „Menestrel", die „Revue étrangère" und ein paar deutsche Musik-Zeitungen Berichte schrieb. Es ist kaum anzunehmen, daß Kastner, etwa gegen seine Überzeugung, für Spontini eingetreten wäre. Er ist in diesem ganzen Chorus korrupter Journalisten zweifellos die ehrlichste Erscheinung. — Der Schlußpassus des zweiten Briefes Heines ist interessant: er läßt die tiefe Verstimmung, die sich zwischen ihm und Liszt eingestellt hatte, bereits ahnen. Sie ist später bekanntlich zu einem flammenden Ausbruch des Hasses gediehen.

Die zwei Briefe Heines an Meyerbeer lauten:

Paris den 24. May 1842.

Liebster Maestro!

Obgleich mir Gouin ganz bestimmt versicherte, daß Sie zu Ende dieses Monaths hier in Paris eintreffen würden, entschließe ich mich dennoch, der Vorsorge halber, Ihnen zu schreiben; denn die Verantwortlichkeit, die ich gegen Sie und die Herren E.*) übernommen habe, beunruhigt mich, und für den Fall, daß Sie etwa nicht so bald nach Paris kämen, muß ich mich sicher stellen. Sind Sie also nicht im Begriff zu kommen, so stellen Sie mir doch gefälligst den Termin, während welchem ich die Sachen noch hinhalten muß; denn ich kann deßhalb Paris nicht in diesem Augenblick verlassen und dennoch, wie Sie wissen, muß ich jedes Jahr etwa auf 6 Wochen ins Bad gehen. — Ich hatte, so bald ich Ihren letzten Brief erhalten, mit der größten Eile und Beharrlichkeit intervenirt und es dahin gebracht, daß man die Feindseligkeiten einzustellen versprach, bis zu Ihrer Ankunft in Paris, indem ich mich anheischig machte, das beste Verhältniß alsdann zu beiderseitiger Zufriedenheit herzustellen,

*) Escudier.

Digitized by Google

und zwar ohne Gouin. Denn die Klagen gegen Letztern sind sehr begründet. Die E. sind Lumpen, aber sie wollen nicht als solche behandelt seyn, und Gouin, wie sehr er auch das Gegentheil behauptet, hat weder mit Takt noch Delikatesse verfahren. Er hat wirklich etwas roh beleidigendes in seinem Wesen, und sogar gegen mich spricht er in einem provozirenden Goguenard-Ton*), der mich verstimmen könnte, wenn ich nicht Ihre Interessen im Auge hätte. Dieses Provoziren der Feindseligkeiten, wie es in allen seinen Äußerungen statt findet, verdroß mich um so mehr, da ich alle mögliche Mühe hatte, jene zu beschwichtigen. Er wird nicht ermangelt haben, Ihnen zu melden, worüber ich mit den E. übereingekommen, daß ich sie beständig surveillire, und daß ich sogar Sonnabends in die Druckerey gehe, um mich zu überzeugen, daß nichts ins Blatt hineingeschmuckelt wird. Denn Sie haben keinen Begriff davon, wie viel Mühe sich die Gegner geben, das Blatt für die Interessen einen gewissen Landsmannes zu accagériren — mündlich werde ich Ihnen hierüber die merkwürdigsten Details geben.

Sie hatten mir in Ihrem letzten Brief geschrieben, daß Sie mir Ende vorigen Monaths den Restant der gewünschten 1000 Franks, nemlich 500 Franks schicken würden; ich muß Sie daran erinnern, daß ich bis diese Stunde nichts erhalten habe und wie wenig es mir Vergnügen macht, Ihnen Geld abzufordern; aber ich bin selber zu sehr ausgebeutelt worden. Verzögert sich noch etwas Ihre Hierherkunft, so schicken Sie mir es bald. Es wird eine große Satisfakzion für mich seyn, Ihnen, bey persönlichem Zusammenkommen, haarklein zu zeigen, mit wie gutem Gewissen ich das Geld von Ihnen verlangen konnte, und wie wenig Sie Ursache hätten, zu klagen.

Hoffentlich ist aber dieser ganze Brief unnöthig und ich habe vielleicht Ende des Monaths das Vergnügen, Sie persönlich zu sprechen — jedenfalls will ich nicht eher abreisen, bis Sie herkommen und deßhalb bitte ich mir umgehend zu schreiben: Faubourg Poissonière No. 46.

Alles ist ruhig und pazifizirt; meine Deutschen habe ich organisirt, daß es jetzt eine Freude ist. — Ich lese viel und schreibe

*) Spöttisch.

Digitized by Google

wenig; aber sehr viele Gedichte habe ich mir in der letzten Zeit zu schulden kommen lassen.

Mein Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung über Rossini und Mendelsohn hat sehr viel Glück und Spektakel gemacht. Wie sehr schwer es ist, über Musik zu schreiben ohne den Namen Meyerbeer zu nennen (und doch mußte dieser Name vermieden werden), davon haben Sie keinen Begriff. In der That, um Ihren Namen dreht sich die ganze Geschichte der Musik seit 10 Jahren und bey jedem Musiker, den man jetzt zu besprechen hat, wird man unwillkürlich auf die Frage gerathen, in welchem Verhältniß er zu der Meyerbeerschen Musik gestellt ist oder sich gestellt hat. In der Zukunft wird dieses noch mehr der Fall seyn, so bald Sie Ihre dritte große Siegesschlacht geschlagen; auf diese freue ich mich und ich sehe einem schönen Winter entgegen. —

Ich hoffe, daß sich Ihre Frau jetzt ganz wohl befinden wird, so wie auch Ihre gute Mutter, die brave Matrone, an die ich oft denke. Ach! wie gerne möchte ich sie mahl wiedersehen! Wir kamen immer so gut mit einander aus; nur mit der gespreitzten Lüge habe ich mich nie vertragen können. — Meine Frau befindet sich wohl und spricht oft von Ihnen. Was mich betrifft, ich ehre und liebe Sie wie immer.

H. H.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Paris den 13. May 1844.

Was ich Ihnen zu schreiben habe, großer Maestro, weiß ich ganz genau; doch w i e ich Ihnen heute schreiben werde, weiß ich noch nicht. Denn meine Augen sind wieder in einem traurigen Zustand, ich kann die Buchstaben, die ich hinkritzle, kaum unterscheiden, und dazu kommt noch, daß auch mein Geist umwölkt ist in diesem Augenblick von einem Unmuth, der entsetzlich. An letzterem haben Sie etwas Schuld, ja Ihnen bürde ich dieses auf. Sie haben mir zu viel Liebes und Freundschaftliches erzeigt, als daß ich Ihnen ernsthaft zürnen könnte, aber ich gestehe Ihnen, unverantwortlich ist die Art, wie Sie mich in Betreff der Lieder in Stich ließen, obgleich Sie wohl wußten, daß ich hierdurch seit Anfang dieses Jahres alle drey Wochen 200 Franks verliere, eine Summe, auf die ich rechnete, so daß ich durch solchen Defizit in die grenzenloseste Noth gerathe. Im Beginne ließen Sie mir, um mich für

Digitized by Google

den Moment zu beschwichten, 200 Franks durch Gouin auszahlen, die ich, so gering auch die Summe, unbedingt annahm, denn ich habe den Grundsatz, kein Geld, und sey es noch so wenig, abzuweisen. (Wie schlecht kennen mich die Leute, die mich für einen Menschen ohne Grundsätze ausgeben!) Gouin vertröstete mich auf Brief von Ihnen und so wartete ich und wartete ich und knurrte, und um mich an Sie zu rächen, ging ich jüngst in die Hugenotten, um Herrn Mengis zu hören. Meiner Frau verbot ich, zu applaudiren, denn ich sagte ihr, wie schändlich Meyerbeer an mir handle, wie er schuld dran sey, daß ich ihr noch keine neue Saisonrobe kaufen konnte — aber zischen solle sie darum doch nicht. Die größere Rache aber kommt heute, und sind Sie je mit Recht gebrandschazt worden, so geschieht es jetzt. Ich muß durchaus meiner Augen wegen ins Bad reisen und ich bin gezwungen, Sie zu bitten, meine schwindsüchtige Reisekasse durch 500 Franks zu stärken. Wenn Sie mir die Melodien geschickt haben, sollen Sie das Geld zurück erhalten, aber unterdessen müssen Sie mir die 500 Franks zusenden, so bald als möglich, ja umgehend, denn ich würde Ihnen nicht um Geld geschrieben haben, wenn ich es nicht dringend nöthig hätte. Auch weiß ich, daß Sie — daß Sie mir gern in dieser Weise helfen, selbst wenn ich zu solcher Hülfe nicht wie heute vollauf berechtigt wäre. Ich glaube ganz gewiß, daß ich Ihnen das Geld wiedergeben werde, so bald ich Ihre Melodien erhalten. — Wenn ich bedenke, daß ich gewiß durch Ihre Verzögerung, wozu noch jetzt meine Abreise kommt, etwa 2000 Franks im Momente einbüße, so tröste ich mich über die Nothwendigkeit, Ihnen heute schreiben zu müssen. — Den Escudiès sagte ich, daß ich Ihnen unterdessen schon einen Dutzend Briefe geschrieben; unter andern gaben sie mir schon vor 6 Wochen den Auftrag, bey Ihnen anzufragen, ob Sie nicht die Musik der kleinen Arbeit, die Sie für Berlin versprochen, (ich glaube eine Art Festspiel) als besonderes Werk bey ihnen erscheinen lassen wollten. Ehrlich gesagt, ich würde Ihnen dazu rathen, ein solches Musikstück hier gleichzeitig im Musikhandel für das französische Publikum herauszugeben, und bey der Thätigkeit, bey dem erstaunlichen Posaunentalent der beiden betriebsamen Gaskonier, würde dieses Musikstück den größten Succes erhalten; denn alles, Maestro, was Sie geben, ist gut und braucht nur gehörig

Digitized by Google

ins Publikum eingeleitet zu werden. Schlesinger ist in solcher einleitenden Beziehung nicht mehr besonders tauglich; Ermüdung, zu viel Feinde, Abgestumpftheit, Verzagniß — er ist nicht mehr der alte Mordbrenner! Übrigens zahlen die Escüdièrs eben so gut, wo nicht besser, und im Fall Sie auf meinen Vorschlag reflektiren, will ich alles Betreffliche mit Klugheit und Takt ausrichten; denn Gouins Tatze dürfen Sie hier bey Leibe nicht employiren. Er ist überhaupt sehr plump. Vergessen Sie nicht, mir nur gleich zu sagen, was ich antworten soll, denn Sie haben keinen Begriff davon, wie ich schon turmentirt geworden.

Von hiesigen Vorgängen schreibe ich Ihnen heute nichts, obgleich ich Ihnen unsäglich viel und sogar wichtiges für Sie mitzutheilen hätte; ich beschränke mich auf das, was für mich wichtig ist, nemlich die Geldfrage, die Sie mir, wie gesagt, umgehend beantworten müssen. — Vielleicht sind Sie neugierig zu wissen, wer der Deutsche ist, der wirklich dem Spontini seine Feder gegen Sie leiht; es ist der kleine Gaddy. Anfangs hatte er sich an den Bamberg gewandt; denken Sie sich, letzterer, der dumme Teufel, schickte mir vor 6 Wochen einen Artikel ungeheuer groß und schrecklich gegen Berlioz und Sie gerichtet, um ihn der Allg. Ztg. einzusenden. Ich habe ihn nicht zurückgewiesen, sondern im Pulte behalten und der Vfr wird bis zum jüngsten Tage den Abdruck erwarten. Die Allg. Ztg. ist übrigens, wie ich aus Kolbs Briefen merke, nicht sonderlich gut gestimmt und ich weiß, daß Mr Mendelsohn oder seine Clique sich in Augsburg sehr bemüht; er gehört zu den Monarchen, deren Schonung mir empfolen wird. Er wird nichts dadurch gewonnen haben. — Der Esel von Spontini hat sich, wie ich durch Bamberg erfuhr, auch an Kastner gewendet. Liszt hat hier im ersten Konzert ungeheures Furore gemacht, im 2ten machte er Fiasco, und durch seine Fanfaronaden, sein Parvenüwesen, seinen mauvais gout, macht er sich jetzt sehr viele Gegener, die anfangs günstig für ihn gestimmt worden. — Ich kann wahrhaft nicht mehr sehen, was ich schreibe.

Ihr sehr vertrübter Freund

H. Heine.

Die Unerquicklichkeiten, die im vorstehenden Briefe behandelt werden, bilden auch den Hauptinhalt des vorletzten Schreibens

Digitized by Google

Heines an Meyerbeer vom 10. Juni 1844. Noch immer suchte Spontini in die deutschen Zeitungen Schmähartikel gegen Meyerbeer zu schmuggeln, und er bemühte sich zu diesem Zwecke, die in Paris lebenden deutschen Schriftsteller sich dienstbar zu machen. Es war Meyerbeers größtes Interesse, daß diese Angriffe wider ihn nicht erschienen, und aus Heines Schreiben geht unleugbar hervor, daß er alles tat, was in seiner Macht stand, um dem Freunde zu nützen. Nur ein Entgelt verlangte er dafür, und dieses zu verlangen war er vollauf berechtigt: die Komposition seiner Gedichte, um diese gemeinsame Arbeit zu verwerten. Daraus läßt sich kein Vorwurf gegen Heine schmieden, und für Meyerbeer wäre es, nachdem er sich zur Vertonung dieser Lieder förmlich verpflichtet hatte, Anstandspflicht gewesen, dem Freunde, der ihm so oft nützlich gewesen war, zu dienen. Das unterließ Meyerbeer; er bediente sich Heines, um die gegen ihn geplante Preßkampagne niederzuhalten; als das gelungen war, ließ er alle Rücksicht fallen und gebrauchte allerlei Ausreden, weshalb er die Kompositionen nicht machen könne, wie er ja immer als Komponist sehr saumselig zu Werke ging und der Pariser Großen Oper für die verspätete Fertigstellung der „Hugenotten"-Partitur ein beträchtliches Pönale bezahlen mußte.

Soviel geht jedenfalls aus Heines Briefen hervor, daß er Meyerbeer sehr schwerwiegende Dienste leistete; gewiß Dienste, die heute nicht mehr geleistet werden müßten, die aber in dem korrupten Paris der 40er Jahre von größter Bedeutung waren. Wie sich die Journalistik damals aufführte, bezeugt ein sehr unverdächtiger Gewährsmann, der Heine nie hold war und nachgewiesenermaßen im Dienste der deutschen Regierungen stand. Eduard Beurmann sagt von den deutschen Korrespondenten in Paris: „Da sie nicht zu leben haben, so fressen sie sich im eigentlichen Sinne des Wortes einander auf oder quälen sich durch gegenseitige Vexationen zu Tode." Sich dieser Horde nicht auszuliefern, war für Heine und Meyerbeer ein Gebot der Selbsterhaltung. Sie mußte um jeden Preis niedergehalten werden; Heine besorgte dies, mangels größerer finanzieller Mittel, intellektuell, Meyerbeer materiell. Wir haben keinen Anlaß zu bezweifeln, daß Heine das von Meyerbeer geborgte Geld tatsächlich den deutschen und französischen Journalisten spendete. Welcher Mittel er sich im Interesse seines Freundes bedienen mußte, um diesem ungünstige Zeitungsnachrichten zu inhibieren, lehrt der im folgenden mitgeteilte Brief ausreichend. Nur eine Stelle daraus bedarf noch einer kurzen Bemerkung. Der Bericht in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", in dem Heine über Spontini und Meyerbeer spricht, ist wirklich, wie der Verfasser an Meyerbeer schrieb, am 17. Mai 1844 in diesem Blatte erschienen. Er findet sich jetzt in der „Lutezia" als zweiter Bericht über die „Musikalische Saison von 1844" (Werke VI, 452 ff.). Der übrige Inhalt des Briefes ist

Digitized by Google

völlig verständlich. Auch die Personen, die erwähnt werden, sind bereits bekannt, mit Ausnahme Kückens; es ist Heines Freund, der bekannte Lieder-Komponist Friedrich Kücken. Heine schreibt:

Paris den 10. Juny 1844.

Theuerster Maestro!

Ihr Brief sowie auch das angewiesene Musikstück, welches mir Gouin überliefert, hat mich sehr erfreut. Seyn Sie überzeugt, daß ich so wenig undankbar als möglich seyn werde. Was die Lieder betrifft, so sehe ich wohl ein, daß, obgleich Sie mich auf September verweisen, daß dieses Jahr nicht so bald darauf zu rechnen. Heute schreibe ich Ihnen bloß aus Vorsorge, damit eine Außerung, die mein letzter Brief zufällig enthielt, Sie nicht unaufgeklärt finde, im Falle Sie nicht meinen 2ten Artikel über die musikalische Saison, der in der Allg. Ztg. vom 17. May enthalten, gelesen haben. Sie haben gewiß noch außerdem Nachrichten in Bezug Spontinis erhalten. Wie konnte ich denken, daß Sie von gar nichts wüßten, da namentlich Kastner in diese Sachen sehr eingeweiht, wie ich durch dritte Hand erfuhr. Das Beste weiß ich von Kücken. Folgendes ist die Thatsache:

Vor etwa 2½ Monath kam Herr Bamberg zu mir und sagte mir im tiefsten Vertrauen, daß Spontini damit umgehe, eine mit Aktenstücke belegte Auseinandersetzung zu veröffentlichen, um dem Publikum zu zeigen, wie er durch die Intriguen Meyerbeers und seiner Familie in Berlin systematisch zu Grunde gerichtet und um sein Amt gebracht worden sey. Spontini habe anfangs ihn, den Bamberger, vorschieben wollen und hatte ihm bereits den größten Theil jener Dokumente zur Bearbeitung anvertraut. Nachher habe er sie ihm wieder abgenommen, indem er fürchtete, daß ein Theil derselben von zu skandaloser Natur, ihn in Berlin kompromittiren und um seine Pension bringen würde. Auch Mißtraun sey im Spiel gewesen und Spontini habe später dem Gaddy jene Dokumente übergeben und dieser beschäftige sich jetzt mit der Redakzion und Besprechung derselben in einem Memoire. Dies wurde mir unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit mitgetheilt. Ich hielt es für überflüssig, Ihnen etwas darüber zu sagen, was sie nur beunruhigen konnte,

Digitized by Google

und der Himmel weiß, daß ich mir ein Gewissen draus machen würde, Ihnen nur eine Minute unnützerweise zu trüben. Aber was in meiner Macht stand zu thun, unterließ ich nicht und aus diesem Grunde eilte ich, den oberwähnten Artikel in der Allg. Ztg. zu schreiben. Hierdurch ward das ganze spontinische Treiben durch das Ridikul paralisirt und wie mir Rücken sagt, jammert Gaddy, daß ich ihm das schöne Unternehmen ganz verdorben, und ich bin überzeugt, daß er jetzt ganz davon absteht. Gaddy ist zwar kein Jude, hat aber dennoch eine große Scheu vor der Presse, er fürchtet nemlich körperliches Rischeß, er ist nemlich bukligt. Ich habe noch nicht die Courage gehabt, zu ihm zu gehen, werde es aber doch vor meiner Abreise und ich schreibe Ihnen dann das Resultat. — Diesmal hat die Presse die Presse in Zaun gehalten und ich freue mich, daß mir hier ein Stück gelungen, worüber ich bereits die größten Lobeserhebungen gehört. Wie wenig meine Absicht ist de vous tenir le bec dans l'eau, mögen Sie also leicht beurtheilen. — Meine Augen sind so schlecht, daß ich Ihnen heute nur wenig kritzeln kann, und ich werde Ihnen nächstens mehr schreiben, zumal in Bezug auf Ihr Festspiel, worüber mir die Escudièrs unablässig die Ohren voll schwatzen.

Ich werde Anfang des nächsten Monaths ins Bad reisen, nach der Schweitz oder in die Pyreneen. Werde vielleicht bis Ende des Jahrs ausbleiben. Hab ein groß Gedicht geschrieben, politisch und schlecht; die Musen mögen es mir verzeihen!

Leben Sie wohl und bleiben Sie versichert, daß ich Sie wahrhaft liebe und verehre.

H. Heine.

So wohlwollend Heines Bericht in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" gehalten war, den überaus eitlen Meyerbeer — daß er es war, bezeugen alle seine Besucher, die erst nach langwierigen Verhandlungen bei ihm Zutritt erlangten — scheint er doch verstimmt zu haben, was Heine in dem Briefe leise durchschimmern läßt. Bald danach scheinen die Mißverständnisse zwischen ihm und Meyerbeer ihren Anfang genommen zu haben. Nicht etwa wegen einer mißlungenen Geldanleihe, sondern zweifellos aus künstlerischen Gründen. Daß Heine, wie der letzte mitzuteilende Brief lehren wird, als ihm Meyerbeer Geld verweigerte, den für ihn völlig nutzlos gewordenen Verkehr, der ihm nur Pflichten auferlegte, abbrach, steht gewiß fest. Aber zwischen dem Brief vom Juni 1844 und dem vom Dezember

Digitized by Google

1845 liegt zunächst eine starke Wandlung in Heines künstlerischen Anschauungen, über die wir von einem völlig zuverlässigen Gewährsmann, nämlich von dem Musikschriftsteller Theodor Hagen, unterrichtet werden. Dieser veröffentlichte schon 1844 in der Leipziger „Neuen Zeitschrift für Musik" (Nr. 32) eine Äußerung Heines über Richard Wagner, die lautet: „Wissen Sie, was mir an diesem Talent verdächtig ist? Daß er von Meyerbeer empfohlen ist." Diese zuverlässige Äußerung, die von Heine gewiß dementiert worden wäre, wenn sie nicht wahr gewesen wäre, hat ihre besondere Bedeutung. Denn sie läßt unwiderleglich darauf schließen, daß er für die Kunst Meyerbeers damals bereits wenig übrig hatte. Dennoch kam es noch nicht zum offenen Bruche; Meyerbeer fand vielmehr jetzt einmal Gelegenheit, sich Heines anzunehmen. Ende Dezember 1844 war Salomo Heine gestorben, ohne in seinem Testamente seinem Sohne die Pflicht auferlegt zu haben, die von ihm dem Neffen alljährlich übersandte Summe weiter zu entrichten. Man weiß aus einzelnen bisher publizierten Briefen, in welche Aufregung Heine dadurch geriet, wie er seinen Verwandten Prozesse androhte und alle seine Freunde (Campe, Detmold, Lassalle, Laube, Varnhagen) mobilisierte, um eine Zeitungsfehde gegen Carl Heine zu eröffnen. Meyerbeer schlichtete den schlimmen Handel, indem er bei Carl Heine die Fortsetzung der Zahlung der Pension durchsetzte, freilich unter der für den Dichter sehr schimpflichen Bedingung, daß dieser nie etwas über seine Familie publiziere. Aus dem Briefe Felix Bambergs an Hebbel vom 31. Januar 1848 wissen wir, daß Carl Heine an Meyerbeer geschrieben hatte, er würde Heinrich Heine durchprügeln, wenn sich dieser jemals unterfänge, gegen Salomo etwas zu schreiben. Diesen Brief wird Meyerbeer Heine ebenso gezeigt haben wie Bamberg; daß er ihn diesem, der auf Heine wegen der Spontini-Affäre nicht gut zu sprechen war (sein erwähnter Brief an Hebbel atmet tödlichsten Haß), mitteilte, scheint Heine sehr verstimmt zu haben und geschah von Meyerbeer, der zu dieser Indiskretion keinerlei Anlaß hatte, wohl nur deshalb, um sich Bamberg zu verpflichten, mit dem eine Versöhnung zustande gekommen war, die jetzt für Meyerbeer notwendig war, da er Heine, nachdem er ihm die Pension erwirkt hatte, für völlig ungefährlich und sich durchaus ergeben hielt. Jedenfalls hat also Meyerbeer an dem Freunde, dem er Dank schuldig war, unschön gehandelt, wenn er einen derart intimen Brief, wie es der Carl Heines war, einem Gegner des Dichters zum Lesen gab. Daß Heine, dem dies hinterbracht worden war, über Meyerbeer wütend wurde, läßt sich leicht begreifen. Gesteigert wurde seine Erbitterung noch dadurch, daß Meyerbeer die längst fertigzustellende Musik seiner Gedichte nicht lieferte. Auch Bamberg schreibt in dem erwähnten Briefe an Hebbel Heines Erbitterung diesem Umstande zu, wenn er sagt: „Die Gereiztheit Heines gegen Meyerbeer fing an,

Digitized by Google

als diese Pension nicht unbedingt lebenslänglich fortgesetzt werden sollte. Das eigentliche Motiv seiner Polemik besteht aber darin, daß Meyerbeer Heine die Musik zu ‚Volksliedern' versprochen hat . . . und daß er diese Musik bisher nicht geliefert hat."

Jedenfalls war also Heine gegen Meyerbeer sehr aufgebracht, und diese Verstimmung wurde von der Person genährt, die die schöne, aber schwere Aufgabe gehabt hätte, den leicht reizbaren Heine zu beruhigen, dieser Pflicht aber niemals nachkam. Das war Mathilde, der wir an vielen Verfehlungen des Dichters ein gut Teil der Schuld zuschreiben müssen. Es ist hier nicht der Ort, darüber ausführlicher zu sprechen. Soviel steht aber fest — Alexander Weill, Heines langjähriger Freund hat uns darüber unterrichtet —, daß Mathilde ihren Gatten immer gegen seine „deutschen" Freunde aufhetzte. Da er stets nur für sie Geld zu schaffen beflissen war, ist gar kein Zweifel, daß sie ihn drängte, Meyerbeer, der sich einer Geldforderung gegenüber ablehnend verhielt, abzuschreiben. Mit solchen Abschiedsbriefen war Heine leider immer sehr rasch bei der Hand. Man kennt den Absagebrief an seinen treuen Jugendgefährten Christian Sethe, dem er ohne Grund die Freundschaft aufkündigte, ein unüberlegter Schritt, der durch Sethes Entgegenkommen sehr bald gutgemacht wurde. Meyerbeer war, da er Heine nicht mehr fürchten zu müssen glaubte, nicht bereit, diesem seine Unüberlegtheit zugute zu halten; er schrieb ihm sofort einen äußerlich korrekten Brief, aus dem aber nur eines hervorgeht, daß er sich aus dem Bruche nicht viel machte. An Meyerbeer wäre es gelegen gewesen, den damals infolge der Pensionsaufregungen schwer gereizten Heine zu begütigen. Ob er ihm nun die 500 Franks, um die es sich handelte und die der Millionär hätte verschmerzen können, gab oder nicht — er als der reiche, unangefochtene Lebende hätte einen übereilt geschriebenen Brief nicht sofort zum Anlaß nehmen dürfen, Heine für immer Adieu zu sagen. Wer Heines Absagebrief an Meyerbeer liest, wird sich des Gefühls nicht erwehren können, daß es ihm mit dem Abschiede für immer nicht allzu ernst war. Schon die dem Datum beigesetzte Bemerkung „Todestag meines armen Oheims" läßt darauf schließen, daß er den Freund daran erinnern wollte, in welcher schweren Lebenslage sie einst treu zusammengehalten hatten. Gewiß darf man nicht verkennen, daß ein Mann Abschiedsbriefe nur dann zu schreiben hat, wenn es ihm damit völlig ernst ist. An den Ernst der Absicht Heines, mit Meyerbeer dauernd zu brechen, kann man indessen nach der Lektüre seines Briefes schwer glauben. Es sind so viel echt Heinesche Wiederanknüpfungspunkte für Meyerbeer offen gelassen, daß Heine, als er Meyerbeers Absagebrief erhielt, sicherlich schwer enttäuscht gewesen sein wird. An diese Wirkung seines Schreibens, das mehr als Drohung gedacht war, hatte Heine nimmermehr gedacht; und da Meyerbeer ihm dennoch so rasch das Lebewohl für immer schrieb, wurde Heine

Digitized by Google

Hochgeehrter Meister!

Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich es nicht verschmerzen kann irgend eine Fehlbitte bey Ihnen gethan zu haben. Ich muß daher Abschied von Ihnen nehmen.

Indem ich mich nun von Ihnen entferne, kann ich nicht umhin, zu meiner eignen Genugthuung Ihnen zu bedeuten, daß Sie keine Ahnung davon haben, wie sehr es für Sie und andre vom höchsten Nutzen war, daß ich seit 15 Jahren den Posten von Paris behauptete, trotz aller Geld- und Gesundheitsopfer, die mir dieses kostspielige und hitzige Pflaster auferlegte.

In Betreff der Volkslieder-Melodien gebe ich Ihnen Ihr Versprechen zurück. Nachdem ich Jahrelang von Ihnen an der Nase herumgeführt worden, verzichte ich auf jene Herausgabe. Ich haben den Hr. Escudier

und hiervon Anzeige gemacht und
ihnen ihre Vorschüsse (1000 fl) zu-
rück erstattet. Vielleicht gebe ich
Ihnen nächstens die 500 fl zurück,
mit denen Sie sich jüngst behaupteten
sich von ihrem Worte losgekauft
zu haben; ich entbinde Sie lieber
gratis jener Verpflichtung. Ich bin
Ihnen kann Ihnen ebenfalls nicht
verhehlen, wie sehr ich in diesem
Augenblicke einsehe daß Sie nur
in der Musik ein Genie sind, daß
ich nur diesem meine Bewunderung
und Verehrung zollen darf.

Heinrich Heine.

P. den 24 Dezember 1845.
(Todestag meines armen Oheims)

Digitized by Google

maßlos erbittert, und dann begann er sich in seiner Art an dem früheren Freunde zu rächen. Die Gedichte, die er seit 1849 gegen ihn schrieb und die mit dem „Festgedichte" „Beeren-Meyer, Meyer-Beer" einsetzen, sind keineswegs der Ausfluß der verweigerten 500 Franks, sondern nur der Ärger über die von Meyerbeer nicht wieder angeknüpften Beziehungen. Zeit genug hatte ihm Heine dazu gelassen. Sie schieden 1845 voneinander, das Festgedicht erschien 1849 und selbst in diesem Jahre nur durch eine Indiskretion, an der Heine völlig schuldlos war. Der Hamburger „Freischütz", ein in allem Unrate leidenschaftlich wühlendes Blatt (ich habe es in meinem Lyserbuche ausführlich charakterisiert), hatte durch einen in Paris lebenden Deutschen eine arg verstümmelte Abschrift des Gedichtes erhalten und publizierte sie ohne Wissen und Willen Heines eilends (vgl. darüber seinen Brief an Michael Schloß vom 4. Mai 1854). Hätte Heine auf Meyerbeer irgend einen Druck ausüben wollen, um wieder zu Geld zu gelangen, so hätte er wohl seit 1845 irgendwo einen Artikel gegen Meyerbeer veröffentlichen können. Das tat er nicht. Jedenfalls zerfällt also die Mär, daß Heine nur wegen der nicht geborgten 500 Franks Meyerbeer in Gedichten schmähte, in nichts. 1845 hat er überhaupt nichts gegen Meyerbeer geschrieben; die Veröffentlichung des Gedichtes 1849 geht nicht auf den Dichter selbst zurück; ein Zusammenhang zwischen dem Briefe und dem Gedichte ist demnach nur sehr lose zu konstruieren. Allerdings sann Heine auf Rache, aber gewiß nur aus Zorn über Meyerbeers Verhalten, der ihn so kurzerhand von sich gestoßen hatte. Aber die Erbitterung kam erst 1849 gelegentlich eines für Meyerbeer wichtigen Ereignisses, der Première des „Propheten" zum Ausbruche. Heine wußte nur zu gut, welche Geldopfer Meyerbeer in Premierennöten brachte. An Kolb schrieb er damals (17. April 1849): „Am besten floriert Meyerbeer, dessen neue Oper gestern Abend gegeben ward, nachdem alles, was die beharrlichste Intrigue und ungeheurer Geldreichtum vermag, in Spiel gesetzt wurde, das klägliche Opus als ein Meerwunder der Kunst ausposaunt zu sehen." Damals machte Heine auch den Versuch, sein „Festgedicht" in der „Allgemeinen Zeitung" abdrucken zu lassen; die Redaktion lehnte es mit Recht ab.

Über Heines Motive für die Angriffe auf Meyerbeer findet sich ein wichtiger Passus in einem Briefe an Heinrich Laube vom 12. Oktober 1850, dem er schrieb: „Wie Meyerbeer an mir gehandelt hat, als er glauben konnte, ich sei schon tot und nicht mehr explodierbar, ist Dir bekannt. . . ." Wir dürfen annehmen, daß Heine gegenüber Laube die Wahrheit sprach. Hätte Meyerbeer gewußt, daß er sogar den todkranken Heine noch fürchten müsse — er hätte gewiß gerne die Hand zur Versöhnung geboten. Nach dem Erscheinen des „Festgedichtes" konnte er es nicht mehr tun; er bewahrte Heine lebens-

Digitized by Google

länglich Groll, und als sich dieser in einer schwierigen Situation an den zum Berliner General-Musikdirektor avancierten Komponisten wandte, ließ ihn Meyerbeer seine Erbitterung fühlen und stellte sich ihm nicht zur Verfügung. Von dem in Berlin zur Darstellung gebrachten Ballett „Satanella" von Taglioni glaubte Heine, daß es das Sujet seines Balletts „Der Doctor Faust" ausnütze. Er wandte sich an Meyerbeer mit der Bitte, ihn an den Tantiemen partizipieren zu lassen. Das Ersuchen war ungerechtfertigt, und Meyerbeer lehnte sehr kühl ab. Darüber wurde Heine maßlos erbittert — diesmal ohne sachliche Berechtigung, nur die Form der Ablehnung konnte ihn erzürnen —, und aus allen seinen Briefen und aus dem Fragment „Päan" ertönen jetzt die Klagelieder über Meyerbeer. Aber obwohl ihm seine „Lutezia" hinlänglich Raum geboten hätte, sich gegen Meyerbeer zu stellen, tat er es in keinem Aufsatze. Ungemein aufgebracht über Meyerbeer war er; an Schloß schrieb er (9. November 1854): „Ich bin gegen Meyerbeer, obgleich mir der zweyte Theil der ‚Lutezia' hinlänglich Gelegenheit bot, noch nicht ernsthaft vorgebrochen und habe dennoch bis auf diese Stunde noch immer keine Antwort auf meine Anfragen. Schon diese Beleidigung verdient Züchtigung . . ." Also nicht wegen der 500 Franks war Heine über Meyerbeer jetzt mehr erbittert — die Affäre hatte er vielleicht längst vergessen —, sondern wegen dessen lässigen Verhaltens in der Ballett-Angelegenheit, von der sich Heine sehr zu Unrecht viel versprochen hatte.

Diese Tatsachen muß man sämtlich festhalten, um das folgende Schreiben Heines und das Meyerbeers richtig zu beurteilen. Alle Angriffe Heines auf Meyerbeer fallen mehrere Jahre nach seinem Absagebriefe, der nie ernst gemeint war. Sie sind gewiß nicht zu rechtfertigen, aber psychologisch zu begreifen. Unlautere Motive lassen sich Heine nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände nicht nachsagen. Heine war gewiß kein von höchstem Ethos erfüllter Mensch und Temperament-Ausbrüchen nur zu sehr ergeben. Er hatte sicherlich Gründe, sich über Meyerbeer zu beschweren. Daß er seinem Unmute in etwas turbulenter Weise Ausdruck gab, ist das einzige, was ihm zum Vorwurf zu machen ist. Die verweigerten 500 Franks hätten ihn nicht zu tobenden Wutausbrüchen verleitet; auch andere Freunde versagten ihm gelegentlich Geld, und er schwieg. Er selbst war freilich trotz seiner beschränkten Mittel immer hilfsbereit; wir wissen aus Dingelstedts Briefen an Kolb, daß er dem erstgenannten stets gerne Geld borgte. Dasselbe glaubte er, von seinem wohlhabenden Freunde verlangen zu dürfen. Daß er sich darin enttäuscht sah, kränkte ihn zwar, diktierte aber seine Angriffe nicht, die nur in der Enttäuschung darüber ihren Anlaß haben, daß Meyerbeer sich so wenig dankbar erwies.

Und nun seien die beiden letzten zwischen Heine und Meyerbeer

Digitized by Google

gewechselten Briefe mitgeteilt, wobei nur noch die Bemerkung gemacht werden muß, daß es nicht sicher feststeht, ob Meyerbeers Brief in der hier mitgeteilten Form an Heine gelangte, da von ihm nur ein Brouillon erhalten ist.

Hochgeehrter Maestro!

Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich es nicht verschmerzen kann irgend eine Fehlbitte bey Ihnen gethan zu haben. Ich muß daher Abschied von Ihnen nehmen.

Indem ich mich nun von Ihnen entferne, kann ich nicht umhin, zu meiner eignen Genugthuung, Ihnen zu bedeuten, daß Sie keine Ahnung davon haben, wie sehr es für Sie und Andre vom höchsten Nutzen war, daß ich seit 15 Jahren den Posten von Paris behauptete, trotz aller Geld- und Gesundheitsopfer, die mir dieses kostspielige und hitzige Pflaster auferlegte.

In Betreff der Volkslieder-Melodien gebe ich Ihnen Ihr Versprechen zurück. Nachdem ich Jahrelang von Ihnen an der Nase herumgeführt worden, verzichte ich auf jene Herausgabe. Ich habe den Hrn. Escudier hiervon Anzeige gemacht und ihnen ihre Vorschüsse (1000 Franks) zurück erstattet. Vielleicht gebe ich Ihnen nächstens die 500 Franks zurück, mit denen Sie jüngst behaupteten sich von Ihrem Worte losgekauft zu haben —; ich entbinde Sie lieber gratis jener Verpflichtung. Ich kann Ihnen ebenfalls nicht verhehlen, wie sehr ich in diesem Augenblicke einsehe daß Sie nur in der Musik ein Genie sind, daß ich nur diesem meine Bewunderung und Verehrung zollen darf.

Heinrich Heine.

P. den 24. Dezember 1845.
(Todestag meines armen Oheims)

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meyerbeer an Heine, Entwurf:

Werther Fr. [durchstrichen]

Liebster Heine! Ihr Brief hat mich tief verletzt. Nachdem ich Ihnen durch eine lange Reihe von Jahren so oft Sie es wünschten . . wohltätige Beweise meiner Freundschaft und Anhänglichkeit gegeben habe, schreiben Sie mir einen so bittern

Digitized by Google

Brief, weil der gegenwärtige Zustand meiner Kasse es mir nicht gestattet, diesesmal Ihren Wünschen Genüge zu leisten. Ich würde mich noch viel schmerzlicher verwundet fühlen, wenn ich nicht dächte, daß Ihre momentane Kränklichkeit vielleicht Ihre moralische Stimmung verdüstert und überreitzt hat; daß daher Ihre Zeilen nur das Resultat [darunter geschrieben: der Erguß] einer vorübergehenden physischen Mißstimmung sind.

Wie dem auch sei, ich meinerseits vermag nicht so leicht aufzuhören, der Freund meiner Freunde zu sein, selbst wenn diese mir das Beyspiel dazu geben sollten. Sie werden daher in der Zukunft wie in der Vergangenheit stets in mir den warmen Bewunderer Ihres großen Genies und den treuen, Ihnen warm ergebenen Freund finden.

Ihr herzlich ergebener

M.

Auf der Löwenjagd.

Tagebuchblätter

von

Fritz Bronsart von Schellendorff.

22. Juni 1907. Ich lagerte mitten in ganz offener Steppe an einem Wassertümpel, der in einem flachen, felsigen Flußlauf stehen geblieben war, nahe dem Plateau-Abfall zum Athi-Fluß.

Die Athi- und Chika-Chika-Flüsse, welche sich am Donyo-Sábuk (großer Berg) bis auf wenige Kilometer nähern, haben sich hier schon weit von einander entfernt. Nach Kitui zu erhebt sich das Terrain in breiten, flachen Terrassen, deren erste etwa 5 Kilometer von hier beginnt. Dort treten zuerst wieder knorrige, buschartige Mimosen und vereinzelte Dorn-Akazien auf, das Terrain hat viele Unebenheiten, und etwas weiter wechseln offene, mit Felsgerümpel bedeckte Senkungen, in deren Mitte meist ein flacher, schilfbestandener Sumpfplatz ist, mit buschbestandenen, flachen Höhenzügen und lichten Akaziengruppen. Die Landschaft hat einen wilden Charakter, so recht ein Gebiet für Nashörner und Raubzeug. Auch Zebras, „Kongonis“ (Kuh-Antilopen) und Impala oder Schwarzferfen-Antilopen sind häufig, Giraffen ziehen in kleinen Rudeln umher, und auf Nashörner kann man jederzeit stoßen.

Digitized by Google

Heute ereignisreicher Tag: Um 4 Uhr weckt mich der wachthabende Ascari Hokumu mit der Meldung, daß Löwen nicht weit vom Lager gebrüllt haben. Um 5¼ reite ich ab, Richtung des in Intervallen andauernden, aber etwas ferner werdenden Gebrülles; ich reite daher so schnell als möglich und lasse meine Leute laufen, solange sie es aushalten können. Auf die Weise wurde um etwa 6 Uhr die Entfernung zwischen uns und den Löwen entschieden geringer, obwohl sie vor uns her, Richtung Kitui-Plateau, fortzogen.

Prachtvoller Sonnenaufgang; die rote Scheibe tritt klar hinter dem Rand des vor uns liegenden, düsteren Terrassen-Plateaus, das mit phantastischen Büschen durchsetzt ist, hervor; etwas ferner zeichnen sich vereinzelte höhere Bäume, Schirmakazien, scharf vom roten Himmel ab. In die tiefe Morgenstille tönt das von den harten Wildleder-Sandalen klatschende Trampeln der vor uns laufenden Wakamba, das leise Klingen der kleinen Schellen, die sie an den Fußgelenken tragen, und unter mir das Getrappel meines Maultieres. Sowie vor uns das jetzt immer lauter klingende Gebrüll der Löwen ertönt, halten die Leute vor mir, und wir lauschen mit fliegendem Atem, um die Richtung genau festzumachen. Wenn die letzten, kurzen, unwilligen Töne verklingen, geht es weiter, nur müssen die Wakamba die Sandalen ausziehen und die Schellen abbinden und mehr trippelnd laufen, da die Löwen das taktmäßige Auftrampen von Menschen sehr weit hören, während das Traben oder Galoppieren des Maultieres ebenso gut von einem Zebra sein kann. —

Jetzt ertönt hin und wieder das helle, bellende Wiehern von Zebras vor uns, und es gibt einen eigenartigen Zusammenklang, wenn die dumpfen, grollenden Laute der Löwen hindurchklingen. Ein unbeschreiblicher Reiz, in dieser nur hin und wieder von den Tierstimmen durchbrochenen Stille dem Morgenrot entgegenzureiten, dabei mit der inneren Erregung durch vielleicht nahe bevorstehende Gefahren, die noch genährt wird durch die unwillig drohenden Stimmen der Gewaltigen. Jetzt eben ertönen sie wieder, dieses Mal so nahe klingend, daß sie wie unmittelbar aus der düsteren Kulissenwand der vor uns auf dem Hang sich hinziehenden Büsche zu kommen scheinen.

Es liegt eine tiefe Poesie in diesen afrikanischen Morgenstunden in der Wildnis, dem Erwachen der Tierwelt zu neuem Tagewerk und in den großen Kontrasten. Oben in den Büschen zwitschern zarte, bunte Vögel, die Verkörperung der Harmlosigkeit und Unschuld, dem anbrechenden Tage entgegen, oft zwischen zierlichen weißen Blüten sitzend; blaue, weiße und gelbe Blumen durchsetzen das taufrische, in der Morgensonne glitzernde Gras; Gazellen stehen, mit hoch gekrümmten Rücken, die Läufe eng zusammengestellt, in dampfenden Niederungen; alles sieht paradiesisch und unschuldsvoll aus — bis wieder das dröhnende Gebrüll ertönt und ein riesiger

Digitized by Google

dunkler Nashornbulle mit gefahrdrohenden Hörnern, aus hohem Riedgras auftauchend, plötzlich plump und massig über eine blumenbesäte Grasfläche daherkommt. Wir machen einen großen Bogen unter dem Wind um ihn herum, denn mir liegt heute Morgen nichts daran, mit ihm anzubinden, dann nehmen wir die Löwen-Richtung wieder auf und ersteigen über Felsgerümpel den flachen Terrassenrand, immer langsamer und vorsichtiger. Ich schnalle die Scheide meines Jagdmessers auf, öffne die Revolvertasche, fasse hin, ob der Revolver handlich liegt, stecke die Patronen in den Brusttaschen so zurecht, daß ich sie schnell herausnehmen kann, öffne die Kammer meiner Büchse, schaue durch den Lauf, schließe, sichere, knöpfe die Tasche meines Fernglases auf — alles selbstverständliche Vorbereitungen, wenn man fühlt, daß es jetzt ernst wird — da stutzt mein Maultier, und kaum 30 m von uns, hinter dem dunklen Gebüschstreifen, geht nach links ein Trupp von etwa 50 Zebras im Galopp in die Niederung ab.

Plötzlich finden wir uns auf den frischen Löwenfährten, die auf offenen, mit rötlichem Sand bedeckten Plätzen am Terrassenrand gut zu erkennen sind: zwei Löwen, anscheinend Löwe und Löwin. Ein Halten der Fährten hätte keinen Zweck gehabt, da das Gebrüll unaufhaltsam vor uns ertönte, und auf der Terrasse nur niedriges Gras stand, so daß wir sicher bald zwischen den jetzt immer spärlicher werdenden Büschen die Löwen sichten mußten. Anscheinend hatten sie noch keine Beute gemacht, waren hungrig, befanden sich noch auf der Jagd und benahmen sich absichtlich so, als ob sie schon satt wären und keine Absichten hätten, um die Tiere zu täuschen und sorglos zu machen.

Das Wild, durch welches die Raubtiere hindurch gebummelt waren, hatte gerade nur so viel Distanz gehalten, wie nötig war, um nicht in Gefahr zu kommen, kümmerte sich um das Gebrüll garnicht, sondern beobachtete uns mit größter Aufmerksamkeit. Das Gute war, daß, da die Löwen voran waren, kein Tier uns voraus flüchtig wurde, wodurch die Löwen gewarnt worden wären, sondern daß die Tiere, wenn sie flüchtig wurden, seitwärts gingen.

Der etwa 500—800 m breite Terrassenrücken zieht sich hier zwischen zwei flachen, offenen Grassteppen hin.

Jetzt ertönte das Gebrüll wieder näher, aber etwas nach links, also der offenen Steppe zu. Gelangten die Löwen dorthin, so waren sie so gut wie verloren für mich, da ein Anpirschen dort ausgeschlossen war und sie dann sicher so weit Distanz halten würden, daß ich nicht zum Schuß kommen konnte.

Also so schnell und dabei so lautlos wie möglich weiter. Ich blieb noch im Sattel, um weiter sehen zu können. Es wurde schon bedenklich offen, und das Gelände senkte sich der Steppe zu.

Digitized by Google

Da duckte sich mein bester Mukamba, Tschune, vor mir — alle anderen waren hinter mir — ich glitt vom Maultier und folgte der Richtung, die Tschune andeutete. Obwohl er sagte: „Da sind sie," sah ich zunächst nichts. Tschune flüsterte: „Dort beim Termitenhügel, ganz nah" — da sah ich sie, aber wieder diese wunderbare Mimicry: Nur 100 m von uns lag ein Löwe mit lichter Mähne, zu uns äugend, und neben ihm, nach der anderen Richtung gewendet, eine Löwin. Ich konnte ohne Glas nicht recht die genaue Lage der Löwen ausmachen, sie verschwammen ineinander und in ihrer Umgebung von rötlicher Erde und fahlgelbem Gras. Jetzt mit dem Glas sah ich den wundervollen Kopf des Mähnenlöwen, merkwürdig indifferent zu uns herüberäugend; kein Brummen, kein Schweifschlagen; er lag einfach da. Beide wie eine Gruppe aus Stein.

Jetzt erhob er sich und bummelte unentschlossen um die Löwin herum. Es fiel mir hier wieder auf, daß der Löwe sich so benahm, als ob er sich schäme, Furcht zu zeigen; scheinbar, wie wenn nichts los wäre, ging er planlos hin und her. Zur Flucht war ich ihm zu nah, zum Angriff zu weit. Er sah mächtig groß aus, da die umherstehenden Miniatur-Knieholz-Büsche sehr niedrig waren, aber die Formen hoher Büsche hatten.

Die Löwin lag immer noch, hatte nur Kopf und Hals hoch aufgerichtet und blickte, in schnellen Wendungen mit dem Kopf, bald zu mir, bald zum Löwen. Die Wakamba hatten sich mit meinem Maultier in „angemessene" Entfernung rückwärts konzentriert. Im Gegensatz zu den tapferen Massai sind sie so ziemlich das feigste Gesindel, das ich kenne.

Als er gut nach rechts breitseits stand, Ziel: hoch Blatt — Schuß! — Zu tief rechts abgekommen. Er fuhr herum, biß um sich, als ob er versuchen wollte, in die Anschußstelle zu beißen, brummte laut in kurzen Absätzen und tat sich im Profil rechts nieder. Zweiter Schuß leider sogenannter Hohlschuß, zu tief unter Rückgrat, ungefähr in der Mitte. Nun drehte er die Hinterhand so, daß er uns genau zugewendet war, grollte dumpf, ruckweise, hatte die Ohren bösartig zurückgelegt, zeigte sein Gebiß und peitschte mit dem Schweif den Boden. Ich stand zwischen einem Doppelbusch, der oben zusammengewachsen war und eine niedrige runde Oeffnung, wie eine Tür, bildete. Von diesem Busch zu den Löwen zog sich ein breiter Streifen hohen Steppengrases.

Jetzt Schuß auf Kopf des Löwen, worauf er sich seitwärts umlegte, lautlos. Die Löwin sprang jetzt auf, halbschräg zu mir, leise und hochgurgelnde Töne ausstoßend; Schuß nach Genick, zu tief. Sie biß um sich, tat sich nieder. Schuß darüber weg in den Sand. Jetzt kam sie an, zusammengestellt, Ohren zurückgelegt, in kurzem, gestauchtem Galopp. Schuß auf 30—40 m in rechte Vorderpranke, der sie zum Halten zwingt. So steht sie einen Augenblick, die zer-

Digitized by Google

schossene Pranke hochhaltend, um wieder in hohen, mehr ärgerlich als wütend klingenden, gurgelnden Tönen zu klagen. Dann setzt sie plötzlich wieder zum Angriff an — Schuß mitten in die Brust, ich sehe sie zusammensinken — im selben Augenblick fährt rechts neben mir eine dunkle Masse aus der Öffnung zwischen dem Doppelbusch hervor, richtet sich betäubend grollend dicht neben mir unglaublich hoch auf, fällt, als ich mich hinwende, schwer auf mich nieder, und ich liege unter dem wütenden, verwundeten Löwen, der unbemerkt im hohen Gras herangekommen war, während ich mit der Löwin zu tun hatte.

Ich hatte nach dem letzten Schuß noch nicht wieder geladen, hätte auch ohnehin bei dem blitzartig und überraschend erfolgten Angriff weder Gewehr noch Revolver noch Messer gebrauchen können. Ich fühlte keinerlei Schmerz, sah den haarumrahmten, massigen Kopf des Löwen, den Rachen mit den mir ungeheuer erscheinenden Zähnen dicht vor mir; verzweifelt stieß ich mit meiner linken Faust, die frei war, dem Löwen nach dem Gebiß, fühlte deutlich sein Zubeißen, und als ich glaubte, es sei keine Rettung mehr, sank der schwere Löwenkörper mit dem langgezogenen Sterbelaut — „aaaooouuu" verendend zu Boden, quer über meinen Hüften und Beinen liegend. — Ich saß jetzt halb aufrecht, meine linke Faust blutete stark und sah so aus, als ob sie total zerbissen sei, während ich am rechten Handgelenk, nach dem Zeigefinger zu, einen tiefen Kratzer hatte, den der Löwe mir versetzt hatte.

Zu dem Glauben, daß meine linke Faust zerbissen sei, trug wohl die Aufregung und die Phantasie bei; und als ich versuchte, die Finger zu bewegen, ging es ganz gut.

In diesem Augenblick kamen die Wakamba-Helden herbei und ließen ihre dummen Ai! Ai's hören. Ich ließ mir die Feldflasche geben und machte im Becher eine scharfe Lösung von übermangansaurem Kali, das ich stets bei mir führe. Zuerst aber goß ich die ganze Sattelflasche mit Rum über die Wunden: Löcher von den Zähnen nahe den Knöcheln und ein tiefer Riß auf dem Handrücken. Dann wusch ich die Wunden einzeln mit Watte und übermangansaurem Kali aus — wobei ich die Engel im Himmel pfeifen hörte —, dann Boten an den Arzt im Lager.

Nun machte ich mich, nachdem die Fäuste notdürftig mit Watte und Tüchern verbunden waren, an die Untersuchung der Löwen.

Der männliche Löwe ein Prachtexemplar, aber — ohne Schweif! Nur ein 1 cm langer Stummel mit vernarbten Rissen. Und ich war doch im festen Glauben, gesehen zu haben, wie er mit dem Schweif den Boden peitschte.

Mit dem Abhäuten wartete ich, bis der Arzt kam.

Als ich mich im Schatten des Doppelbusches niederlegte, wurde mir doch etwas eigentümlich zu Mute. Nach der großen Erregung

Digitized by Google

kam der Rückschlag, und ich bedauerte, allen Rum „äußerlich" angewandt zu haben.

Löwen sind immer gefährlich wegen der Wahrscheinlichkeit einer Blutvergiftung; aber der peinlich sorgsamen Behandlung und Kunst des Doktors, wobei ich allerdings noch mehrere Male pfiff, als mir die Wunden mit kochendem Wasserdampf behandelt wurden, gelang vollkommene Heilung, so daß nur Narben zurückgeblieben sind. Der Doktor kam nach zwei Stunden, und nachdem ich vorschriftsmäßig verbunden war, ließ ich beide Löwen an den Busch schleppen und mit dem Abhäuten beginnen.

Bezeichnend für das verschiedenartige Verhalten von Löwen war das ruhige Liegenbleiben gewesen, sogar im ganz offenen Gelände, obwohl sie uns sahen. Vielleicht hatten die Löwen die Hoffnung, daß die Menschen einfach vorbeiziehen würden. Hätte Tschune die Löwen nicht entdeckt, so hätte es uns tatsächlich passieren können, daß wir einfach vorbeigezogen wären.

Ob der Angriff des Löwen heute vom Anschußplatz aus planmäßig vorbereitet war? Ich bezweifle es.

Ich glaube, daß der Kopfschuß, der dem Löwen über dem rechten Auge saß, ihm seine Überlegungsfähigkeit genommen, sein Orientierungsvermögen gestört hat und daß er halb planlos, und vielleicht von Schmerzen gepeinigt, im hohen Grase dem Busch zustrebte und kurz vor dem Verenden mich sah und in nächster Nähe den letzten Schuß auf die Löwin abfeuern hörte und mich dann im Verenden noch anzugreifen suchte. Wenigstens ist dieses senkrechte Aufrichten sonst gar nicht die Art eines Löwen beim Angriff und hängt vielleicht mit seinem schmerzlichen Sterbekampf zusammen. Auf jeden Fall hatte er dann, als er mich niederwarf, doch noch ausgesprochen bewußt böse Absichten; nie werde ich die Augen dieses sterbenden Löwen vergessen, haßerfüllt und wie blutdurchsetzt. Sein Beißen ist natürlich nur noch ziemlich kraftlos gewesen, denn sonst wäre von meiner Faust wohl wenig übrig geblieben.

Nun noch etwas sehr Interessantes bei diesem Löwenpaar. Der Doktor untersuchte beide Löwen wissenschaftlich vorschriftsmäßig und stellte u. a. fest, daß die Löwin, obwohl nach dem Gebiß zu urteilen ein altes Tier, eine „Jungfrau" war. Also ein platonisches Löwenpaar, und der Adonis ohne Schweif!

Die Sache entbehrt nicht einer gewissen Komik.

Vielleicht wollte kein anderer Löwe etwas von ihr wissen, da sie irgendeinen organischen Fehler hatte, und keine Löwin erwiderte die Liebeswerbungen des schweiflosen Löwen, und so haben die beiden Verschmähten sich in Freundschaft gefunden. Wer weiß, wie viele Jahre sie so Freud und Leid geteilt haben, bis heute meine Kugeln ihrem Dasein ein Ende setzten!

Digitized by Google

Auch die verhältnismäßige Indolenz, ehe sie verwundet wurden, und ihre Unentschlossenheit mag darauf zurückzuführen sein. Immerhin sieht man, daß selbst „solche" Löwen nicht ungefährlich sind.

Ich glaube ziemlich sicher, daß dies derselbe Löwe war, den ich am 27. März 1906 zwei Stunden von hier bei einem frisch gerissenen Kongoni überraschte und vergeblich verfolgte; damals behaupteten meine Wakikuju, der Löwe habe keinen Schweif. Wenn es derselbe ist, so ist es interessant zu sehen, wie lange ein Löwe unter Umständen an seinem Streifgebiet festhält.

Nach dem Abhäuten wogen wir alle Teile des Löwen einzeln mit meiner Hängewage, die stets zu meiner Jagdausrüstung gehört, dann Haut mit Schädel, zogen den Blutverlust — und den fehlenden Schweif nicht zu vergessen — in Rechnung und erhielten ein Gesamtgewicht von mindestens 450 Pfund deutsch. Einer meiner schwersten Löwen, die ich erlegt habe, wog über 500 Pfund englisch.

Nun einige Aufzeichnungen der nächsten Tage — bis ich am 26. Juni, noch mit verbundenen Händen, meinen 42. Löwen erlegte:

23. Juni 1907. Vor Schmerzen schlaflose Nacht. Morgens Hand unförmlich geschwollen, Finger scheinbar aus ihrer Richtung. Ruhetag. Löwenfelle präpariert.

24. Juni 1907. Schmerzvoller Vormittag. Dieses tatenlose Herumsitzen mitten im Löwengebiet ist zum Auswachsen. Nachts brüllen die Löwen ringsum, sogar heute nachmittag um 4 Uhr.

25. Juni 1907. Früh Hand besser, aber immer noch stark geschwollen und schmerzhaft, sobald beim Herabhalten das Blut hineinströmt. Wird wohl noch eine Woche dauern, bis ich wieder kampfbereit bin. Wenn nicht bald Proviant kommt, bin ich in großer Verlegenheit, da ich kein Fleisch schießen kann. Hoffentlich sind einige Kongonis so freundlich, nahe ans Lager zu kommen.

26. Juni 1907. Früh 7 Uhr auf 425 m vom Zelt aus einen Kongonibullen mit 3 Schüssen erlegt. Vormittags kommt Proviant von Kitui. ¾11 Uhr Abmarsch mit 20 Lastesseln, 40 Esellasten, 15 Trägern, 7 Wakamba, um einen neuen Lagerplatz auszusuchen. Meine braven Massai habe ich auf 4 Wochen in ihre heimatlichen Kraals beurlaubt, wo sie für ihr Gehalt Vieh kaufen, es bei Freunden einstellen und dann in ihren Dienst zurückkehren wollen. Sie fehlen mir sehr. Diese Wakamba sind traurige Gestalten, zu nichts zu gebrauchen, nicht einmal zum Spüren.

Der nächste Wasserplatz soll nach Angabe des Mukamba Muania 3 Stunden entfernt sein.

Erst geht es durch offene Grassteppe mit rumpligem, zerrissenem Boden. Nashörner stehen in weiten Abständen äsend umher. Ich zähle zu gleicher Zeit neun. Nahe dem nächsten Terrassenrand, an einem flachen, schmutzigen Wassertümpel eine Herde von mehreren hundert Zebras, Kongonis und 2 Gnubullen, die zögernd bis auf

Digitized by Google

200 m flüchtig werden. Dann über sanfte Steigung auf Terrasse, die wieder festen Boden hat, niedrige Grasnarbe, zahlreiche Termitenhügel in phantastischen Formen, Dorngestrüpp, Schirmakazien, offene Sandplätze: ein dem neulichen „Löwen-Plateau" parallel laufendes, durch eine 3 km breite Steppe mit hohem Gras von jenem getrennt.

Wir marschieren an der Kante entlang. Ich lasse Esel und Träger 2 km zurück, ehe sie mir folgen sollen. Meine 7 Wakamba instruiere ich, wie sie ausgeschwärmt, 4 im unübersichtlichen Gelände rechts auf dem Plateau, 1 links oben am Rand, 1 am Fuß in der Ebene, 1 vor mir, alle in derselben Höhe mit mir schleichen und von Termitenhügeln aus Umschau nach Löwen halten sollen. — Da hier noch niemand gejagt hat und es Löwen in der offenen Grassteppe zu heiß ist, wir stets in dieser Richtung Gebrüll gehört haben, so vermutete ich Löwen hier irgendwo auf dem nur 6—800 m breiten Plateau im Schatten von Büschen ruhend und hielt die Chancen, sie bei Tag aufzutreiben, für gut.

Dieses Plateau erhebt sich nur 10—15 m über der Grassteppe, ist aber scharf mit felsiger Kante abgesetzt.

Auf meinen Pfiff wurde entweder gehalten, wenn wir im Marsch waren, und die Wakamba sollten auf die nächsten Hügel steigen, so daß sie mich sehen und meine Zeichen erkennen konnten, oder, wenn wir hielten, ging es auf meinen Pfiff langsam weiter. Falls einer der Wakamba etwas sah — nur Löwen oder Nashörner — so ließ er den Kuckuckspfiff ertönen, der bis zu mir weiter gegeben wurde, und der betreffende Mukamba kam, indem sein Nebenmann das Tier beobachtete, rückwärts einen Bogen machend, zu mir.

So ging es also vorwärts.

Schon nach 10 Minuten gehen 9 Giraffen, welche unter einigen Schirmakazien gestanden hatten, im schaukelnden Galopp, die Ruten hochgedreht, vom Plateaurand schräg in die offene Steppe, wo sie auf 500 m stehen und uns beobachten, in der Folge uns immer etwas vorausflüchtend und sich dem Plateau wieder nähernd. Bald darauf Kuckuckspfiff von links: 2 Nashörner erscheinen, aus dem toten Winkel unter dem Plateaurand kommend, kaum 100 m von uns; ein vor uns flüchtendes Kongoni kommt gerade auf sie zu, macht „hopsend" in komischen Sprüngen einen kleinen Bogen um sie herum und reißt sie in seiner Flucht mit fort; so verschwinden sie alle drei im toten Winkel, um bald darauf unaufhaltsam galoppierend quer in die weite Wildnis zu flüchten.

Die Sonne ist glühend, die Luft flimmert und schlägt uns in heißen Wellen entgegen. Eine Viertelstunde weiter außer einigen Kongonis kein Wild, bis Tschune stehen bleibt und voraus weisend flüstert: „Herr, was für ein Tier ist das dort?" Ich sehe ein Tier etwa 400 m voraus durch hohes Gras der Steppe zu ziehend, lang, flach. Eine

Digitized by Google

flache Senkung liegt vor mir, von 200 m ab wieder etwas ansteigend. Ich gleite vom Sattel zur Erde, und mit dem Glas erkenne ich einen starken, männlichen Löwen mit schwacher, heller Mähne, der ruhig nickend der Steppe zubummelt. Ab und zu steht er, hebt den Kopf, äugt vorwärts und zieht dann weiter. Ich schleiche 50 m schnell weiter voraus, suche die Äste einer vor mir in der Senkung stehenden Akazie zwischen mich und den Löwen zu bringen. Aber bald steht der Löwe, ich sofort auch, regungslos; er ersteigt einen kleinen, kahlen Termitenhügel, sichtet anscheinend die Giraffen, die ihm vorher durch den Plateaurand verborgen gewesen sein mögen, und duckt sich nieder. Die Giraffen sind nur etwa 200 m von ihm entfernt, sichten aber zu uns herüber. Der Löwe geht geduckt neben dem kleinen Hügel, von dem er rückwärts herabgeglitten ist, vorbei und im beschleunigten Tempo den Giraffen zu, die ihn im hohen Grase anscheinend nicht sehen können.

Im Glauben, daß seine ganze Aufmerksamkeit jetzt den Giraffen zugewendet ist, beginne ich zu laufen, um ihn schußgerecht zu kriegen, aber etwa 50 m, ehe ich die Dornakazie erreiche, muß er etwas gemerkt haben, hält plötzlich und steht im Profile nach mir herüber äugend. Ich stehe regungslos, kann ihn gerade unter den Ästen und neben dem Stamm der Akazie sehen. Er ist jetzt nur noch 200 bis 250 m von mir entfernt. Ganz langsam hebe ich das Fernglas vor mir; als ich hindurchblicke, dreht er sich so, daß er mit der Vorderhand stehen bleibt, ohne mich aus den Augen zu verlieren, und die Hinterhand so wendet, daß er spitz zu mir steht, sein Schweif in leichter, ruckartiger Bewegung. So stehen wir wohl 5 Minuten, während der er nur einmal schnell nach den Giraffen äugt; das benutzte ich, um das Glas herunterzunehmen, da mir die Arme müde werden. Dann kam der Löwe in Absätzen jedes Mal ungefähr 10 m langsam mir entgegen, nicht einen Augenblick mich aus den Augen lassend, als ob er besser sehen wollte; er war anscheinend nicht ganz sicher, ob ich ein Mensch oder ein Baumstumpf war.

Bald kam er abermals um 10—20 m näher, etwas schräg nach rechts, und stieg mit der Vorderhand auf einen Felsblock. Ich hatte wieder das Glas langsam hochgenommen, um seinen Kopf recht genau beobachten zu können. Immer wieder derselbe Genuß, solch einen Löwenkopf scheinbar so nahe gerückt zu beobachten. Dieser Löwe sah nichts weniger als gemütlich aus, wie das sonst so oft bei Mähnenlöwen der Fall ist, sondern er sah mit etwas geöffnetem Rachen und triefenden Lefzen entschieden mißtrauisch und ärgerlich aus, als ob er ganz gerne anbinden würde. Die Entfernung zwischen uns war jetzt nur noch etwa 200 m blanke Grasebene.

Wieder etwa 5 Minuten gegenseitigen Beobachtens zwischen uns.

Da wendete der Löwe, wie mit einem plötzlichen Entschluß, und bummelte in beschleunigtem Tempo den Giraffen zu, ohne jede

Digitized by Google

Vorsicht. Und die Giraffen sahen ihn, wie ich aus ihrem Gebaren entnahm. Der Plateaurand war nur noch 50 m vom Löwen. — Alter Schlaumeier! Er wollte, als ob es so in seinen Plan gehöre, den nahen Plateaurand gewinnen und dann im toten Winkel flüchtig werden. Dann war er für mich verloren.

Ich lief also, da die Äste der Akazie mir ihn wieder verbargen, schnell vorwärts, ohne jede Vorsicht, und rief ihn an, „We, Simba, ngodja Kidogo" (Du, Löwe, wart ein bißchen); er stutzte etwas im Profil, schlug wagerecht mit dem Schweif, und jetzt zum ersten Mal vernahm ich sein grollendes Brummen. Jetzt galt es Eile, denn seine nächste Flucht brachte ihn in den toten Winkel. Niederknien! Ziel Hochblatt, Zähne zusammengebissen, der Schuß muß sitzen — und er saß.

Auf den Schuß verschwand er im hohen Gras, kam einige Male in windenden, katzenartigen aber mächtigen Bewegungen hoch, noch ein paar Mal die schwarze Schweifquaste, Brummen, dann Ruhe. Als ich hinkam, war er verendet. Der Schuß saß fast unter dem Rückgrat über dem Blatt. Entfernung genau 225 m. — Ich freute mich umsomehr über den Schuß, als meine linke Hand zwar besser war, ich sie aber noch nicht gebrauchen, nur als Auflage benutzen konnte. Der Doktor hatte mir eine Art „Fechthandschuh" konstruiert.

Der Regisseur als Künstler.

Von

Walter Bloem.

Im vergangenen Frühjahr hat die „Vereinigung künstlerischer Bühnenvorstände" in Berlin den „Ersten deutschen Regiekongreß" abgehalten. Einen wesentlichen Teil der Verhandlungen dieses Kongresses bildete die Frage nach dem Urheberrecht des Regisseurs an seinem Werk, an der Regieleistung. Hart wurde gekämpft um die Frage, ob die Schöpfung des Regisseurs vom geltenden Rechte bereits geschützt sei, oder wenn nicht, ob sie schutzbedürftig und schutzfähig sei. Ich habe für meine Person in dieser Frage eine stark ausgesprochene Stellung eingenommen, mußte aber mit Rücksicht auf die Kürze der Redefrist und die Fülle der Verhandlungsgegenstände darauf verzichten, meine Anschauungen mit der nötigen Ausführlichkeit zu begründen. Eine Anregung der Schriftleitung dieses Blattes gibt mir die erwünschte Veranlassung, mich im Anschluß an die auf dem Regiekongreß aufgeworfene Rechtsfrage über das künstlerische Wesen der Regieleistung im Zusammenhange auszusprechen.

Dabei ist eine grundlegende Unterscheidung vorauszuschicken. Um das Wesen der Regieleistung zu beurteilen, müssen wir die idealen Voraussetzungen für die Tätigkeit des Regisseurs zugrunde legen. Diese

Digitized by Google

aber sind nur in dem zahlenmäßig verschwindend seltenen Falle gegeben, wo dem Regisseur die unbedingte Herrschaft über die gesamten künstlerischen und technischen Machtmittel seiner Bühne zusteht. Dieser Fall trifft in seiner Reinheit nur für den Direktor eines Privattheaters zu, der sein eigener Regisseur ist. Es ist bezeichnend, daß der meistgenannte Regisseur unserer Tage, Max Reinhardt, sich in diesem Falle befindet. Wenn dagegen der Regisseur nur Angestellter des Intendanten oder Direktors und an dessen Weisungen mehr oder weniger gebunden ist, oder wenn, wie bei manchen Hof- und Stadttheatern, höfische, gesellschaftliche, politische Einflüsse der freien Entfaltung seiner künstlerischen Persönlichkeit entgegenstehen, dann trübt sich das Bild der Regieleistung als einer selbständigen Kunstschöpfung schon ganz erheblich.

Gehen wir also von der Voraussetzung aus, daß der Regisseur zugleich Leiter des Theaterunternehmens ist und demnach die Macht besitzt, auf die Mitglieder des Ensembles mit der vollen Autorität des Brotherrn einzuwirken und über den technischen Apparat mit der Souveränität des Eigentümers zu verfügen. Ist in diesem Falle die Regieleistung als ein „Kunstwerk" im Sinne der übrigen Künste anzusprechen? Ich behaupte: nein.

Um Mißverständnisse zu vermeiden: niemand kann einen höheren Begriff von der künstlerischen Bedeutung der Regietätigkeit, von dem künstlerischen Wert ihrer Schöpfung haben als ich. Es ist unbedingt nötig, daß der Regisseur ein Künstler sei — ein Künstler durch und durch. Aber ein Kunstwerk ist seine Schöpfung nicht.

Denn erstens: ein Kunstwerk nenne ich nur eine Schöpfung, welche aus dem selbständigen Schöpferwillen eines einzigen Menschen hervorgegangen ist.

Und zum andern: ein Kunstwerk ist eine Schöpfung, die aus rein künstlerischen Lebenskräften und Eigenschaften ihres Schöpfers hervorgeht. Eine Tätigkeit aber, die zu ihrer Ausübung neben künstlerischen Qualitäten des Handelnden überhaupt und noch dazu in wesentlichem Umfange andere als rein künstlerische Fähigkeiten benötigt und in Aktion ruft, fällt zwar unter den Begriff der Kunstbetätigung, ihr Erzeugnis aber ist nicht als ein reines, ja ist nicht einmal hauptsächlich als ein Kunstwerk anzusprechen.

Drittens aber: ein Kunstwerk ist nur da vorhanden, wo ein Werk vorhanden ist — d. h. wo das Resultat der kunstschöpferischen Betätigung des schaffenden Menschen in der Sinnenwelt eine dauernde Gestalt angenommen hat, welche alle wesentlichen Elemente der künstlerischen Formgebung dauernd und unzweideutig aufbewahrt. Das Fehlen einer solchen dauernden Gestalt als Ergebnis der künstlerischen Betätigung des Regisseurs ist von größter Bedeutung für die Frage der Schutzfähigkeit der Regieleistung. Es fehlt, um juristisch zu reden, dem Rechtsschutzanspruch das materielle Substrat.

Zum Kunstwerk mangelt es der Regieleistung an der künstlerischen Selbständigkeit, an der künstlerischen Reinheit des Schöpfungsprozesses und schließlich an der Dauerbarkeit des Resultates, des Werkes.

Also erstens: die Regieleistung ist keine selbständige schöpferische Tätigkeit.

Digitized by Google

Das Auftauchen des Regisseurs im Bühnenbetriebe als eines Faktors von wesentlicher Bedeutung und mit dem Anspruch auf eine persönliche Beachtung und Wertschätzung ist überhaupt erst das Ergebnis der jüngsten Phase der Entwicklung unserer Kunst. Selbstverständlich ist ein Bühnenspiel ohne einen Spielleiter auch in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden der Bühnenkunst niemals denkbar gewesen. Aber erst die steigende Differenzierung und Spezialisierung des modernen Lebens überhaupt, die wachsende Kompliziertheit des modernen Bühnenapparats und endlich die Verfeinerung des neuzeitlichen Kunstempfindens haben den Regisseur aus der bescheidenen Rolle eines Vermittlers zwischen Drama und Darstellern zu jener Stellung emporgehoben, welche die Gegenwart ihm einräumt. Wir haben uns heute daran gewöhnt oder sind daran gewöhnt worden, im Regisseur den eigentlichen Schöpfer des Gesamtkunstwerks zu erblicken, als welches eine jede Aufführung eines Bühnenwerkes sich heute darstellt. Es sei darauf hingewiesen, daß dieser Entwicklung parallel das Emporsteigen des modernen Kapellmeisters vom einfachen Taktstockschwinger zum Helden des Konzertsaales sich vollzogen hat. Die Schauspieler lieben es, diese Entwicklung beim Regisseur auf das Sensations-, Ruhmes- und Reklamebedürfnis einzelner starker Persönlichkeiten zurückzuführen. Wenngleich nicht verkannt werden soll, daß derartige Einflüsse die Entwicklung gefördert haben, so sind das doch nur Begleiterscheinungen. Die sachlichen Gründe dieses Phänomens sind in einer Vertiefung unserer Begriffe vom Wesen der Bühnenkunst zu suchen, die an den simplen Spielleiter der Vergangenheit Anforderungen stellt, die seine Tätigkeit zu überragender Bedeutung, ihre dauernde Ausübung zu einer neuartigen Berufstätigkeit erhoben haben, die nicht mehr nebenamtlich von einem der Schauspieler, noch auch von dem mit der Verwaltung des komplizierten Gesamtorganismus eines modernen Theaters in Anspruch genommenen Direktor versehen werden kann.

Diese so ungeheuer bedeutungsvolle und vielseitige Funktion des modernen Regisseurs ist aber trotzdem als eine selbständige künstlerische Tätigkeit nicht anzusprechen. Sie ist es ebensowenig, ja in noch weit geringerem Grade als diejenige des Orchesterdirigenten. Ebenso wie dieser ist der Spielleiter auf der Bühne der Diener eines bereits vorhandenen Kunstwerks — in unserem Falle des dramatischen Textes, der Dichtung. Aber wie der Kapellmeister ist auch der Regisseur im Verhältnis zu seiner Vorlage, dem Drama bzw. der Partitur, nicht als ihr eigentlicher Nachschöpfer zu betrachten. Die Nachschöpfer sind vielmehr die einzelnen Spieler, hier wie dort — nur daß beim Orchesterdirigenten jeder einzelne dieser Nachspieler eine relativ viel geringere Selbständigkeit besitzt als beim Regisseur. Im Schauspieler tritt dem Regisseur eine zweite selbständige Künstlerindividualität gegenüber, die zu der Vorlage der Dichtung in ein persönliches Verhältnis der Wechselwirkung tritt — einer Wechselwirkung, die der Regisseur zu respektieren hat und nur innerhalb verhältnismäßig bescheidener Grenzen seiner eigenen Auffassung der Vorlage unterzuordnen in der Lage ist. Der Dichter hier, der Schauspieler dort beschränken dem Regisseur das Recht und die Möglichkeit selbständiger Kunstbetätigung. Zwischen diesen beiden eigentlichen Trägern des Bühnengesamtkunstwerks ist und bleibt der Regisseur auch heute, wie in früheren Epochen der Bühnenkunst, lediglich der Vermittler. Es läßt sich, theoretisch

Digitized by Google

wenigstens, ein Idealzustand denken, bei welchem die Tätigkeit des Regisseurs sich tatsächlich nur auf die Anordnung des äußeren Schauplatzes und die Regelung des äußeren Handlungsverlaufs beschränken würde. Ein solcher Idealzustand würde ein Ensemble von gleich hoch kultivierten, in gleichem künstlerischem Geist und gleichen Stilgrundsätzen erzogenen Schauspielern voraussetzen. Es ist bezeichnend, daß das souveräne Hervortreten des Regisseurs der Gegenwart sich in einer Periode der Bühnenkunst vollzogen hat, in der starke Wandlungen und Schwankungen des Darstellungsstils sich eingestellt haben und in der demnach eine jede tatsächlich vorhandene Kunstgemeinschaft, ein jedes Ensemble Vertreter wesentlich verschiedener Spielprinzipien umfaßt — in der aber zugleich auch die dramatische Dichtung ähnlich stürmische Umbildungen erfahren hat wie die Schauspielkunst. In dieser Flucht der Erscheinungen stellt die künstlerische Individualität des Regisseurs gleichsam den ruhenden Pol dar. Sein wichtiges Amt ist dies: die ungeheuren Verschiedenheiten des Kulturgrades, des Stils und der Individualität des vorhandenen Schauspielermaterials zu einer künstlerischen Einheit zusammenzuschmelzen. Diese Tätigkeit ist zweifellos von einer unschätzbaren und grundlegenden Bedeutung für das Gelingen der einzelnen Vorstellung wie für die allmähliche Zusammenschweißung eines gleichartigen Kunstkörpers. Eine selbständige künstlerische Tätigkeit ist sie aber unter keinen Umständen. Denn die Dichtung hier, die unausrottbaren und unausgleichbaren Wesensgrundzüge jeder einzelnen der seiner Leitung unterstehenden schauspielerischen Individualitäten dort, setzen ihm Grenzen, die er weder überschreiten kann noch dürfte.

Die Mittel nun, mit welchen der Regisseur den Ausgleich zwischen den verschiedenen Elementen der künstlerischen Gesamtwirkung zu bewerkstelligen hat, liegen weit weniger auf rein künstlerischem Gebiete als auf demjenigen der Menschenbehandlung, der Diplomatie im weitesten Sinne, kurz der Lebenskunst. Wer kennt nicht jenen Typus des Regisseurs, der, von höchsten künstlerischen Idealen beseelt, von einer völlig deutlichen individuellen Vorstellung einer anzustrebenden idealen Nachschöpfung der zum Bühnenleben zu erweckenden Dichtung erfüllt, doch völlig außerstande ist, seine künstlerischen Visionen und Träume in die harte Wirklichkeit des Bühnenlebens zu übersetzen — weil ihm die Fähigkeit abgeht, zwanzig Menschen von tiefster Verschiedenheit der gesellschaftlichen Herkunft, des Bildungsgrades, der Begabung, der künstlerischen Erziehung, der Folgewilligkeit auf einen einheitlichen Ton abzustimmen, dem Dienst eines gemeinsamen Gesamtwillens anzugleichen! Um dieses Ziel zu erreichen, genügt es nicht, daß der Regisseur imstande ist, mit seinem geistigen Auge ein scharfumrissenes Bild der anzustrebenden Bühnenverkörperung eines jeweils vorliegenden Dichtwerkes zu erschauen. Wenn er nicht die Fähigkeit besitzt, dieses sein eigenes Idealbild den gegebenen Möglichkeiten des ihm zur Verfügung stehenden Kunstkörpers mit der Fülle der in ihm enthaltenen künstlerischen Sonderwillen elastisch anzupassen, nicht die Fähigkeit, die Fülle der ihm gegenüberstehenden verschiedenartigen Temperamente gleichzeitig und mit einem unübersehbaren Reichtum von Nuancen der Behandlung und Befeuerung zu völliger Selbstentäußerung, zu freudigem Aufgehen im Dienste der gemeinsamen großen Aufgabe zu begeistern — was nützt ihm dann die lichtvollste Klarheit

Digitized by Google

seiner inneren Gesichte, das tiefste Erfassen des Wesens der zu gestaltenden Dichtung?! Die Eigenschaften aber, deren der Regisseur bedarf, um aus dem so edeln als verschiedenartigen und verschiedenwertigen Menschenmaterial, das er in Händen hält, einen künstlerischen Organismus zu formen, liegen durchaus nicht auf künstlerischem, sondern auf allgemein menschlichem Gebiet. Sie sind durchaus jenen Eigenschaften verwandt, deren der Leiter irgend eines andern großen Betriebes bedarf, um ihn zum Funktionieren zu bringen. Die Tätigkeit etwa, welche der Leiter eines großen Warenhauses, eines Fabrikbetriebes, eines Offizierkorps, einer Aktiengesellschaft, einer Ausstellung zu entfalten hat, sind der Tätigkeit des Regisseurs weit mehr verwandt als die Qualitäten, welche den großen Maler, den Komponisten, den Dichter machen. Suggestive Persönlichkeit, Menschenkenntnis und Menschenbehandlungskunst, autoritative Sicherheit des Auftretens, rücksichtslose Energie, wo es angezeigt ist, und verständnisvolles Nachgeben, wo die Sache es zuläßt — alles Fähigkeiten, deren der schaffende Künstler so wenig bedarf wie der reproduzierende — sind unerläßliche Erfordernisse einer erfolgreichen Regietätigkeit. Vor allem aber bedarf der Regisseur des Verständnisses für die Eigenart des Schauspielers — für diese ganz besondere Berufspsyche, wie sie sich in Menschen entwickeln muß, deren Wirksamkeit ganz auf die wenigen höchstgesteigerten Augenblicke beschränkt ist, in denen sie selber an der Rampe stehen und mit Einsetzung aller ihrer Lebensenergieen ihr Wesen auf die tausendköpfige Lauschermenge da drunten in dem finster gähnenden Zuschauerraum hinüberstrahlen lassen. All' diese rein menschlichen Eigenschaften müssen zur künstlerischen Begabung des Regisseurs hinzutreten, wenn er seinem Amt auch nur für die Dauer einer einzigen Probe gewachsen sein soll. Sie stempeln die Tätigkeit des Regisseurs zu einem überaus verwickelten Komplex von Wirkungsfaktoren, deren Elemente mindestens ziffermäßig zum weitaus überwiegenden Teile nicht auf künstlerischem Gebiete liegen.

Und was ist das Ergebnis dieser nervenmordenden, in dem beständigen Ausgleichen von tausend Reibungen sich selbst verzehrenden Tätigkeit?! Ein Etwas, flüchtig wie ein Hauch — verweht und vergangen mit dem letzten Sinken des Vorhanges, einer Wiederholung nur zugänglich innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne, in seiner Qualität aber schon bei der ersten Wiederholung sich unwiederbringlich verschlechternd und verflüchtigend — eine . . . Aufführung!! Und dies seltsame Etwas sollte ein Kunstwerk sein — ein Kunstwerk wenigstens, das irgendwelche ästhetische oder juristische Parallele böte zur Statue des Bildhauers, zur Leinwand des Malers, zur Partitur des Komponisten, zum Buch des Dichters?! Es ist klar: was der Regisseur schafft, ist überhaupt kein „Werk" im Sinne der übrigen, der eigentlichen Künste. Es ist so flüchtig wie der Vortrag des Sängers, des Instrumentalvirtuosen, das lebendige Wort des Redners, der Rhythmus und die Posen einer Tänzerin. Und wenn die moderne Technik Mittel gefunden hat, von allen diesen Dingen einzelne Elemente festzuhalten und der Reproduktion zugänglich zu machen, das Gesamtschaffen des Regisseurs wird keine noch so fortgeschrittene Technik jemals bannen können. Das empfinden auch die Theoretiker des Rechtsschutzgedankens im Kreise der Regisseure gar wohl, und sie stellen deshalb die These auf: eine Fixierung der Regieschöpfung bilde — das Regiebuch! (Dr. Lothar Schreyer, Voraussetzungen für das

Digitized by Google

Urheberrecht des Regisseurs, Aufsatz im 11. und 12. Heft des 2. Jahrgangs der „Szene", Blätter für Bühnenkunst.)

Was ist das überhaupt, ein Regiebuch? Dem Laien wird das erläutert werden müssen. Jede Bühne stellt ihrem Regisseur, wenn sie ihn mit der Inszenierung eines Dramas beauftragt, ein mit weißem Papier durchschossenes Exemplar dieses Dramas zur Verfügung, damit er den Text für die Aufführung einrichte. Jeder Regisseur kann in dieses Buch hineinschreiben, was ihm zum Zwecke der Vorbereitung angemessen dünkt. In erster Linie wird natürlich das Regiebuch die „Striche" und die szenische Einrichtung enthalten, also die etwaige Zusammenlegung mehrerer auf verschiedenen Schauplätzen spielender Szenen usw. Sollte sich ein solches Regiebuch zu einer Urkunde der Regietätigkeit erheben, so müßte es selbstverständlich schriftliche Ausarbeitungen weitestgehenden Umfanges enthalten. Schreyer und seine Gesinnungsgenossen gehen deshalb auch soweit, die Aufstellung einer Norm (!) für das Regiebuch zu verlangen. Freilich, wenn Schreyer annimmt, daß ein Regiebuch solchen Inhaltes „eine getreue Fixierung der gesamten Regietätigkeit" enthalten würde, so muß er schon die Einschränkung machen: „abzüglich des individuellen Einflusses, der von der Persönlichkeit des Regisseurs ausgeht". Er erklärt aber „dieses individuelle Fluidum, das für den Kunstwert sehr belangvoll ist, für rechtlich belanglos".

Ich glaube, der Zwang, das Regiebuch nach bestimmten Normen auszuarbeiten, würde für jeden Regisseur eine Fessel seiner individuellen Kunstübung bedeuten. Ich für meine Person z. B. bin außerstande, die Stellungen der Darsteller vor der Arrangierprobe schriftlich zu fixieren. Auch ändere ich im Einverständnis mit meinen Darstellern alles etwa schriftlich Fixierbare auf den Proben bis zum letzten Augenblick ohne Unterlaß, und der Zwang, die Stellungen aufzuzeichnen, würde für mich persönlich die Notwendigkeit bedeuten, nach der Aufführung noch einmal eine vielstündige Arbeit an das Regiebuch zu wenden, um eine Urkunde über die gröbsten Äußerlichkeiten meiner Probenarbeit herzustellen — eine Urkunde, die ich für gänzlich zwecklos halten würde. Völlig abgeschmackt aber erscheint mir der Gedanke, sich diese groben Äußerlichkeiten einer Tätigkeit, deren weitaus überwiegenden Wesensbestandteil eben jenes „individuelle Fluidum" bildet, nunmehr rechtlich schützen zu lassen. „Dekorationspläne, Requisitenverzeichnis, Beleuchtungsangaben, photographische Aufnahmen der Bühnenbilder, Regelung der Kostümfrage, Anweisungen für den Inspizienten, genaue schriftliche und choreographische Aufzeichnung aller Stellungen und Stellungsänderungen der Personen sowie der Gruppen, Festlegung der Tempi sowie der Tempoverschiebungen (am praktischsten mit musikalischen Zeichen), besonders wesentliche Charaktereigentümlichkeiten und besondere sprachliche Nuancen" — alle diese Dinge, die nach Schreyers Auffassung das Regiebuch enthalten soll und deren Aufzeichnung es zu einer dem Rechtsschutze zugänglichen Urkunde über die künstlerische Tätigkeit des Regisseurs stempeln soll — das alles scheinen mir nur ganz rohe Äußerlichkeiten zu sein im Verhältnis zu der allein wesentlichen Tätigkeit, welche darin beruht, ein Dichtkunstwerk und anderthalbdutzend oder anderthalbhundert mehr oder weniger selbständiger Künstler oder dem Kunstbeflissener zu der vergänglichen Gesamtleistung einer Aufführung zusammenzustimmen.

Digitized by Google

Welch eine schreckliche Verkennung aber des eigentlichen Wesens der Regietätigkeit liegt in dem Gedanken, dem Regiebuch als dem Träger und Repräsentanten der Kunstleistung des Regisseurs den Anspruch auf gesetzlichen Schutz beilegen zu wollen! Wer im praktischen Rechtsleben gestanden hat und demnach die juristischen Konsequenzen einer solchen Versteinerung der Grundlagen der Bühnenkunst zu übersehen vermag, kann sich nur mit Entsetzen die Folgen solchen Trachtens ausmalen. Ich erinnere an den „grundlegenden Regieeinfall", den Karl Hagemann auf dem Regiekongreß entwickelte: er schilderte seine Inszenierung des Kriegsrats im dritten Akt der „Piccolomini" und schlug, kurz gesagt, vor, den Wallenstein an die eine Schmalseite eines langen Tisches, den Questenberg ihm gegenüber an die andere Schmalseite, die übrigen Generale an die beiden Breitseiten und den Octavio Piccolomini in die Mitte der vom Zuschauer abgekehrten Breitseite des Tisches zu setzen. Im Verlaufe der Szene sollten alle Generale nach und nach zu Wallenstein hinübertreten, so daß schließlich nur noch Questenberg an der einen Schmalseite und Octavio inmitten der rückwärtigen Breitseite des Tisches sitzen blieben, während die übrigen Generale in einer stürmischen Gruppe sich um ihren Feldherrn scharten. Das ist doch ein sehr ausgeprägter Fall einer individuellen Ausgestaltung des äußeren Verlaufs einer berühmten Szene. Nun stelle man sich vor, Karl Hagemann würde sich diesen Einfall gesetzlich schützen lassen! — Es würde also dem Regisseur, der diese Anordnung auf der von Karl Hagemann geleiteten Bühne beobachtet und einleuchtend gefunden hätte, kein anderes Mittel übrig bleiben, als sich von dem Urheber dieses Einfalles das Recht, ihn auf seiner Bühne nachzuahmen, gegen Entgelt zu erwerben! Selbstverständlich würde Karl Hagemann als Urheber sich ausbedingen, daß sein Name auf dem Zettel genannt würde, und so könnten wir schließlich dahin kommen, daß jeder Theaterzettel neben der Angabe des Regisseurs der betreffenden Bühne noch ein langes Verzeichnis der patentierten Regieeinfälle enthalten müßte, welche der betreffende Regisseur als unumgänglich richtige Lösungen der in den einzelnen Szenen enthaltenen Regieprobleme von ihren Urhebern erworben hätte! Oder aber: der unglückselige Regisseur, der ohne Zuhilfenahme der bereits gesetzlich geschützten Lösungen durchkommen wollte, müßte seine Phantasie anstrengen, um irgend eine andere Lösung zu finden, welche zwar schlechter als die bereits gesetzlich geschützte wäre, in das Recht des ihm zuvorgekommenen Kollegen aber nicht eingriffe!

Nein, in Dekorationsplänen, Beleuchtungsangaben, Stellungen, Stellungsänderungen und Tempoverschiebungen lebt sich die Kunstleistung des Regisseurs nicht aus. Das sind Äußerlichkeiten, so unerheblich im Vergleich zu der allein wesentlichen Tätigkeit des Regisseurs, daß ihre Normierung und Fixierung und vollends ihre Umzäunung mit Urheberrechtsparagraphen eine unerträgliche Erschwerung und Schikanierung des praktischen Bühnenbetriebes bedeuten würde. Die Kunst des Regisseurs ist, um es in einem Satze zu sagen, nur die: aus der Seele der Dichtung, den zwanzig Seelen der Darsteller und seiner eigenen, der Leiterseele, eine Kollektivseele zu schaffen, die in der Aufführung ihr kurzes, aber herrliches Eintagsdasein leuchtend und opferselig verlodern läßt.

Digitized by Google

Die begrabene Hand.

Eine Anekdote von Wilhelm Schäfer.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte in Straßburg ein Student sein einsames Dasein, der, wenn seine ehrgeizigen Pläne bekannt geworden wären, in der Bastille oder schlimmer geendigt hätte. Als Sohn einer Pächtersfrau namens Ringier und Abkömmling eines Straßburger Domherrn, dem im Sundgau eine kleine Besitzung als Stützpunkt seiner ländlichen Libertinagen gehörte, war er durch die väterlichen Verbindungen früh nach Straßburg auf die Schule gekommen und auch dageblieben, als dem Domherrn das unaufgeklärte Unglück begegnete, in der Ill zu ertrinken.

In seinen bescheidenen Bedürfnissen sicher gestellt, hatte der junge Ringier — gleich seinem Vater ein grobknochiger starker Kerl — schon einige Semester mit der Energie einer ungewöhnlichen Begabung studiert, als ihn eine unvermutete Reise aus der vorgezeichneten Bahn brachte. Bei einem Ferienaufenthalt in seiner ländlichen Heimat kam er eines Abends noch spät durch den Wald von Gebweiler und fand da einen Seidenkaufmann aus Zürich in nicht geringer Verlegenheit. Ein Rad an seinem Reisewagen war gebrochen, und sein Knecht, der nach dem Schmied geritten war, kam nicht wieder; so stand der Mann mit der Pistole allein in dem verrufenen Wald, im ersten Schrecken geneigt, den langen Studenten niederzuschießen, um ihn dann aufatmend in Anspruch zu nehmen. Das Abenteuer verlief harmloser, als es aussah — der Knecht war in der Hast mit dem Gaul gestürzt und brachte hinkend das notdürftig geflickte Rad —, immerhin war der Student dem Seidenkaufmann wichtig geworden, und als der das Seine im Gasthof von Gebweiler endlich geborgen hatte, lud er den Ringier ein, das Nachtmahl mit ihm einzunehmen, um, wie er scherzhaft sagte, seinen Retter endlich bei Licht zu sehen. Es zeigte sich, daß der Züricher — ein hagerer Mann mit langem Calvinbart — in vielen Ländern gereist und mit kluger Bildung über Sitten und Verfassungen unterrichtet war; er fand Gefallen an dem schweigsamen Studenten, dem die Begegnung mit einem solchen Mann nicht unwillkommen schien, und bot ihm schließlich einen Platz im Reisewagen an, über Basel und den Jura mit ihm in die Schweiz zu fahren.

So kam der Ringier durch ein zufälliges Abenteuer nach Zürich, aber was einem andern eine harmlose Herbstreise geworden wäre, überlieferte ihn dem vorbestimmten Schicksal seiner gefährlichen Natur. Es waren damals die ersten Schriften von Montesquieu erschienen, und was der spöttische Schloßherr von La Brède über die Grundlagen und den Verfall der römischen Welt-

Digitized by Google

herrschaft geschrieben hatte, das war dem einsamen Studenten der Rechts- und Staatswissenschaften in Straßburg ein Maßstab geworden, daran er die Staatswesen der Gegenwart verächtlich maß. In der Willkür eines mit der Kirche versippten Königtums aufgewachsen, sah er nun in der Schweiz mit steigendem Entzücken ein Land, das dieser prunkvollen und aufdringlichen Umstände nicht bedurfte, um doch dem römischen Vorbild näher zu sein als alle Pracht des Sonnenkönigtums. Der Kranz weißschimmernder Bergformen um den blauen Zürichsee war ihm kaum so eindrucksvoll wie die saubere Ordnung der Ortschaften daran, ja so sehr vermischte sich der Eindruck dieser Dinge, daß er aus fröhlichen Wanderungen und Gesprächen die Erinnerung an die helle Anmut der Landschaft auch nur als ein Ergebnis der volkstümlichen Selbstregierung heimbrachte.

Da sein Gastfreund, der Seidenkaufmann, selber im Rat eine geachtete Stellung hatte und aus seinen Reisen alle Formen der europäischen Fürstenplage kannte, da den Ringier die Gespräche mit ihm und anderen Männern der freisinnigen Stadt nicht unvorbereitet trafen, sondern gleichsam nur eine aufklärende Anschauung zu seinem Studium gaben, das den Staatseinrichtungen der alten und neuen Völker bis in die entferntesten Schriften nachgegangen war: so kam zum Winter ein anderer Student der Rechtswissenschaften nach Straßburg zurück, als der im September über den Jura gefahren war. Er machte diesmal den Weg zu Fuß, und wie er so über Basel in den Sundgau hinein wanderte, gab es sich von selber, daß er die Zustände seiner Heimat mit denen der Schweiz verglich. Es waren blanke Spätherbsttage; wie ein Tierrücken hob sich der blaue Steilkamm der Vogesen über die roten Wälder, und drüben stand der Schwarzwald als sein verblaßtes Spiegelbild; dazwischen floß der Rhein, der das Elsaß vom Reich abtrennte, aber ein deutsches Land war es trotzdem, und die Scheidmauer des Wasgenwaldes gab eine andere Grenze ab als der dünne Strom. Freilich war, wie er wußte, wenig Neigung im Elsaß, sich nach Kaiser und Reich zurück zu sehnen, von denen es zu oft im Stich gelassen und im Frieden von Ryswyk endgültig an die Franzosen verraten worden war: vielmehr bildete es eine abgeschlossene Landschaft für sich wie die benachbarte und seit je befreundete Schweiz und war vorbestimmt wie sie, ein eigenes Staatswesen zu werden.

Es war auf der Kanalbrücke bei Ensisheim, als sich der Gedanke in seiner leibhaftigen Gestalt zum erstenmal vor dem Ringier aufrichtete; er hatte einem französischen Soldaten zugesehen, der da angelte und seine Beine stillvergnügt aufs Wasser hinunter hängen ließ, als ob es immer so gewesen wäre, daß die Franzosen die elsässischen Fische in ihre Pfannen holten; und für die Folge verließ ihn die Erinnerung daran nicht mehr: so beharrlich seine Gedanken die Un-

Digitized by Google

möglichkeit des Plans umkreisten, immer wieder hob sich das Bild des harmlosen Anglers in der Spätherbstsonne von Ensisheim als ein Hintergrund, vor dem jede Handlung ihre Gefährlichkeit zu verlieren schien. Seine Wanderung von Basel bis Straßburg war auf drei Tage berechnet gewesen; nun brauchte er ihrer sieben, so verlockend wurde es für ihn, als der unbekannte Träger zukünftiger Möglichkeiten durch die Dörfer und Städte seiner Heimat zu gehen. Überall war der starke Geruch eines guten Mostjahres, und als die blaue Kuppe vom Odilienberg auftauchte, vermochte er nicht weiter im Tal zu wandern. Über Barr stieg er durch die dürren Rebhänge und halbentlaubten Wälder hinauf; auf dem heiligen Stammboden aller elsässischen Heimatgefühle, wo die Spitze des Münsterturms schon rötlich über dem blauen Dunst der Ebene herzuleuchten schien und hundert Gewässer ihre Silberblicke aufschlugen, wuchs der gefährliche Plan aus den phantastischen Möglichkeiten heraus zu einem Entschluß, der fortab alle Willenskraft seiner Natur zum Werkzeug formte.

Auch hier oben stand das Frauenkloster der heiligen Odilia nicht mehr; in den Trümmern hatten die französischen Weißmäntel der Prämonstratenser sich eingerichtet, in ungestörter Behaglichkeit wie der Angler auf der Kanalbrücke bei Ensisheim, weil die Elsässer sich mit ihrer Lässigkeit auf das Reich verlassen hatten, statt den Schweizern gleich mit dem Morgenstern in der Hand für ihre Heimat zu stehen. Der Ringler blieb eine einsame Nacht da oben, sah das weitgebreitete Land im gleißenden Gespinst des Mondes ein Sterbekleid anziehen, bis morgens die Sonne aus Deutschland lange nicht über den Schwarzwald herüber kommen konnte und erst spät mit ihren Fackelbränden an den Hängen der Vogesen herunter kletterte. Alles, was er in Zürich und am See der Vierwaldstätte vom Apfelschuß Tells und dem nächtlichen Schwur auf der Rütliwiese gehört hatte, trat im Bann dieser Nacht aus der Sage in die Gegenwart. Was damals einfachen Hirtenleuten gegen die eiserne Gewalt der kaiserlichen Landvögte möglich gewesen war, sollte zwischen der Eifersucht von Wien und Paris viel leichter erreichbar sein, wenn sich nur wieder wie beim Bund der Urkantone auch im Elsaß Männer von Klugheit, Willenskraft und Einfluß zusammenfänden. Noch stand er allein auf dem Odilienberg, aber so sehnsüchtig und vergebens er, der unbekannte Student aus Straßburg, seine Gedanken nach Männern suchen ließ, hier auf dem heiligen Stammboden fühlte er die Geister seines Landes nah, und so hob er gegen den Brand der Morgensonne doch nicht allein die Hand zum Schwur, sein Dasein als erstes einzusetzen für die Freiheit der elsässischen Heimat, restlos bis in den Tod.

* * *

Digitized by Google

Der Ringier war klug genug, keinen Augenblick zu vergessen, daß diese Sache über das Vermögen eines Studenten hinausginge; auch verlosch der Rausch seiner Wanderung am siebenten Nachmittag in einer todmüden Ernüchterung, als er wieder in seiner Dachkammer am Spitalplatz stand und den roten Münsterturm unheimlich nah mit dem Gekröpf seiner Sandsteinfiguren über das Gemengsel der schwärzlichen Dächer in die Luft ragen sah. Doch hatte seine einsame Natur, die Halbes oder noch weniger zu tun nicht lockte, eine Stelle gefunden, wo sie ihre verbissene Energie ganz einsetzen konnte, und nun vermochte sie nicht mehr davon abzulassen. So brachte ihn der andere Morgen zwar wie früher ins Kolleg, aber der schon immer verächtlich auf seine Genossen gesehen hatte, wie sie als fleißige Schüler nur auf ein gutes Examen bedacht waren — als ob, wie er zu sagen pflegte, der Mensch sich deshalb mit seinem Bewußtsein von aller übrigen Welt abgesondert und sich in diesem Bewußtsein sogar den Aufwand eines allmächtigen Gottes geleistet habe, um doch wie jedes Tier oder gar jeder Baum auf nichts als seine Ernährung und Fortpflanzung bedacht zu sein —, er fand sich selber mit seinem Heft und Stift und den Gewohnheiten seines Studiums so lächerlich, daß er nichts nachzuschreiben vermochte und bald den Hörsaal verließ.

Den halben Winter danach lebte er, selbst der Bücher überdrüssig, seiner rastlosen Einsamkeit; er hatte bis dahin als ein ehrgeiziger Student in allen möglichen Wissenschaften gegolten und war von manchem Professor als eine Hoffnung seiner Fächer betrachtet worden: nun zog er die wohlgespannten Segel ein, um sich der Strömung seiner Pläne zu überlassen. Gerade die Heimlichkeit davon und daß er sie inmitten eines mit tausend Täglichkeiten beschäftigten Daseins als Hirngespinste herumtrug, beförderte seinen Fanatismus: er legte Namenslisten an von einflußreichen Elsässern im Auslande, namentlich an den Höfen von Wien und Versailles, und suchte in Straßburg wie sonst die Männer ausfindig zu machen, die ihm als Sachwalter einer elsässischen Selbständigkeit geeignet und geneigt schienen; er berechnete die geringe Truppenmacht der Franzosen im Land und wieviel entschlossenes Volk wohl nötig sei, sie zu überrumpeln. Denn nur auf diese erste Überrumpelung schien es ihm anzukommen, von Anfang an mit dem geheimen Rückhalt auf Wien ausgeführt und mit der Täuschung, daß es die Wiedervereinigung mit dem Reich gälte; später sollte dann Versailles gegen die Kaiserlichen ausgespielt und so eins mit dem andern getäuscht und für das Elsaß in der Wage gehalten werden.

Sein persönliches Schicksal war, daß alles, was ihn einmal der Heimat so tief verbinden sollte, ihn noch mehr als früher von ihrer Menschlichkeit trennte. Zu einsam aufgewachsen, um für die Dinge, die ihn überfüllten, einen Freund und Vertrauten zu finden, kannte er

Digitized by Google

andererseits genau die Gefahr der kleinsten Schwatzhaftigkeit: so arbeitete er sich mit dem einsamen Hochmut seines Planes in eine verbissene Scheu hinein, daß er schließlich nur noch wie ein kranker Wolf tagelang herumstrich, um sich dann wieder für Wochen in seiner Kammer versteckt zu halten.

Bis er sich eines Mittags — es war im Februar, und der Frühling drängte schon in der Luft — selber überraschte, wie er nur deshalb in der Tür eines Speisehauses erschrocken umkehrte, weil ein Bekannter darin saß. Da sah er ein, daß ihm die Menschenscheu seiner Natur den übelsten Streich spielte und daß er sich, der immer einsiedlerisch seinem Studium gelebt hatte, zuerst selber zum Werkzeug seiner Pläne erziehen müsse. Er zwang sich von der Straße wieder in das Lokal zurück und setzte sich mit einem grimmigen Lächeln in dem schwarzen Elsässergesicht nun zu dem andern an den Tisch, der diese Annäherung verwundert quittierte. Es war ein wohlhabender Tuchmachersohn aus Colmar, ein rechter Zierbengel, den das studentische Freudenleben mehr als ein Wissenstrieb an die Universität gebracht hatte und der um seiner Geldkatze willen eine Rolle in der Landsmannschaft spielte. Stets bereit, dafür zu werben, benutzte er die unerwartete Gelegenheit und war verblüfft, an dem widerhaarigen Ringier — den die Werbung in dieser Stunde wie eine Fügung berührte — einen so leichten Fang zu haben. Noch aus dem Speisehaus gingen sie zusammen in eine Weinwirtschaft, wo sie einige Genossen trafen und eine Trinkerei anfingen, aus der der Ringier zum erstenmal in seinem Leben von Wein berauscht erst spätmorgens in seine Dachkammer kam.

So lächerlich ihm die studentischen Gebräuche waren und so wenig sein Ehrgeiz danach stand, den Wein kannenweis hineinzuschütten, er zwang sich doch, bei der Landsmannschaft zu bleiben, weil das tägliche Getobe der angesammelten Bedrängnis dieses Winters einen frühlinghaften Ausbruch gab. Vor allem, als er fechten lernte mit einer grimmigen Entschlossenheit, die ihn allmählich in den Ruf eines kaltblütigen Schlägers brachte. Als seine Grobknochigkeit erst einmal gewandt genug war, die Kräfte seiner großen Gestalt auszunützen, kam er bald in eine Leidenschaft, die ihm die Vertretung der Landsmannschaft in manchem Streitfall eintrug. Es war ihm ein zorniges Vergnügen, sich für das Elsaß abwechselnd mit den Nationen herumzuschlagen, und als er schließlich einen großmäuligen Schwaben, der bis dahin ein Schrecken der Landsmannschaften gewesen war, so zu Schanden hieb, daß sie ihn auf einer Bahre fortschaffen mußten, sah er so etwas wie einen Ruhm um sich, der seinem Ehrgeiz eine erste Befriedigung gab.

Immerhin, wenn er an seinen einsamen Rütlischwur dachte, war es ein zweifelhafter Erfolg, nichts als den elsässischen Raufdegen vorzustellen. Er vermochte zwar die Landsmannschaft einmal,

Digitized by Google

eine nächtliche Wanderfahrt auf den Odilienberg zu machen, wo sie die Himmelfahrtssonne aufgehen lassen wollten. Es wurde aber unterwegs soviel getrunken und an friedlichen Dörfern Unfug verübt, daß sie viel zu spät oben ankamen und in der Morgenhitze nur ihren Rausch ausschliefen. Auch sonst verlief das meiste in einer Rauf- und Händelsucht, die wenig zu seinen Plänen paßte. Umsomehr er auch hier die Schwierigkeit einsehen mußte, verbohrte sich sein Trotz in eine Verbitterung, die alles Mißgeschick seiner Stellung als unbekannter Student zuschrieb. Es wurde ein verstockter Hochmut daraus, der zuletzt selber in allerlei Händeln eine grausame Befriedigung suchte. Wie ein Sauerteig war er, den irgendwie der Bäcker vergessen hatte und der, statt einen Backtrog voll Teig zu durchsäuern, in sich selber vergärte und stockig wurde. Und weil darüber Monate und schließlich Jahre vergingen, stellte er allmählich kaum etwas anderes als den gealterten Studenten vor, der selten in eine Vorlesung und noch weniger zu einem Examen kam, um seiner brutalen Fechtkunst und seiner höhnischen Händelsucht willen gefürchtet, aber kaum noch geachtet wurde.

* * *

So war dem Ringier sein stolzer Plan zur heimlichen Leidenschaft geworden, die ein zerstörendes Laster und das Gegenbild mannhafter Tragik ist, als ihm noch einmal eine unvermutete Begegnung das Schicksal umdrehte. Er pflegte seine schlaflosen Nächte in einer Wirtschaft der Altstadt zu verbringen, darin sonst nur kleines Volk verkehrte, um des guten Weines und der altertümlichen Räumlichkeiten willen aber manchmal auch Herrenleute zu finden waren, die etwa mit zweifelhaften Damen Unterkunft suchten. Da traf er eines Abends einen Herrn von Hüningen, der ihm flüchtig bekannt war, einen ehemaligen Soldaten, auch schon ziemlich ein Dreißiger, der nun in Straßburg studierte. Der hatte irgendwie in der Trunkenheit ein Weibsbild aufgelesen, das — wie der Ringier bald wahrnahm — gleichzeitig einen Handel mit einem Mannheimer Schiffer hatte, der mit anderen an dem selben langen Tisch saß. Auch der von Hüningen schien etwas zu merken; unvermutet gab er der Dame, die augenscheinlich Not hatte, den Schiffer noch zu begütigen, während sie ihren gegenwärtigen Besitzer durch allerlei Freundlichkeiten ablenkte, einen Stoß vor die Brust, daß sie gerade noch an dem Schiffer Halt fand. Dem wiederum schien diese Zuweisung nicht zu behagen; bevor noch das Weibsbild seinen Busenlatz in Ordnung gebracht hatte, stand er schon aufgerichtet vor dem Hüningen, den Weinkrug schlagbereit in der Hand. Obwohl der kaltblütig sitzen blieb, während die anderen Schiffer schon als handfeste Garde dahinter standen, sah der Ringier doch, daß die Sache gefährlich wurde; und weil ihm die Kaltblütigkeit seines Landsmannes ebenso zusagte, wie ihm die Mannheimer mißfielen, folgte er einem

Digitized by Google

frechen Einfall: er wußte, daß nebenan in einem Kabinett von einer früheren Kriegszeit des Wirtes zwei schwere Reitersäbel kreuzweis an der Wand hingen. Bevor es die Kerle merkten, hatte er die geholt; einen warf er dem Bedrohten hin, mit dem andern sprang er die Schiffer von der Seite an, und da sich der von Hüningen gleich ihm als ein guter Fechter erwies, hatten sie im Handumdrehen die Kerle samt dem schreienden Weibsbild auf die Gasse hinaus getrieben und konnten durch die Hintertür einem neuen Angriff mit Anstand entgehen.

Das Abenteuer war unblutig gewesen und in seinen Umständen kaum geeignet, eine Freundschaft darauf zu pflanzen; auch blieben die beiden schweigsam, während sie nachher einen Ausweg aus dem trüben Gewinkel der Hinterhäuser suchten, bis sich der von Hüningen mit einem spöttischen Dank verabschiedete. Aber als der Ringier andern Morgens noch im Bett lag und verdrießlich in das Fensterviereck mit dem näßlichen Wintermorgen sah, klopfte es, und der von Hüningen kam, frisch und heiter trotz der Nacht, seinem Beistand den schuldigen Dankbesuch zu machen; und obwohl der Ringier brummig abwehrte, ließ er sich nicht beirren, ihm herzhaft die Hand zu geben.

Von dem Morgen an begann die Freundschaft zwischen beiden, die bald so unzertrennlich waren, daß man in Straßburg selten einen ohne den andern sah. Der Zufall ihrer Bekanntschaft hätte das bei der Gemütsart der beiden nicht vermocht; es fand sich aber, daß sie trotz aller Verschiedenheit der Lebensumstände ähnliche Menschen und darum nicht ungleich im Schicksal waren. Denn auch der von Hüningen stand nicht mehr in den Jahren, ein Zweckstudium zu treiben. Er war nach einer gefährlichen und entbehrungsreichen Jugend zuletzt als Soldat in holländischen Diensten in die Ehe mit einer reichen Dame aus dem Rheingau und dadurch nach Straßburg gekommen, um die Lücken seiner Bildung mit späten Studien auszugleichen. An das Hin und Her eines abenteuerlichen Soldatenlebens gewöhnt, vermochte er jedoch keine Befriedigung in der Alltäglichkeit der Hörsäle zu finden, saß nächtelang — zum Gram seiner zimperlichen Frau, die sich um ihres Geldes willen an einen Wüstling geraten glaubte — in kleinen Wirtshäusern mit landfremden Kumpanen herum, Gott und seine mißratene Welt mit bösartigen Bemerkungen höhnend, in seiner untätigen Männlichkeit ein Spiegelbild des Ringiers, indem er gleich ihm auf der Drehscheibe einer verbitterten Resignation saß. Da es immerhin eine Art von Erfüllung war, daß sie ihre Drehscheiben aneinander rieben, standen sie bald besser miteinander, als jeder von ihnen vorher mit einem anderen Menschen gestanden hatte.

Bald führte der von Hüningen den Ringier auch in sein reichbestelltes Haus, das er am Schiffleutstaden bewohnte, und da die

Digitized by Google

Dame aus dem Rheingau den wohltätigen Einfluß des neuen Bekannten auf ihren Gatten gern sah, wurde sie in den Freundschaftsbereich mit eingeschlossen, darin sie freilich kaum mehr bedeutete als ein notwendiges Möbelstück. Es zeigte sich, daß sie beide an nichts so sehr als an ihrer Einsamkeit gelitten hatten, denn als sie erst einmal anfingen, ihre Ansichten über Lebensumstände mit der Wirklichkeit zu vergleichen, fand sich bald, daß sie durchaus noch mit Gelüsten zu tun hatten, in diese Wirklichkeit einzugreifen. Namentlich der von Hüningen mit seiner raschen Soldatennatur glaubte immer noch, daß es für einen rechten Mann auch etwas Rechtes zu tun gäbe, daß sie beide nur — zum wenigsten er selber — den Platz noch nicht gefunden hätten. Er hielt es für einen melancholischen Anfall seines Freundes, wenn der Ringier bei solchen Reden verbissen und schweigsam wurde. Der sah sich, durch die Freundschaft mit dem tapferen Hüningen in seinen Instinkten wieder fruchtbar gemacht, von neuem der Kühnheit seiner Pläne ausgesetzt, die nur noch ein bitterer Bodensatz in seiner vereinsamten Scheu gewesen waren; lange wehrte er sich dagegen, aber eines Abends nach mancher tastenden Vorbereitung sprach er doch davon.

Es war in seiner Dachkammer, und es schneite draußen in den verhüllten Mondschein, so weich und warm, daß der von Hüningen am offenen Fenster stand und über den durchleuchteten Sturzacker der Dächer sah, indessen der Ringier unruhig auf und ab ging. Er hatte spöttisch angefangen, war lebhaft wie ein Verteidiger geworden, der eine unsichere Sache führt, als ob ihm nun erst, wo er den Plan preisgab, die Ungeheuerlichkeit davon bewußt würde. Zugleich aber brach die Bitterkeit seines daran verfehlten Lebens aus, sodaß der von Hüningen ein grausames Bekenntnis anhörte. Er war wie der Ringier ein Elsässer, dem die Stadt Straßburg in seinen Kriegsfahrten als die schönste Heimat im Gemüt geblieben war; an ihr Schicksal hatte er nie gedacht, nun war er so verwirrt, daß er nichts zu sagen wußte und bald danach den Ringier mit einem zerstreuten Handschlag verließ.

Drei Tage lang sahen sich die beiden nicht; für den Ringier waren es Stunden der Verbitterung, wie er sie in all den Jahren nicht erlebt hatte; als ein gedemütigter Narr war er in seiner Kammer zurückgeblieben, und was sich an Haß in ihm angesammelt hatte und durch das Bekenntnis aufgerührt war, richtete sich schon gegen den Freund auf. Am vierten Morgen aber, als er nach seiner Langschläfersitte noch im Bett lag, kam der bekannte Schlag an die Tür, und dick beschneit und funkelnd trat der von Hüningen ins Zimmer. Ohne den Mantel abzulegen, setzte er sich ans Bett und breitete eine Reihe von Papieren aus, auf denen er die Werte seines in vielen Besitzungen und Rechten, Pfandbriefen und Silberbergwerken zerstreuten Vermögens genau berechnet und addiert

Digitized by Google

hatte; es war eine Summe, die dem andern märchenhaft scheinen mußte: Das sei der erste Kriegsschatz, den Feldzug anzufangen! Und ob der Ringier, der erst bei seinem Bekenntnis gespürt hatte, wie ihm der eigene Glaube an seinen Plan längst vertrocknet war, erschrocken vor der grauenvollen Macht solcher Gedanken abwehrte und dem Hüningen mit allen Gründen seiner kalten und vergrämten Vernunft die Unsinnigkeit des Anschlags auseinandersetzte: der hörte gar nicht darauf. Er hatte wieder das Fenster geöffnet und scharrte kleine Schneebälle zurecht, die er von Zeit zu Zeit in die blaue Winterluft warf, recht wie ein gut ausgeschlafener Knabe, der sich vor Übermut nicht lassen kann. Da geschah das, was den Ringier selber bis in die letzten Gründe erschütterte: die hilflose Wut dieser Tage und der bitter genährte Haß auf den Freund, der lächelnd mit den Dingen spielen konnte, die ihm sein Leben abgegraben hatten, überwallte ihn so, daß er aufsprang und im Hemd mit den langen schwarzhaarigen Beinen auf den von Hüningen zuging, die Papiere in der Hand zerknitternd und leichenblaß. Es geht auf Tod und Leben, sagte er, und der andere, der nun aufstand vom Fenster, konnte nicht mehr im Zweifel sein, was die Drohung bedeutete. Aber er war ein Soldat, der über manches Leichenfeld geritten war; funkelnd vor Kampfeslust mit einem breiten Lachen hielt er dem andern die Hand hin, der sie zögernd und mit niedergeschlagenen Augen in seine Faust nahm. So, wie die Kampfansage zweier Todfeinde, kam dieser Freundesbund zustande, mit dem zwei Männer den Zustand Europas eigenmächtig ändern wollten.

Seit diesem Morgen war die Dachkammer das Generalquartier ihrer Unternehmung. Nun zeigte es sich, daß der Ringier im Anfang nicht bloß ein brütender Phantast gewesen war; denn ob seine Listen veraltet und überdies von einem Einsamen gemacht waren, der wenig Verbindungen mit der Welt hatte, die er in Bewegung setzen wollte: der Plan stand fest auf den Füßen, als durch die reichen Mittel des Hüningen wirkliches Leben hineinkam. Das Vierteljahr, da die beiden Männer täglich an ihre Arbeit gingen, hoch über dem Dachgewirr der geschäftigen Stadt, da sie planten und rechneten und jedes günstige Ergebnis bezweifelten, war eine Zeit, als ob sie wirklich Goldsucher geworden wären, wie sie es mit kluger Vorsicht scheinen ließen.

Sie waren beide nicht mehr geneigt zu Überschwenglichkeiten; so tollkühn sich der von Hüningen auch gab, auch er hoffte auf keine Glückszufälle, nicht einmal auf das Kartenspiel einer Auflehnung; denn das war die Konsequenz, die durch ihn in das gefährliche Projekt kam, daß er den Umschwung friedlich herbeiführen wollte, durch das in Wien und Paris gleich notwendige Geld, durch einen richtigen Kauf, bezahlt von dem reichen elsässischen Land. Alle Mißerfolge ähnlicher Unternehmungen schob er auf fahrlässig oder

Digitized by Google

nicht zu Ende gedachte Pläne; in dem ihrigen sollten die Möglichkeiten von Anfang an überlegt und mit Gegenschlägen bedacht sein, sodaß die Lösung sich ergeben müsse wie ein konsequentes Schach gegen einen Gelegenheitsspieler. Und davon wußte der von Hüningen den Ringier wieder zu überzeugen, daß es in allen Leistungen nur darauf ankomme, ob die Energie ausreiche, und daß zwei bis in den Grund entschlossenen Männern nichts unmöglich sei.

Als sie dann glaubten, daß alles, was besonnene Überlegung allein an dem Plan vorbereiten konnte, geschehen wäre und daß nun die ersten Maschen der Ausführung gelegt werden dürften, verbrannten sie einen Tag lang mit Sorgfalt alles, was verräterisch war, und traten anderen Morgens ihre genau vorbereiteten Kriegsfahrten an: der Ringier nach Wien und der von Hüningen nach Paris, wo sie wiederum ein Vierteljahr lang mit geheimen Nachforschungen die Probe auf ihre Berechnungen machen und der späteren Entwicklung mit allen möglichen Verbindungen vorarbeiten wollten, bevor sie die eigentliche Arbeit im elsässischen Lande selbst begannen.

So galt es keinen alltäglichen Abschied, als der von Hüningen mit dem Ringier, der die weiteste Fahrt hatte, am Morgen vor seiner eigenen Abreise noch hinausfuhr bis Kehl. Der Reisewagen, den der von Hüningen aufs beste besorgt hatte, war die erste Leistung der Kriegskasse, und der Ringier vermochte die Erinnerungen an seine Fahrt über den Jura nicht abzuwehren. Es war ein Maimorgen, an dem der weiße Blust der Obstbäume frierend in nasser Kälte stand und dicke Schwaden aus dem Wasser aufs Land krochen. Bevor sie sich zum letzten Mal in die Augen sahen, hatte der von Hüningen noch einen Scherz vorbereitet, der trotzdem ein Wahrzeichen sein sollte: aus einem Futteral holte er zwei Fähnchen mit den elsässischen Farben an kurzen Stielen, kaum größer als Kinderspielzeuge; mit dem einen winkend stand der von Hüningen neben seinem Reitpferd, das ihm der Knecht hielt, unter der breiten Pappel, als der Ringier mit dem andern die Antwort winkend sich übersetzen ließ. Prall über den weißen Nebelballen im blauen Himmel stand die rote Pyramide des Münsterturms als Wahrzeichen des kühnen Planes, der nun gleichsam in zwei Hälften auseinander ging — die sich nicht mehr finden sollten.

Denn obwohl schon Tag und Stunde in der Stube des Ringier verabredet waren, zu der sie beide einen Schlüssel bei sich trugen, wo sie zurück sein wollten, und obwohl die Treue und Entschlossenheit nie so rein und tief das Wesen der beiden Männer erfüllt hatte wie in dieser kühlen Maimorgenstunde, wo sie sich zum ersten und letzten Mal in ihrem Leben umarmten: die Kraft in beiden war getrennt, Feder und Unruhe gingen auseinander, und nun war es kein Uhrwerk mehr.

Digitized by Google

Dies und viele andere klugen Worte standen in dem langen Brief, den der Ringier in der Mitte des dritten Monats nach Wien erhielt; sie hatten ausgemacht, daß keiner dem andern schreiben solle in der Zeit, es sei denn, daß einer dringender Hilfe benötigt wäre: so öffnete er den Brief mit Sorgen, um ihn mit grausamem Haß aus der Hand zu legen. Es war kein Verrat darin, und in jeder Zeile des langen Schreibens stand die unerschütterliche Freundschaft, aber auch die unwiderrufliche Selbsterkenntnis, daß sein Glauben an die Ausführbarkeit des Planes zwar nicht, aber an seine Nützlichkeit abgefallen wäre. Paris und Versailles blühten förmlich aus dem Papier: das Herz der europäischen Welt sei da, und keinem Glied könne es gut sein, davon getrennt zu werden. Er liebe die Heimat nicht weniger als sonst, ja er liebe sie mehr; aus dieser Liebe gerade könne er nicht anders, als in ihrem Plan ein Unglück für das Elsaß zu finden. Er werde trotzdem auf den Tag und die Stunde in Straßburg sein und hoffe, dort den Freund wohlauf zu treffen, nur wolle er ihm ehrlich melden, welcher Dinge er sich von ihm erwarten müsse.

Der Ringier verbrannte den Brief noch in derselben Stunde und war am dritten Tag danach schon eingestellt, mit einem kaiserlichen Regiment in den schlesischen Krieg zu ziehen. So wartete der von Hüningen vergebens in der Dachkammer am Spitalmarkt, an einem gewitterlichen Hochsommertag, wo der Münsterturm über den heißen Dächern wie ein Spuk des Mittags in einer einzigen Flamme zu lohen schien. Er fand den Freund auch nicht mehr in Wien, wohin er ihm nachreiste, und kehrte über Straßburg, diesmal mit seiner Frau, nach Paris zurück. So war das kühne Spiel aus, bevor es angefangen hatte; die Spieler aber lebten, und das Schicksal bestand auf ihrer Abrechnung.

* * *

Sie kam nach drei Jahrzehnten, als der Kurfürst von Mainz in seiner Favorite dem neuernannten französischen Gesandten von Hüningen ein Gartenfest gab. Er war nun selber einer von den Strahlen geworden, mit denen die Sonne Frankreichs auf die deutschen Länder und Fürstenhöfe schien, und er glühte im Glanz der Stunde, als ihm sein Sekretär im Garten einen kaiserlichen Oberst vorstellen wollte, den er mit einem Blick in das gealterte Gesicht als den Ringier erkannte; nur der Kopf hing in den hohen Schultern, sonst hielt er die hohe Gestalt noch immer straff. Die erste Regung des Gesandten war, ihn nach einer nun längst gewohnten Förmlichkeit in die Arme zu schließen; doch blitzte ihm eine Erinnerung an den Maimorgen bei Kehl durch den Kopf, auch sahen ihn die greisenhaften Augen so ungerührt an, daß er ihm nur die Hand hinzustrecken vermochte.

Digitized by Google

Der Ringier, dem die Begegnung nicht mehr unvermutet kam, weil er den Namen des neuen Gesandten vorher erfahren hatte, und der aus den kreisenden Gedanken dieser Tage wie ein Raubvogel auf den von Hüningen herunterstieß, griff wohl die Hand, doch ließ er sie nicht mehr los mit einer Haltung, die den Umstehenden als verhaltene Bewegung scheinen mochte, den Gesandten aber unheimlich an die Stunde erinnern mußte, wo sie ihren Bund auf Tod und Leben schlossen. Er versuchte, sie zu lösen, und merkte, daß ihn der andere, stärker und größer als er, mit seiner Säbelfaust festhielt. Um noch den Eklat zu vermeiden, legte er ihm die Linke mahnend auf die Schulter, sodaß sie nun doch für die Gäste wie eine Freundesgruppe an dem Goldfischweiher standen. Der kaiserliche Oberst schien die kostbar belederte Hand lange nicht zu bemerken, bis er sie mit einer verächtlichen Bewegung abschüttelte, die unter soviel Augen nicht nur den Gesandten des Königs von Frankreich wie eine Ohrfeige treffen mußte. Da er nun nicht mehr zur Seite zu gehen vermochte — während man schon aufmerksam wurde —, sodaß er an diesem silbrigen Herbsttage, wo er es gut haben und den Glanz seiner Gesandtenstellung genießen wollte, sich in einen häßlichen Auftritt verwickelt sah durch dieses Gespenst seiner Jugend, da er zudem im aufjagenden Schwall der Erinnerungen seinen Verrat fühlte und umso erbitterter auf den Narren war, der die Schuld nach dreißig Jahren an so unpassendem Ort einforderte: sprang im Jähzorn des beleidigten Gesandten der alte Soldat auf beide Füße, daß er noch einmal die Hand aus der Umklammerung zu lösen versuchte und, als es ihm nicht gelang, dem Ringier mit der Linken mitten ins Gesicht schlug.

Der kaiserliche Oberst schien wirklich von Sinnen zu sein, er ließ auch nach der Züchtigung zuerst die Hand nicht los; erst als der von Hüningen mit der Linken am Degen nestelte, fand er sich in die Gegenwart zurück. Da war es noch einmal der alte Raufdegen, der mit den Reitersäbeln in der Straßburger Wirtschaft aufsprang, nur daß es diesmal keinen Schifferknechten galt; als der wütende Hüningen mit seinem zierlichen Gesandtendegen ausfallen wollte, den Angreifer abzuwehren, zeigte sich, daß der unterdessen im Fechten geübter war: mit einem grausamen Seitenhieb kam er dem Stich zuvor, daß mit dem Degen die Hand des Gesandten in den Rasen flog wie ein mit Blut gefüllter Lederbeutel, während schon die Nächsten dem Gesandten zu Hilfe sprangen und das Gartenfest auf der Favorite in Schrecken zerrann.

* * *

So hatte diese Blutsbrüderschaft einen Sprung über dreißig Jahre in das Alter der beiden Elsässer getan; aber es waren nicht mehr die Straßburger Studenten, die es packte; die Drähte eines in fremden

Digitized by Google

Dienſten hingebrachten Mannesdaſeins zogen an ihren Füßen: eine Hand der Majeſtät von Frankreich war abgeſchlagen worden, und ein kaiſerlicher Oberſt hatte, zuvor beleidigt durch die Hand, den Schlag getan. Während die Chirurgen den todwunden Herrn von Hüningen mühſam ins Leben zurückflickten, ging das Diplomatenſpiel zwiſchen Wien und Paris hitzige Gänge um ſeine abgeſchlagene Hand, bis ihr das ehrenvolle Begräbnis eines Geſandten zugeſprochen wurde.

Das gab in Mainz ein Schauſpiel, von dem ſich das Volk einen Martinsſpaß verſprach; doch war das naßkalte Schneewetter ſolcher Abſicht nicht günſtig. Als die Ehrenkompagnie daſtand und der eisgraue Ringier nach dem Wortlaut der Abmachung als erſter an den Sarg trat, aber bloßköpfig und mit einem Fähnchen wie ein Kinderſpielzeug in der Hand, wurde für viele eine Vermutung zur Gewißheit, die in den Gerüchten von dieſer Freundſchaft umgegangen war: daß der kaiſerliche Oberſt ein Wahnſinniger wäre. So verkehrte ſich für manchen der Haß ins Grauen, als der alte Mann mit ſeinem Fähnchen, grauſame Befriedigung in dem verwitterten Geſicht, hinter dem winzigen Sarg durch die Mainzer Straßen ging, indeſſen die Glocken vom Dom einer Hand zu Grabe läuteten. Kaum einer wußte, als er vor dem Loch der Erde, das dem todkranken Herrn von Hüningen einen Teil vorweg nahm, das Fahnenſtöckchen in Stücke brach und mit den Fetzen auf den Sarg hinunterwarf, daß es die Farben ſeiner elſäſſiſchen Heimat waren; doch jeder ahnte, daß hier ein grauſamer Spuk des Lebens zu Ende ging.

Der Herr von Hüningen kam mit dem Leben noch für ein halbes Jahr davon, das er auf den Gütern ſeiner verſtorbenen Frau langſam abwelkend verbrachte. Der Ringier blieb ſeit dem Tage der begrabenen Hand verſchollen; doch heißt es, daß er auf ſeinem bäuerlichen Sitz im Sundgau noch wunderlich ins hohe Alter gekommen und in den Stürmen der Revolution gewaltſam geſtorben ſei.

Digitized by Google

Eine Fahrt nach der Fingalshöhle.

Von

Wilhelm Hertz.

Mitgeteilt von Otto Güntter.

Seiner Abhandlung über „Die epischen Dichtungen der Engländer im Mittelalter", mit der er im August 1858 sich in Tübingen den Doktorhut erworben, hatte Wilhelm Hertz eine Sammlung seiner Gedichte auf dem Fuße folgen lassen, die von keinem Geringeren als Hebbel anerkennend besprochen wurde. Im November zog Hertz nach München, wo sich der junge Dichter und Gelehrte, durch Bodenstedt und Julius Grosse in das „Krokodil" eingeführt und bald dessen Mitglied, rasch heimisch fühlte. Der beabsichtigten Habilitierung an der Universität sollte noch eine Studienreise nach England vorausgehen. Da Hertz in dem kriegdrohenden Jahre 1859 zur Ableistung seiner Militärpflicht als württembergischer Leutnant einberufen wurde, kam er erst im Mai 1860 nach London, wo er in den unerschöpflichen Schätzen des Britischen Museums reiche Ausbeute für seine Studien fand. Mit jugendfrischem Sinne genoß er in den Feierstunden auch das, was die Weltstadt dem aus dem stillen Stuttgart und dem damals auch noch recht ruhigen München Kommenden an Anregungen bot, und auf Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung Londons lernte er Land und Volk kennen. Mehr und mehr wurde hierbei sein Gefährte ein junger Landsmann, den er bald nach seiner Ankunft in London zufällig im Restaurant kennen gelernt hatte, Gustav Siegle, der von seinem Vater, dem Besitzer einer Farbenfabrik in Stuttgart, zur Erweiterung seiner sprachlichen und geschäftlichen Kenntnisse nach England geschickt worden war und später einer der ersten deutschen Großindustriellen werden sollte. Die beiden jungen Schwaben ergänzten sich gegenseitig, und bald verband sie eine innige Freundschaft, die sich durch das ganze Leben hindurch bewährte und die nur der Tod lösen konnte. Aufs engste knüpfte sich dieses Band durch eine gemeinschaftliche Reise von vier Wochen nach Schottland. Die Eindrücke dieser Fahrt, die von Edinburg über Stirling, Perth, Dunkeld, Killiecrankie, Inverneß und durch den Caledonischen Kanal nach Oban führte, hat Hertz in seinen Tagebucheinträgen festgehalten, die bei aller Kürze ein Bild davon geben, was ihm diese Reise bot: die großartige Natur des schottischen Hochlands, den Anblick so mancher Stätte geschichtlicher Ereignisse oder alter Sage und nicht zuletzt die Berührung mit den gälischsprechenden Bewohnern weltfernster Wohnplätze. Aus diesen Tagebuchblättern hat R. Pilotty in seiner Biographie Gustav Siegles Auszüge mitgeteilt. Die Schilderung eines besonders eindrucksreichen Ausflugs, der dort nicht erwähnt ist, der Fahrt nach der Fingalshöhle am 20. September 1860, von Wilhelm Hertz selbst auf Grund seiner Tagebuchnotizen weiter ausgeführt, möge hier nach der Handschrift des Dichters wiedergegeben werden.

„Weite Rundsicht eröffnete sich uns, als der Dampfer in großem Bogen aus dem Hafen von Oban herausglitt. Vor uns lag die freundliche neugebaute Stadt mit ihren langen, am Rande des kleinen Golfs sich hin-

Digitized by Google

ziehenden Häuserreihen, mit den stattlichen buntbeflaggten Hotels am Abhang der sanft ansteigenden Hügelkette, über welche die öden Berge des schottischen Hochlands in ihren großartig einförmigen Konturen hervorragten. An der Ecke des Golfs hing auf einem einzeln stehenden Uferfelsen die Ruine des massigen Turms von Dunolly-Schloß über die schäumende Brandung herein, von dichten Efeustämmen wie mit grünen Banden am alten Mutterlande festgehalten. Daneben war ein aufrechtstehender Steinpfeiler bemerkbar, Clach-na-can, der Hundepfeiler, geheißen, an den nach der Sage Fingal seine gute Bracke Bran zu binden pflegte. Weiter nördlich, am Eingang des tief ins Land hineinschneidenden Meerbusens Loch Etive, erschien die schwarze Burg von Dunstaffnage, der uralte Sitz der Pikkenkönige, und drüben über Loch Etive dehnte sich die ansteigende Ebene, wo nach dem Glauben des Volks Selma stand, Fingals harfenlaute Hofburg. Eben tauchte über die beschneiten Kuppen des fernen Ben Cruachan die Morgensonne auf und durchleuchtete mit silbernen Strahlen den grauen Dunst, der sich breit auf die sagenberühmte Wildnis gelagert hatte. Selma! Fingal! Ossian! teure Namen meiner schwärmerischen Jugend, ihr bringt mir Erinnerung an jene wundersame Zeit, da noch die kindische Sehnsucht nach vergangenen Tagen in mir war, da ich in den Klagen des Barden über die untergegangene Heldenwelt den poetischen Ausdruck meiner eigenen jugendlichen Herzensstimmung fand. Ach, wir sind seitdem klug und kritisch geworden und haben herausgebracht, daß Mac Pherson uns betrogen, daß Ossian so wenig existierte als seine Lieder. Wir haben erfahren, daß unsere überschwänglichen Vorstellungen von den Lenztagen des Heroentums Täuschungen sind.

Armer Mac Pherson, der du aus Liebe für deine Werke den illusorischen Makel deiner späten Vaterschaft verleugnetest und den Namen des sammelnden Antiquars dem des schaffenden Dichters vorzogst, man ist schlimm mit dir umgegangen und war festen Willens, dir weder den einen noch den andern zuzugestehn. Je mehr die empfindsame Welt des vorigen Jahrhunderts für dich schwärmte und ihre Werther deine melodische Schwermut in den wollüstigen Schmerz der Selbstmordgedanken hinaufsteigerten, um so verstimmter wurde das klassisch ernüchterte jetzige Jahrhundert gegen den schlauen Träumer, der die Mehrzahl seiner Zeitgenossen so lange mystifiziert hatte. Doch wollte es noch keinem der Angreifer gelingen, den Schleier über den Ursprung der ossianischen Dichtungen völlig zu lüften. Neuere Nachforschungen in den Keltenhütten des Hochlands haben einige tausend Verse fragmentarischen Volksgesangs ergeben, in denen die Namen der Heroenzeit häufig wiederkehren; aller Orten in Irland und Schottland begegnet man Lokalsagen von Fingal; aber kein zusammenhängendes Lied, keine ausführlichere Sage ist gefunden worden, welche als das Original eines der großen Gedichte Mac Phersons bezeichnet werden könnte. Mag man nun auch glauben, daß Mac Pherson vor hundert Jahren einen weit reicheren Lieder- und Sagenvorrat als heutzutage vorgefunden habe, so wird doch das damalige Vorhandensein von vollständigen Epopöen entschieden geleugnet werden müssen, und wir dürfen überzeugt sein, daß in Beziehung auf den Stoff der Dichter in freier Willkür geschaffen hat. Ein uralt Echtes aber, das er dem erzählenden Volksmund abgelernt hat, ist der Geist seiner Dichtung, die

Digitized by Google

vorchristlich unversöhnte Weltanschauung, die düsterschöne Trauer eines verdrängten, aussterbenden Volks, das in der Vorstellung der allgemeinen Vergänglichkeit den einzigen Trost, die einzige Genugtuung findet; es pocht in jenen Liedern das verblutende Herz des Keltentums, und das ist es, was den Ossian Mac Phersons für alle Zeiten denkwürdig macht.

Indessen hatte unser Schiff um die Nordspitze der Insel Kerrera gebogen und war in den grünen Archipel der Hebriden eingelaufen. Rechts drüben erstreckte sich nordwärts ein meilenlanger Inselstreif, Lismor, der große Garten, geheißen, in alten Zeiten der Sitz der Episkopi Lismorienses, der Bischöfe von Argyll. Jetzt ist das Eiland öde, und von dem Kloster St. Moluacs, das hier vor 1000 Jahren seine Glockenklänge durch die wilde Meereseinsamkeit ertönen ließ, sind nur noch die schmucklosen Wände einer Kapelle erhalten. Scharen von Möven flogen auf und folgten der Schaumfurche unseres Schiffs mit ihrem eigentümlich aufkletternden und wieder niederstürzenden Flug, bis sie sich auf einem kleinen dunklen Flecken Lands, der kaum einige Zoll über der ruhigen Wasserfläche emporragte, mit klagend durchdringendem Geschrei flatternd niederließen. Das ist Ladys Rock, der Frauenfels, belehrte mich der Kapitän, er ist nur zur Zeit der Ebbe sichtbar und wird zur Flutzeit von den Wassern völlig bedeckt. Hier war es, wo am Anfang des 16. Jahrhunderts der wilde Mac Lean von Duart, dessen verwitterte Burg dort hellbesonnt in der Ferne heraufglänzt, seine Frau aus Eifersucht nächtlicherweile allein und unbekleidet aussetzen ließ, damit sie von der rückkehrenden Flut weggeschwemmt werde. Zwei Schiffer fuhren in der Nacht vorüber, hörten Hilferufe und sahen im Mondlicht die Gestalt der Frau auf den Wellen liegen. „Das ist das Meerweib!“ sagte der Alte, „die uns mit Klagelaut zu locken sucht; schwinge das Ruder, mein Sohn, und laß uns fliehen!“ „Nein,“ rief der Junge, „hat uns die Ahnfrau nicht erzählt, daß, wer die Nixe fange, alles von ihr als Lösegeld fordern darf, was sein Herz begehrt?“ Und er beredete den Alten, daß sie nach dem Felsen ruderten und die vermeintliche Meerfrau mit hastiger Gewalt in ihr Boot rissen. Wie erstaunten sie, als sie die Gemahlin ihres Herrn, die stolze Grafentochter von Argyll, erkannten! Sie war gerettet und ließ die Welt gar bald erfahren, daß sie lebe: wenige Wochen darauf wurde Mac Lean von Duart zu Edinburgh tot in seinem Bette gefunden; ein Verwandter Myladys hatte ihn erstochen.

Wir fuhren in den Sund von Mull, der sich schmal zwischen der Insel dieses Namens und dem vielbesungenen Nebelland Morven hinzieht. Da und dort erheben sich zu beiden Seiten Mauerreste am Hügelabhang oder tauchen finstere Türme mitten aus den Wassern, um in der nun so schweigsamen Öde des Orts von den lauten Tagen Kunde zu geben, da hier die wilden Inselstämme in zahllosen Schlachten für ihre Unabhängigkeit teils unter sich, teils gegen schottische und englische Lehensherren kämpften.

Um die nordwestliche Ecke der Insel Mull biegend, passierten wir die Landspitze von Ardnamurchan, den westlichsten Punkt des schottischen Festlandes, und der Dampfer wiegte sich in hohen gleichmäßigen Schwankungen auf den breiten majestätischen Wogen des atlantischen Ozeans. Der Tag war blau und sonnenhell, aber ein frischer Seewind pfiff im Takelwerk und erregte mehr und mehr die unabsehbar wallende Fläche. Jene Stunden der Fahrt werden mir unvergeßlich sein; wer einmal

Digitized by Google

das Meer in seiner Herrlichkeit gesehen hat, dem wird noch die späteste Erinnerung daran wie ein frisches Bad die Seele erquicken.

Der Weg wurde rasch zurückgelegt, und nachdem wir an den Inseln Gometray, Ulva und Colonsay vorüber waren, näherten wir uns dem Hauptziel der Reise, der merkwürdigen Basaltinsel Staffa. Das Schiff hielt der vielen Klippen wegen in beträchtlicher Entfernung, und sämtliche Passagiere wurden in breite Boote gepackt und ans Land gerudert. Man ersteigt vom Landungsplatz aus die Höhe des kahlen Bergrückens und klettert von hier über Basaltterrassen zur Brandung und zum Eingang der Höhle hinunter. Der Anblick der naturgeschaffenen Pfeilerhalle ist wahrhaft überwältigend. Über 60 Fuß hoch und gegen 230 Fuß lang zieht sie sich mit leichter Krümmung in den Berg hinein. Die Wände sind Reihen von schlanken, mannigfaltig gruppierten, polygonen Steinsäulen, deren eigentümliches Braun in den feinsten Schattierungen variiert, bis im Hintergrund der Höhle alle Formen und Farben in geheimnisvoller Dämmerung verschwimmen. Die Wölbung bildet ein Komplex zackig herabhängender Pfeilerstücke, durch eine schneeweiße Tropfsteinmasse mauerartig verbunden, und unten braust durch Stufenreihen unvollendeter Pfeiler die Brandung des Meeres wie grüner Champagner herein und erfüllt das Gewölbe mit einem unablässigen, orgelklangartigen Tosen. Unbeschreiblich schön aber ist der Ausblick vom Innern durch den schattigen Säulensaal auf das lichte Meer und den blauenden Himmel. Norwegische Wikinge waren es, welche auf ihren Raubfahrten die Insel entdeckt und ihr den Namen Staff-â, Stab-Eiland, gegeben hatten; dann war sie merkwürdigerweise fast ein Jahrtausend in Vergessenheit geraten, und erst am Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde sie neu entdeckt und wieder zu Ehren gebracht. Außer der Fingalshöhle ist noch eine Anzahl kleinerer Uferhöhlen zu sehen, von denen besonders die sogenannte Scallop-shell Cave, die Kammuschel-Höhle, merkwürdig ist; sie wird aus einer Reihe konkav in die Bergwand eingedrückter Pfeiler gebildet, welche genau wie versteinerte Schiffsplanken, wie die eine Hälfte eines gigantischen Steinschiffes erscheinen; auf einer nahen Felswand sind nur die Köpfe der nebeneinanderliegenden Pfeiler zu sehen, einer kolossalen Honigscheibe vergleichbar. Auch oben auf der Heide bricht das Gestein an einzelnen Stellen moosdurchwachsen hervor und bietet den Anblick eines kunstvollen Estrichs. Unfern der Fingalshöhle ragt mitten aus der aufspritzenden und weiß zischenden Brandung ein spitzer Steinhügel, Buachaille, der Hirte, empor, bestehend aus einem großen Bündel Basaltsäulen, das oben wie von einem gewaltigen Wirbel gepackt und in eine konische Form gedreht wurde. Die schönste Gesamtansicht der Insel hatten wir nach der Abfahrt; wie ein prächtiges Hallenhaus mit drei nachtenden Torgängen stieg sie braun aus dem lichtgrünen Meer in die blauen Lüfte, und unsere Blicke hingen an dem entzückenden Bild, bis die Wolkenschatten des Abends es verhüllten. Dagegen erschien vor uns im Rot der sinkenden Sonne die heilige Insel Jona, der altehrwürdige Sitz Columbans, die früheste Pflanzstätte des nordischen Christentums. Hier landete der irische Apostel im Jahre 568 in einem Boot von Flechtwerk und begann seine Mission unter den wilden, grausamen Pikten; der König schloß ihm die allgastlichen Tore seine Hauses, die Druiden schrien gegen ihn; er aber wanderte durch die Waldhütten des

Digitized by Google

Volkes, und die niederen Männer hörten seine Rede. Von hier aus verbreiteten sich die ersten Strahlen mildernder Gesittung unter die rohen Inselstämme der Hebriden und ihre schottischen Nachbarn. Ein gelehrtes Cluniacenserkloster erblühte auf Jona, und die Insel wurde so berühmt, daß sich Könige von Schottland, Irland und Norwegen daselbst begraben ließen; denn eine alte prophetische Sage verkündete, daß am jüngsten Tage, wenn die Welt von den Meeresfluten vertilgt würde, die heilige Insel Jona grün und sonnig über den Wassern schwimmen werde.

Heutzutage steht auf der Insel nur ein Dörflein von 500 Einwohnern, deren jugendlicher Teil begierig auf unsere Landung wartete, um uns auf kleinen Tellern Muschelchen, Meerkiesel und Seepflanzen zum Kaufe anzubieten. Ein alter Führer zeigte uns die Ruinen des Nonnenklosters und führte uns den alten Kirchweg, die „Märtyrerstraße", entlang nach dem nahe am Strand gelegenen einsamen Friedhof. Hier wies er uns die zersprungenen Grabsteine der fremden Könige, der berühmtesten altschottischen Geschlechter, den eingesunkenen Schrein des heiligen Columban; die Herren aber belächelten die Damen, die Damen belächelten sich unter einander und freuten sich ungemein, daß sie so klug wären, nicht alles glauben zu müssen; ein alter übelhörender Engländer jedoch, der sein Reisebuch von Nelson vor sich hatte, tat examinatorische Kreuzfragen an den Führer, um sich zu überzeugen, daß seine Aussagen mit denen Nelsons völlig übereinstimmten. Wir gingen weiter nach der norwegischen Kapelle des heiligen Oran, und der Führer erklärte uns die bilder- und ornamentenreichen Grufsteine; er zeigte uns draußen die zwei hohen, mit schön ausgemeißelten Blumenarbeiten verzierten Steinkreuze und versicherte, daß einst ihrer 360 auf der Insel gestanden hätten, die man im Jahre 1560 auf Beschluß der Synode von Argyle bis auf diese zwei letzten zertrümmert habe. Herren und Damen lächelten; der alte Engländer aber beteuerte, es sei vollkommen wahr, es stehe ganz wörtlich so in seinem Guidebook. Die schönste Ruine Jonas ist die des alten Münsters aus dem 11. Jahrhundert, dessen schön romantisches Hauptschiff und viereckiger Turm noch gut erhalten ist; gar viele Heldennamen nannte uns der Führer und zeigte uns zum Schluß einen in der Ecke lehnenden Stein, das Grabmonument des von Sir Walter Scott besungenen Herrn der Inseln, Angus Og, der mitgefochten in der glorreichen Schlacht von Bannokburn. Nachdem er uns alles deutlich erklärt hatte, ließ ihn der taube Gentleman, der die Stelle in seinem Nelson nicht gleich hatte finden können, die ganze Sache haarklein wiederholen und trat dann zu mir, da er in meiner Aufmerksamkeit wohl gleiches Streben nach Gründlichkeit vermuten mochte, und versicherte mich, daß alles ganz exakt sei; der gute Mann war im Innersten vergnügt, über das Dilemma weggekommen zu sein, wen er in der nächsten Nummer der Times wegen Betrug und Pflichtvergessenheit hätte verklagen müssen, den Buchhändler Nelson in Edinburg oder den alten Fremdenführer von Jona.

Die Schiffsglocke läutete, wir kehrten zurück und fuhren längs der Küste von Mull in der Dämmerung dahin, der Sturmwind ward rauher, die Wogen spritzten und ließen das Schiff tanzen und „rollen", bis wir nach einigen ruhelosen Stunden im stillen Hafen des lichterhellen Oban glücklich landeten.

Digitized by Google

Tagebuch

Reichstagspräludium.

In den ersten Tagen nach der Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeit pflegt der Reichstag, mit dem Studium des neuen Etats und mit der Vorbereitung der ersten Etatsberatung beschäftigt, nicht gerade Zeit für besonders wichtige und große Fragen zu haben, wohl aber für Anfragen und Besprechungen über Vorgänge, die kurz vorher Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit gewesen sind. Die Erörterung, die sich an die bekannten Ereignisse in Zabern geknüpft hat, ist von ganz unerwarteter Bedeutung geworden. Dessen muß an dieser Stelle gedacht werden, — nicht wegen der Vorkommnisse selbst, die als erledigt gelten können, und gewiß nicht, um die vorgekommenen Ungehörigkeiten, Ungeschicklichkeiten und Ungesetzlichkeiten irgendwie zu verteidigen, sondern um die Symptome politischer Stimmungen und Seelenzustände schärfer zu beleuchten. Man versteht schon jetzt kaum noch, wie es in einem Lande, das von einer großen, tüchtigen und verständigen Nation bewohnt wird, während einiger Wochen kein Redaktionszimmer gegeben hat, in dem nicht über den jungen Leutnant zu Gericht gesessen wurde, der mit einem einzigen unbedachten Wort das europäische Gleichgewicht gänzlich erschüttert hat. Der Aufwand an tiefgründigen Gedanken darüber, ob der jüngste Offizier eines Infanterie-Regiments sich in einer Unterrichtsstunde seinen Rekruten gegenüber richtig oder falsch benommen, ob er allen Anforderungen militärischer und diplomatischer Korrektheit entsprochen hat, war wirklich fast beängstigend, und ich möchte beinahe glauben, in Frankreich hat man seinerzeit über den angeblichen Verrat des Marschalls Bazaine noch nicht so viel Tinte verschwendet, als jetzt über die Untat des Leutnants v. Forstner geflossen ist. Wie lächerlich ist das im Grunde!

Man hat auch in unserer altdeutschen Presse die ganze Aufmerksamkeit auf die Frage konzentriert, ob der Offizier richtig gehandelt habe oder nicht, und was zu geschehen habe, damit womöglich jeder Offizier unter gleichen oder ähnlichen Umständen richtig handle. Es scheint mir sehr zweifelhaft, ob das überhaupt verbürgt werden kann; denn schließlich handelt es sich darum, daß eine größere Zahl von Armeekorps — an der Westgrenze mindestens drei, aber auch an der Ostgrenze müßte die gleiche Fürsorge getroffen werden — nur mit erfahrenen, auf dem Gipfel der Selbstbeherrschung stehenden, ja geradezu diplomatisch und politisch geschulten Offizieren besetzt werden, die in jeder Lage mit absoluter Sicherheit korrekt zu handeln und zu reden verstehen. Ich halte das für unmöglich, denn man kann nicht von einem so erheblichen Bruchteil des deutschen Heeres alle jüngeren Altersstufen und alle stärkeren Temperamente fernhalten. Und ein junger Mann um die Zwanzig herum wird immer

Digitized by Google

einmal eine Dummheit machen. Dann lieſt ihm ſein Hauptmann oder ein höherer Vorgeſetzter ein Privatiſſimum, und wenn es notwendig iſt, wird er auch noch ſonſt dafür angeſehen. Auch Führern, die ſpäter die Zierden unſeres Heeres geworden ſind, iſt es in ihrer Jugend nicht anders gegangen. Ich bezweifle ſogar ſehr ſtark, ob gerade junge Offiziere von ſolcher peinlichen diplomatiſchen Korrektheit, wie ſie jetzt gefordert wird, im Kriege die Eigenſchaften entwickeln, auf die es in erſter Linie ankommt: den friſchen, unbekümmerten Wagemut auch in verzweifelter Lage, den auf einfacher Männlichkeit und natürlichem Sichgeben beruhenden perſönlichen Einfluß auf die Untergebenen. Gewiß, es gibt Naturen, die beides vereinigen, aber ſie wachſen nicht wie Brombeeren am Wege. Das gibt die „Strategen“, von denen ein durch ſeine Grobheit bekannter General einmal geſagt hat, daß „Seine Majeſtät davon höchſtens zwei oder drei brauche“.

Wer ſich das alles einigermaßen klar macht, wird ſehen, daß die militäriſche Seite der Sache überhaupt viel mehr Nebenſache iſt, als man urſprünglich glaubte. Begeht man nicht ein Unrecht an den Elſäſſern ſelbſt, wenn man ſich wirklich einreden läßt, daß ſie ein Recht hätten, ſich durch ein unbeſonnenes Wort eines jungen Offiziers derart gekränkt zu fühlen, wie es ſich jetzt gezeigt hat? Ich habe die Elſäſſer ſtets für einen ſehr intelligenten Volksſtamm gehalten, und alle Beziehungen, die ich jemals mit Elſäſſern gehabt habe, haben mich darin beſtärkt. Aber ich muß ſagen: wenn ich ſelbſt Elſäſſer wäre, ſo würde ich mich jetzt bitter gekränkt und ernſthaft beleidigt fühlen, wenn ich glauben müßte, in Altdeutſchland traue man den Bewohnern des Reichslandes im Ernſt ſolche Narrheiten zu. Weil man doch unmöglich annehmen kann und darf, daß die Bevölkerung eines Landes wie Elſaß-Lothringen, ſoweit ſie bei geſundem Verſtande iſt, ſich ſelbſt mit den Straßenrowdys identifiziert, die feige und heimtückiſch die Soldaten überfallen, — nur von ſolchen war überhaupt die Rede, als der unglückliche Ausdruck „Wackes“ fiel, — oder daß ſie in allem, was ein junger unbeſonnener Leutnant ſagt und tut, die Meinungen und Handlungen des deutſchen Heeres oder gar des deutſchen Reiches ſieht, darum iſt man geradezu gezwungen, die Sache ganz anders, und zwar rein politiſch aufzufaſſen. Wo wäre denn ſonſt im Deutſchen Reiche etwas Ähnliches möglich geweſen? Auch wenn ſich ein einzelner junger Offizier noch viel ungehöriger benommen hätte? Der Vorfall war offenbar nur der Vorwand zu politiſchen Kundgebungen, die man ohnehin herbeiführen wollte. Wäre dieſer Leutnant nicht geweſen, ſo hätte man irgend etwas anderes gefunden oder inſzeniert. Wäre die elſäſſiſche Bevölkerung in normalem Zuſtande geweſen, ſo hätte ſie die Lächerlichkeit dieſer ganzen Erregung fühlen und einſehen müſſen; daß das nicht der Fall war, iſt ein Zeichen dafür, daß eine künſtlich gemachte Erregung ſchon vorhanden war und in der Preſſe des Landes die Rollen ſchon verteilt waren, ehe der Zwiſchenfall geſchehen war. Die Feindſeligkeit — nicht gegen beſtimmte Mißſtände, Perſönlichkeiten oder Einrichtungen, ſondern gegen Deutſchland ſchlechthin — war vorhanden und ſuchte eine Gelegenheit, ſich zu zeigen; die Wirkungen der beſtändigen deutſchfeindlichen Agitation, des ſyſtematiſchen Aufhetzens durch die einheimiſche Nationaliſtenpreſſe und die Ausſtrahlun-

Digitized by Google

gen des wachsenden Chauvinismus in Frankreich waren nicht mehr einzudämmen; sie drängten nach Betätigung, und unter Umständen hätte ein noch geringfügigerer und lächerlicherer Vorgang genügt, um denselben Paroxysmus zu erzeugen.

Entsprach dieser tatsächlichen Bedeutung der Sache die Haltung der öffentlichen Meinung in Deutschland? Wir müssen diese Frage leider verneinen, und das führt auf die Seite der ganzen Angelegenheit, worin meiner Ansicht nach die allgemeine und bleibende Bedeutung der Sache, die daraus zu entnehmende Lehre und Moral zu suchen ist. Wir beißen immer noch auf jeden Köder an. Ein deutscher Geschäftsmann würde sich in seinen Angelegenheiten eine ähnliche Naivität nie verzeihen; ein deutscher Gelehrter wäre in wissenschaftlichen Fragen einer so plumpen Irreführung einfach unzugänglich. Aber in politischen Dingen bleiben wir trotz großer Fortschritte doch in manchen Beziehungen immer noch Kinder. Sogar verständige, nationalgesinnte Männer haben sich einfangen lassen, und im Reichstage selbst ist von solcher Seite geklagt worden, die Arbeit von 40 Jahren sei mit einem Schlage zerstört worden. Wirklich dadurch? Danach wäre diese Arbeit überhaupt nichts wert gewesen. Wie hübsch und redlich haben wir den Reichsfeinden im Elsaß geholfen, die allgemeine Aufmerksamkeit von dem abzulenken, was der Zweck der ganzen Veranstaltung war: einer durch gewissenlose Hetzereien geschaffenen und nachgerade schwer zurückzuhaltenden reichsfeindlichen Stimmung geschickt ein legitimes Mäntelchen umzuhängen und den guten Freunden in Frankreich den Anfang einer aufständischen Bewegung in Elsaß-Lothringen vorzuspiegeln! Wie mögen sich die Leute vom Schlage der Wetterlé und Genossen ins Fäustchen gelacht haben, als ihnen das so prächtig glückte, als die altdeutsche Presse, statt den politischen Drahtziehern durch einen kräftigen Alarmruf das Handwerk zu legen, zu einem großen Teil den armen Leutnant zum Sündenbock machte und sich eifrig und gründlich mit alledem beschäftigte, was bei diesem Handel das allergleichgültigste war! Man könnte sich im Gegensatz dazu ein Volk vorstellen — Engländer und Italiener würden vielleicht unter Umständen so handeln —, das aus einem politischen Instinkt heraus sich gesagt hätte: Die Einzelheiten des Falles sind für die Allgemeinheit von geringer Bedeutung, und die zuständigen Behörden mögen ihres Amtes walten; uns interessiert aber die politische Stimmung, wodurch die krankhafte Aufbauschung dieses Falles erst möglich wurde, und hierum müssen wir uns kümmern. Mit solcher Überlegung wäre die Angelegenheit in richtige Bahnen geleitet worden. Vielleicht wären dann auch die Ungesetzlichkeiten, die von militärischer Seite vorgekommen sind, überhaupt vermieden worden. Es muß ja leider zugegeben werden, daß der Reichskanzler in seiner ersten Rede nicht den richtigen Ton getroffen hat und vieles nicht gesagt hat, was gesagt werden mußte. Trotzdem bleibt das Mißtrauensvotum des Reichstages tief bedauerlich. Denn es war eine moralische Unterstützung für offene Reichsfeinde, und der Reichskanzler hatte zweifellos zwar unglücklich gesprochen, aber richtig gehandelt. Wir sollen nicht ab irato handeln, aber die Dinge auch nicht gehen lassen, nicht mit Nervosität dreinfahren, wohl aber mit Festigkeit und Überlegung die Zügel führen. Wir sollten es auch als unsere Aufgabe ansehen, den Zivil- und

Digitized by Google

Militärbehörden, die für das Reichsland verantwortlich sind, mehr Rückenstärkung als Kritik zu gewähren.

Der Zaberner Fall begegnet sich in seiner Bedeutung mit dem Krupp-Prozeß, so verschieden die beiden Sachen sonst auch sein mögen. Ein grundsätzlicher Todfeind unseres Staates und unserer Gesellschaftsordnung wirft in seiner Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter eine Denunziation in die Öffentlichkeit. Sofort stürzt sich die gesamte öffentliche Erörterung — doch wohl auf die Feststellung der Absichten des Anklägers und der dadurch berührten Staatsinteressen? — oh nein! auf die Untersuchung des Falles selbst. Die hohen Behörden wetteifern mit den geringsten Beteiligten in peinlicher Gründlichkeit, um alle Fäden bloßzulegen. Fiat justitia et pereat mundus! Ergebnis: eine schwere und ganz überflüssige Schädigung unserer Industrie und damit unserer Staatsinteressen! Der hingeworfene Köder hatte seinen Zweck erfüllt.

Ich fürchte, so wird es uns noch oft gehen, denn die Fortschritte in der Entwicklung der politischen Eigenschaften, die eine große Nation machen, gehen bei uns nur langsam vor sich. Um so notwendiger ist es, gerade diese Seite der gemachten Erfahrungen im Gedächtnis festzuhalten. Der Reichstag wird ja nun sehr bald zu politisch wichtigeren Beratungen übergehen. Es ist aber doch gut, wenn auch diese scheinbaren Nebendinge, die ihn beschäftigt haben, in eine Beleuchtung gerückt werden, die ihren Wert erkennen läßt.

W. v. Massow.

Das neue Königliche Schauspielhaus in Dresden.

Dieser Theaterbau erregte bereits Unwillen, ehe er seinem Zweck übergeben wurde. Er beteiligt sich nämlich unerfreulich genug an der Zerstörung des einzigen Bildes, das Pöppelmanns köstliche Zwinger-Architektur dem Auge bietet. Indessen darüber könnte man sich beruhigen. Setzen die Dresdener Architekten Lossow u. Kühne im Grunde doch nur fort, was Schinkel mit der Wache, Semper mit der Gemälde-Galerie und andere begonnen haben. Viel bedauerlicher ist es, daß sie nicht überlegt zu haben scheinen, welche Forderungen die zu lösende Aufgabe an den Baukünstler stellt. Ein Theater hat schon in seinem Äußeren seinen Zweck anzukündigen, darf nicht aussehen wie eine Landesversicherungsanstalt, ein Patentamt oder ein Bankgebäude. Und für etwas derartiges könnte man das Dresdener Königliche Schauspielhaus halten, wenn nicht eine vergoldete Inschrift im Giebelfelde und ein hinter dem Baumwerk mit rotem Ziegeldach unschön aufragendes Bühnenhaus den Vorübergehenden eines Besseren belehrten. Selbst bei einem Privattheater würde man mit dieser bürgerlichen, nichtssagenden Fassade nicht zufrieden sein. Vergoldete Balkongitter und eine dem Mansardendach unorganisch aufgepappte, einem Hoflieferantenwappen zum Verzweifeln ähnlich sehende Sandsteingruppe machen die Sache eher schlimmer als besser. Wirklich: die Architekten waren von allen guten Göttern verlassen, als sie dieses langweilige, dreistöckige Gebäude mit den angeklebten Treppenhäusern und dem Laubengang im Erdgeschoß hinter den Zwinger, diese geistvollste Schöpfung des deutschen Barocks setzten. Unbegreiflich,

Digitized by Google

daß Martin Dülfers prächtiger und für diesen Platz so geeigneter Entwurf von den ausschlaggebenden Faktoren einfach beiseite gelegt wurde!

Die künstlerische Ideenarmut, die in der Front des Schauspielhauses zum Ausdruck kommt, beherrscht auch das Innere. Man kann das Foyer des ersten Ranges und den daran stoßenden Erfrischungsraum geschmackvoll und würdig nennen; wenn man dann aber einen Blick in den Zuschauerraum getan, ist auch der nachsichtigste Mensch davon überzeugt, daß diese Architekten nicht die Spur künstlerischer Phantasie besitzen. Die Tortendekoration der Decke, die klägliche Ornamentierung der Logenbrüstungen machen selbst harmlosen Gemütern einen unerträglichen Eindruck. Dem Raume fehlt das Festliche. Zwischen diesen graugelben Wänden und altgoldenen Plüschen, zwischen diesen weit vorgereckten Rängen und ihren weißgoldenen Brüstungen, deren Linien noch mit Lampen nachgezogen sind, will die rechte Stimmung nicht aufkommen. Da die Architekten in der Ausschmückung des Zuschauerraumes ohnehin konventionell, bis zur Trivialität sogar, waren, hätten sie zum Vorteil des Ganzen unbesorgt sich an den traditionellen, immer festlich und auch höfisch wirkenden Akkord von Weiß, Rot und Gold halten dürfen. Was ist dem Publikum der an sich nicht üble Grundriß dieses Hauses? Es will in Stimmung gebracht werden, sehen, hören und gesehen werden. Von all diesen Wünschen erfüllt das Dresdener Schauspielhaus nur einen: Von allen Plätzen aus ist die Bühne gut zu überblicken. Die Kombination von Amphi- und Rangtheater bewährt sich, wie in Weimar und Stuttgart, eben auch hier. Aber die Akustik des Hauses bedarf dringend der Verbesserung, und die Umsäumung der Ränge mit elektrischen Lämpchen verhindert die geblendeten Parkettbesucher, die dort sitzenden Personen zu erkennen.

Wirkliche Befriedigung gewährt allein die Bühne. Sie ist nach Aussage der Fachleute, die zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses nach Dresden gekommen waren, ein kleines Wunder der Technik und Erfahrung. Nach den Angaben des technischen Oberinspektors des Hoftheaters Adolf Linnebach gebaut, mit versenkbaren Bühnenflächen, Schiebebühnen, einem kolossalen, mit einem beweglichen Rundhorizont kombinierten Kuppelhorizont und allen nur denkbaren Beleuchtungsanlagen versehen, ist sie allen Forderungen gewachsen, die heut nur an eine Schaubühne gestellt werden können. Hier ist also etwas in seiner Art Vorbildliches geschaffen, das allerdings kaum auf das Verdienstkonto der Architekten gesetzt werden darf.

Die Verlegung des Königlichen Schauspielhauses nach der Altstadt, in die Nachbarschaft der Oper, war aus mehreren Gründen erwünscht. Hauptsächlich bestimmend wirkte wohl das Verlangen, das Schauspiel der Gunst des eleganten Fremdenpublikums näher zu bringen, das die Altstadt doch nun einmal bevorzugt. Die Dresdener Königliche Schauspielbühne verdient diese Gunst nämlich nicht in geringerem Maße als die weltberühmte Dresdener Oper. Sie ist augenblicklich vielleicht das am besten geleitete und rührigste Hoftheater Deutschlands. Der feinsinnige und geschmackvolle Generaldirektor der Dresdener Hofbühnen, Graf von Seebach, unterstützt die literarischen und künstlerischen Bestrebungen seines Schauspieldirektors, des Geh. Hofrat Dr. Karl Zeiß, in jeder Weise. Welches zweite Hoftheater kann sich rühmen, soviel

Digitized by Google

bedeutungsvolle Uraufführungen in den beiden letzten Jahren gehabt zu haben wie das Dresdener Königliche Schauspielhaus? Man trifft hier auf Inszenierungen und Regieleistungen, die denen Max Reinhardts an Schönheit und Lebendigkeit nichts nachgeben. Dazu eine reiche Zahl ausgezeichneter künstlerischer Kräfte wie Hanns Fischer, Alice Verden, Clara Salbach, Lothar Mehnert, Paul Wiecke, Hermine Koerner, Alexander Wierth, Theodor Becker und andere, deren Namen keinen Zweifel lassen, daß die Leistungen des Dresdener Schauspielhauses in jeder Hinsicht mit einem hohen Maßstabe gemessen werden dürfen. Um die Hingabe richtig zu würdigen, mit der an dieser Bühne gearbeitet wird, muß man wissen, daß auch das zugkräftigste Stück es in Dresden selten zu mehr als zwanzig Aufführungen bringt. Das Publikum will ständig Abwechselung und Neuheiten. Mit Mitteln und Kräften darf also nicht gespart werden. Und dieses Publikum bekommt Musteraufführungen der besten klassischen und modernen Bühnenwerke zu Eintrittspreisen zu sehen, die weit hinter denen der besseren Berliner Privattheater, vom Berliner Königlichen Schauspielhaus mit seinem öden Repertoire ganz zu schweigen, zurückbleiben. Das Königliche Schauspielhaus in Dresden erfüllt die Aufgabe einer Hofbühne, eine Pflegestätte bester künstlerischer Kultur zu sein, die nicht nur den Wohlhabenden erreichbar ist, sondern auch der minder bemittelten Bevölkerung offen steht, im schönsten Sinne. Schade, daß sein neues Heim nicht das geworden ist, was die Freunde Dresdens und seiner so glänzend geleiteten Hoftheater erwartet hatten!

Hans Rosenhagen.

Bankbeamte.

Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß das große Publikum bis vor wenigen Wochen von der Lage eines Bankbeamten, seinen Gehalts- und Anstellungsverhältnissen so gut wie gar nichts wußte. Wer in Berlin Kunde einer Großbank ist, der freut sich bei einem Besuch seiner Depositenkasse über die vielen fleißigen und wohlerzogenen jungen Leute, die nicht müde werden, der Kundschaft Rede und Antwort zu stehen und überängstliche, völlig geschäftsunkundige ältere Damen über die unzweifelhaften Qualitäten der preußischen Konsols zu belehren oder ihnen die Geheimnisse ihres Konto-Korrentauszuges zu erklären. Daß es sich um gut gestellte, gut bezahlte Beamte handelt, darüber ist kein Zweifel, denn daß die großen Banken enorm viel Geld verdienen, weiß doch schließlich jeder. Daß in Gerichtsverhandlungen gegen ungetreue Bankbeamte von Zeit zu Zeit festgestellt wird, wie lächerlich klein die Gehälter selbst von Herren sind, die auf recht verantwortlichen Stellen stehen, stört das Gesamtbild nicht. Das sind nach Ansicht des Publikums eben Ausnahmen, bei denen besondere Verhältnisse vorliegen.

Und nun hat sich plötzlich das Bild vollständig geändert. Die Beamten zweier großer Berliner Aktienbanken haben öffentliche Versammlungen abgehalten, in denen sie weiteren Kreisen ihre Lage darlegten und Deputationen wählten, um der Direktion ihre Not zu klagen, und die besonders in Betracht kommende Bank beantwortete diese Klagen dadurch, daß sie den Sprecher der Deputation sofort entließ. Darauf eine

Digitized by Google

neue Versammlung, in der sogar einzelne Reichstagsfraktionen vertreten waren, und nun wogt der Kampf hin und her; die Presse verschiedener Parteien hat lebhaft eingegriffen und klagt auf das lebhafteste, daß die Bankleitungen das Koalitionsrecht der Angestellten nicht respektieren; gewerkschaftlich organisierte Vereine drohen, daß sie der Hauptsünderin unter den Großbanken die dort hinterlegten Depositen kündigen werden, um sie wirtschaftlich zu schädigen, während gleichzeitig andere Banken ihre angeblich beamtenfreundliche Gesinnung im hellsten Lichte leuchten lassen, vielleicht von der stillen Hoffnung beseelt, dadurch die großen Summen von disponiblen Geldern bei den Gewerkvereinen, Beamtenvereinen und ähnlichen Organisationen in ihre Kassen zu leiten.

Ich will hier nicht auf diesen Streit weiter eingehen und will auch nicht die unbestreitbare Notlage des größten Teils der Bankbeamten im einzelnen darlegen; ich möchte nachstehend nur auf eine der Hauptursachen aufmerksam machen, durch die der früher hochstehende und damals auch gut bezahlte Stand der Bankbeamten in diese Lage geraten ist, die heute eine direkte Gefahr für die Weiterentwicklung unseres Bankwesens bedeutet. Ich sehe diese Ursache in dem Untergang der großen privaten Bankhäuser und der damit im engsten Zusammenhang stehenden gewaltigen Ausdehnung der Aktienbanken, also in der sogen. Konzentrationsbewegung im Bankgewerbe. Die alten großen privaten Bankgeschäfte stellten nur junge Leute an, die das Bankgeschäft regelrecht erlernt hatten; wem es gelang, in einer der großen Bankfirmen als Kommis anzukommen, war, wenn er sich nichts zu schulden kommen ließ, geborgen bis an sein Lebensende. Schon das Anfangsgehalt war sehr auskömmlich und stieg bis zu ansehnlicher Höhe, ja häufig behielt ein solcher Beamter, wenn er lange genug im Hause tätig war, sein volles Gehalt als Pension. Das Verhältnis von Chef und Angestellten war durchaus patriarchalisch; der Angestellte war der Vertrauensmann des Chefs; er hatte in den meisten Fällen einen Überblick über den ganzen Stand des Geschäftes, da er abwechselnd in den verschiedenen Ressorts beschäftigt wurde und somit sämtliche Zweige der Banktätigkeit gleichmäßig beherrschte. Auch heute hat sich in diesen Dingen in den größten Privatfirmen nicht viel geändert; Bedingungen, die beispielsweise das Haus Mendelssohn seinen Angestellten noch heute bietet, wird man bei jeder Aktienbank vergeblich suchen. Bei diesen ist das Anfangsgehalt so unbedeutend, daß ein junger Mensch ohne elterlichen Zuschuß selbst bei sehr bescheidenen Ansprüchen nicht davon leben kann; das Höchstgehalt wird relativ rasch erreicht und ist kaum für einen Junggesellen, fast niemals für eine Familie ausreichend. Dazu die ewige Angst für den älteren Beamten, sobald er das Höchstgehalt erreicht hat, daß er nun entlassen und durch eine billigere Kraft ersetzt werde, denn, wenn einmal in einer Aktienbank gespart wird, so wird an den Beamtengehältern zuerst gespart. Ferner die Sorge für die eigene Zukunft und die seiner Familie, für die der Bankbeamte bei seinem niedrigen Einkommen nur ungenügend sorgen kann, die Unmöglichkeit, im Betriebe vorwärts zu kommen, da in den großen Aktienbanken der Beamte nicht wie in den großen Privatfirmen in gewissen

Digitized by Google

Zwischenräumen das Ressort wechselt, sondern meist an der Stelle kleben bleibt, auf die er bei seinem Eintritt gestellt wurde. Wie groß der Unterschied zwischen den Privatfirmen und den Aktienbanken ist, zeigte sich sehr deutlich, als vor einigen Jahren eine bekannte Berliner Privatfirma durch eine Aktienbank übernommen wurde. Damals wurde vereinbart, daß die Beamten der Privatfirma von der Aktienbank mit ihren bisherigen Bezügen und zu ihren bestehenden Zukunftsaussichten übernommen werden sollten; als man sich dann anschickte, den Vertrag in die Praxis umzusetzen, stellte sich heraus, daß es Beamtenkategorien mit dem Einkommen und den Aussichten wie bei der Privatfirma bei der Aktienbank überhaupt nicht gab, daß aber, und das war die Kehrseite der Medaille, die Privatfirma mit etwa 80 gut bezahlten Angestellten eine Arbeitslast bewältigte, zu der bei der Aktienbank die doppelte Zahl von Beamten nötig war. Und endlich der tiefgreifende Unterschied in der Behandlung der Beamten bei einer Privatfirma und einer Aktienbank. Das persönliche Vertrauensverhältnis, das bei einer Privatfirma zwischen Chef und Angestellten bestand bzw. noch besteht, ist bei der Aktienbank vollständig geschwunden, und die Folge davon ist leider bei manchen Instituten, daß der Ton, in dem die Angestellten behandelt werden, viel zu wünschen übrig läßt. Das ist um so bedauerlicher, als unter ihnen bis jetzt wenigstens die jungen Leute aus guter Familie mit dem Zeugnis der Reife eines Gymnasiums oder Realgymnasiums und vielfach mit Hochschulbildung überwiegen.

Persönliche Beziehungen zwischen dem Direktor einer Aktienbank und den Angestellten existieren nur in Ausnahmefällen, schon die Verschiedenheit der Einkommens- und Vermögensverhältnisse macht sie unmöglich; in der Mehrzahl der Fälle werden die Direktoren der Bank den Beamten nicht einmal dem Ansehen nach bekannt sein. Als vor einigen Jahren der sehr verdiente leitende Direktor einer Berliner Großbank in den Ruhestand trat und bei der Beamtenschaft die Überreichung eines Ehrengeschenks angeregt wurde, lehnten 70 Prozent der Beamtenschaft die Teilnahme an einem solchen Geschenk ab, da sie den in Frage kommenden Herrn niemals gesehen hatten. Andererseits ist natürlich die überwiegende Mehrzahl der Beamten der Direktion vollständig unbekannt; wer nicht das Glück hat, über persönliche Beziehungen zu einem Direktor oder Oberbeamten zu verfügen, bleibt in der Mehrzahl der Fälle im dunkeln. Er mag fleißig oder faul, begabt oder ungeschickt sein — die Direktion wird nur von ihm erfahren, wenn er eine besondere Dummheit gemacht hat, die ihm dann während seiner ganzen Tätigkeit bei der Bank anhaftet. Daher diese tiefgehende Mißstimmung in den Bureaus der Großbanken; jeder weiß, daß seine Zukunftsaussichten gleich Null sind: von seinem Fleiß oder seiner besonderen Begabung wird man höchstens Orts vielleicht niemals erfahren.

Friedrich v. Pritzbuer.

Digitized by Google

Buchkritik

Aus dem Goethekreise. „Was hat unser Vaterland nicht von einem Manne in der Kunst zu erwarten, der seinen Geist durch so erhabene Werke echter Poesie so früh zum Großen und Erhabenen gebildet und nun mit allem diesen ausgerüstet sein künftiges Leben ganz der Kunst zu widmen gedenkt." Mit diesen überschwenglichen Worten feierte 1778 ein Freund den „berühmten Tiermaler" Friedrich Müller, der in der Literaturgeschichte seiner Doppelbegabung wegen unter dem Namen „Maler Müller" fortlebt. Das ganz Große, das man damals allgemein von dem vielversprechenden Genie erwartete und das es selbst sich zum Ziele setzte, ist nun freilich nie entstanden; aber in der Idylle, jener Dichtungsgattung, die Müller so schnell berühmt gemacht hatte, ist seine Bedeutung unbestritten geblieben. Geßners leidenschaftslose Idyllen, die eigentlich nur zärtliche, wohlgelittete Städter zu Besuch auf dem Lande vorführten, waren natürlich zuerst Müllers Vorbilder. Schnell aber überwand er die Abhängigkeit; Faunen und Satyrn tummelten sich nun in Feldern und Wäldern, fluchend und schreiend störten die eingesessenen Bauern die heilige Stille der Natur. Bewußt ging Müller in seinen Dichtungen mit starker poetischer Kraft auf eine realistische Darstellung des Lebens und der Natur aus. Gerade darum begegnen seine Idyllen, die Otto Heuer nach den Erstdrucken und nach den vom Frankfurter Goethe-Museum erworbenen Originalmanuskripten mit einer vortrefflichen Einleitung neu herausgegeben hat, heute erneutem Verständnis und Interesse. Der Verlag Kurt Wolff in Leipzig hat den drei entzückenden Bändchen zehn Müllersche Radierungen und Zeichnungen sowie drei Porträts beigegeben (Preis M. 13,50). Wie mit dieser Publikation, so ist auch mit Franz Bleis nunmehr fertig vorliegender Ausgabe der Gesammelten Schriften von Jacob Michael Reinhold Lenz (fünf vom Verlag Georg Müller in München prachtvoll ausgestattete Bände), auf die hier nur kurz sehr empfehlend hingewiesen werden kann, der Wissenschaft ein unbestreitbarer Dienst erwiesen; beide Werke werden auch über den Kreis der zünftigen Forscher Liebhaber finden. — Ob dagegen wohl für die Pseudo-Wanderjahre durch eine Neuausgabe Interesse wiedergeweckt werden kann? Sollte das Buch heute wirklich noch jemand lesen, der nicht von Berufs wegen gezwungen ist, es zu kennen? Oder handelt es sich bei diesem Neudruck „in 500 nummerierten Exemplaren" (Verlag von Hermann Barsdorf in Berlin) um eine der leider nicht seltenen Spekulationen auf die Kauflust gewisser „Bibliophilen"? Ludwig Geiger hat die Neuausgabe von J. Fr. Wilh. Pustkuchens „Wilhelm Meisters Wanderjahre" nach der zweiten Fassung von 1823—28 besorgt und ihr eine längere literarhistorische Abhandlung über die „echten" und die „falschen" Wanderjahre, über Pustkuchen, über die Aufnahme seines Werkes bei den Zeitgenossen mit auf den Weg gegeben. Die Ausstattung ist sehr splendid; jeder der 5 Bände, die broschiert 15 M. kosten, umfaßt nur sieben bis höchstens acht Bogen. Es sei daran erinnert, daß Goethe, der selten auf Angriffe einging, auf die falschen Wanderjahre sehr erbost war und ihnen diese kräftige Invektive widmete:

„Was will von Quedlinburg heraus
Ein zweiter Wandrer traben?" —
Hat doch der Walfisch seine Laus,
Muß ich auch meine haben. —

Eine wichtige und sehr beachtenswerte Ergänzung hat die längst anerkannte und eingebürgerte Cotta'sche

Digitized by Google

Jubiläums-Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken durch ein von ihrem Herausgeber Eduard von der Hellen geschaffenes Gesamtregister (Preis geb. M. 4.—) erfahren. Nicht nur die Werke und die in ihnen vorkommenden persönlichen und örtlichen Beziehungen, selbst wenn sie nur angedeutet sind, finden wir hier verzeichnet; wir können uns nun auch leicht aufs genaueste unterrichten, wie Goethe über ein uns gerade interessierendes Problem gedacht und geurteilt hat. Es ist für den modernen Menschen ja fast ein Bedürfnis geworden, sein eigenes Empfinden, Denken und Urteilen nach Goethes universalem Geist zu orientieren. Jetzt ist uns das beste und zuverlässigste Hilfsmittel an die Hand gegeben, „zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht". Aufrichtig bewundern wir die in dem Register niedergelegte Arbeit; nur einem tiefvertrauten Goethekenner war eine solche Leistung möglich. Für den Forscher wie für den genießenden Leser ist das Register gleich wertvoll; beiden nimmt es viele Mühe ab, beiden erleichtert es ungemein das Eindringen in Goethes Geisteswerkstatt. Wie sehr Eduard von der Hellen bei Goethe zu Hause ist, hat er auch in seiner charakteristischen Auswahl von Goethes Briefen bewiesen, die jetzt mit dem sechsten Bande zum Abschluß gelangt ist (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur. Preis jedes Bandes 1 M.). Aus den fünfzig Bänden der Weimarer Gesamtausgabe die Briefe zu sammeln, in denen sich Goethe „über wesentliche Momente seines Dichtens und Trachtens, seines inneren und äußeren Lebens und Strebens in der die Entwicklung seiner Persönlichkeit am vollsten und klarsten charakterisierenden Weise äußert," war keine leichte Aufgabe. Daß der Herausgeber sein Ziel, Goethes Leben in seinen Briefen darzustellen, glänzend erreicht hat, soll freudig anerkannt werden.

Der unermüdlich in seiner, allzu oft gar zu dilettantischen Weise für Goethe und Weimar tätige Wilhelm Bode hat seinen vielen Büchern ein neues hinzugesellt, durch das er uns in „Das Leben in Alt-Weimar" einführen will. Das vom Verlag Gustav Kiepenheuer in Weimar hübsch ausgestattete Album bringt 84 von Bode kurz erläuterte Bilder, die nach alten Silhouetten, Gemälden, Stichen und neuen Photographien und Zeichnungen gut reproduziert sind. Ansichten aus den fürstlichen und bürgerlichen Häusern und Gärten wechseln mit Porträts, Szenen von Theateraufführungen, Gesellschaften, Jagden; manche verborgene Schätze feiern hier eine fröhliche Urständ, das meiste ist uns längst bekannt.

Im gleichen Verlag ist auch ein Büchlein (Preis 2 M.) erschienen, in dem Johannes Höffner das dankbare Thema „Goethe und das Weimarer Hoftheater" für ein größeres Publikum behandelt. Er wählt aus der umfangreichen Literatur geschickt charakteristische Zitate aus und gibt so in abgerundeter, durch viele Bilder unterstützter Darstellung eine Einführung in das alte weimarische Theaterleben und die Goethischen Beziehungen dazu, die anspruchslosen Weimarpilgern willkommen sein wird. Wilhelm Hegelers „Tiefurt" (ebenfalls bei Kiepenheuer) ist nichts anderes als ein (wie es sich bei dem Verfasser von selbst versteht) flott geschriebener — „Führer".

Heinz Amelung.

Deutsche Ruhmesschilder u. Ehrentafeln. Widmungen u. Weihungen von Heinrich Bierordt, Heidelberg 1913. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Preis M. 1.50, gebunden M. 2.50.

Die Kunst, mit vielen Worten wenig zu sagen, ist in unserer Literatur weit verbreitet genug; umso angenehmer berührt es, mitunter auch die alte, entgegengesetzte Kunstregel, der die Kürze die Würze bedeutet, wieder zu Ehren gebracht zu sehen. Das gilt von dem kleinen Buch, mit dem der badische Dichter Heinrich Bierordt nach längerem Schweigen wieder an die Öffentlichkeit tritt. Die „Ruhmesschilder und Ehrentafeln", die er hier aufrichtet und aufhängt, reihen sich zu einer deutschen Kulturgeschichte in knappster Form, wie wir sie so eigenartig noch nicht besitzen. Es ist, als hielte ein zauberkundiger Meister Zwiesprache mit den besten Geistern unserer Vergangenheit, und weil er ihnen selber wesensverwandt ist — gesund, kraftvoll, innig, deutsch im besten Sinne —, weiß er

Digitized by Google

ihre deutsche Seele zum Klingen zu bringen. Die Meister deutscher Lied- und Wortgewalt, ein Walther von der Vogelweide, Geiler von Kaisersberg, Wimpfeling, Hans Sachs, die Schöpfer freien Gedankens und religiöser Innerlichkeit wie Hutten, Luther, Jakob Böhme, die großen Bildner und Tondichter treten zu lebensvollem Reigen an; der Geist der klassischen Zeit in seiner abgeklärten Fülle und Hoheit umatmet uns, und das silberne Hifthorn der Romantik nimmt Ohr und Herz wunderseltsam gefangen; über das junge Deutschland und das des neuen Reiches bis in die Gegenwart setzt sich der klingende Reigen fort und tönt aus in einer machtvollen Huldigung an Bismarck. Vierordts besondere Kunst, mit ein paar feinen Pinselstrichen eine Stimmung zu geben, mit wenigen markigen Meißelschlägen eine Gestalt herauszuarbeiten, scheint mir hier besonders glücklich am Werk zu sein. Es ist ein Buch, nicht für flüchtige, hastige Leser; nur wer selber Kultur mitbringt, wird diese Kulturgeschichte der Widmungen und Weihungen in ihrem tiefen und edlen Gehalt ausschöpfen, in ihrer sprachmeisterlichen Form voll genießen können.

Heinrich Lilienfein.

Auf **zwei Jahrbücher** aufmerksam zu machen, ist mir eine Freude. Der Kalender für schwäbische Literatur und Kunst unter dem Titel „Von schwäbischer Scholle", den im Vorjahre der rührige Verleger Eugen Salzer in Heilbronn zum ersten Male ins Land hinaussandte, ist nun zum zweiten Male erschienen, und der neue Jahrgang steht auf der nämlichen hohen Stufe wie sein Vorgänger. Ein Gedicht von Bruno Frank gibt ihm den würdigen Auftakt, ein Gedicht von edelster Form und voll edelster Gedanken. Feine Federzeichnungen von schwäbischer Scholle von Strich-Chapell, Willy Stahl und E. Wolfer sind dem Kalendarium beigesellt. Die neue schwäbische Lyrik vertreten Hermann Hesse, Therese Köstlin, J. Palmer, Anna Schieber, Auguste Supper, Maria Weitmann, Th. Mauch und August Lämmle, die Novelle mit größtem Glück die verehrenswerte Isolde Kurz, Tony Schumacher und Felix Speidel. Hermann Tafel erzählt allerlei Persönliches von dem größten schwäbischen Meister der Landschaft Otto Reiniger. In diesen Zeilen zittert ein Herzenslaut inniger Liebe, Verehrung und Bewunderung. Weitere Aufsätze behandeln die Tripolis-Expedition des Roten Kreuzes, einen Maiengang auf der Alb und den großen Physiker Robert Mayer, den „Kraft-Mayer". Wertvoll sind die verschiedenen „Jahresübersichten", die kurz und knapp und treffend orientierende politische von Dr. Th. Heuß, die literarische von den Dr.Dr. Finch, Klaiber und Zinkernagel, die über bildende Kunst von Dr. J. Baum, die musikalische von Kühn, die beiden konfessionellen von Lic. Dr. Faut und Repetent Willburger, die über den Schillerverein von Güntter. — Eine Neuerscheinung ist „Das Bodenseejahrbuch 1914", herausgegeben von K. H. Maurer bei Reuß & Itta in Konstanz. Es ist von sehr ähnlicher Art wie der soeben besprochene Kalender, nur ein wenig umfangreicher und auch ein wenig reicher geschmückt. Dafür auch im Preise höher. Auch hier fehlen dem Kalendarium hübsche Federzeichnungen von O. Marquardt nicht. Ein kleines Drama „Gudulinde" von Ernst Bachmeister ziert den belletristischen Teil. Zu den literarischen Mitarbeitern gehören ferner E. v. Bodman, L. Finch, J. C. Heer, der Bauerndichter Huggenberger, Dr. Gradmann, Herm. Hesse, H. Lhotzky, Fritz Mauthner W. v. Scholz, Paul Ilg, Heinr. Vierordt; zu denen, die Kunstblätter beisteuerten, C. Th. Meyer (Basel), Rud. Sieck und Rob. Weise.

Paul Wittko.

Nachdruck verboten. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Alle für die Redaktion des „Greif" bestimmten Zusendungen werden ohne Namensnennung nach Berlin W 35, Schöneberger Ufer 29 erbeten.
Für die Redaktion verantwortlich: Karl Rosner in Berlin-Wilmersdorf.
Alleinige Inseratenannahme: Annoncenexpedition Rudolf Mosse.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Emil Fischer in Berlin-Friedenau.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Zweigniederlassung Berlin.

Digitized by Google

Der Greif

Cotta'sche Monatsschrift

Herausgeber:

Karl Rosner u. Dr. Eduard von der Hellen

1. Jahrgang. 1913/1914 Heft 5. Februar 1914

Der Stille Ozean und die Weltmachtsprobleme der Zukunft.

Von

Dr. Freiherrn v. Mackay.

Ruhen aus die alten Rassen?
Sinken sie mit ihrer Lehre müde hin jenseits der See?
Unser wird die ew'ge Arbeit und die Last und auch die Lehre.
Pioniere! Pioniere!
Hinter uns liegt das Vergangene,
Vor uns eine neue, weitere Welt, reizvollere,
Frisch und stark ergreifen wir sie, die Welt der Mühsal und des Marsches.
Pioniere! Pioniere!

Trefflich kennzeichnet Walt Whitman, der Dichter und Träumer von der Zukunftsgröße des Sternenbannerreichs, in diesen Versen die politische Weltanschauung des Nordamerikanertums: die Geringschätzung, mit der es auf die Lebens- und Entwicklungskraft der Völker der Alten Welt herabsieht, die hohe idealistische Meinung, die es von seiner eigenen Kulturmission hegt, die Überzeugung, daß die Schwerkraft der weltpolitischen Gewichte und Machtentscheidungen in gemessener Zeit sich nach der Neuen Welt verlagern wird, um ihm den Titanenkampf mit den Riesenheeren der erwachten ostasiatischen Völkermassen als Schildhalter der weißen Rasse zuzuweisen: alles Gedanken, Ausblicke, Stimmungen, die in der Schale amerikanischer Übertreibungen und Einseitigkeiten gewiß einen starken Kern Wahrheit umschließen.

Europa atmet heute erleichtert auf nach dem — allerdings keineswegs endgültigen — Abzug des Sturmfelds, das über dem

Digitized by Google

Balkan so verhängnisvolle Kriegsgewitter hat niedergehen lassen. Trotz der Schwere der Katastrophe erscheint ihre Auswirkung nicht eigentlich welterschütternd. Ihre Stoßkraft blieb eng begrenzt; eine durchgreifende Umbildung der großmächtlichen Bündnissysteme hat sie nicht nach sich gezogen, und in weitestem weltgeschichtlichem Durchblick war ihre Bedeutung der Hauptsache nach auf ein neues, aber keineswegs entscheidendes siegreiches Vorrücken der Front christlich-europäischer Kultur im alten Kampf mit dem islamisch-orientalischen Gesittungskreis und zugleich auf eine glückliche Behauptung der östlichen Schanzen des Germanentums gegen das Slawentum beschränkt. Ja, man fühlte deutlich während des ganzen Kriegsfiebers, wie im Hintergrund des blutriefenden Dramas eine drohende, überlegene Schicksalsgewalt wirksam war, welche die Kräfte des Matt- und Gegenspiels der Großmächte band und ihr Friedensbedürfnis steigerte: eben das Bewußtsein, daß bereits in der fernen Machtsphäre Ostasiens und des Riesenreichs des Stillen Ozeans ein anderes Tiefdruckgebiet von unendlich größerer Entladungspotentialität sich bildete, das vorsichtige Deckung und Zurückhaltung in Habachtstellung dringend heischte. In der Tat: man kann sich nicht vorstellen, daß jene über dem pazifischen Kraftfeld aufziehenden Gewitter sich entladen, ohne daß dadurch eine so vollständige Umbildung des politischen Erdantlitzes sich vollzöge, wie ihr Parallelen höchstens in den Umwälzungen der Völkerwanderungszeit und der Kreuzzüge gegenüberständen.

Die Balkankrise umfaßte zwar in ihrer schon durch Roms tripolitanischen Anzug geschaffenen Bebenweite das ganze östliche Becken des Mittelmeeres, mit anderen Worten das Zentrum ältester eurasischer Kultur, flutete aber in dieser Fortbewegung nicht auf, sondern verebbte in ihr. Das dichte Gespinst der Bindungen eines in Jahrtausenden mählich entwickelten Austausches geistiger, wirtschaftlicher, sittlicher Güter zwischen Europa und dem Nahen Osten wirkte wie ein Widerstand, der elektrische Stromleitungen hoher Spannung aufnimmt und sie auf ein Leitungsnetz niederer Voltstärke verteilt. Ausgleichsmittel solcher Art fehlen auf der Kampfesbühne des Stillen Ozeans durchaus. Ihr Charaktermerkmal ist das Gegeneinanderstoßen von elementaren Gewalten roher, ungezügelter Natur auf einem kahlen Feld ohne jede andere neutralisierende Erscheinung als die der schier unendlichen Wasserfläche. Als Nunez de Balboa vor 400 Jahren, am 25. September 1513, mit einer Handvoll Abenteurer vom Golf von Darien aus die Chepocordillere überkletterte und in weihevoller Stunde als erster Weißer auf das „Mare del Sur" blickte, eröffnete er wohl der Menschheit durch seine Entdeckung gewaltige Ausblicke auf neue handels- und kulturwirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten von unüber-

Digitized by Google

sehbarer Größe und Fülle; aber die tatsächliche Nutzbarmachung dieses neuen Fruchtfeldes europäischer Pionierarbeit blieb doch lange sehr hinter den Erwartungen zurück. Wohl deuten Erinnerungen aus grauer, vorgeschichtlicher Zeit, wie die Überreste der Aztekenkultur und die durch anthropologische und archäologische Forschungen gestützte Voraussetzung der Rassenverwandtschaft zwischen dem mexikanischen Indianerstamm und den Japanern, darauf hin, daß einstmals auf unbekannten Wanderpfaden die Völker der Neuen Welt und Ostasiens sich die Hand gereicht haben. Aber seitdem diese Brücken unterbrochen sind, isolierten sich beide Welthälften wie zwei auf entgegengesetzte Bahnen gestoßene Monde desselben Planetensystems, und dieser Rückstoßkraft in durchschlagender Weise Herr zu werden, erwies sich auch das mittelalterliche spanische und portugiesische Konquistadorentum als unfähig. Erst die moderne Organisation der erdumspannenden Dampferlinien, die den Aktionsradius des Seeverkehrs, seine Sicherheit und Schnelligkeit vervielfachte, vermochte diesen Widerstand endgültig zu überwinden. Aber nun, bei der plötzlichen, unvermittelten Näherung der Reibungsflächen, offenbarte sich auch sofort die Entladungsgefährlichkeit ihrer unversöhnlichen, entgegengesetzten Polaritäten. Zwei Rassen, die weiße und die gelbe, standen gegeneinander auf mit den wallenden Leidenschaften des Bluts, dem gehässigen Widerstreit der Farbe, die zum Merkmal adliger und minderwertiger Menschheitsgruppen gestempelt wurde. Und den Harst physiologischer Gegensätze verstärkte der Zusammenprall psychologischer Unstimmigkeiten. In der Neuen Welt die extreme Verehrung demokratischen Individualismus, auf ostasiatischem Boden Wurzelung von Staat und Kultur in patriarchalischem Sozialismus und aristokratischem Monarchismus. Dort die Herrschaft eines Fortschrittsradikalismus, dessen Geleitwort das „every thing in extreme" ist und der den unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten in fieberhafter Hast nachjagt, hier eine konservative Daseinsgrundstimmung, der die sagenumsponnene Vorzeit hoher Ahnen-Herrlichkeit als Spiegel menschlicher Vervollkommnungsideale erscheint und die das uralte Erbe dieser Vergangenheit als Pfand höchster, echter Kulturverfeinerung und ästhetischer Lebensverklärung preist. Dort eine christliche Weltanschauung, die aber in nur zu vielen zwitterhaften Vergleichen dem ihr fremden Geist des modernen Kapitalismus sich hat beugen müssen, dort die Herrschaft buddhistischer, taoistischer und kungfutsischer Ethik, welche die letzten Fragen menschlichen Daseins von gänzlich anderen Wurzeln aus zu lösen sucht.

* * *

Dem Versuch, in wenigen Schlaglichtern das entwicklungsgeschichtliche Wesen und die Charaktereigenschaft des pazifischen

Digitized by Google

Problems deutlich zu machen, soll zunächst eine Skizze der geographisch-militärischen und ethnographisch-politischen Profile dieser Machtsphäre folgen.

Das Kennzeichen der westamerikanischen Küste ist ihre Geradlinigkeit und Sprödigkeit, ihr Mangel an organischer Gliederung und Gestaltung. Die Anden- und Cordillerenkette schiebt sich durchweg wie eine Riesenmauer bis in die nächste Nähe des Meeressaums vor und verhindert das Ausströmen großer Flüsse zu ihm hin. Dem entspricht die Armut an Häfen. Auf der ganzen 8000 Meilen langen Küstenstrecke von Valparaiso bis Vancouver findet die Schiffahrt nicht mehr als zehn Ankergründe und Verkehrsplätze von Bedeutung, und auch diese sind keineswegs allererster Klasse. Über drei von ihnen verfügt Peru, Ecuador und Chile über je einen, Mexiko einschließlich des von der Tehuantepec-Eisenbahngesellschaft gebauten Kunsthafens Salina Cruz über zwei, und für die Vereinigten Staaten bleiben nicht mehr als drei: San Francisco, Seattle, San Diego. Hinzu kommt, daß den Küstenraum in dieser ganzen Weite kein Inselvorland schützt, mit einziger Ausnahme der 1000 Meilen von Panama entfernten Galapagosinseln, die von Ecuador zu erwerben Washington aus begreiflichen Gründen größte Mühe aufgewandt hat. Es ist klar, daß der Union als Vormacht und Schildhalterin der amerikanischen Staaten in diesen geographischen Verhältnissen keineswegs ein bequemes und handliches Rüstzeug für die militärische Sicherheit und Stoßkraft gegeben wurde. Infolge der Spärlichkeit der Hafeneinschnitte und der Unmöglichkeit, von ihnen aus bequem ins Landinnere zu dringen, fehlt es an Lockmitteln für den Handel und damit den Aufwendungen für Seerüstung an der wirtschaftlichen Rückendeckung einer großartigen Verkehrsentwicklung. Auch die Vollendung des Panamakanals wird diese Mißlichkeit nur mildern, nicht sie aufheben. Und wenn gesagt worden ist, die Durchbohrung des mittelamerikanischen Isthmus komme einer Verdoppelung der nordamerikanischen Seestreitkräfte gleich, so ist das richtig nur insofern, als die Möglichkeit der Flottenkonzentration um das Zweifache gesteigert wird; ob die unter dem star spangled banner dampfende Armada in der heutigen Verfassung genügt, die lang gezogene pazifische Front zu decken, die zwar dem Feind wenig Gelegenheiten für zentrale Angriffe, dafür aber dem Beschützer um so mehr Schwierigkeiten der Flankendeckung bietet, bleibt eine offene Frage.

Die asiatische Küste des Stillen Ozeans zeigt die vollkommene Umkehrung dieses Charakters der Front der Neuen Welt. Je mehr man sich von den Hawaiieilanden, dem weit vorgeschobenen Glacis, dem Fernen Osten nähert, desto dichter wird der Wald von Inseln kleinsten und größten Ausmaßes, der aus der Meerestiefe emporwächst. Südlich und nördlich geht dieses Dickicht in zwei große

Digitized by Google

Festlandsmassen, die australische und ostasiatische über, in der Mitte stellt die Sundainselwelt die Verbindung mit dem Indischen Ozean her. Ein großartigeres Bild aller möglichen geographischen Gestaltungen mit der Folie ebenso vieler völkischen, wirtschaftlichen, kulturellen Formbildungen läßt sich nicht denken: in dem Maß, wie ihre Befruchtung durch moderne europäische Gesittungselemente zunimmt, müssen sie notwendig mehr und mehr wie ein Schwamm wirken, der alle Kräfte von der amerikanischen Seite zu sich hin auffaugt.

Die ethnographische Struktur der beiden festländischen Rahmenflächen des Stillen Meeres ist das Spiegelbild des geographischen Aufbaus. Auf dem amerikanischen Kontinent stehen nur zwei große Rassenbildungen einander gegenüber: die angelsächsische und die lateinamerikanische. Beide sind zwar vielfach gemischten Bluts: im Nordamerikanertum wird die germanische Wurzelung mehr und mehr zurückgedrängt durch das Einströmen romanischer, slawischer, semitischer Einwanderertrupps; im Südamerikanertum ist die Blutvermengung derart vorgeschritten, daß jedes den Reaktions- und Differenzierungsprozeß beherrschende polarische Element verschwunden zu sein scheint. Immerhin bilden sie geschlossene Einheiten, in deren Synthese Einschüsse wie das Indianertum und selbst das zahlreiche Negertum nur die Rolle ausgeschiedener, passiver Sedimente spielen. Nun ist gewiß eine Rassenmischung bis zu gewissem Grade, dessen Relation schwer zu bestimmen ist, zu jeder Zeit und im Werden aller Völker vor sich gegangen und hat nützlich und blutauffrischend gewirkt. Was aber über diese Linie ging, erwies sich als Übel. Denn die eigentliche Quelle des sogenannten Rassenvorurteils sind nicht politische und soziale Gegensätze; sie ist vielmehr die der Menschheit eingeborene, tiefwurzelnde und heilsame Furcht vor der Rassenentartung durch Rassenvermengung, im ethischen Sinn gesprochen vor der Verbastardierung der Menschheit. Wie weit eine derartige Gefahr in der Neuen Welt besteht, bedarf hier keiner Untersuchung. Jedenfalls steht die Tatsache fest, daß ein Volk, je mehr es das Rückgrat eines reinen Rassenstamms verliert, desto mehr auch die Fähigkeit imperialer Machtentwicklung einbüßt. Weltbeherrschende Herrenvölker, wie im Altertum das römische, im Mittelalter das spanische, in neuerer Zeit das britische, waren stets ausgeprägten Rassenadels; schon aus solchem Durchblick wird es fraglich, ob die Union große Fähigkeiten zu kraftvoller Vertretung der imperialistischen Ideale bewähren wird, die seit Roosevelts Zeit ihr großmächtliches Programm bilden. Der Zweifel erscheint um so begründeter, wenn man bedenkt, daß schon ein alter Athener „aus oftmaligen Erfahrungen zu der Überzeugung kam, daß Demokratien nicht geeignet seien, über andere Völker zu herrschen". Tatsächlich eignet dem amerikani-

Digitized by Google

schen Imperialismus stark die Farbe gekünstelter parteipolitischer und großkapitalistischer Mache, weniger der Charakter eines aus der Volksseele strömenden Dranges, wie man ihn findet, wenn man den Blick wieder zurück zur ostasiatischen Welt wendet.

Der Vielgestaltigkeit der Bodenformungen, in die dort die Erdhälfte der größten Wassermasse allmählich übergeht, entspricht die Mannigfaltigkeit der Rassengebilde, die sich auf den Gebieten zusammendrängen. Politisch spielt indessen weder die Masse des Polynesiertums und Australnegertums noch die des Malaientums eine irgendwie ausschlaggebende Rolle. Denn jene stehen auf denkbar tiefster Gesittungsstufe und verrichten, soweit der europäische Kulturpionier in ihre verstreuten Reiche vordringt, lediglich niedere Arbeitsdienste. Dieses ist wohl geistig begabt und erfreut sich einer gewissen Kulturverfeinerung, ist aber dank seiner angeborenen und scheinbar unüberwindlichen Arbeitsträgheit im Ringkampf der ostasiatischen Völker immer nur Ambos, niemals Hammer gewesen. Ein kluger amerikanischer Staatsmann hat, als Washington die Ausschließung der chinesischen Kulis von der Einwanderung nach den Philippinen beschloß, gewarnt, man werde über kurz oder lang die Ausgewiesenen freiwillig zurückrufen, weil es kein anderes Volkselement gäbe, das fähig wäre, die unter den Händen der Eingeborenen verwahrlosten Reichtümer der Inseln wieder fruchtbar zu machen; seine Voraussage wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur hier, sondern überall, wo man auf australischem Gebiet mit Gesetzesgewalt den mongolischen Wanderstrom zu hemmen sucht, einmal als Wahrheit erweisen. Damit ist schon auf das Wesen der großen Antithese der weißen und gelben Farbe, in der sich der Widerstreit des Rassengemenges einseitig und scharfkantig zuspitzt, hingedeutet. Auf die Geviertmeile berechnet, beträgt die Bevölkerung in:

Großbritannien ohne Kolonien	372,6
Großbritannien mit Kolonien	36,8
Japan	335,8
China (ohne Tributstaaten)	266,0
Vereinigten Staaten mit Kolonien	13,7
Neuseeland	2,5
Australien	0,6
Niederländisch-Indien	0,19

Die Übersicht veranschaulicht schlagend, welche Naturtriebkräfte der Volksmassen und des Ausdehnungsdrangs bei dem Rassenkampf maßgeblich sind. Die Bevölkerungsdichtigkeit Chinas kommt derjenigen Österreichs gleich, diejenige Japans steht mit Deutschland auf einer Stufe. Demgegenüber nehmen sich die Verhältniszziffern der nordamerikanischen Union sehr dürftig aus, während die beiden britischen Dominien dank ihres Einwanderer-Abkapse-

Digitized by Google

lungssystems noch fast den Charakter von Besiedelungsbrachland haben und Niederländisch-Indien erst recht wie eine Menschenöde erscheint. Der Einwand liegt nahe und wird tatsächlich vielfach erhoben, daß China über genügendes Kolonisationsgebiet im tibetischen und turkestanischen Innerasien und in der Mandschurei und Mongolei verfüge, daß ebenso der Norden von Hondo und Hokaido noch ganz kulturfähiges, aber kulturbrachtes Land für die überschüssigen Volkskräfte Japans biete und daß seit dem Krieg mit Rußland offensichtlich „Dai Nipons" Großmachtwille dahin gerichtet sei, vom einverleibten Korea und von den eroberten Stellungen am Liauho aus seine Reichsgewalt in doppelter Angriffslinie gegen Rußland im Osten und das Reich der Mitte im Süden auszudehnen, um seinen Charakter als „Land der zehntausend Inseln" abzustreifen und eine Festlandsmacht zu werden: aus alledem ergebe sich, daß die Stoßkraft der mongolischen Auswanderungsheere nicht notwendig nach der Südsee hin und gegen Amerika gerichtet zu sein brauchte. Derartige Vorstellungen sind ein Gemisch aus vollkommenen Irrtümern mit bedingten Wahrheiten. Härte und Zähigkeit, wie sie Nord- und Innerasien von dem bäuerlichen Kulturpionier fordern, besitzt wohl der Nordchinese und bis zu gewissem Grad der Hochländer des mittleren Jangtsegebiets, nicht aber der Südchinese mit der Weichlichkeit seines malaiisch und semitisch durchsetzten Blutes. Die Japaner aber sind — K. Haushofer bemerkt das in seinem jüngst erschienenen trefflichen Werk über „Großjapans Wehrkraft, Weltstellung und Zukunft" durchaus richtig — ausgesprochenen Charakters ein Südseevolk. „Mag in dem Völkergemisch, aus dem die jetzige Rasse hervorgegangen ist, der aus dem Süden stammende Einschlag zahlenmäßig schwächer gewesen sein: in Lebensäußerungen, Sitte und Weltanschauung blieb er der stärkste und richtunggebende. Das beweisen jedem, der nicht durch Rassentheorien voreingenommen im Lande beobachtet, die Volksgewohnheiten in der Art sich zu kleiden, zu wohnen und sich zu erwärmen, die Arbeitsweise und die Lebensintensität in ihrer Abhängigkeit von Witterungs- und Temperaturschwankungen." In der Tat: wie die Jama Sakura, die Bergkirsche, Japans Sinnbild seiner militärischen Tüchtigkeit, Zucht und Eroberungskraft, von der südlichen Kiuschiuinsel aus ihre Wanderung über Berg und Tal des ganzen Inselreichs antrat, um dessen gefeierter Lieblingsbaum zu werden, so hat sich die Jamato-Herrenrasse, die Trägerin des Kriegsruhms des Landes, von gleichem Ort aus über Schikoku und ganz Hondo ausgebreitet; im Gegensatz zu China, wo der Stahlquell der politischen Kräfte stets im Norden floß, zeigt Japan die Umkehrung dessen, und es kann kaum zweifelhaft sein, daß der damit gegebene natürliche Trieb letzten Endes maßgeblich bleiben wird für die Linie seiner imperialistischen Machtentwicklung.

Digitized by Google

Sein Auftreten auf dem Festland, wo es seine Erfolge lediglich dem Geschick seiner Händler und industriellen Unternehmer, nicht bäuerlicher Festwurzelungskraft verdankt, mag ephemer bleiben, wie es einst der Briten Vordringen in Nordfrankreich war; sein Ausdehnungsdrang nach Süden wird stets lebendig sein und ist tatsächlich, wie es die Auswanderungsstatistiken beweisen, durch die mandschurische Diversion nicht wesentlich geschwächt worden.

Die Pole des weiß-gelben Rassenkampfes sind also tatsächlich mit voller Stromkraft gegeneinander gerichtet. Ist aber dem Mongolentum in den Völkermassen, die es bei dem Ringen einzusetzen hat, eine überaus kräftige Angriffswaffe in die Hand gegeben, so verfügt es zugleich dank der Rasseneinheitlichkeit und nationalen Geschlossenheit seiner politischen Organisationen über einen höchst stichfesten Panzer. Mag das Reich der Mitte als moderner Rechts- und Verfassungsstaat ein denkbar lockeres Gefüge sein, so hat doch sein Werkmeister Kungfutse verstanden, das riesenhafte politische Gebilde zusammengeschlossener Völker durch sein patriarchalisches, sozial-kollektivistisches System und seine auf dem Gesetz der Pietät und wechselseitigen Verantwortlichkeit fußende Ethik in einer uns kaum recht verständlichen Enge derart aneinander zu fesseln, daß in dem Webstück die Farben der Blutmischung fast völlig verschwinden. In Japan aber baute sich auf ähnlicher Grundlage der Schintoismus auf, der selbst die letzten und höchsten Menschheitsziele und -Ideale in nationalen Zwecken, in stärkster Anspannung der vaterländischen Gefühle, in übersinnlicher Verherrlichung des Staats und mystischer Vergottung des Herrschers ausmünden läßt. Dabei ist das Mikadoreich trotz der modernen Umhüllung mit demokratisch-parlamentarischen Regierungsformen seiner Geschichte und noch heute unveränderten Natur nach ausgeprägt aristokratischen Grundcharakters, der sich in der soldatischen Zucht des Volks, dem ritterlichen Geist seines Adels leuchtend widerspiegelt: alles das gibt ihm eine aus der Seele der Nation strömende Schwungkraft imperialistischen Machtwillens, wie sie wenig Völker der Erde besitzen. Japan ist das England des Fernen Ostens, das geborene, insulare Eroberervolk.

* * *

„Die künftige Herrschaft über den pazifischen Ozean gehört der Union," erklärte kategorisch 1903 Theodore Roosevelt. Einige Jahre später ließ sich der japanische Admiral Satori Kato nicht minder herrisch vernehmen: „Ob erlaubt oder nicht erlaubt, Japans unweigerliches Streben ist es, Herr des Großen Ozeans zu sein." So warfen sich die beiden Vorkämpfer der Neuen und der ostasiatischen Welt den Fehdehandschuh hin. Seitdem ist es nicht zum Kampf gekommen, aber die Spitze der Gegensätze doch ständig geschärft worden.

Digitized by Google

Von San Francisco läuft das amerikanische Kabel über Hawai, Midway, Guam nach Manila. Es ist nicht um handelspolitischer, sondern um strategischer Zwecke willen gelegt worden und deutet die Transversale des pazifischen Kraftfeldes an, auf der die Stoßrichtung des amerikanischen wie japanischen Angriffs liegt.

In der demokratischen Plattform, auf deren Fundament Wilson die Republikaner schlug, wird bei Behandlung der philippinischen Frage der Rooseveltsche Imperialismus als ein „inexcusable blunder" bezeichnet und versichert, den Eingeborenen solle ihre Unabhängigkeit sobald wie möglich, wenn eine zuverlässige Regierung eingerichtet sei, zurückgegeben werden, und zwar in der Weise, daß die Inseln durch internationalen Vertrag neutralisiert würden, die Union aber „die notwendigen Kohlenstationen und Flottenstützpunkte behielte". Der unbefangene Leser wird aus der gewundenen Erklärung kaum etwas Anderes entnehmen, als daß der republikanische „blunder" an dieser Stelle auch unter demokratischen Auspizien fortbestehen wird. Unter dem neuen Generalgouverneur Harrison ist zwar den Filipinos die Mehrheit im Oberhaus zugestanden und damit die Gesetzgebung in die Hände der Eingeborenen gelegt worden; da Wilson aber das unbeschränkte Vetorecht behält, so bleibt Washington nach wie vor der eigentliche Gewalthaber. Immerhin ist die Aufregung, die in der Union ob der weitgehenden Zugeständnisse des Präsidenten herrscht, begreiflich genug. Der Rooseveltsche Ausspruch: „Wer die Philippinen besitzt, wird die Welt beherrschen", enthält im amerikanischen Gesichtsfeld der politischen Weltbetrachtung zweifellos einen hohen Karatgehalt Wahrheit: in ihrer eigentümlichen Zwischenlagerung, südlich den Sunda-Archipel, nördlich das chinesische Festland flankierend und die wichtigen Pässe des Baschikanals und der Balabakstraße beherrschend, nehmen die Inseln eine ähnliche Stellung zum indisch-pazifischen Durchzugsgebiet ein, wie Großbritannien sie in der Nordsee und in seinem Verhältnis zum europäischen Festland behauptet. Wenn man aber allen Grund hat, den amerikanischen Darstellungen skeptisch gegenüberzustehen, als ob die Union durch ihre technisch gewiß bewundernswerte Kulturarbeit und ihren politischen Liberalismus sich die Herzen der Filipinos gewonnen hätte*), so steht jedenfalls fest, daß die von den Eingeborenen keineswegs mißgünstig betrachtete japanische Einwanderung ständig wächst und daß in deren Hände immer mehr Plantagenbesitz übergeht. Verfolgt man die Kabellinie weiter, so zeigt sich überall dasselbe Bild. Washington hat keine Kosten gescheut, um Pearl Harbour auf Hawai zu einem Kriegshafen erster Klasse mit großen Docks und

*) Ein amerikanischer Reisender, der sich nicht mit einem Aufenthalt in Manila begnügte, sondern das Land genau durchforschte, faßte seinen Eindruck in die Klage zusammen: Our name is, wherever I travelled, for shame.

Digitized by Google

Werften auszubauen; aber im Schutz der Kanonen dieses „Gibraltar des Stillen Ozeans" lebt eine Bevölkerung, die zu einem Drittel aus japanischen Einwanderern, meist Reservisten und Landwehrleuten der Armee des Mikado, besteht, während die Vertreter des amerikanischen Herrenvolkes dieser feindlichen Masse gegenüber nur ein kleines Fähnlein bilden. Zu welch lärmenden politischen Aufregungen, leidenschaftlichen Protesten und scharfen diplomatischen Angriffen und Paraden der Vorstoß der gelben Armee weiter nach San Francisco und dem Mutterboden der Union selbst geführt hat, ist sattsam bekannt. Aber mag diese durch Antikuli-Bills und Schulgesetze sich noch so energisch zur Wehr setzen, sie kann doch nicht verhindern, daß die Sendboten des Mikadoreichs im feindlichen Mexiko jubelnd aufgenommen werden, daß sie sich auf dem Boden Perus, Chiles, Ecuadors immer zahlreicher in den wenigen Häfen einnisten, welche die pazifische Front südlich decken, und hier sogar systematisch Kolonisation betreiben. Und mit den gelben Siedlerschwärmen erscheinen die Dampfer unter dem weißen Banner mit der roten Kugel häufiger und häufiger auf der großen Fahrt von Ostasien her und erobern sich sogar immer mehr Teile der amerikanischen Küstenschiffahrt, während die unionistische Handelsflotte trotz aller staatlichen Unterstützungspolitik keinerlei lebhafte Auftriebskraft zeigt. Kein Wunder, daß Wilson zur Abwehr, trotz der demokratischen Verfehmdung der imperialistischen Großmannssucht der Republikaner, dem Monroeismus in der Anwendung auf Mittelamerika eine noch weitergehende Deutung als sein Vorgänger gibt und zum Schutz des Kanals die Panamazone und strengste Einwanderergesetze stellt. Aber alles das sind doch lediglich Maßregeln mit dem Schwächemerkmal der Verteidigungsnot; Japan erscheint als das angreifende Seefahrervolk, dessen Rasse die Lebensbedingungen der südlichen Machtsphäre, in die es vordringt, sich bestens anpassen.

Wird so der Imperialismus des Mikadoreichs von gewaltigen natürlichen Kräften des Volkskörpers gestützt und vorangetrieben, so ist auf der anderen Seite gewiß nicht zu verkennen, daß schwere wirtschaftliche Fußfesseln seinen Schritt hemmen. Seitdem Japan im Frieden von Portsmouth durch England und die Vereinigten Staaten gezwungen wurde, auf eine russische Kriegsentschädigung zu verzichten, war die Achse seiner ganzen innerpolitischen Geschichte ein Ringen zwischen den Parteien, die auf Beseitigung der finanziellen Nöte das Hauptgewicht legten, und denjenigen Gruppen, die auf dem Fuß des „Post bellum-Programms" die in blutigem Kampf errungene Stellung als Großmacht und deren Anspruch, daß die Volksgenossen in der ganzen Welt die Rechte und Bewegungsfreiheit der Weißen genießen, sichern wollten. Das Ergebnis dieses Kampfes machen im Rahmen des Staatshaushalts

Digitized by Google

die Nachweise deutlich, daß seit jenem Friedensschluß die Staatsschuldenlast sich von 1266,54 auf 2493,97 Millionen Jen erhöhte, daß die Ausgaben für Heer und Marine sich vervierfachten und die Steuern von 150 auf 337 Millionen Jen stiegen, während der kapitalwirtschaftliche Reichtum des Landes zweifellos keine diesem jäh gewachsenen Druck entsprechende Zunahme erfahren hat. Umgekehrt steht hinter der Union eine finanzielle und nationalwirtschaftliche Rückendeckung größter Stärke. Dem entspricht die Schwäche der Seerüstung Japans im Vergleich zur Kriegsflotte der Vereinigten Staaten: diese umfaßt 26 Linienschiffe (6 im Bau), jene nur 12 Linienschiffe (3 im Bau), und nimmt man eine Altersgrenze von 15 Jahren für moderne Großkampfschiffe an, so würde das Verhältnis der Kampfeinheiten nach dem heutigen Bauprogramm 1916 gar 38 : 14 sein.

Nach allem kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Japan zu einem Angriffskrieg nicht befähigt ist oder ihn doch nur als Vabanque-Spiel unternehmen könnte. Umgekehrt liegt aber ebenso klar zu Tage, daß für die Vereinigten Staaten eine Herausforderung des Mikadoreichs mit höchst bedenklichem Risiko verbunden wäre. In diesem Fall ständen strategisch auf seiten Japans alle Vorteile der inneren Linie. Trotz der Demonstrationsfahrt der amerikanischen „Weltumsegelungsflotte" von 1907 bleibt das Problem, wieweit die Stoßkraft moderner Riesenpanzerschiffe zur Beherrschung eines Kampffeldes von der unendlichen Weite des Stillen Meeres ausreichen würde, in den Wurzeln, namentlich der Frage der Kohlenversorgung, ungelöst. Jedenfalls aber könnte Japan die Gewalt seiner Armee, der das Sternenbannerreich nichts Ebenbürtiges entgegenzusetzen hat, mit voller Kraft an zwei Stellen gegen den Feind einsetzen. Zunächst dadurch, daß es von Formosa starke Truppenverbände in der Subigbai auf Luzon landete, um so die Befestigung Manilas zum Schutz der Philippinen wertlos zu machen. Zweitens in der Weise, daß es über die Brücke der Aleuten hinüber Teile seiner Armee nach Alaska würfe, das gänzlich schutzlos ist, ein gesundes Klima und reiche Bodenschätze hat, Japan näher liegt als irgendein anderer Teil Amerikas und es ihm unschwer ermöglichte, den Kampf auf den Boden der Neuen Welt hinüberzuspielen. Nimmt man hinzu, daß ihm außerdem aller Wahrscheinlichkeit nach jene verdeckten Posten und Schanzen, die seine Auswandererheere auf den Inseln des pazifischen Ozeans und dem amerikanischen Festland selbst geschaffen haben, treffliche Dienste zur Beunruhigung des Feindes an allen Enden leisten würden, so wird deutlich klar, wie gering die Aussichten der Union wären, mittels konzentrischen Angriffs in einmaligem, entscheidendem Schlag den Widersacher zu vernichten.

* * *

Digitized by Google

Nach Überzeugung der Nordamerikaner wird mit der Öffnung der Panamakanaltore sich „die Weltgeschichte auf die pazifische Seite legen". In Wirklichkeit wirkt fraglos die Vollendung des technisch einzigartigen, in seiner politischen Bedeutung aber stark überschätzten Meisterwerks nur als Nebenkraft eines gewaltigen elementaren Stroms von Ereignissen und Umwälzungen der Zeitgeschichte, die auf die Verlagerung der Schwergewichte des großmächtlichen Wettbewerbs nach dieser unserer Gegenfüßlerwelt hindrängen. Die chinesische Krise hat den erwachten Osten, hat ein Drittel der Menschheit in einen Fieberzustand revolutionärer Gärung gestoßen, deren Ende nicht abzusehen ist. Von der Antenne in Peking breiten sich die Schwingungen der Erregung weit nach allen Himmelsrichtungen aus und bringen Detektoren verschiedenster Art zum Ansprechen. Die Mongolei, Tibet, Indien, Kotschinchina, alle diese Reiche erscheinen wie ein großes Bebengebiet, dessen periodische Erschütterungen in geheimnisvollem Zusammenhang mit dem Vulkan des Reiches der Mitte stehen. In Japan ist mit dem Tode des alten Kaisers Mutuhito eine neue politische Periode angebrochen, deren Geist der elbe demokratische Flügelschlag beschwingt wie die Republik der Mitte. Australien und Neuseeland treiben mitten in die „Strudel des europäischen Militarismus" hinein, den sie früher als eine Krankheit der Alten Welt verfehmdeten, und jenseits des Stillen Meeres schütteln Mexiko die Schrecken einer Anarchie, deren Ende und Einfluß auf das Verhältnis zur nachbarlichen Vormacht der amerikanischen Republiken nicht abzusehen ist. Hunderte Vergleiche zwischen der Krise des Nahen Ostens, wie dem Sieg des Jungtürkentums über den hamidischen Absolutismus in zwangsläufiger Verkettung von üblen Ursachen und bösen Wirkungen erst der tripolitanische Schlag und dann die Balkan-Katastrophe mit ihren Erschütterungen ganz Europas folgte, und diesen Verwicklungen in den fernöstlichen und pazifischen Machtgebieten drängen sich von selbst auf und deuten zugleich darauf hin, wie sich hier die Interessen der europäischen Großmächte als Außenseitern mit den Gegensätzen zwischen der Neuen und der mongolischen Welt überkreuzen und vermischen.

Die Vorhand unter diesen Mitspielern hat natürlich Großbritannien schon deshalb, weil es das allgemeine Imperium pelagi beansprucht und, insofern die Vereinigten Staaten und Japan die Herrschaft über die pazifischen Wogen fordern, seinen heiß verfochtenen Rechtstitel nur durch dessen Vergesellschaftung mit den Machtbestrebungen einer dieser Mächte aufrecht erhalten kann.

Archibald R. Colquhoun hat gemeint: „Der einzige Weg, den Frieden auf dem pazifischen Ozean zu sichern, ist die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zwischen Ost und West, und solange nicht das britische Reich und die Vereinigten Staaten zum Zusammen-

Digitized by Google

wirken bereit sind, wird die Lösung der Aufgabe fast unmöglich sein." Es ist derselbe Gedanke, für dessen Verwirklichung ein Mahan mit dem ganzen Ansehen seiner Person leidenschaftlich kämpft, so lange er sich schriftstellerisch betätigt, und für den neuerdings in der Londoner Presse mit auffälligem Eifer von ersten Politikern Propaganda gemacht wird: daß nämlich die freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und der Union zu einem förmlichen Bündnis verdichtet und damit ein angelsächsischer weltumspannender Mächtering geschaffen werden soll, der allen vom Osten oder von anderer Seite her drohenden Gefahren durchaus gewachsen wäre. Die Idee hat gewiß viel Bestechendes und liegt nahe genug. Die Verwandtschaft des Blutes, die Gleichheit der demokratischen und kulturellen Ideale, der Parallelismus vieler machtpolitischen Entwicklungslinien, der sich gebildet hat, seitdem die Vereinigten Staaten den Charakter der geschlossenen Festlandsmacht abgestreift haben und eine Kolonialmacht geworden sind: alle solche Gleichklänge der Daseinsinteressen beider Mächte erscheinen als ebenso viele natürliche Impulse für die Hoffnung, die Hundertjahrfeier des Genter Friedens am Weihnachtsabend 1914 durch die Besiegelung eines anglo-amerikanischen Freundschaftsvertrages zu krönen. Vielgehörte Einwände, wie die Hinweise darauf, daß in den amerikanischen Schulbüchern England noch immer gewohnheitsmäßig als Erbfeind hingestellt werde, daß das Monroe-Machtgesetz in seinen modernen Ausweitungen und Überspannungen immer wieder scharfe Spitzen gegen London wende, wie es vor drei Jahren der kanadische Streit, heute in schärfstem Licht die mexikanische Krise gezeigt habe, sind in Wirklichkeit nicht sehr stichhaltig. Bündnisse zwischen zwei Mächten können bei scharfen Gegensätzen auch in wichtigen Lebensfragen bestehen und fest bleiben, wie es besonders deutlich die dauernde Bindung der „Erbfeinde" Österreich-Ungarn und Italien im Dreibund beweist, wenn nur eine übergeordnete harmonisierende Dominante der gleichen letzten Daseinsbedingungen und politischen Ziele und Grundgesetze gegeben ist; daß gerade im Blick auf die Probleme der pazifischen Machtsphäre eine solche Übereinstimmung nicht festzustellen ist, diese Tatsache allein erschüttert den Plan der anglo-amerikanischen Verbrüderung in seinen Pfahlwurzeln.

Das britische Weltreich wurde in einer Zeit gegründet, da man die Rassenfeindschaft und den „Rassenimperialismus" der Gegenwart nicht kannte. Es umfaßt Völker jeder Farbe, Religion, Gesittung; es kann demnach nur bei rassenversöhnlicher, nicht bei rassenverfeindender Politik bestehen, wie sie als ätzende, basische Säure im Streit auf der pazifischen Kampfesbühne wirksam ist. Die Schärfe des Gegensatzes, in dem so England auf der Grundlinie der Voraussetzungen seines Weltmachtdaseins der Union begegnet,

Digitized by Google

kennzeichnet sich am deutlichsten durch das britisch-japanische Bündnis, das vom Foreign Office um des Schutzes Indiens willen geschlossen wurde, und wenn auch das Lebenslicht des Vertrags, nachdem er durch wiederholte Revisionen immer mehr entmaterialisiert ward, aller Wahrscheinlichkeit nach 1915 vollständig auslöschen wird, so bleibt der Quellgrund der eigenartigen, widerspruchsvollen Verfassung Großerbritanniens, aus dem er geboren wurde, unverändert bestehen. Es sind die eigenen Dominien, vorab der Commonwealth und Neuseeland, die das Mutterland zur Preisgabe der japanischen Freundschaft zwingen, und damit ist bereits die andere Determinante der Asymptoten gegeben, die das unstimmige Wesen britischer und unionistischer Weltmachtspolitik kennzeichnen. Unzweifelhaft hat der britische Reichsföderalismus seit der Chamberlainschen Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht. Ebenso sicher ist es aber, daß trotz aller Reichskonferenzen ein Schlüssel zu klarer Lösung seiner Grundprobleme nicht einmal in den wichtigsten militärischen Fragen gefunden worden ist. Als Gesetz und Richtmaß der closer union zur See erklärte die britische Admiralität in einem Memorandum On Naval Requirements, an die kanadische Regierung kategorisch:

> Naval diplomacy is of two kinds: general and local. General naval supremacy consists in the power to defeat in battle and drive from the seas the strongest hostile navy, or combination of hostile navies, wherever the may be found.
>
> Local superiority consists in the power to send in good time to, or maintain permanently in, some distant theatre forces adequate to defeat the enemy or hold him in check until the main decision has been obtained in the decisive theatre.

Das ist die bündige Formulierung des zentralistischen Verteidigungsprinzips, für das man sich in London einsetzt. Die Kolonien stehen aber auf dem entgegengesetzten Standpunkt, den für Indien die Welby-Kommission in die Form prägte: „Die Aufwendung staatlicher Einnahmen für Zwecke der Reichsverteidigung ist unbedingt gebunden an das geographische Gebiet, wo Indien unmittelbare und wesentliche Interessen zu schützen hat." Mit anderen Worten, die Schwesterstaaten stellen die „local diplomacy" einzig in das dezentralistische Objektiv ihrer partikularistischen Zwecke und Nützlichkeiten ein, und neben Kanada sind gerade Australien und Neuseeland darin tonangebend vorangegangen. Ihr heutiger Rüstungseifer wird aber unweigerlich sehr bald einer Ermüdung Platz machen; denn beide Dominien sind offenbar weder ihrer Volksziffer noch ihrem nationalen Reichtum nach imstande, eine Japan ebenbürtige Armee oder Flotte zu schaffen und zu unterhalten. Andererseits wird das Mutterland, auch wenn der deutsch-britische Gegensatz nicht bestände, schon wegen der außerordentlichen Anstrengungen der Mittelmeermächte zur Steigerung ihrer Seerüstung

Digitized by Google

in absehbarer Zeit nicht imstande sein, die Besetzung der fernöstlichen Flottenstationen so zu verstärken, wie es Australien und Neuseeland fordern, und damit muß deren Anlehnungsbedürfnis an eine andere Macht, die nur die Union sein kann, sich ständig mehren. Tatsächlich fehlt es denn auch an beredten Zeugnissen derartiger in Sydney und Auckland herrschenden Stimmungen nicht; wenn vor Jahren einmal der Ministerpräsident Fisher dem Friedensapostel Stead rund heraus erklärte: „Die Australier hielten nichts vom Reich, der politische Angel- und Hebelpunkt sei für sie die Erhaltung des weiten Australiens und ihr natürlicher Bundesgenosse daher diejenige Großmacht, die dieses ihr Daseinsinteresse und höchstes nationales Gesetz aus gleicher politischer Weltanschauung heraus vertrete und mit Kraft zu schützen fähig und willens sei," so meint heute der frühere Attorney General von Neuseeland nach der Teilnahme an den Beratungen des Imperial Defence Comittee: „In Altengland scheine man noch immer kein rechtes Verständnis für die schlimme Lage der Dominien zunächst der Brandung der gelben Gefahr zu haben. Auf die britische Flotte sei kein Verlaß; es bleibe also nur übrig, und die Zeit sei dafür reif, daß Neuseeland, Australien, Kanada und die Vereinigten Staaten sich zu gemeinsamem Handeln zusammenschlössen." Es sind eben unbeugsame, natürliche, durch die geographische Lage und die Übereinstimmung der vornehmsten weltpolitischen und kulturmoralischen Ideale gegebene Anziehungskräfte, die im Stromkreis des Stillen Meeres dem britischen Imperialismus entgegenwirken, und es ist klar, daß eine anglo-amerikanische Verbrüderung allein keine wirkliche Beseitigung dieser Klemmlage Englands bedeutete, das vielmehr in solcher Gemeinschaft lediglich die Rolle des Pferdes beim Bündnis mit dem Reiter spielen würde.

Der unausgesprochene, aber scharf genug durchleuchtende Hintergedanke der Londoner Schrittmacher für das Bündnis mit Washington ist der Wunsch, England in den Stand zu setzen, seine europäische Ententenpolitik mit der Festnagelung Deutschlands in der Nordsee beizubehalten und doch durch den Arm des amerikanischen Sekundanten seine Interessen auf dem anderen Erdteil mit aller nötigen Kraft zu vertreten. Die Rechnung ist falsch in ihren wesentlichen Voraussetzungen; daß vielmehr die kritische Zuspitzung der Gegensätze im Reich des Großen Ozeans notwendig die deutsch-britische Spannung in der einen oder anderen Weise auflösen wird, diese Gewißheit erscheint als der hell leuchtende Glücksstern im Dunkel der politischen Gegenwart. Und so fällt schließlich mit dieser Projektion der pazifischen Machtgesetze auf die Ebene der Verhältnisse Europas ein Lichtstrahl in die Tiefen der letzten weltgeschichtlichen Zukunftsfragen, die das Problem umschließt. Der Beugung der Völker des Nahen Ostens unter die Gesetze der über-

Digitized by Google

legenen abendländischen Kultur ist deren siegreicher Vormarsch nach dem Fernen Osten gefolgt. So rückt der Tag, mag er zeitlich noch in unendlicher Ferne liegen, doch auf entwicklungsgeschichtlich sichtbare Linie, da es sich darum handeln wird, den Triumph des Westens dadurch zu bekrönen, daß die Völker der ganzen Erde in einer großen Gesittungssynthese von einheitlichem basischen Element unter europäischer Führung zusammengeschlossen werden. Die Größe dieser Aufgabe und die Gewalt der Gegenströmungen, mit dem der Wille zu ihrer Bewältigung kämpfen muß, hat den Gedanken einer „Organisation Europas" lebendig gemacht. Aber die kühne Idee mußte sich sehr willkürliche und engherzige Ausdeutungen gefallen lassen. Auf dem Festland der Alten Welt wird darunter meist eine rein machtpolitische Föderation verstanden, deren Spitze vornehmlich gegen die Neue Welt sich richtete. Damit wäre England aus dem Verein ausgeschlossen, wo man denn auch ein ganz anderes Ideal vertritt, das die Hoffnung eines Cecil Rhodes gewesen und das heute einem Haldane vorschwebt: ein deutsch-angelsächsischer Staatenbund. Das Programm hat offenbar den Vorzug, daß ein solcher Bund auf dem Granitfundament einer Rasseeinheit mit gleichen Weltanschauungs-Grundgesetzen ruhte und daß es nicht unlogisch den geographischen Begriff Europas mit dem abendländischen Kulturbegriff gleichsetzt. Wie aber die deutsch-englische Entspannung nicht durch wohlgemeinte Versöhnungsratschläge, sondern durch den Druck der weltpolitischen Fernwirkungen der Balkankatastrophe zur Tat wurde, so wird dieser größere Friedensgedanke der Erfüllung näher gebracht werden können nur durch Drohungen weltgeschichtlicher Umwälzungen, wie sie jetzt am fernöstlichen Horizont wetterleuchten. Und es ist klar, daß unter solchen Voraussetzungen auch jenes britisch-amerikanische Problem sich befriedigend auflöste, insofern England nicht nur in der Nordsee, sondern auch als Sekundant des Dreibunds im Mittelmeer entlastet würde und so mit voller Kraft für das Gleichgewicht und für Europas Interessen in der pazifischen Machtsphäre sich einsetzen und dort als friedenstiftender Mittler auf die Dämpfung der überhitzten Rassenleidenschaften hinwirken könnte. Indessen: alles das sind einstweilen Zukunftswechsel, deren Giro den Vorbehalt des skeptischen Wortes bedingt, daß zwischen dem Blick des Weltweisen und den Endzielen tausend Irrwege liegen, welche die Menschen am hartnäckigsten zu verfolgen pflegen.

Digitized by Google

Jugendpflege und Wehrtüchtigkeit.

Von

Feldmarschall z. D. Frhr. v. d. Goltz.

Spät, aber glücklicherweise nicht zu spät, hat im deutschen Vaterlande die Jugendpflege eingesetzt, die von einigen Wortführern schon vor mehr als 30 Jahren angeregt wurde. Kaum aber war es geschehen, als auch die Einwendungen über Militarisierung der Jugend, Rekruten-Vorschule, Ausdehnung des Kasernenzwanges auf das Kindesalter, Soldatenspielerei, und wie die Schlagworte alle heißen, sich erhoben. Tatsächlich ist von alledem gar keine Rede. Dennoch wiederholen sie sich unausgesetzt. Eine Aufklärung, so oft sie auch schon gegeben ist, wird daher immer noch nicht überflüssig sein. Die Zähigkeit der Vorurteile ist nur mit noch größerer Zähigkeit im Nachweise ihrer Unhaltbarkeit zu überwinden.

In ihren Anfängen, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen, trat die Idee einer systematischen, staatlich geförderten Jugenderziehung allerdings mit vorwiegend militärischem Einschlage auf. Behrenhorst und Bülow, die Verkünder neuer Zeiten nach der friderizianischen Periode, wollten Kasernen und Exerzitien für unseren Nachwuchs. Als Preußen 1807—13 am Boden lag, war es Gneisenau, der für eine soldatische Aufzucht des kommenden Geschlechts eintrat. Der Reichsfreiherr vom Stein erklärte sein Einverständnis mit der Einführung des Schießunterrichts und einer Lehre militärischer Bewegung der Massen an allen Staatsschulen. Damals hätten, bei dem sehr primitiven Zustande der Bewaffnung und der Fechtweise, diese Einrichtungen auch praktischen Wert gehabt. Der Kriegssturm brauste aber bald über das Land hinweg und bereitete den Anfängen ein frühes Ende. Nach den Befreiungskriegen kam es nicht zur Wiederaufnahme. Die Gevatterschaft mit politischen Tendenzen, in welche die militärische Jugenderziehung unverschuldet geraten war, wurde ihr verderblich.

Erst nach dem großen Kriege 1870/71 lebte sie kräftig wieder auf — und zwar zunächst in Frankreich. Sie wurde dort vom Revanche-Gedanken getragen und staatlich geregelt. Länder ohne allgemeine Wehrpflicht, wie England und die Schweiz, auch solche mit ganz kurzer aktiver Dienstzeit, wie Argentinien, ferner in Europa noch Italien, Österreich und Rußland haben sie seitdem lebhaft gefördert.

Deutschland blieb bis in die neueste Zeit hinein zurück, hat dann aber den Grundgedanken erheblich erweitert und ist übergegangen zur Arbeit an einer allgemeinen Ertüchtigung der Jugend ohne ausschließliche Betonung des militärischen Zwecks. Das heranwachsende Geschlecht soll vor allen Dingen tüchtig gemacht werden für den Kampf des

Digitized by Google

Lebens, der immer härtere Anforderungen an die körperlichen und geistigen Kräfte, an Charakter und Willen stellt. Das ist das Leitmotiv für die staatliche Jugendpflege in Preußen und ebenso für den sich über das ganze Vaterland ausdehnenden, gleiche Zwecke verfolgenden Jungdeutschlandbund. Beide huldigen der Ansicht, daß in Deutschland, wo die allgemeine Dienstpflicht und sorgfältige fachliche Ausbildung in Heer und Flotte bestehen, der Wehrkraft am meisten gedient wird, wenn man ihnen an Leib und Seele gesunde Rekruten zuführt. Selbst in Frankreich hat sich zur Zeit der Hochflut der militärischen Jugenderziehung General Chanzy, der bekannte Führer der Loirearmee, übereinstimmend damit ausgesprochen: „Gebt uns Männer, wir werden Soldaten daraus machen!"

Freilich wird denjenigen allgemein menschlichen Eigenschaften, die im Kriegsdienste zur Geltung kommen, eine besondere Aufmerksamkeit und Pflege zuteil. Deutschlands Jugend muß kriegstüchtig bleiben, wenn Deutschlands Größe Bestand haben soll. Die heutige, im letzten Jahrzehnt wesentlich umgewandelte Art der Kriegsführung fordert in bestimmten Grenzen die Vorbereitung in der Jugend und macht ihr zugleich eine nützliche Einwirkung möglich. Um dies klarzulegen, ist ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung der Fechtweise und der militärischen Vorbildung der letzten beiden Jahrhunderte notwendig. Er wird den Zusammenhang zwischen Jugendpflege und Wehrtüchtigkeit unter den Bedingungen der Gegenwart verstehen lassen. —

Zur Zeit der Lineartaktik im 18. Jahrhundert wurde der einzelne Mann in Reih und Glied im allgemeinen nur als Teil einer Maschine betrachtet. Einer solchen sollte die in geschlossenen Linien gegen den Feind geführte Truppe gleichen. Die individuelle Ausbildung hat allerdings keineswegs ganz gefehlt, wie man es vielfach annimmt, aber sie wurde nicht gleichmäßig auf die Masse des Heeres ausgedehnt. Für diese galt die Erlernung hinreichender Kunstfertigkeit im Waffengebrauch und in den Truppenbewegungen als einziges Erfordernis. Die Weckung und Pflege der Persönlichkeit war weder notwendig noch erwünscht, da der einzelne Mann gar nicht oder doch nur sehr ausnahmsweise selbständig nach eigenem Ermessen auftrat. Es kam nur darauf an, daß er pünktlich und gehorsam auf Kommandowort handelte. Die Entwicklung der Individualität hätte das System der mechanischen Disziplin durchbrochen, auf das man in erster Linie Wert legte.

Mit der Entwicklung der zerstreuten Fechtart begann die Notwendigkeit einer individuellen Ausbildung. Ihre ersten Anfänge sind im Nordamerikanischen Befreiungskriege, in den Revolutionskriegen und in der Zeit zu suchen, deren hundertjähriges Gedächtnis wir jetzt feierten. Aber damals war noch die möglichst gleichmäßige Durch-

Digitized by Google

arbeitung aller Soldaten und nicht die besondere Entwicklung des Einzelnen die Hauptsache. Die Entscheidung wurde zwar nicht mehr durch geschlossen vorrückende Linien, wie ehedem, sondern durch frei bewegliche, von Schützenschwärmen begleitete Kolonnen gegeben. Nur für die Schützen war die individuelle Ausbildung von einem besonderen Wert. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in der Zeit der großen Armee-Reorganisation in Preußen, trat sie indes auch für die Allgemeinheit in den Vordergrund. Bahnbrechend wirkte in dieser Richtung Prinz Friedrich Karl, vielleicht der größte Truppenerzieher neuerer Zeit. Er stellte für die militärische Schulung den Grundsatz auf, daß durch sie der ins Heer tretende Rekrut in allen seinen Eigenschaften bis zum „vollen Manneswerte" gefördert werden müsse. Freilich handelte es sich immer noch darum, den Einzelnen als Teil des Ganzen an seinem bestimmten Platze brauchbar zu machen.

Dieses Prinzip durchzog die militärische Ausbildung in den Kriegen für Deutschlands Einigung 1864, 1866, 1870/71. Aber die schweren Verluste, die wir, namentlich auf den französischen Schlachtfeldern, erlitten, regten dazu an, in der Individualisierung bei der Soldaten-Erziehung noch weiter zu gehen. Sie wurde auch erfordert durch die neu eingetretene außerordentliche Vervollkommnung der Waffentechnik und die Erhöhung der Feuerwirkung. Diese machte eine völlige Auflösung der Truppen im Kampfe notwendig. Damit hörte die Führung durch die Offiziere nahezu auf. Willen und Einsicht des gemeinen Mannes sollten den Ausfall ersetzen. Die Präzision der Waffen und die Anwendung des rauchschwachen Pulvers erheischten es mehr und mehr, die Ziele unsichtbar zu machen. Es ist nach und nach entstanden, was wir heute als die „Leere des Schlachtfeldes" bezeichnen. Das hat die Aufgabe des Führenden abermals erschwert. Dennoch muß damit gerechnet werden, daß gerade unter den Führern der Tod auf dem Schlachtfelde die reichste Ernte hält. Sie können eben nicht auf ihre Sicherheit bedacht sein, sondern haben andere Pflichten.

Im heutigen Kampfe ist die führerlose Truppe eine typische Erscheinung geworden. Jetzt gilt's also, dahin zu kommen, daß der einzelne Mann imstande ist, sich ohne jede höhere Einwirkung selbst zu helfen. Er soll nach seiner Einsicht urteilen, nach eigenem Entschluß handeln, aber doch den Zusammenhang mit dem Ganzen im Auge behalten. Er muß also für den Kampf im Großen das notwendige Verständnis besitzen. Besondere Anregung in dieser Richtung gaben der Burenkrieg in Süd- und unsere Kämpfe in Südwest-Afrika, wo der einzelne Mann gewissermaßen zur taktischen Einheit wurde und die höhere Führung mit jedem Soldaten besonders zu rechnen hatte. Das alte Ideal der „im Feuer, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, wie auf dem Paradefelde, geschlossen vorrückenden Linie" hat

Digitized by Google

sich heute umgewandelt in das eines aufgelösten Schwarmes, in dem jedoch ein jeder Kämpfer für sich mit dem Gewehr in der Faust nach seinem eigenen Ermessen sich an den Feind heranarbeitet und den festen Entschluß im Herzen trägt, als erster, und, wenn es sein muß, allein in dessen Stellung einzudringen. Das erfordert nicht nur körperliche Tüchtigkeit, Mut und Ausdauer, sondern auch Gewandtheit, Blick, Urteil, Verständnis, Entschlossenheit, Selbständigkeit, also — um mit dem Prinzen Friedrich Karl zu sprechen — den vollen Manneswert bei jedem Soldaten.

Dabei erheischt der heutige Militärdienst selbst vom gemeinen Mann nicht unbedeutende waffentechnische Kenntnisse. Die Anforderungen, die wir jetzt an einen brauchbaren Soldaten stellen, sind daher außerordentlich hohe, und es ist klar, daß die Zeit, die er unter den Waffen zubringt, im Vergleich dazu auf das knappste bemessen ist. In wenig Jahren sind einzelne der Eigenschaften und Fähigkeiten, die von jedermann in Reih' und Glied verlangt werden, nicht zu erlernen. Ihrer Natur nach bedürfen sie längerer Gewohnheit. Diese muß also bis zu einem gewissen Grade schon in den Dienst mitgebracht werden.

* * *

Die allgemeinen Lebenseinflüsse wirken aber heute vielfach der kriegerischen Tüchtigkeit gerade entgegen.

Die außerordentliche Entwicklung unserer Industrie und des Handels, das Zusammendrängen der Bevölkerung in Großstädten und Industriebezirken ist nicht günstig für die Entfaltung der echten soldatischen Eigenschaften. Früh wird die Arbeitskraft der Jugend schon in der Erwerbsarbeit ausgenutzt; früh kommt sie zu eigenem Verdienst, früh gewöhnt sie sich an einen ungebundenen Lebenswandel und unbeschränkten Lebensgenuß. Straße, Tanzboden und Kneipe beginnen ihre verheerende Wirkung, zumal bei der Jugend, die schon aus der Schule entlassen, aber noch nicht in das Heer oder in einen bestimmten Lebensberuf eingetreten ist. Der Verkehr mit der freien Natur ist einem großen Teil der jungen Generation entweder genommen oder sehr beschränkt. Manche Fähigkeiten des Naturmenschen, die ihn zum Kriege geeignet machen, verkümmern in dem Leben zwischen Mauern, Straßenpflaster und Häusermassen. Einseitige körperliche Entwicklung wird durch viele industrielle Beschäftigungsarten herbeigeführt. Andere rufen Schwächen hervor und erzeugen Fehler. Kurzsichtigkeit, Engbrüstigkeit und ähnliche Mängel stellen sich ein; das Gesamtresultat ist ein allmähliches Sinken der Wehrfähigkeit.

Im letzten Jahrzehnt hat die Abnahme rund etwa 4 Prozent betragen. Wenn diese Zahl auch nicht ganz unbedingt als entscheidend anzusehen sein mag, sondern ihrer Erläuterung und Erklärung bedarf, so ist sie immerhin doch schon hoch genug, um ernste Sorgen

Digitized by Google

für die Zukunft zu erregen. Die Zahl der Wehrfähigen unter den Wehrpflichtigen ist, wenn auch langsam, so doch tiefer und tiefer gesunken, sie beträgt heute noch im allgemeinen in den Städten mit mehr als 50 000 Einwohnern die Hälfte, in den Landgemeinden 58 Prozent, aber das ist nur der Durchschnitt. An einzelnen Stellen, zumal in den Großstädten, sind die Zahlen viel ungünstiger. Berlin stellt nur noch etwa 28 Prozent von seinen Wehrpflichtigen zum Heere. Handelt es sich also um den Schutz des Vaterlandes, so sehen wir wenig mehr als ein Viertel der hauptstädtischen Jugend in Reih' und Glied. Im Osten der Monarchie hebt sich die Zahl der Wehrtüchtigen bis auf 60 Prozent und darüber; im Westen ist die Verschiedenheit in den einzelnen Distrikten, je nach ihrer vorzugsweisen gewerblichen Tätigkeit eine sehr große.

Zu den als untauglich vom Heere Zurückgestellten sind außerdem noch die ins Heer Eingestellten, aber alsbald wieder Entlassenen zu rechnen. Ihre Zahl ist seit 1870 um das Zweieinhalbfache gestiegen und beträgt heute nicht weniger als 4,5 Prozent. Jedes Armeekorps mustert durchschnittlich im Laufe eines Jahres ein volles Friedensbataillon aus, bei dem der Eintritt in den militärischen Dienst körperliche Mängel und Untauglichkeit hat zum Vorschein kommen lassen. Ein großer Teil dieser Wiederentlassenen wird, als invalide, Rentenempfänger des Staates, so daß ein doppelter Nachteil entsteht.

Das sind bedenkliche Zeichen vom Sinken der Volkskraft. Als besonders beunruhigend tritt dabei die große Zahl der infolge von allgemeiner Körperschwäche Zurückgestellten hervor. Bei den zum Einjährigendienste Berechtigten, also den Zöglingen der höheren Schulen, beträgt sie nicht weniger als 36,4 Prozent von sämtlichen Untauglichen, bei den aus der Volksschule hervorgegangenen Rekruten 35,4 Prozent. Krankheiten des Herzens sind bei 14,7 von allen dienstunbrauchbaren Schülern höherer Schulen Ursache für die Zurückstellung, Augenfehler bei den höheren Schulen 10,3, bei den Volksschulen nur 4,4 Prozent.

Eingehende Untersuchungen über dieses wichtige Gebiet sind vom Generalstabsarzt der Armee veranlaßt und zusammengestellt worden.*)

Die ungünstigen Einflüsse des heutigen Kulturlebens machen sich bei unserer Jugend aber nicht nur in körperlicher Beziehung geltend, sie werden ebenso fühlbar in der Charakter- und der moralischen Entwicklung. Die Klage ist allgemein, daß ihr die Ideale der Väter zu schwinden beginnen, die Liebe zum Vaterlande, der Stolz auf Kraft und kriegerische Tüchtigkeit, der Ehrgeiz und das Ehrgefühl.

*) Wer Interesse für das nähere Studium darüber besitzt, dem sei der Band 28 der Colerschen Bibliothek, herausgegeben von O. v. Schjerning, empfohlen.

Digitized by Google

Man spricht heute mehr, als gut ist, über die Entartung der Jugend.

Wir wollen uns zwar keiner Schwarzseherei hingeben. Die Vorgänge in Südwest-Afrika, die Kämpfe mit Hereros und Hottentotten haben gelehrt, daß auch heute in unserer Jugend ein tüchtiger Kern vorhanden ist. Alle unsere Offiziere, die von dort zurückkehrten, waren des Lobes der Mannschaft voll, und wir können uns getrost der Hoffnung hingeben, daß die Größe und Macht Deutschlands auch auf den Schultern der heutigen Generation noch sicher ruht. Verschließen aber dürfen wir den Blick den heranschleichenden Übeln nicht, sondern müssen ihnen entgegenwirken.

Und sogar, wenn sie nicht da wären, wenn kein Sinken der Volks- und Wehrkraft, die dasselbe sind, zu befürchten wäre, würde das Streben nach Ertüchtigung der heranwachsenden Generation nicht minder notwendig sein. Deutschland ist seit 1870 in eine ganz neue Phase seiner Entwicklung eingetreten. Es hat begonnen, teilzunehmen an dem allgemeinen Weltverkehr, am Wettbewerb mit den kräftigsten und tätigsten Nationen dieser Erde, und seine Aufgaben wachsen von Jahr zu Jahr. Sie erfordern ein höheres Aufgebot der geistigen und körperlichen Kräfte; die Anstrengung wird größer und größer werden, wenn wir den Platz, den wir heute einnehmen, behaupten wollen.

Deutschlands Lage inmitten von Europa legt auch internationale Verpflichtungen auf. Im Herzen unseres Kontinents muß ein starkes Volk leben, wenn die europäische Kultur Dauer haben soll. Denken wir uns an Deutschlands Stelle ein schwaches, unkriegerisches Staatswesen, so ist es klar, daß die politische Verwirrung des 16. und 17. Jahrhunderts von neuem über uns hereinbrechen würde. Deutschland müßte unfehlbar wieder den Boden hergeben, auf dem die stärkeren Nachbarvölker ihre Streitigkeiten ausfechten. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß von den drei großen Volksgruppen Europas die germanische an Zahl noch immer die schwächste ist. 80 Millionen Deutsche leben zwischen 100 Millionen Romanen und 160 Millionen Slawen.

Unsere politische Lage ist im großen und ganzen noch immer zu charakterisieren mit den Worten Moltkes nach 1870/71: „Wir haben an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen!“

* * *

Wie kann nun systematische Jugendpflege die Volkskraft und mit ihr die Wehrtüchtigkeit heben?

Die Antwort lautet: Dadurch, daß bei der heranwachsenden Generation von früher Jugend an der körperlichen Ausbildung die gleiche Aufmerksamkeit zugewendet wird wie der des Geistes, so daß eine harmonische Entwicklung des ganzen Menschen uns tüchtige Generationen liefert.

Digitized by Google

Es sind mit Ausdauer und klarem Bewußtsein die Kräfte des Leibes zu mehren, die Sinne zu schärfen, die praktische Intelligenz der Jugend zu heben, der Charakter zu läutern und zu stählen. Das alles ist sehr wohl möglich, ohne die Bildung des Geistes zu vernachlässigen, ja diese wird damit gleichzeitig gefördert werden. Nur im gesunden Körper wirkt ein gesunder Geist.

Wir beginnen damit, daß Gymnastik, Turnen, Schwimmen usw. auf die allgemeine Körperkonstitution vorteilhaft einwirken soll.

Leibesübungen müssen durchaus für die ganze Jugend obligatorisch werden. Ist dadurch der Grund gelegt, so können mit Erfolg die einzelnen Eigenschaften entwickelt werden, die mit der Wehrtüchtigkeit in besonderem Zusammenhange stehen. Wir werden dabei erkennen, daß es meist dieselben sind, deren ein tüchtiger Mann auch im Kampfe des bürgerlichen Lebens bedarf, zumal wenn er hinaus in die Welt zu ziehen gedenkt und nicht allein hinter dem heimischen Herde sitzen will.

An erster Stelle ist zu nennen: die Marschfähigkeit. Sie wird durch die modernen Verkehrsverhältnisse ohne Zweifel beeinträchtigt. Längere Wege zu Fuß machen, der Zeitersparnis halber, heute nur noch wenige. Um so notwendiger wird systematische Übung. Selbst Völker, die gute Fußgänger sind, liefern deshalb doch noch nicht ohne weiteres gut marschierende Truppen. Der einzelne Orientale ist beispielsweise uns Leuten des Abendlandes als Fußgänger weit überlegen. Die türkischen Truppen, die ich während der Manöver im Jahre 1910 in größerer Masse beobachtete, marschierten aber nur 3,7 Kilometer in der Stunde. Sie hatten sich einen kurzen und steifen Schritt angewöhnt, im Glauben, dies sei militärisch. Unsere Mannschaft legt nicht weniger als 6 Kilometer stündlich, auch auf schlechteren Straßen, zurück. Welche außerordentliche Überlegenheit die schneller marschierende Truppe für sich hat, bedarf keines weiteren Beweises.

Vom Tage des Eintritts ins Heer an wird deshalb bei uns auf Übung im langen, regelrechten Ausschreiten der Leute gehalten, und zwar bei allen Wegen, die sie zurücklegen. Es ist nicht möglich, der langsam marschierenden Truppe plötzlich zu befehlen, daß sie weiter ausschreite. Man würde sie dadurch nur außer Atem bringen und ihre Kräfte vorzeitig erschöpfen; Vorbereitung ist unentbehrlich.

Es muß der Jugend das Verständnis für die Art des Gehens und Laufens, je nach Zweck und Entfernung, geweckt werden. Richtiges Atmen, Körperhaltung, Kräfteschonung, Berücksichtigung von Wegen und Wetter, das Achten auf die Windseite, rechtzeitiges Lüften von Kopfbedeckung und Anzug, Regelung des Tempos, je nach den Umständen, müssen wohl überlegt werden. Die allmähliche Steigerung von Leistungen ist von höchster Wichtigkeit. Besondere

Digitized by Google

hygienische Maßnahmen, zumal die Aufmerksamkeit auf die Herztätigkeit, sind für den guten Marschierer notwendig.

In allen diesen Dingen kann und muß die Erziehung von früh an der Vollendung durch den militärischen Dienst vorarbeiten. Wir stellen also in erste Linie die Jugendwanderungen, die viel dazu beitragen können, uns für die Zukunft tüchtig marschierende Heere zu liefern. Der Lohn ist der Mühe wert. Ein Ausspruch Napoleons lautet: „Man schlägt den Feind mit den Stiefeln, nicht mit der Waffe."

Die Wanderungen fördern noch andere Eigenschaften, die die Wehrtüchtigkeit erhöhen. Sie erfrischen Herz und Sinn: sie machen die Jugend mit der Natur vertraut, erhöhen deren Kenntnis und richtige Beurteilung. Dabei schärft sich von selbst der Blick für die Bodengestaltung. Benutzung des Geländes spielt im Kriege täglich eine Rolle. Im Zusammenhang hiermit steht das geschickte Anschleichen an ein Ziel, das heute für jedes Gefecht dem Soldaten eine unentbehrliche Eigenschaft wird.

Weiter kann dabei geübt werden: das Zurechtfinden und der Gebrauch der Karte. Vom japanischen Heere wird aus dem mandschurischen Kriege berichtet, daß jeder gemeine Soldat imstande gewesen sei, seine Karte mit Sicherheit zu lesen. Zeitberechnungen für die zurückzulegenden Entfernungen werden je nach den durch die Karte gegebenen Andeutungen gelehrt. Dies erscheint so einfach, daß man zweifelt, warum besondere Übung dazu nötig sein sollte. Die praktische Erfahrung aber beweist, daß zahlreiche Fehler im Felde falscher Beurteilung der kartographischen Darstellung entspringen. Es handelt sich darum, durch fortgesetzten Gebrauch die nötige Schnelligkeit im Beurteilen zu gewinnen.

Das Entfernungsschätzen, heute die Grundlage für den wirksamen Gebrauch unserer Präzisionswaffen, bildet gleichfalls einen Übungsgegenstand, der sich mit den Wanderungen ohne weiteres verknüpfen läßt. In der Armee wird heute ein förmlicher Unterricht nach verschiedenen Systemen erteilt, die im einzelnen hier auseinanderzusetzen zu weit führen würde.

In jedem Gelände finden sich natürliche Hilfsmittel, die ohne Anleitung meist unbeachtet bleiben. Chausseebäume, Telegraphenstangen stehen, nach örtlichen Vorschriften, in der Regel in genau bestimmten Abständen von einander. Vergleiche mit Gegenständen von bekannter Länge, mit der Zeitdauer, die man zum Zurücklegen einer Strecke gebraucht, sind ähnlich zu benutzen. Die verschiedenen Lehr- und Taschenbücher für Jugendwanderungen und Pfadfinderübungen enthalten eine Reihe solcher Hilfsmittel. Wichtig ist es, die Jugend zum Schrittmessen, zum fortdauernden Abschätzen mit dem Auge an Häuserfronten, Mauern, Gartenzäunen usw. anzuhalten.

Digitized by Google

Weiter kann gelehrt werden: das Bestimmen der Himmelsgegend ohne Kompaß nach der Uhr, nach dem Stand der Sonne, des Mondes, nach dem Polarstern oder anderen Merkzeichen. Unsere Kirchen, zumal die älteren, sind meist mit dem Turm nach Westen, mit dem Chor nach Osten gebaut. Im Orient haben die Moscheen stets ihre Längsrichtung gegen Mekka, so daß danach die Himmelsrichtung zu bestimmen ist.

Beobachtung der Umgebung ist ebenfalls in regelrechter Art zu betreiben. Wer mit einer eben eingestellten Rekrutenschar durch die Felder wandert und dann unerwartet an sie die Frage richtet, was sie unterwegs gesehen habe, wird anfangs fast regelmäßig ohne Antwort bleiben, bis die Aufmerksamkeit erzogen worden ist und nach einiger Zeit nichts mehr dem Blick der Marschierenden entgeht.

Gelernt will sein und ist für den Heeresdienst außerordentlich wichtig das richtige Wiedergeben von Beobachtungen. Täglich entstehen im Felde Irrtümer dadurch, daß bei Meldungen der Sprecher etwas anderes meint, als es der Hörer versteht. Das richtige Ausdrücken, die Fähigkeit, den Blick des Zuhörers auf ein bestimmtes Ziel hinzulenken, erfordern viel Übung. Andere sicher und schnell zurechtzuweisen, wird dem darin Unerfahrenen nur selten gelingen. Man gebe in den Jugendabteilungen einem Jungen die Aufgabe, dem zweiten heimlich einen schwer erkennbaren Punkt in größerer Entfernung zu bezeichnen, und beauftrage ihn dann, diesen Punkt einem dritten zu zeigen. Fast immer wird man finden, daß der dritte schon ein anderes Ziel ins Auge faßt, als es Nummer eins getan hat.

Außerordentlich erhöht kann die Sehkraft werden. Dies ist um so wichtiger, als die Kurzsichtigkeit sich gerade in den höheren Ständen bei uns weit verbreitet und dadurch der gebildete Teil des Ersatzes dem Heere vielfach verloren geht. Alljährlich werden etwa 3000 junge Leute — meist Schüler der höheren Lehranstalten — nur wegen Kurzsichtigkeit vom Heeresdienst zurückgestellt.

Als ich vor nunmehr 30 Jahren an die Spitze des türkischen Militär-Unterrichtswesen berufen wurde, fiel mir das außerordentlich scharfe Sehen der jungen Leute bei jeder Gelegenheit auf. Ich machte von dieser Beobachtung einem bekannten deutschen Augenarzte, der Reisen zum Studium schulhygienischer Einrichtungen unternahm, Mitteilung. Er bat mich, ihm die Möglichkeit von Messungen der Sehschärfe zu verschaffen. Das geschah, und das wunderbare Resultat seiner sehr eingehenden und zahlreich vorgenommenen Untersuchungen ergab, daß die Sehschärfe der türkischen Militärschüler, die nach unseren landläufigen Begriffen meist sahen wie die Luchse, im Durchschnitt keineswegs größer war als die bei unserer Jugend. Ja, die aus Tripolis stammenden jungen Leute standen

Digitized by Google

hinter den unseren nicht unerheblich zurück. Der auffallende Unterschied im Sehen erklärte sich daher nur durch Übung und Aufmerksamkeit.

In einem Lande, wo Wanderungen immerhin noch mit einer gewissen Gefahr verbunden sind und in wegelosen Gegenden das Zurechtfinden nur dem stets Aufmerksamen möglich ist, schärft sich der Blick mit der Zeit ganz von selbst. Im Kulturlande, wo von Gefahr keine Rede sein kann und das Zurechtfinden wenig Schwierigkeiten bietet, achtet man auf seine Umgebung nicht, und das Auge verliert die Fähigkeit, in der Ferne Einzelheiten sicher zu erfassen. Wie sehr die Übung die Unterschiede in der Sehkraft steigert, können wir an unsern Jägern wahrnehmen, die das Wild im Gelände schon von fern erkennen, an dem der Spaziergänger achtlos vorübergeht.

Regelrechte Sehübungen sind unerläßlich und die Brillenträger dazu ganz besonders anzuhalten. Zunächst kommt es darauf an, den Blick für alle künstlichen Gegenstände in der umgebenden Natur zu schärfen, ihn zu gewöhnen, an den Konturen und den Farben das Auffallende sofort herauszufinden.

Dann ist weiter das genaue Zielerkennen zu pflegen, das schnelle Abzählen von Zielgruppen, das Herausfinden der Flügel von im Gelände liegenden Linien von Kopfscheiben. Kleine Jugendabteilungen, die man auf dem Wege der Wandernden im Gelände verbirgt, ermöglichen leicht die Veranstaltung solchen Unterrichts. Die Übung des Auges durch Zählen gleichartiger Gegenstände in immer größerer Entfernung wird in kurzem die Sehkraft merklich heben. Seit einem Jahrzehnt arbeitet man in unserer Armee fleißig an der Entwicklung der Kraft des Auges bei den eintretenden Rekruten. Man fördert sie so weit, daß sie nach wenig Monaten schon kleine Ziele in Entfernung von 1000 bis 1500 m sofort erkennen. Wieviel erreicht werden kann, lernen wir von unseren Richtkanonieren, die auf Entfernungen von 4—5000 m ein halbverdecktes Geschütz, das kein Vorübergehender sehen würde, auf das Schnellste entdecken. Den Brillen muß in unserer Jungmannschaft der Krieg erklärt werden, bis sie nach und nach so verschwinden, daß sie anfangen, eine seltene Ausnahme zu bilden.

Im Heere wird fleißig daran gearbeitet, aber in der kurzen Dienstzeit das Notwendige zu erreichen, zumal wenn üble Angewohnheiten und lang eingewurzelte Vernachlässigung ausgerottet werden müssen, ist schwer. Die Sehübungen bilden nur einen kleinen Teil des ganzen zu bewältigenden Pensums; wohlgeregelte Jugendübungen können außerordentlich vorarbeiten und großen Nutzen stiften.

Auch das Gehör muß systematisch geschärft werden. In der japanischen Armee ist dieser Ausbildungszweig schon lange aufgenommen worden. Der japanische Soldat lernt durch das Ohr allein

Digitized by Google

unterscheiden, ob ein im Dunkel Vorübergehender, dessen Schritt er vernimmt, in Waffen geht oder nicht, belastet oder frei ist.

Wichtig für das Beobachten der Umgebung ist das richtige Einteilen des Gesichtskreises und das regelrechte Absuchen des Geländes mit dem Auge, das der Soldat heute „das Ableuchten" nennt.

Angeleitet kann die Jugend sodann im Ziehen richtiger Schlüsse aus ihren Beobachtungen werden. Dahin gehört auch das Spurenlesen, das in den Pfadfinder-Handbüchern geschildert wird und sich keineswegs auf das Auffinden und Festhalten von Fußspuren beschränkt. Jungdeutschlands Pfadfinderbuch gibt ein hübsches Beispiel davon, das ich anführe, um klar zu machen, was gemeint ist.

„In den Wäldern Asiens kam ein Reiter von seiner Jagdgesellschaft ab und wurde gesucht. Man traf einen eingeborenen Jungen an, den man fragte, ob er den verirrten Mann nicht gesehen habe. Der Knabe antwortete: ‚Sie meinen einen sehr großen Soldaten auf einem etwas hinkenden Goldfuchs?' ‚Ja, der ist es, wo hast du ihn gesehen?' ‚Ich habe ihn nicht gesehen, aber ich weiß, wo er hingeritten ist.' Nun wurde der Junge festgenommen, weil man an ein Verbrechen dachte, von dem er Kenntnis haben könnte, aber er wußte sich schnell zu rechtfertigen. Er habe nur die Spur gefunden und sei bereit, sie zu zeigen. Dann führte er die Jagdgesellschaft an eine Stelle, wo, der Fährte nach zu schließen, der Mann einen Halt gemacht hatte. Dort hatte sich das Pferd an einem Baum gerieben und einige seiner goldigroten Haare an der Rinde zurückgelassen. Die Spur ließ erkennen, daß das Tier gelahmt habe, denn ein Huf war weniger scharf abgedrückt als die anderen und seine Schrittlänge ungleich. Der Stiefelabdruck bewies, daß der Reiter ein Soldat gewesen sei, denn Kommißstiefel sind bekanntlich in allen Armeen mit Eisennägeln beschlagen. Nur eins blieb noch aufzuklären, woher der Junge wußte, daß der Reiter sehr groß war. Statt aller Auseinandersetzungen wies er aber nach oben, wo in der Höhe ein Ast frisch abgebrochen war, den kein Mann von Durchschnittsgröße hätte erreichen können." — So las der Eingeborene diese Zeichen ab, wie wir die Lettern in einem Buche.

Diese Fähigkeit wird die Kriegsbrauchbarkeit unserer Jugend wesentlich erhöhen. Dem Städter geht sie verloren. Er muß erst draußen im Freien wieder findig gemacht werden. Aus einer Fülle kleiner Anzeichen Geschehenes zu erraten, ist im Kriege auf jedem Patrouillengange von Wert. Unsere Jugendübungen legen daher einen besonderen Wert auf das Wecken und Stärken der natürlichen Intelligenz. Auch abgehärtet soll unsere Jugend werden, sich nicht mehr vor Wind und Wetter oder vor der Dunkelheit fürchten, sich gegen Frost und Hitze in richtiger Art zu schützen wissen, sich je nach den Umständen zweckmäßig kleiden, die Sorge und Ängstlichkeit vor Erkältung oder sonstigem Schaden an der Gesundheit verlieren,

Digitized by Google

also Verständnis für die Hygiene in einfachster Form gewinnen. Auch die Ausdauer muß geübt werden. Mensch und Pferd ertragen ohne Nachteil weit mehr, als man gewöhnlich glaubt.

Es folgen sodann Dinge, die schon in näherer Beziehung zum militärischen Dienst stehen. Dazu gehört beispielsweise der Signaldienst mit verschiedenen Mitteln, die Bedienung des Telephons. Wo die Umstände es ermöglichen, sollen unsere Jungen die einfachsten Handgriffe an Hemmvorrichtungen, Hebeln und Apparaten lernen. Wenn es möglich wäre, müßte ein jeder imstande sein, einen elektrisch betriebenen Wagen, ein Automobil zu bedienen, um nicht absolut abhängig von einem Führer zu werden. Mittel der Verständigung auf große Entfernung, auch das richtige Herstellen von Ruferketten gehören zum Pensum.

Durch Erlernen der einfachsten Behelfsarbeiten kann der Junge auf den künftigen Soldatenberuf wirksam vorbereitet werden. Dazu gehört das Knotenbinden, das Herstellen von kleinen Flößen, eines primitiven Bootes, von Tragbahren usw., das Errichten von Übergängen aus Stäben, das Überwinden aller Arten von Hindernissen mit den einfachsten Mitteln, das Erbauen von Beobachtungswarten aus den bekannten Pfadfinderstäben.

Es kommt noch hinzu die Kenntnis der einfachsten Elemente des Sanitätsdienstes, der ersten Hilfe bei Unglücksfällen. Wie nützlich dieser Unterricht ist, beweist die schon ganz ansehnliche Zahl von Lebensrettungen, die von Jungen unserer Pfadfinderabteilungen tatsächlich ausgeführt worden sind. Weitere nützliche Übungsgegenstände bilden Lagereinrichtungen, Hüttenbau, Abkochen, das richtige Feueranmachen, das Nächtigen im Freien, sei es unter Zelt, Laubhütte oder Wandschirm. Überall soll der Grundsatz vorwalten, den Knaben zu lehren, sich in allen Verhältnissen selbst zu helfen, damit er sich auch auf sich selbst verlassen kann. Als Pfadfinderspruch gilt Schillers Wort:

„Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Not."

Das ist auch der Grundzug unserer heutigen Soldatenausbildung, der Inhalt des Wortes „voller Manneswert", den Prinz Friedrich Karl von Preußen von seinen Soldaten verlangte. Heer und Flotte sind natürlich an erster Stelle berufen, ihn in unseren Rekruten zu erziehen. Die Jugenderziehung kann aber vorbereitend schon einen großen Teil der Ausbildung zur Wehrtüchtigkeit übernehmen, wenn sie mit Verständnis geregelt und auf die richtigen Ziele beschränkt wird.

Der Unterricht ist freilich nicht so leicht, wie es bei der Einfachheit seiner Gegenstände erscheinen möchte. Es gehört Begabung

Digitized by Google

dazu, die Jugend richtig zu beschäftigen und so anzuleiten, daß sie Freude an ihren Übungen empfindet; denn ohne diese kommt man mit ihr nicht vorwärts. Zur Begabung muß sich Erfahrung gesellen; sie erleichtert das Lehramt außerordentlich. Großer Wert ist daher auf regelmäßig veranstaltete Führerkurse zu legen, in denen die Führer der Jugendabteilungen besonders ausgebildet werden.

Das Erlernte muß, wenn es wirksam werden soll, auch sofort angewandt werden; dazu geben die Gelände- und Kriegsspiele unserer Jugend die beste Gelegenheit. Wenn bei ihnen auch Taktisches und Strategisches nicht betrieben wird, so hat der Spielgedanke doch immer den Kampf und die Gelegenheit zum Wetteifer unter der Jugend zu erwecken. Nur dann ist ihre Teilnahme eine wirklich rege. Geschichtliche Erinnerungen, Darstellungen von Kämpfen nach dem Vorbilde des Mittelalters und der Antike sind in den Kreis hineinzuziehen. Sie erregen meist viel Freude bei unseren Jungen und beleben ihre Teilnahme ungemein. Maßgebend für diese Spiele dürfen auch heute noch die schönen Worte bleiben, die Kultusminister von Goßler am 27. Oktober 1882 in einem Rundschreiben an seine unterstellten Behörden über Beschaffung von Turnplätzen und Förderung der Übungen im Freien aussprach:

„Öfter und in freierer Weise, als es beim Schulturnen in geschlossenen Räumen möglich ist, muß der Jugend die Gelegenheit gegeben werden, Kraft und Geschicklichkeit zu betätigen und sich des Kampfes zu freuen, der mit jedem rechten Spiel verbunden ist. Es gibt schwerlich ein Mittel, welches wie dieses so sehr imstande ist, die geistige Ermüdung zu beheben, Leib und Seele zu erfrischen und zu neuer Arbeit fähig und freudig zu machen. Es bewahrt vor unnatürlicher Frühreife und blasiertem Wesen, und wo diese beklagenswerten Erscheinungen bereits Platz gegriffen haben, arbeitet es mit Erfolg an der Besserung eines gesund gewordenen Jugendlebens."

Die Kriegsspiele bieten auch die Gelegenheit, auf die Charaktereigenschaften der Knaben einzuwirken: Mut, Tatkraft, Selbstbewußtsein, Pflichtgefühl, Gemeinsamkeit, Verantwortung, Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Ehrgeiz. Die Persönlichkeit muß früh anfangen, sich zu entwickeln. Bei den Kriegsspielen ist dazu Gelegenheit gegeben. Die kräftigeren Naturen und die energischeren Charaktere können sich dort hervortun. Sie erkennen sich selbst und werden von anderen erkannt, was in der Enge der Schulstube nicht möglich ist. Geborene Führertalente vermögen sich geltend zu machen, erwerben Autorität und lehren die Kameraden sich dieser fügen. Freiwillige Unterordnung wird dadurch gefördert, die beste Unterlage für den militärischen Gehorsam. Autorität bedeutet im Kriege

Digitized by Google

für die Führung alles. Auch gesunde Heimat- und Vaterlandsliebe, Freude an Deutschlands Ruhm und Größe, Stolz auf die Taten der Väter, Liebe zu Kaiser und Reich finden dort eine Stätte der Pflege. Erzählungen am Lagerfeuer wirken mehr auf Herz, Sinn und Phantasie der Jugend ein als mancher Unterricht.

Ausgeschlossen sind dabei die militärtechnischen Dinge. Exerzieren und Schießen bleiben besser dem Heeresdienste vorbehalten. Sie schon mit der Jugend zu betreiben, hat sogar Bedenken, die nicht von der Hand gewiesen werden können, so z. B. die Überschätzung des Erlernten, die später beim Eintritt ins Heer die Unterordnung erschwert oder gar eine Neigung zum Besserwissen erzeugt.

Die Jugendpflege soll Männer vorbereiten, die später fest im Lebenskampfe stehen, aber auch im Kriege, mit der Waffe in der Hand, ihren Platz auszufüllen imstande sind. Das ist für sie die richtige Aufgabe. Sie kann auch für die selbst künftig immer noch zahlreichen jungen Männer, die nicht untüchtig sind, aber vom Militärdienst zurückgestellt werden, einen Ersatz für dessen Einwirkung auf die körperliche und geistige Entwicklung bieten. Unbestritten bildet der Mann, der durch die Heeresschule gegangen ist, für das Volksganze einen höheren nationalökonomischen Wert als der Nichtgediente. Durch die Ertüchtigung der Jugend in regelmäßigen Leibesübungen wird also ein schmerzlicher Ausfall an nationaler Schaffenskraft ersetzt. Dieser Nutzen allein erscheint mir groß genug, um die Opfer aufzuwiegen, die staatlich und privatim der Jugendpflege dargebracht werden. Das Hauptgewicht fällt freilich auf die Erhöhung der Wehrtüchtigkeit. Wir bedürfen ihrer in der Zukunft mehr noch als in der Vergangenheit und Gegenwart.

Wir stehen im Begriff, unser Heer ansehnlich zu vermehren, andere Völker werden uns folgen oder sind schon dabei, es zu tun. Das Wettrüsten ist ein Begriff, den man aus dem militärischen Leben der Staaten nicht mehr verbannen kann. Es findet aber seine Grenze in dem Maße der jedem Volke innewohnenden natürlichen Kräfte. Deutschland kann niemals seine Streitmacht an Zahl so weit entwickeln, daß es gleichzeitig in Ost und West seinen möglichen Gegnern überlegen ist. Dann hängt der Sieg auf der Seite, wo wir die Schwächeren an Zahl sind, von der größeren Tüchtigkeit ab, die entscheidend wirkt und in der die Weiterentwicklung unserer nationalen Stärke zu suchen ist. Sie zu heben, ist die Aufgabe der Jugendpflege, und es ist auch möglich, darin in absehbarer Zeit handgreifliche Resultate zu erzielen; dafür sind die Beweise bereits vorhanden.

Bekannt ist das Beispiel des Kreises Schmalkalden, wo die heute in Angriff genommene Jugendpflege schon seit Jahrzehnten durch einen einsichtsvollen Landrat begonnen worden ist. Sie wurde allerdings in vollkommenster Art betrieben, so daß selbst die Ernährung

Digitized by Google

der Heranwachsenden geregelt und, wo es nötig war, verbessert wurde. Die Wehrfähigkeit unter den Wehrpflichtigen war dort ehedem bis auf 30 Proz., ja noch tiefer, herabgesunken; sie ist heute wieder auf 65 Proz. gestiegen und geht an einzelnen Stellen sogar darüber hinaus.

Wir waren kürzlich alle Zeugen der großen politischen Veränderungen, die im Südosten Europas vorsichgegangen sind. Eine südslawische Staatengruppe ist gleichsam neu erstanden, von kräftigen jungen Völkern geschaffen, deren Kriegstüchtigkeit sich in neuester Zeit außerordentlich entwickelt hat und deren Jugend in der Wehrfähigkeit sehr hoch zu stehen scheint. Das kleine Serbien hat mit seinen 3 Millionen Einwohnern, nach einer Kundgebung des Finanzministers, im Kriege einen Höchststand von 402 000 Mann erreicht. Das sind nicht weniger als 13⅓ Proz. der Gesamtbevölkerung. In Bulgarien war das Verhältnis noch größer. Ich bezweifle aber sehr, daß diese Völker im nächsten Kriege an unserer Seite fechten werden. Das uns befreundete Österreich zählt in seinen Grenzen gleichfalls 25 Millionen Slawen, die ebensowenig geneigt sein werden, für das Germanentum einzutreten. Deutschland muß auf sich selber dastehen und dazu seine Kräfte auf das Höchste entwickeln.

Im Jahre 1813, als Preußen und sein Volk, wie die populäre Geschichtsschreibung sagt, „im höchsten Glanze" standen, haben wir nur 5½ Proz. der Bevölkerung unter Waffen gehabt.

Die Entwicklung unserer Jugend zur Wehrtüchtigkeit ist daher heute vielleicht die wichtigste nationale Aufgabe geworden, die uns überhaupt gestellt ist. Von ihrer Erfüllung hängt Deutschlands Größe und Sicherheit ab. „Die Stärke eines jeden Volkes liegt in seiner Jugend, und für seine Größe und Sicherheit geschieht alles, was man für diese tut."

Kein vaterländisch gesinnter Deutscher sollte fernbleiben, sondern mit Hand anlegen als tätiger Förderer unserer modernen Jugendpflege. Die weibliche ist dabei zum mindesten ebenso wichtig wie die männliche. Tüchtige, hochgesinnte, patriotische Mütter werden uns am ehesten für die großen Augenblicke der Zukunft das große Geschlecht heranziehen, das ihrer würdig ist.

Digitized by Google

Mara

Dies war das Lied, das Mara sang,
Wenn rot im Herd die Flamme sprang:

Mich freut kein roter Funkenschein,
Vor Abend wird er Asche sein.

Ich trag' kein' Kranz von Rosen rot,
Vor morgen sind sie welk und tot.

Mir graut vor roter Lippen Kuß,
Weil liebste Lieb' doch sterben muß.

Und kommt der Tag und soll ich frein,
So soll der Tod mein Liebster sein!

* * *

Und da sie vor der Schwelle stand,
Rot lag das Feld im Abendbrand.

Da kam ein Mann den Weg entlang,
Verstaubt sein Kleid und schwer sein Gang.

Die Wangen hager, ohne Blut,
Und tief die Augen unterm Hut.

„Du junge Frau, wie herb dein Mund,
Und blüht's ums Haus doch sommerbunt."

„Ich bin allein, mein Haus ist leer,
Mir ward das Herz von Schweigen schwer."

„Und hast nicht Mann und hast nicht Kind,
Die deines Herzens Freude sind?"

„Ich hab' meintag kein Kind gewiegt,
Mein Mann drei Jahr im Grabe liegt."

„So hast du Platz zu kurzer Rast
Für straßenmüden Wandergast?"

Sie sprach nicht ja, sie sprach nicht nein,
Sie schritt voran ins Haus hinein.

Und da er eintrat in das Haus,
Das Feuer losch im Herde aus.

Und da er in der Stube stand,
Die Uhr blieb stehen an der Wand.

Digitized by Google

Frau Mara facht' die Kohlen neu,
Ihr Mund war stumm, ihr Schritt war scheu.

Sie schnitt dem Gast vom Brote braun —
Da lief sie's an wie lockend Graun.

Und in die Stirne schoß ihr's rot,
Als ihre Hand den Wein ihm bot.

Er nahm die Hand, er nahm das Glas,
Er trank mit Lippen blutlos blaß:

„O Wein, wie rot dein Feuer blinkt
Dem Mund, der sonst nur Tränen trinkt!

Gesegnet Brot, des Duftes voll,
Der nicht aus Gräberschollen quoll!

Du pochend Blut in warmer Hand,
Wie friert mein Frost nach deinem Brand!

Du süßtes Brot, du stärkster Wein,
Du Leben, mein und dreimal mein!"

Ihr fuhr's zum Herzen jäh und warm —
Kalt war des fremden Liebsten Arm.

Und fern verklang's in durst'gem Kuß,
Daß liebste Lieb' doch sterben muß . . . . .

* * *

Die Nacht verrann, es schwand der Tag,
Die Uhr im Haus tat keinen Schlag.

Rot losch der zweite Abend aus,
Kein Herdrauch stieg vom stummen Haus.

Und als zerrann die dritte Nacht,
Der fremde Liebste früh erwacht.

Er sah sich um im niedern Raum,
Er sagte schwer, wie halb im Traum:

„Was weil' ich hier? Wie kam ich her?
Lang' starb kein Mensch auf Erden mehr!

Reif steht und überreif die Saat,
Es wartet meiner reiche Mahd!"

Die schweren Lider hob die Frau,
Sie horcht und starrt ins Morgengrau:

Digitized by Google

„Was träumst du, Schatz? Kein Schnitter mäht,
Da kaum das Korn in Ähren steht!"

„Ich träume nicht, der Traum zerrann,
Die Sense ruft den Schnittersmann!"

Sie hob sich auf im grauen Licht,
Sah in des Liebsten Angesicht.

Ein kalter Schauer griff sie an:
„Du liebster Mann, du fremder Mann,

Sag, wie du heißt, sag, wer du bist,
Dem Leib und Seel' nun eigen ist . . . . ."

„Weib, laß mich gehn und frag nicht mehr,
Dein Herz ist schwach, mein Name schwer!"

„Und wenn du selbst der Böse sei'st,
Doch will ich wissen, wie du heißt!"

Er stand am Bett, ein Schatten grau:
„So hör und birg dein Antlitz, Frau!

Ich bin, den ihr mit Zittern nennt,
Den eurer Nächte Grauen kennt, —

Ich bin, der durch die Ernten geht
Und mit der Sichel Gottes mäht, —

Ich bin, den keine Seele liebt,
Dem keine Schwelle Willkomm gibt, —

Ich hört' ein Lied, das zwang mich her, —
Du siehst mich heut' und nimmermehr!"

Sie griff in leere Luft und schrie
Und sprang zur Tür und schlug ins Knie:

„Sprich, dem ich teilte Wein und Brot,
Ob dir mein Dach nicht Willkomm bot?

War ich nicht dein mit Seel' und Leib
Und hielt dich lieb und war dein Weib?

Nun willst du gehn und bist doch mein,
Hilf Gott, wie läßt du mich allein!"

„Und warst du mein, so lohn' ich's dir:
Vorüber geh' ich deiner Tür,

Digitized by Google

Vorüber geh' ich tausend Jahr,
Bis aller Zeit ein Ende war . . . . ."

„Erbarm dich! tausend Jahre Qual" —
Sie sah ihm nach, die Wangen fahl:

„Mein Freund, mein Licht, mein Liebster du —
Du Sichel Gottes, schneide zu!"

Er sah sich um, das Antlitz Stein —
Ein Funken Gnade kam herein.

Er sprach kein Wort, er hob die Hand, —
Schwer schlug ihr Haupt des Bettes Rand.

Ins Fenster glomm das Morgenrot, —
Aus niedrer Türe trat der Tod . . . . .

Lulu von Strauß und Torney

Die Freie Bühne und die Entstehung des naturalistischen Dramas.

Von

Johannes Schlaf.

I.

Wohl die Mehrzahl derer, die in dem Jahrzehnt nach dem 70er Krieg eine neue Offenbarung der deutschen Nationaldichtung erwarteten, stellte sich diesen Aufschwung in dem Sinne vor, daß wir ein neues großes nationales Epos und Drama bekommen würden, als dessen vornehmster Gegenstand die jüngsten und die früheren Heldentaten der Nation erwartet wurden.

Aber es sollte recht anders kommen! Anstatt eines solchen schöngeistig literarischen Aufschwunges ereignete sich ein in gewisser Hinsicht nur zu materieller. Das durch den großen Krieg und durch das wiedererstandene Reich höchst gesteigerte und zusammengefaßte deutsche Nationalbewußtsein begann sich zunächst in einem neuen politischen Ausbau, vor allem aber in einem bisher in aller kleinstaatlich-partikularistischen Krähwinkelei ganz ungeahnten praktischen, kommerziellen und industriellen, technischen Auftrieb zu äußern, dessen heute so imposant dastehende Höhe nachträglich die Bedeutung seiner damaligen Anfänge erst ganz offenbart. Erst jetzt und nachträglich: Denn die „Gründerjahre" und der „große Krach", der zunächst auf sie folgte, mochten immerhin jene Bedeutung vorerst verdunkeln und empfindliche Abkühlung einer gewissen altschlägig romantischen Idealität wirken, und sie mochten

Digitized by Google

auch für die, die eine im vorhin angedeuteten Sinne große „Erneuerung der Nationalliteratur" erwarteten, eine furchtbare Enttäuschung bedeuten.

Doch darf man bei alledem nicht vergessen, daß dreiviertel der Schuld an den „Gründerjahren" und dem „Krach" auf die kommerzielle, praktische Unerfahrenheit der damaligen partikularistischen Zustände zu schieben ist und auf die Unruhe des unvermeidlichen Überganges aus diesen Zuständen zu der neuen, so ungleich erweiterten, jetzt erst erreichten Großmacht- und Weltstellung Deutschlands.

Aller Anfang ist schwer, das galt auch für das neue Reich. Genug aber: es war vorderhand hundertmal mehr wert, daß ein im Grunde gesunder, zudem durchaus notwendiger und unvermeidlicher zivilisatorischer Aufschwung und Ausbau einsetzte, der Deutschland endlich in einen so gedeihlichen wie unerläßlichen organischen Zusammenhang mit dem Weltkommerz und dem in all solcher Hinsicht so ungleich vorgeschritteneren Ausland brachte, als daß eine neue „Blüte der deutschen Nationalliteratur" ein neues Epos und Drama zeitigte, von denen man sich damals nur zu naive und epigonale Vorstellungen machte. . . .

Wir dürfen nicht vergessen, mit welcher erstaunlich praktischen Anpassung bald nach den Gründerjahren Deutschlands wirtschaftliche und praktische sozietäre Entwicklung vorankam und was wir seither wissenschaftlich und technisch Großes und Einziges erreicht haben! Fürwahr, lediglich altschlägig befangene, dekadent gewordene Romantik, alles was als vormärzliche kulturelle Rückständigkeit anzusehen ist, kann verkennen, daß mit all diesem unerhörten praktisch-zivilisatorischen Aufschwung dennoch und trotz allem das hohe Ethos und Pathos des großen Ereignisses von 1870 machtvoll sich entbunden und dokumentiert hat, das in veralteter Anschauung befangene Kurzsichtigkeit bislang so kleinmütig pessimistisch vermißt hat! . . .

In diesen glorreichen Auftrieb zur zivilisatorischen Suprematie fiel nun die Jugend meiner Generation. Und wir fanden uns allerdings zunächst in eine recht bemerkenswerte Zwiespältigkeit versetzt.

Wir waren im Kriegsjahr sechs, acht, zehn Jahre alt. Alt genug, um von der Metamorphose des Kaiser Barbarossa in den siegreichen Kaiser Barbablanka und dem großen Ereignis einen tiefgehenden und unauslöschlichen Eindruck zu erfahren. Doch zugleich muß man berücksichtigen, daß die meisten von uns Ende der 50er bis Mitte der 60er Jahre geboren und daß fast alle, die heute in der Literatur etwas zu bedeuten haben, in der deutschen Kleinstadt geboren sind. In der Kleinstadt, in der sich das alte, idealistisch-romantische Deutschland mit seinen engeren nationalen und schließlich auch altväterlich religiösen Anschauungen am längsten und — wer von uns hätte das nicht erfahren und mit irgend einem wertvollen unausgeglichenen Rest nicht noch bis heute bewahrt — am wärmsten und treuesten erhalten hatte!

Eine solche Jugend, nämlich eine im guten alten Sinne echt deutsche, hatten wir, im warmen, innig empfundenen Gefriede deutschen Familienlebens, bis zu unserem zehnten, zwölften Jahre gelebt.

Doch nun traten wir, als solche, in das Jahrzehnt nach dem Kriege ein; zu einem Zeitpunkt, wo wir aus der idyllischen Enge der Kleinstadt in die neue, mächtig aufstrebende Großstadt und auf die hohe Schule kamen. In dies Jahrzehnt, das die Gründerjahre, den „Krach", das Aufstreben

Digitized by Google

der Sozialdemokratie, den großen wirtschaftlichen, technischen, wissenschaftlichen Aufschwung zeitigte; Ereignisse, die das sozietäre Gefüge des Reiches in der Unruhe des lebhaftesten, allgemeinsten Werdeprozesses hielten, mit denen sich die wirtschaftlichen, technischen, wissenschaftlichen Großtaten Schlag auf Schlag folgten.

Wie hätte ein solches Werden und seine so notwendig aus aller Gesamtentwicklung Europas sich bedingende Unruhe uns junge Menschen zwischen unserem 12. und 22. Lebensjahr nicht mitreißen sollen? Und dennoch: Wie hätten wir, gerade wir deutschen Kleinstädter, jene Eindrücke unsrer ersten Jugend, jene tiefen und warmen Eindrücke, die wir aus dem Innersten und Heiligsten des deutschen Gemüts- und Familienlebens empfingen, jemals im Grunde ganz verleugnen können? Das aber mußte eine ganz besondere, sehr fein und intensiv bewegliche Sensibilität gerade unserer Generation zur Folge haben, die auf der einen Seite und bei gewissen Individuen zu einem Knick und Zwiespalt, zu tragischem Schicksal, ja Untergang, auf der anderen aber zu einer neuen Anpassung und Synthese führte, der die kräftigsten unter uns gewachsen waren; einer Anpassung und Synthese, die die warmen, altväterlich deutschen, vorab religiösen Triebe und Anlagen, die uns von unserer kleinstädtischen Heimat her eigneten, mit dem neuen praktischen, „modernen" Geist zu vereinbaren und dessen innerstes, notwendigstes neues Pathos und Ethos zu verstehen vermochte. . . .

Das ist der unerläßliche Gesichtspunkt, unter den unsere Generation zu rücken ist und unter dem man einzig und allein die neue Literatur, wie sie sich seit Mitte und Ende der 80er Jahre bis heute entwickelt hat, zu verstehen vermag. . . .

Hier finden wir zugleich den unentbehrlichen Schlüssel zum Verständnis der persönlichen Erinnerungen, die ich im Folgenden mitteilen möchte.

*

Ostern 1875 kam ich, nachdem Eltern und Geschwister schon Herbst 1874 dorthin übergesiedelt waren, von meinem Heimatstädtchen Querfurt nach Magdeburg, wo ich auf das Domgymnasium getan wurde.

Eine ganz neue Welt für mich damals. Die Welt der Großstadt. Eine alte berühmte Handels- und Kaufmannsstadt, im kräftigsten Auftrieb begriffen. Mit ihrem Getriebe, ihrer Industrie. Der große Elbstrom mit seinen Dampfern, Frachtkähnen, Strommühlen, Baggerwerken. Mit aller frischen Wißbegier und Aufnahmefähigkeit eines deutschen Kleinstadtjungen das alles aufgenommen. Ohne daß es freilich vorerst mein Gemüts- und Gedankenleben anders als in ganz allgemeiner Weise und vom Unterbewußtsein her verändert und weiterentwickelt hätte. Nichts weniger als glückliche Familienverhältnisse nahmen es viel tiefer und wichtiger, in gewisser Hinsicht bestimmender in Anspruch, wenngleich ich gerade durch die neuen Großstadteindrücke, durch das Gymnasium und meinem Verkehr hier fortwährend eine gute und wichtige Ablenkung erfuhr. . . .

Im übrigen suchte sich mein sehr stark entwickeltes religiöses Empfinden und mein sonstiges neues geistig-intellektuelles Erleben vor allem gerade mit diesen mißlichen Familienverhältnissen abzufinden und sich ihnen gegenüber zu behaupten. Denn niemals bin ich in meinem Leben in dem Sinne wie die meisten anderen meiner Generation Skeptiker, Destrukteur

Digitized by Google

und Ankläger gewesen, vielmehr war mein innerstes und ganzes Wesen von jeher darauf hinaus, gewisse mir unverwüstlich eigene und teuere Grundtriebe und religiöse Grundempfindungen unter allen Umständen in dem Sinne zu behaupten und zu entwickeln, daß ich alles Neue und Fremde, noch so schreiend disparat Scheinende mit ihnen zu vereinbaren suchte, auch dieses Gegensätzliche niemals verachtend, sondern oft unter äußerster Gefahr auf alles losgehend, was mir Neues in den Weg kam. Da mich aber tausend Bande von Sympathie ein für allemal mit den Meinen, mit diesem unglücklichen Familienleben an und für sich tüchtiger und guter Menschen verknüpften, an ein Familienleben, das mir, wieviel Leid auch immer, so doch zugleich von jeher so viele schöne und tiefe Freuden meiner ersten Jugend gegeben hatte, da ich nicht, wie mancher andere meiner Generation, aus einer Art von „Selbstbehauptung" solche Bande zerriß, um mich schließlich doch nur mein Leben lang in öder Skepsis umzutreiben — so galt es eine Selbstbehauptung unter sehr erschwerten Umständen, bei der alles zu verlieren, aber gerade auch alles zu gewinnen war! Mit anderen Worten: Ich war mit meiner ganzen seelischen und geistigen Entwicklung ganz an das zentralste aller sozialen und religiösen Probleme, an das Problem der Ehe und der Familie geknüpft. . . . .

Das war nun aber gleichbedeutend damit, daß meine Entwicklung nicht wie die der meisten anderen meiner Generation nach außen, sondern daß sie sich, zum mindesten Jahrzehnte hindurch, ganz und gar nach innen wandte und, oft gänzlich verschlossen, im Innerlichen vollzog; in dem Sinne, daß ich alles — und es war unsagbar viel — was ich von außen her von Großstadt- und Weltleben, von Wissenschaft und Studium in mich aufnahm, nach innen und an jenes Zentrum meines Wesens und Erlebens heranbrachte, um es ihm gemäß zu verarbeiten und in irgend einer Weise, ganz unwillkürlich, zu ihm in Beziehung zu bringen.

Nicht daß ich, als sehr lebendiger und im Grunde geselliger junger Mann, daneben nicht auch viele und geistig angeregte Freunde, übrigens schon seit meiner frühesten Jugend gehabt hätte. Doch hielt mich der Schatten jenes innerlichen Haupterlebnisses stets in einer Sonderstellung.

Ich las sehr viel. Dichtung, Philosophisches, Wissenschaftliches, Geschichte; raffte von allen Seiten, allmählich immer mehr abseits vom „Lehrplan der Schule", in mich hinein. Dazwischen nahm ich wohl auch die lyrischen, dramatischen Versuche, jetzt etwas reifer, wieder auf, mit denen ich schon in meinem elften, zwölften Jahre angefangen. Es verstand sich, daß ich im deutschen Aufsatz glänzte.

Doch war meinem bewußteren Intellekt bis Obersekunda hin jener Geist des neuen Reiches, das, was wir nachher „die Moderne" nannten, noch fern geblieben. Zwar gehörte ich ein paar von den Debattierklubs an, wie sie, heimlich oder auch mit Genehmigung des Direktors, auf den Gymnasien gewöhnlich eine Anzahl geistig vielseitigerer und angeregter Schüler verbanden; doch lag uns alle „Moderne" und gar irgendwelche Kritik der bestehenden sozialen Verhältnisse durchaus fern. Das äußerste war, daß wir Schopenhauer oder Scherrs „Menschliche Tragikomödie" lasen oder etwa Heyses „Kinder der Welt", und auch wohl an Heyse und Scherr begeisterte Briefe schrieben, von denen mir der an Heyse gerichtete die Photographie mit Autogramm und Gruß des Dichters, der an Scherr eine freundliche Postkarte eintrug.

Digitized by Google

Unter den Mitgliedern des letzten Debattierklubs, dem ich angehörte und dessen Mitgliedschaft schon mit einem von uns über das Domgymnasium hinaus zu dem Gymnasium vom „Kloster unserer lieben Frauen" hinübergriff, befand sich einer, an den ich bald einen besonderen Anschluß gewann. Und zwar deswegen, weil die Gespräche, die wir miteinander hatten, schon über den gewohnten Horizont unseres Klubs hinausgingen. Durch Schopenhauer hatten wir uns gefunden, und von Schopenhauer aus — aus dem ich mir im übrigen nichts Besonderes machte — lenkte er zum erstenmal meine Aufmerksamkeit auf die „Moderne" und ihre skeptisch-kritische Stellungnahme zu den „Konventionalismen" der heutigen Sozietät. Es war Johannes Bohne, der spätere Mitherausgeber des „Modernen Faschingsbreviers"; heute ist er irgendwo in Bayern Gymnasialprofessor.

Nachdem wir auf längeren Spaziergängen solchermaßen bereits eine gewisse Fühlung miteinander gewonnen hatten, sollte ein gelegentliches, zufälliges Zusammentreffen in dem Laden eines Antiquars, bei dem ich mich für das monatliche Geld, das ich durch Stundengeben verdiente, reichlich mit Büchern zu versorgen pflegte, von besonderer Bedeutung für mich werden.

Wir kamen in ein angeregtes Gespräch, das wir endlos den Magdeburger „Breitenweg" hinauf und hinunter führten und in dessen Verlauf Bohne plötzlich ein ernstes und geheimnisvolles Wesen zeigte, bis er endlich mit einer scharfen Kritik der einseitig ästhetisierenden Richtung unseres Klubs herausrückte und, unter dem strengen Siegel der Verschwiegenheit, auf einen anderen Klub zu sprechen kam, dem er im geheimen angehörte. Er teilte mir mit, daß dieser Klub schon längst auf mich geachtet habe, und endete mit der Frage, ob ich Mitglied werden wolle?

Sein Vorschlag interessierte mich bis zum Herzklopfen, und ich sagte sofort zu. Ich muß bemerken, daß mir Bohne schon lange ein eigenartiges, sehr bestimmtes Gefühl mitgeteilt hatte, daß ich zu ihm eine ganz besondere Beziehung gewinnen würde, und daß ich diese Empfindung oft in meinem Leben, wenn mein Schicksal in ein neues und wichtiges Stadium eintreten wollte, bestimmten Personen gegenüber gekannt habe.

Bald danach brachte mich Bohne mit dem Haupt und Mittelpunkt des „Bundes der Lebendigen" — denn um den handelte es sich — mit Hermann Conradi zusammen.

Es war an einem Herbstabend des Jahres 1882. Ich wollte mich mit Bohne zu einem der „Lebendigen" — Georg Blume, mit Conradi die Seele des Bundes; heute ist er ein sehr tüchtiger Justizrat — begeben, bei dem die Sitzung stattfand, in der ich an diesem Abend „Lebendiger" werden sollte; aber Bohne schlug mir vor, wir wollten Conradi entgegengehen, damit ich diesen gleich kennen lernte. Conradis Weg führte von der Petersstraße her über den „Alten Markt". Um das alte romanische Denkmal Ottos des Großen beim Rathaus herum kam er uns entgegen.

Ich sehe es noch wie heute vor mir, und es wird mir ein unvergeßlicher Eindruck bleiben, wie er da mit einem Male hinter dem alten Denkmal hervor auftauchte und gelassenen Schrittes, den Blick gerade und unverwandt auf mich gerichtet, mit echtem Poetenschritt auf uns zuwandelte. Den Kragen seines Überrockes, aus dem ein weißseidenes Halstuch hervorlugte, aufgeklappt, einen mächtigen, breitkrempigen, schwarzen

Digitized by Google

Kalabreser auf einer krausen Fülle rotgoldener Locken, die ein in der Abenddämmerung fast phosphoreszierend weißes Gesicht umrahmten, das auf den ersten Blick befremdend und fast abstoßend häßlich wirkte mit dem impertinent markanten, ungewöhnlich selbstbewußten Ausdruck seiner intelligent gekniffenen grauen Augen, vor denen ein Kneifer blitzte; mit der knollig aufgestülpten Nase und dem grellroten Mund, der dicke, doch nicht gerade unschöne Lippen hatte und um den sich zwei tiefe, so bittere wie höhnische Furchen zogen. In der Rechten schwang er leger einen derben braunen Knotenstock, der sich ausnahm wie aus Rückgratwirbeln zusammengesetzt, etwas starr skelettartiges hatte.

Ich fühlte mich von dieser aparten Gestalt eben so unmittelbar und entschieden zurückgestoßen — fast verursachte sie mir einen jähen kleinen Schreck — wie angezogen und interessiert. Jedenfalls aber erregte sie mir keinen geringen Respekt. Denn er hatte ein Bändchen Gedichte im Manuskript fertig, war schon Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften und stand im Begriff, Daniel Leßmanns „Wanderbuch eines Schwermütigen" herauszugeben.

Ich empfand sofort bis ins innerste, daß diese Begegnung eine tiefeingreifende Wende meines Lebens bedeutete.

Conradi merkte wohl den Eindruck, den er auf mich übte; jedenfalls begrüßte er mich, wenn auch vorerst noch mit einer gewissen Zurückhaltung, so doch sympathisch. Er reichte mir eine weiche, weiße, nicht unschön geformte Hand, die die meine ein paar Sekunden behielt, und hatte in dem Augenblick ein recht angenehmes Lächeln, während er mit einer verschleierten, etwas lispelnden Stimme in einem halb feierlichen, halb ironischen und pointierten, zugleich posierten Pathos, das ihm zur anderen Natur geworden war, einiges zu mir sprach.

Hermann Conradi. Es hätten sich in jener Abendstunde da vorm alten Magdeburger Rathaus wohl kaum zwei gegensätzlichere Naturen begegnen und mit einer gewissen Sympathie begrüßen können als wir beide! Obgleich wir freilich andrerseits manches gemeinsam hatten.

Auch er war in dem kleinen Jeßnitz (Anhalt), im gleichen Jahr wie ich (1862), geboren, ein Sohn der deutschen Kleinstadt. Auch er war der Sohn eines Kaufmanns. Auch sein Vater eine in ihrer Weise ungewöhnliche Kraftnatur von lebhaftem, blutwarmem, zu Jähzorn geneigtem Temperament. Auch seine Familie in bedrängte äußere Verhältnisse geraten nach einem anfänglichen Wohlstand. Auch sein Familienleben ein nichts weniger als glückliches.

Aber ihn, der im Grunde genau so eine zu tiefem Sentiment geneigte, genau so tief religiös empfindende und sensible Natur war wie ich, hatten solche Lebensumstände zu einer tiefinnersten, pessimistischen, verbittert-galligen Zerrissenheit gebracht, einer oft geradezu bis zum Unheimlichen, Beklemmenden dämonischen Zerrissenheit, hatten eine scharf geprägte Verstandesanlage zur Skepsis, Analyse, Zersetzung gewandt. Wozu freilich der traurige Umstand das seine beitrug, daß er seit frühester Jugend an einem seine ihrer Anlage nach ganz robuste physische Konstitution erschütternden Asthma litt. (1890 ist er dann in Würzburg, 28jährig, an solch einem, durch Influenza komplizierten Anfall, der in ein Lungenemphysem ausartete, gestorben. Ich glaube: alles in allem n i c h t „zu früh"!)

Digitized by Google

Das, was in mir eine, wenn auch noch lange nicht zu ihrem ganzen Bewußtsein gelangte, unerschütterlich feste, positive, tragende, tiefsteingeborene und durchaus synthetische Wesensrichtung war, was meine unglücklichen häuslichen Verhältnisse nur zu kräftigen vermochten, befand sich bei Conradi in einer hoffnungslosen Zersetzung, die durch Krankheit und unglückliches Familienleben nur Vorschub erhielt; in einer geistvoll pointiert flirrenden Auflösung, die freilich zunächst mit ihrem Einschlag von genialer Problematik etwas höchst Bestrickendes hatte. Ganz war Conradi, genau so wie der freilich weit bedeutendere N i e t z s c h e — von dem er sich bald so gänzlich hingerissen fühlen sollte — die frühere humanistisch-romantische Natur, die im neuen Reich, durch den starken, praktischen „amerikanischen" Auftrieb der Moderne, in nur noch geistvoller Agonie sich zersetzte; gänzlich außerstande, durch sie zu einer neuen religiösen Weltanschauungssynthese zu gelangen. . . .

Wer mit einem Menschen wie Conradi jahrelang so nah verkehrt hat wie ich, wer ihn in einem solchen, oft äußerst peinvollen und aufreibenden Verkehr b e s t a n d e n hat, der weiß, um was für einen fein vornehmen, tragischen, edlen und doch zugleich zynischen Untergang es sich hier handelte. Aber wer könnte dafür ein klassischeres Beispiel bieten als Nietzsche! . . .

Wir schritten zusammen über den „Alten Markt" nach der Junkerstraße hinüber, um uns zu Blume und der Sitzung zu begeben. Aber es war kennzeichnend, daß zwischen Conradi und mir nur ein paar knappe Worte gewechselt wurden; dann ein Schweigen, das doch sicherlich seine tiefe, seltsam sympathische gegenseitige Beziehung hatte, trotz des lebhaften Gespräches, das die beiden anderen miteinander führten.

Blume, der im dritten Stock eines Hauses der Junkerstraße in der Magdeburger Altstadt bei seinen Eltern wohnte — sein Vater, ein Gerichtssekretär, brachte dem Sohne Verständnis entgegen; Blumes Mutter war Jüdin, eine sehr angenehme, sympathische, stille, kluge und gemütliche Frau — war wie Conradi und Bohne Klostergymnasiast. Mit Conradi war er der intelligenteste der „Lebendigen", zugleich der beweglichste, der stets mit einem beneidenswerten organisatorischen Talent und mit einer sehr angenehmen, verständnisvollen persönlichen Liebenswürdigkeit vermittelnde und die „Lebendigen" trotz aller auseinanderplatzenden individuellen Verschiedenheiten zusammenhaltende.

Bei ihm fanden wir noch zwei andere „Lebendige". Gleichfalls Klosterschüler. Der eine Sohn eines Großkaufmanns, der andere eines pensionierten höheren Gerichtsbeamten. Der erstere ist heute Redakteur eines sozialdemokratischen Blattes und Reichstagsabgeordneter, der andere Professor der Germanistik an einer deutschen Universität. Er war der am wenigsten radikale und radiate der anwesenden „Modernen".

Ich wurde mit angemessener Feierlichkeit in den Bund aufgenommen. Das Gespräch behandelte die Schulreform und brachte für mich des Neuen eine Fülle. Das hatte hier alles freilich einen recht anderen „Zug" als meine bisherigen Debattierklubs. Man wußte, daß Persönlichkeiten, ernst gerichtete Intellekte sich aussprachen. Doch vermochte ich für meinen Teil die radikale Verdammung des humanistischen Gymnasiums und seiner Disziplin nicht mitzumachen, obgleich mir meine Nebeninteressen schon lange Hauptsache und der Lehrplan der Schule gleichgültig geworden waren.

Digitized by Google

Der „Bund der Lebendigen". Er war ja ganz gewiß, trotz allem und allem, so recht ein Gymnasiastenbund. Aber doch eignete ihm eine recht ernste Bedeutung. Und es erwies sich später, daß sich in jener Zeit, Anfang bis Mitte der 80er Jahre, überall in Deutschland, unabhängig voneinander, auf den höheren Schulen solche Jugendbunde gebildet hatten.

Es kann gar kein Zweifel sein, daß diese Jugendbunde eine recht wichtige kulturelle Bedeutung hatten.

Unser „Bund der Lebendigen" war unter ihnen nichts weniger als der unbedeutendste. Er hat nachher nicht nur sein bedeutendes Teil zu der jüngstdeutschen Bewegung beigetragen, als er sich Mitte der 80er Jahre nach Berlin verlegte, sondern es hat ihm auch der jüngstdeutsche Dichter angehört, der als der kennzeichnendste, zugleich genialste dasteht: Hermann Conradi. Und auch Arno Holz ist sein Mitglied gewesen.

Außer uns sechsen, die wir jenen Abend bei Blume versammelt waren, gehörten ihm noch zwei Magdeburger Kaufleute, Söhne von Großkaufleuten, an, die heute selber Großkaufleute sind; ferner noch ein anderer Klosterschüler, der Sohn eines Rentiers, der heute in Thüringen als Zeitungsbesitzer lebt, und ein anderer, der heute Direktor des städtischen Krankenhauses einer deutschen Großstadt ist. Weiter zwei auswärtige Gymnasiasten, von denen der eine heute Rechtsanwalt, der andree Gymnasialprofessor ist. Außerdem gehörte dem Bund ein Buchhändler an. Später kam dann noch Holz hinzu, und ein Freund Holzens, der heute Bibliothekar einer städtischen Bibliothek ist.

Gewöhnlich hielten wir unsere Zusammenkünfte Sonnabend Abend in einem kleinen im ersten Stock gelegenen Hinterzimmer einer Restauration der Magdeburger Altstadt. Bei Bier und Zigarren. Doch wurde natürlich nur mäßig geraucht und getrunken. Einer hielt einen Vortrag über ein in der letztvergangenen Sitzung aufgestelltes Thema, an den sich dann eine sehr lebhafte Diskussion anschloß. Es wurde über jede Sitzung Protokoll geführt. Außerdem verfaßte man der Reihe nach Aufsätze wissenschaftlichen, politischen, nationalökonomischen, ästhetischen Inhaltes, die zirkulierten und schriftlich diskutiert wurden, und endlich ging ein Buch herum, in dem man sich schriftlich in aphoristischer Form mit den Gedankengängen äußerte, die jedem jeweils die wichtigsten waren. Es kam auch vor, daß wir bei schönem Wetter peripatetische Ausflüge in die Magdeburger Umgebung unternahmen. Außerdem schlossen sich die, welche sich am besten miteinander verstanden, zu besonderem Verkehr und Gedankenaustausch zusammen Auch kursierten besonders wichtige Bücher, die möglichst jeder gelesen haben mußte.

Der „Bund der Lebendigen" war ein Geheimbund. Es war damals, in der Zeit des Sozialistengesetzes, gar nicht ohne Gefahr, ihm anzugehören. Denn es versteht sich, daß man allen Ernstes „rot" war. Wenn auch bald, besonders seit wir an Nietzsche geraten waren, eine Spaltung insofern eintrat, als Conradi und einige andere eine scharf individualistische Richtung nahmen, zu der sie allerdings ihrer ganzen Anlage nach ohnehin von vornherein geneigt hatten. — Bei unseren Sonnabendsitzungen hatten wir vorsichtig zu sein. Und einmal gerieten wir sogar durch die Unvorsichtigkeit eines auswärtigen Bundesbruders in Gefahr. Wir richteten uns schon darauf ein, mit der Polizei Bekanntschaft zu machen, doch lief die Sache im letzten Augenblick noch gut ab.

Digitized by Google

Vor allen Dingen aber: Wir alle hatten begriffen, ja es war uns sogar bereits in Fleisch und Blut übergegangen, daß der große Krieg nicht bloß für Deutschland eine engere vaterländische, sondern durch sein wichtigstes Ergebnis, die Erneuerung eines einigen deutschen Reiches, eine Weltbedeutung besaß. Unser Geist war, wie es die vorgeschrittene, und von jetzt ab mit wahren Riesenschritten weitervorschreitende europäische Zivilisation mit sich brachte, auf Europa, war international gerichtet — Nietzsches Begriff des „Europäers" war ein Begriff von allertiefster und wertvollster Intuition! —; und es stak uns in Fleisch und Blut, daß dies Heute das gleiche notwendige Ethos hatte wie ihrerzeit die patriotische Richtung der Befreiungskriege. Das war uns die Moderne. Es wollte auf die freie, demokratische, europäische Sozietät, auf den „Europäer" wollte es hinaus. Nichts erschien uns fürwahr belangloser, philiströser, „atavistischer" als jene Hoffnungen auf die „Wiedergeburt" des „großen nationalen Epos und Dramas". Wir begriffen, daß die geistig kulturelle Großtat, die man jetzt, nach dem Kriege und als edelste Frucht desselben erwartete, auf einem ganz anderen Gebiet sich vollziehen wollte und daß, soweit etwa auch ein neuer Aufschwung von Kunst und Dichtung zu erwarten war, dieser einzig mit diesem neuen, europäischen Geist im Einklang stehen und aus ihm hervor geboren werden konnte; und daß der Ausdruck dieses Aufschwungs ein recht anderer sein mußte als die traditionelle Form der bisherigen Epigonendichtung.

Wenn die „Lebendigen" Ideologen waren — und das waren ja die jungen Leute von damals so entschieden wie jemals eine junge deutsche Generation an einer wichtigen Wende unsrer Geisteskultur —, so lauteten unsere Devisen „nur praktisch", „positiv", „sachlich", und grundzuwider war uns jegliche schöngeistige Phrase. Und so erschien den Magdeburger „Lebendigen" alles, was im bisherigen Sinne Dichtung war, gegenüber den großen ernsten Zielen und kulturellen sozialen Erfüllungen, die uns vorschwebten, fast schon wie Unfug, Frevel, Blasphemie.

Ich entsinne mich, um diesen kleinen, aber recht kennzeichnenden Zug hier anzuführen, daß ich, als ich gelegentlich einmal auf einem gemeinsamen Ausflug ein gar nicht übles lyrisches Gedicht vortrug, das mir gelungen war, zuerst einem eisigen Stillschweigen und dann einem kurzen, abweisenden Wort begegnete.

Also, anstatt Gedichte zu machen, wenigstens Gedichte, die nicht unmittelbar unsere sozialen Ziele und Bestrebungen zum Ausdruck brachten, beschäftigten wir uns eifrig und eindringlich mit Kulturgeschichte, Politik, Nationalökonomie, exakter Wissenschaft, Philosophie — einige von uns, wobei ich eine Zeitlang mittat, suchten z. B. in Kant einzudringen —; wir lasen und diskutierten Buckle, Marx, Lassalle, Smith, George, Malthus, lasen Bebels Buch über die Frau, Proudhon, Mill, Spencer, Büchner, Haeckel, Darwin. Wir lasen Nordaus „Konventionelle Lügen" und „Paradoxe", die damals erschienen und eine hohe Auflagenzahl erlebten. Von deutscher Literatur wiesen wir Goethe und die Romantik damals ab, interessierten uns aber für Jungdeutschland und die revolutionäre Lyrik der 30er und 40er Jahre, Gutzkow, Heine, Hebbel — besonders den Hebbel der Tagebücher —; von den Späteren Spielhagen und Heyse. Wir lasen Byron, Shelley, Carducci, Leopardi. Vor allem warfen wir uns auch auf den zeitgenössischen anklägerischen und psycho-

Digitized by Google

logischen internationalen Naturalismus der Zola, Ibsen, Björnson, Gogol, Dostojewski, Tolstoi. Auch der Name Strindberg tauchte damals zum erstenmal unter uns auf. Wir lasen die ersten Bücher von Bleibtreu, die ersten Romane Max Kretzers, die Gedichtbücher der beiden Harts.

Praktisch standen unserer Absichten für die Zukunft so, daß wir, sobald wir „das verhaßte Joch der Schule" losgeworden wären, sofort mit einer großen Broschürenserie praktisch-politisch und sozialreformerisch aktiv werden wollten. Manche dachten auch in „der Partei" tätig zu sein und machten sich auf die zu erwartende „große Revolution" gefaßt. Freilich änderte sich das alles nachher auf der Universität sehr bald. Besonders infolge des allgemeinen Einflusses, den Nietzsche damals zu gewinnen begann. Es ahnte sich damals vor, daß nach der späteren Aufhebung des Sozialistengesetzes die Sozialdemokratie eigentlich so gut wie „pazifiziert", der „kommenden großen Revolution" die Spitze abgebrochen war. . . .

Das war unser „Bund der Lebendigen". Doch ich muß hervorheben, daß ich für meinen Teil, wenn auch ein eifrig interessiertes Mitglied, das auch alle Risitos und Gefahren ehrlich mit den Bundesbrüdern jederzeit zu teilen bereit war, eigentlich nur ein Mitläufer blieb, der durchaus seine Stellung für sich hatte.

Das will sagen: all der erstaunlich vielseitige und praktisch gerichtete neue Bildungsstoff, den ich hier aufnahm, wurde von mir zwar sehr intensiv, bis zu oft recht peinigenden seelischen Erschütterungen intensiv, verarbeitet, und ganz gewiß senkte sich auch alles Wesentliche mir fruchtbar in die Seele: doch war mir die ätzend analytische und kritische Richtung der anderen, besonders zudem ein gewisser bedenklicher, schwebender Relativismus der Weltanschauung, der der materialistisch exakten Wissenschaft anhaftete, schließlich also der gänzliche Mangel an wirklich achsensicherer Positivität ganz und gar und ein für allemal gegen den Strich. Hier drängte mich mein innerster Trieb vielmehr auf das allerentschiedenste und unausweichlichste auf ein Alles oder Nichts! Und was all den so vielseitigen neuen Bildungsstoff anbetraf, so existierte er für mich nur insofern, als er Material sein konnte für die innere positive Synthese, die sich in mir vollziehen wollte. Hier habe ich, zwar ganz für mich, wohl fast schon gänzlich einsam, ganz im stillen, aber blutiger und unablässiger gerungen und viele Jahre hindurch mit, glaub' ich, schon beispielsloser Zähigkeit, mehr gelitten als irgend ein anderer, selbst Conradi nicht ausgenommen, dessen Leidenstragik nicht aus solch einem unbedingt synthetisch eingestellten und gerichteten Trieb kam, sondern nur noch aus der in ihm total und hoffnungslos zersplitterten romantischen Psyche, die in ihm ihrem Auflösungsprozeß entgegenging. . . .

Dennoch hatte ich aber dem „Bund der Lebendigen" eine Förderung von größter Wichtigkeit zu danken: die Beschäftigung mit der Biologie Haeckels!

Den Philosophen Haeckel und seinen mechanistischen Monismus zwar stieß ich vom allerersten Augenblick an genau so entschieden ab wie zuvor schon die Kraft- und Stoff-Philosophie Büchners: aber die große biologische Tatsache, wie sie wissenschaftlich in Haeckels „Anthropogenie" und „Natürlicher Schöpfungsgeschichte" hingestellt war, ergriff mein Wesen mit einer Gewalt, die geradezu einer polaren Affinität gleichkam.

Digitized by Google

Ich holte mir Haeckels Werke aus der Magdeburger Stadtbibliothek heran und versenkte mich in ihre Lektüre. Diskutierte sie dann auch mit einem Bundesbruder, der besonders naturwissenschaftlich interessiert war.

Und hier hatte ich nun, zum erstenmale mit jeder Deutlichkeit, die Handhabe für die neue religiös-positive Synthese, auf die ich hinaus war. Ich wäre gänzlich außerstande zu beschreiben, mit welch unendlicher, wundersamer Fruchtbarkeit diese Großtat des Biologen Haeckel in mir sich zu entfalten begann, welche Lichtblitze unmittelbarer Erkenntnisse und religiöser Intuitionen, welche unsäglich reichen Ideenverbindungen sie in mir auslöste! . . .

Wenn ich mich doch einem einzigen von den anderen, die damals alle tief in Analyse, Skepsis und Materialismus staken, auch nur im entferntesten hätte verständlich machen und mitteilen können! . . .

Ich ging also mit den anderen, nahm beständig auf und verarbeitete in meiner Weise.

Es sagte mir dabei sehr zu, daß mir bald die Aufgabe zufiel, während der Sitzungen das Protokoll zu führen. Ich saß dann an solch einem Abend mit der angespanntesten Aufmerksamkeit inmitten der lautesten, leidenschaftlich erregten Debatte, intensiv bemüht, aus ihrem Stimmengewirr und dem Tohuwabohu ihrer Kreuz- und Querssprünge heraus das Wesentlichste festzuhalten und daraus ein kleines, objektives treues Kunstwerk von Referat zu gestalten. Das hielt mich frei und unbefangen, verschaffte mir den Vorteil, daß ich einen klaren Überblick herausschlug und all ihre Irrungen und Exzentrizitäten erkannte und mir vom Leibe hielt. . . .

Eins soll nicht unerwähnt bleiben, daß ich nämlich mit einem der Bundesbrüder, dem Rentiersohn, in einem besonders sympathischen Verkehr stand. Er war musikalisch ungewöhnlich begabt und ein nicht nur begeisterter, sondern auch wirklich mit tiefem Verständnis in das Werk des Meisters eingedrungener Wagnerverehrer. Durch ihn lernte ich Wagner gründlich kennen. Vor allem auch den Wagner des „Ringes", des „Parsival", von „Tristan und Isolde". Er kannte alle Partituren Wagners und spielte sie mit eindrucksvoller, beseelter Kunstfertigkeit. Ein ungewöhnlich gutes musikalisches Gehör — ein Familienerbe — und eine ungewöhnlich schnelle musikalische Auffassung führten mich bald in den Geist der Wagnerschen Musik ein. Und das bedeutete für mich damals nicht bloß einen hohen Kunstgenuß, sondern auch eine tiefgehende religiöse und kulturelle Anregung, die sich zugleich sofort mit organischer Notwendigkeit an die so wichtigen und ausschlaggebenden Anregungen anschloß, die mir die Biologie Haeckels gegeben hatte. Und eigentlich ist mir Wagner auch nur solange etwas gewesen, als er lebendig im Zusammenhang dieser Periode meiner seelischen Entwicklung wirkte. Später, als ich lange über dieses Stadium hinaus war, trat mir Wagner auch als Musiker Beethoven gegenüber in den Hintergrund. Beethoven spricht so ungleich tiefere religiöse Urworte zu mir, zugleich, in einem mir heute erschlossenen besonderen Sinne, so ungleich deutschere, trotz aller germanischen Urzeit bei Wagner. Und vor allem ist Beethoven mir so ungleich mehr Gestalter und so ungleich weniger Rhetoriker als Wagner. Die Höhe der „Neunten": wo hätte Wagner sie jemals erreicht; er, der über den Schopenhauerschen pessimistischen Fatalismus niemals hinausgekommen ist! . . .

Digitized by Google

Der Rhythmus des Lebens.

Von

Dr. Wilhelm Fließ.

Eines Abends, es war ein dritter Januar, verließ ein alter Freund, der Leiter eines großen Blattes, seine Arbeitsstätte, um heimzufahren. Er war eben aus dem Straßenbahnwagen gestiegen, überquerte schnellen Schrittes den Damm, schloß das schwere schmiedeiserne Haustor mit fester Hand auf und zog die Glocke: da plötzlich stürzt er hin — vom Schlag getroffen. Es war eine Lähmung der rechten Körperseite mit Sprachstörung eingetreten, die später sich besserte. Nun ist dieser Vorfall, so schmerzlich er für den Betroffenen und für mich war, kein so ungewöhnlicher, daß ich ihn hier erzählen dürfte. Aber er zwingt zu einer Frage, die unsere Ruhe stört. Wie ist es möglich, daß Einer, der vor Augenblicken noch im vollen Besitz seiner Kräfte und Fähigkeiten war, unerwartet und ohne Vorstufe sie verlieren kann? Darauf antwortet die Medizin: Das kommt einfach daher, daß ein schon seit langem erkranktes Aderchen im Gehirn plötzlich barst. Der Bluterguß lähmte dann die Nerventeile. Schön. Aber das „plötzlich". Warum hat sich nicht früher eine Störung bemerkbar gemacht, warum muß gerade heute 1/2 10 Uhr abends das Unglück kommen? Mitten aus vollkommenem Wohlsein, aus einem Lebenselan, der die Kräfte eher zu steigern schien? Auf diese unbequeme Frage hat die Wissenschaft keine Antwort. Keine befriedigende wenigstens. Es sei durch die körperliche Bewegung zu einer Steigerung des Blutdruckes gekommen, die von der verdünnten Gefäßwand nicht mehr ertragen wurde, sagt man. Das wird durch jeden Schlaganfall widerlegt, der den Schlafenden trifft. Die Ursache der Plötzlichkeit muß eine tiefere sein. Denn nicht nur die inneren Blutungen, die großen Lungen-, Magen-, Darmblutungen stürzen plötzlich und ohne erkennbare äußere Ursache, sondern der jähe Beginn eignet allen körperlichen Störungen. Krämpfe, Schüttelfröste, Gallenkoliken packen uns von einer Minute zur anderen und aus voller Gesundheit heraus. Die Sprache hat dafür das höchst lebendige Wort „Anfall" geschaffen. Wir reden vom Schlaganfall, Frostanfall, Krampfanfall, Schmerzanfall. Aber nicht nur bei Krankheiten fällt die Plötzlichkeit auf. Auch der Wehenanfang ist plötzlich, ein Zahn bricht plötzlich durch; plötzlich beginnt ein Kind frei und ungehemmt zu laufen, das vor einer Viertelstunde kaum zwei Schritte machen konnte. Und plötzlich öffnen sich die Blüten. — — — Warum? Weil ihre Zeit gekommen ist. Wie die Uhr nach abgelaufener Stunde schlägt, so bewegt sich auch in uns ein Mechanismus, kraft dessen unser Leben in genauen Zeiten flutet und ebbt.

Digitized by Google

So verschieden auf den ersten Blick die Zeiträume scheinen, in denen beim Einzelwesen das Lebensgeschehen sich ändert: die tiefere Analyse hat eine übergreifende Ordnung in dem Ablauf zweier periodischer Vorgänge aufgedeckt, die jeden lebendigen Körper durchzucken. Der eine hat 23-, der andere 28 tägige Dauer. Die 28 tägige Periodizität ist von der Regel der Frauen her bekannt. Aber diese Regel hat mehr Ausnahmen, als einem Naturvorgang zugebilligt werden könnte, und die vier Wochen sind nur ein Mittelwert. Die Ursache dieser „Störungen" wird erst durch den neuen Fund erklärt, daß der monatliche Abstand die Resultante jener beiden Perioden ist von genau 28- und 23 tägigem Rhythmus. Von den 23 Tagen wußte man allerdings früher nichts, aber sie sind ebenso sicher in der Natur beobachtet wie die 28 Tage. Und wie diese sind sie nicht nur ein Charakteristikum der monatlichen Änderung bei der Frau, sondern ihr Walten läßt sich in der ganzen Natur aufzeigen, bei Mann und Weib, bei Tier und Pflanze.

Jedesmal, wenn eine solche Zeitspanne vorüber ist, gibt es eine Schwankung im Organismus. Eine plötzliche, weil auch die Zeit plötzlich endet. Nur zu solchen, durch die innere Periodizität gegebenen Zeiten kommen die Anfälle. Und diesem Zeitmoment gegenüber spielen die äußeren Anlässe eine verschwindende Rolle. Sie scheinen Urheber unserer körperlichen Leiden nur dann, wenn sie von einem periodischen Tag getragen sind.

Aber auch die Besserungen kommen im Zuge dieser Perioden. Unser schlaggerührter Freund hat nach genauen 28 Tagen, am 31. Januar zwischen 9 und 10 Uhr abends sein Bein zum ersten Mal wieder bewegen können. In einem anderen Fall kam die Beweglichkeit nach 23 Tagen, bei einer dritten Kranken nach 51 = 28 + 23 Tagen und auch hier genau zur Stunde ihrer Schlagberührung ½12 Uhr abends. „Ich muß den Zirkel, der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen, näher bemerken", schreibt Goethe unterm 26. März 1780 in sein Tagebuch. „Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb dies oder jenes zu tun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso. Da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört, und ich muß noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege."

Herausgekriegt hat er Zeit und Ordnung nicht. Aber seine tiefe Fühlung mit der Natur hat ihn doch den innereren Kreislauf und seine umfassende Bedeutung so sicher empfinden lassen, daß er ihm klaren Ausdruck gab.

Die erste Schwierigkeit in der Erkenntnis der zeitlichen Ordnung liegt darin, daß es zwei Perioden von verschiedener Länge sind, die in allem Lebendigen ablaufen. 23 Tage sind arithmetisch

Digitized by Google

nicht gleich 28 Tagen. Aber sie sind für den Ablauf der Lebenserscheinungen gleichwertig. Das ist das Neue und sehr Wichtige. Wir sahen ja, daß ein Genesender nach 28, ein anderer nach 23 und ein dritter gar nach 28 + 23 Tagen die Bewegung seines Beines wiedererlangte. Die ersten Beiden haben eine gleichwertige Zeit zu der gleichen Leistung gebraucht, der Letztere hat dann dem biologischen Wert nach die doppelte Zeit nötig gehabt. Durch die Erkenntnis von der Gleichwertigkeit der 23- und 28 tägigen Perioden kommt auf einmal Ordnung in Zeitabschnitte, die sich bisher jedem Verständnis entzogen. Denn Gleichheit und Verdoppelung sind die einfachsten Größenverhältnisse.

Die zweite Schwierigkeit führt uns auf eine Betrachtung, die unser Blickfeld mit einem Ruck erweitern wird. Jedes Lebewesen ist ein Individuum und ist es auch wieder nicht. Wir stammen von zwei Eltern, unsere Eltern stammen von den ihrigen ab. Auf die Kinder wird durch die Verschmelzung der Keime direkt die Leibessubstanz der Eltern übertragen. Dadurch gehen ja auch viele ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften auf die Kinder über. Aber sie vererben uns infolge ihrer eigenen Abstammung auch vom Leib ihrer Eltern und Ahnen. Und so kommt es, daß unser „individueller" Körper sich aus Erbmassen ganzer Generationen zusammensetzt. Ist es aber wahr, daß das Leben eines Jeden in bestimmten Zeitperioden abläuft, so müssen in uns auch die Zeitperioden unserer Vorfahren stecken. Ebenso wie wir körperlich in fortlaufender Kette mit unseren Ahnen zusammenhängen, so müssen wir auch zeitlich mit ihnen ohne Bruch verbunden sein.

Schon im Moment der Geburt liegt eine der Mutter und dem Kind gemeinsame periodische Zeit. Diese Zeit muß also in beiden weiterschwingen. Aus meinen Notizen ein einfaches Beispiel:

Am 10. Februar wird ein Kind geboren, am 5. Juni bekommt es den ersten Zahn, am 21. Juli beginnt mit der periodischen Blutung der Mutter eine neue Hoffnung. Und am 6. Dezember fühlt die Mutter die Bewegungen dieses zweiten Kindes zum ersten Mal. Zwischen diesen vier Daten liegen der Reihe nach die drei Intervalle von 5 · 23, 2 · 23 und 6 · 23 Tagen. Es schwingen also in beiden Kindern die Zeiten der Mutter fort. Im Zuge derselben mütterlichen Periode bekommt das erste Kind seinen Zahn, sein Geschwister den Antrieb zur Eigenbewegung. Auch außerhalb des Mutterleibes gilt derselbe Takt. Von der analogen mütterlichen Zeit gerechnet, läuft mein ältester Sohn plötzlich 35 · 23 Tage später, macht mein zweiter nach 31 · 28 Tagen ebenso plötzlich seine ersten Schritte.

Aber der Zusammenhang der Generationen läßt sich viel höher hinauf verfolgen. Jeder Geborene ist der Natur einen Tod

Digitized by Google

schuldig. Und da die Lücke wieder ausgefüllt werden muß, so setzt der Tod auch neue Geburt voraus. In dem großen Strom lebendiger Substanz, der die Geschlechter miteinander verbindet, hat der Tod seinen ebenso fest bestimmten Platz wie die Geburt. Und die Abhängigkeit dieser beiden Pole voneinander können wir durch das strenge Maß der periodischen Zeiten erweisen. Eine Großmutter stirbt. 28 (28 + 23) Tage vorher und ebenso viel Tage nachher wird je ein Enkel geboren. Und nach dem genauen Siebenfachen dieser Zeit ein Urenkel, mein ältester Sohn. Der Todestag der Ahnin bildet also gleichsam den Kristallisationspunkt, um den sich symmetrisch nach rückwärts und vorwärts die Geburten der Nachfahren gruppieren.

Die Ereignisse eines periodischen Tages sind sehr verschieden. Das lehren uns Tod und Geburt. Schlag, Krampf, Schmerz nicht minder. Und doch gibt es Merkmale, die allen diesen Tagen gemeinsam sind und auf ihren gleichen Ursprung hinweisen. Die Plötzlichkeit des Eintrittes kennen wir schon. Sie hat uns zuerst auf unser Problem geführt. Aber sie ist nicht das einzige verbindende Glied.

Wenn's einem so recht gut geht und man rühmt sich dessen, dann schlägt das Wohlbefinden bald ins Gegenteil um, sagt der Volksmund. Die Wissenschaft brandmarkt das zwar als Aberglauben. Aber das Volk hält trotzdem daran fest. Und es täuscht sich nicht. Denn in seinem Glauben steckt der Kern einer ganz elementaren Wahrheit. Dem periodischen Tag geht der euphorische voraus, der Tag gesteigerten Wohlbefindens. Je stärker dieses Wohlbefinden ist und je größer das Lustgefühl, um so mehr mag man jubilieren. Aber wenn die euphorische Spanne abgelaufen ist, dann setzt plötzlich das Mißbefinden ein. Eines *schönen* Tages fiel er um, heißt es. Der Tag war wirklich schön, ehe der Schlag kam oder der Schüttelfrost einsetzte. Ich hatte mich gerade so wohl gefühlt, wie seit langem nicht, erzählen ganz typisch die Kranken. Aus Gabriele von Bülows Buch über die Familie Wilhelm von Humboldts erinnere ich mich der Schilderung, wie der zehnjährige Wilhelm eines Tages besonders froh und übermütig und fast verklärt gewesen sei und wie dann in der Nacht das Scharlachfieber unvermutet einsetzte, dem er zum Opfer fiel. Und in Therese Devrients Jugenderinnerungen lese ich die gleiche Geschichte. Ihre Kinder Felix und Anna hatten Scharlach gehabt, und nach acht Wochen war auch das schwer erkrankte Annchen endlich wieder gesund. „Mit dankbarem Herzen und süßer Schokolade feierten wir froh und vergnügt das Genesungsfest. *Am lustigsten von Allen* war der kleine Gustav, und umso tiefer erschütterte uns die grausame Gewalt des Scharlachfiebers, das — nachdem schon alle Zweifel und Bangen von uns ge-

Digitized by Google

wichen waren, uns in kaum sieben Tagen den blühenden Knaben entriß."

Solche Vorgänge erlebe ich täglich. Eine alte Dame sitzt mit ihren beiden Töchtern beim Tee und kann sich in heiteren Scherzen gar nicht genug tun. Da plötzlich läßt sie die Tasse fallen, mit einem Schüttelfrost beginnt die Lungenentzündung. „So vergnügt kennen wir unsere Mutter kaum, wie gerade diesen Mittag", erzählen die Töchter.

Eine andere, recht schwächliche Frau, die gewöhnlich des Vormittags zu Hause bleibt, geht plötzlich aus, sie hat so große Lust, die köstliche Winterluft, die sie sonst meidet, einzuatmen, die Welt erscheint ihr doppelt schön, unermüdet kehrt sie heim. „Ich kannte mich gar nicht wieder. Und dabei der Appetit!" Sie scherzt mit den Ihrigen, die ganz glücklich über die Wandlung sind. Mit einem Mal überfällt sie grausamer Schmerz, zum Vergehen heftig: eine Gallenkolik hat eingesetzt.

Man könnte Bogen mit Ähnlichem füllen. Natürlich ist die Euphorie nicht immer gleich stark. Die Temperamente sind ja auch verschieden. Aber eine deutliche Steigerung des Befindens ist sie allemal. Wenn im Verlauf einer Krankheit der Patient sagt: „Heute geht's mir besser", ohne daß die objektiven Zeichen diese Besserung auch beweisen, so ist dringend zu befürchten, daß unmittelbar eine Verschlimmerung droht.

Die Verschlimmerung kann auch das Ende sein. Die Euphorie vor dem Tod — le mieux de la fin — ist bei weitem nicht so bekannt, wie sie müßte. Bei Bauchfellentzündung und Tuberkulose wohl. Aber als allgemeine Erscheinung ist sie nicht genügend gewürdigt. Ich weiß nicht einmal ein gutes deutsches Wort dafür. Ärzte verlassen oft genug und allzu leichten Herzens ihre Kranken, wenn der letzte Lebensblitz die Genesung vortäuscht.

Richard Wagner hat am Vorabend seines Todes dem Arzt in heiterster Laune Anekdoten erzählt; ganz ähnlich wie Luther, der an seinem Todestag so fröhlich bei der Tafel saß, daß er durch sprudelnde Schwänke und Schnurren Alle zum Lachen brachte. Ein Zeitungsblatt, das mir in die Hände fällt, berichtet von Otto Erich Hartleben:

„In der letzten Nacht vor seinem Tode saß Hartleben mit einem seiner besten Freunde, der Arzt ist, fröhlich beim Wein. Sie tranken und sangen zur Guitarre, die der Arzt vortrefflich spielte, bis Otto Erich, ein ungewohntes Ereignis, zu Bett begehrte, da er sich nicht ganz wohl fühle. Er legte sich nieder, und weil es ihm bald wieder besser ging, zitierte er den Freund mit der Guitarre zu sich. Nun wurde des Dichters Leiblied, mit dem er gern den Abend beschloß, voll Begeisterung angestimmt. Es geht nach der Melodie des Chopinschen Trauermarsches, und von seinem Inhalt gibt schon die erste Zeile die richtige Vorstellung. Sie heißt: Nach dem Tode nutzt die Abstinenz nichts mehr. Und jeder Vers klingt

Digitized by Google

in die Mahnung aus, darum das Trinken nicht zu vergessen. Das Lied war aus, der Dichter schlief ein, der Arzt suchte ebenfalls sein Lager auf. Gegen Morgen wird er geweckt, weil es Hartleben plötzlich schlecht ging. Der Dichter fieberte, phantasierte und kam nicht mehr zum Bewußtsein. So dürfte jener Abendgesang die letzte bewußte Lebensäußerung des Dichters gewesen sein."

Es wäre gefehlt, zu glauben, daß es nur einzelne euphorische Tage gäbe. Es gibt auch euphorische Zeiten. Dem Erfahrenen sind sie verdächtig. Sie leiten eine körperliche Veränderung ein, die „eines schönen Tages" plötzlich offenbar wird. „Seltsam", schreibt Isolde Kurz von ihrem Bruder Edgar, dem heimgegangenen Florentiner Arzt, „gerade jetzt, wo die Katastrophe sich vorbereitete, begann er sein Wohlsein zu rühmen, wie er sonst nicht pflegte." Von Richard Wagner ist überliefert, daß er sich in seinem Todeswinter „überraschend wohl" fühlte. Er sah dem Beginn des Karnevals mit großer Spannung entgegen, drängte sich mit seiner Tochter Daniela fröhlich durchs dichteste Maskengewühl, erlebt den Rausch und die Ekstase des Bachanals und liegt sechs Tage später auf der Bahre.

Im März 1910 äußerte Josef Kainz zu einem vertrauten Freund, er fühle sich auf dem Gipfel des Glückes. Er sei auch körperlich vollkommen erholt. „Ich fühle mich so stark wie nur je und so frisch wie der Fisch im Wasser." Schon nach wenigen Wochen mußte er sich operieren lassen, und im September starb er.

Gerade in dem euphorischen Auftakt des Todes schaffen Künstler oft noch Werke von wunderbarer Kraft. Weber hat die Oberon-Ouvertüre kurz vor der letzten Verschlimmerung seines Brustleidens geschrieben und Chopin in gleicher Zeit die Polonaise in As-dur. Glücklicherweise bezahlt man gewöhnlich die guten Tage mit kleinerem Übel. Aber daß auf fruchtbare Perioden eine deutliche Leere und Depression folgt, wissen alle schöpferischen Menschen. Geringstens wird man mit einer Migräne für einen Tag besonderer Eingebung bestraft. Ja, Eingebung! Denn die guten Gedanken kommen von selbst. „Woher und wie: das weiß ich nicht. Ich kann auch nichts dazu," schreibt Mozart. Auch Schubert und Beethoven wurden von ihnen „überfallen", Helmholtz kamen sie „plötzlich, ohne Anstrengung, wie eine Inspiration". Und Heine: „Wie Tränen, die uns plötzlich kommen, so kommen plötzlich auch die Lieder." Darf ich einen lebenden Zeugen anrufen, so mögen die Verse aus Rainer Maria Rilkes Stundenbuch sprechen:

„Da neigt sich die Stunde und rührt mich an
„Mit klarem metallenen Schlag:
„Mir zittern die Sinne. Ich fühle, ich kann —
„Und ich fasse den plastischen Tag."

Diese plastischen Tage müssen sich wegen ihrer festen Ver-

Digitized by Google

schmelzung mit den periodischen auch dem Gesetz der 23 und 28 fügen. Von Franz Schubert sind aus dem Jahre 1815 Tage besonderer Fruchtbarkeit bekannt und durch die Biographen angemerkt worden. Er hat an ihnen bis zu zehn Liedern geschaffen und dabei die edelsten Perlen gefunden. Solche Daten wie der 27. Februar und 22. Mai sind 3 · 28 Tage auseinander, und die ferneren: 15. Mai, 25. August und 15. Oktober haben die Intervalle 2 (28+23) und 28+23. Dabei sind die beiden Serien auch noch untereinander verknüpft. Denn zwischen dem ersten und letzten Datum (27. Februar und 15. Oktober) liegen genau 10 · 23 Tage. Daß diese Reihe sich überdies bis zu Schuberts Todestag (19. November 1828) mit 218 · 23 Tagen fortsetzt, ist gewiß nicht ohne Weisung.

So haben wir, außer der Plötzlichkeit des Eintritts, in der voraufgehenden Euphorie eine weitere gemeinsame Eigenschaft der periodischen Tage kennen gelernt. Es gibt aber noch ein drittes Merkmal, das diese Tage miteinander verbindet.

Aufmerksame Mütter wissen, daß Krankheiten ihrer Kinder mit auffallender Häufigkeit gerade dann ausbrechen, wenn sie selbst ihre monatlichen Tage haben. Und ist etwa das Kind dauernd leidend, so ist in jenen Tagen eine deutliche Verstärkung des Leidens bemerkbar. Stotternde Kinder sprechen dann schlechter. Sind die Kinder in der Schule besonders dumm oder ungezogen, so bemerkt die Mutter, daß auch ihr eigener Gemütszustand in der monatlichen Schwankung ist. Hätten die Lehrer eine Ahnung davon, daß es angeborene dumme Tage gibt, von denen selbst ihre eigene Herrlichkeit nicht frei sein kann, so würde manches harte „ungenügend" niemals zensiert.

Aus den hier angedeuteten Tatsachen ersehen wir wiederum den Zusammenhang des gleichen Blutes. In den Kindern pulst das Leben der Eltern. Und kommt der Tag, wo das Elternherz den letzten Schlag getan, so geht eine Erschütterung durch den Kindesleib. Man schiebt den Magenkrampf, die Gallenkolik, die Migräne, die Hämorrhoidalblutung des Sohnes oder den Menseseintritt bei einer Tochter zur Todesstunde ihrer Mutter gewöhnlich auf die seelische Erregung. Mit nichten. Die Anfälle kommen, auch wenn das Kind fern und ohne Kunde ist. Aber noch mehr. Eine Mutter stirbt, und die Tochter wird plötzlich von Schwerhörigkeit befallen, die in der Folge schubweise zunimmt. Die Mutter stirbt, und die Tochter bekommt an demselben Nachmittag mit dem Auftreten einer Lichen-Flechte den ersten peinvollen Anfall rasenden Juckens. Bei einem sonst stets gesunden Mann fängt vom gleichen Tage eine Furunkulose an, die ein Jahr dauert. Ein anderer bekommt ein Darmleiden, das er nie zuvor gekannt. Man kann Analoges in erdrückender Fülle berichten. Nur haben die Ärzte bisher auf diesen Zusammenhang nicht geachtet. Hier hinterläßt der große periodische

Digitized by Google

Tag, der das Leben des Vaters oder der Mutter beschließt, nicht einen nur elastischen, schnell sich ausgleichenden, sondern dauernden Eindruck im Kinde. Wie könnte das alles sein, wenn nicht wirklich im Körper periodische Vorgänge abliefen, welche die lebendige Substanz verändern sogar über das Individuum hinaus?

Folgen diese Vorgänge aber lediglich dem Gesetz der 28 und 23 Tage? Dem Tag steht das Jahr gegenüber. Der Tag ist durch die Achsendrehung der Erde bestimmt. Das Jahr durch ihren Sonnenumlauf. Im Leben zeigt sich der Tag schon durch den regelmäßigen Wechsel von Schlaf und Wachen, das Jahr durch die Wiederkehr von Blüte und Brunst. Sollte das beim Menschen anders sein? Ist es überhaupt denkbar, daß der Mensch eine Ausnahme im Naturgeschehen bilde? Die Antwort unterliegt keinem Zweifel. Sucht man das Jahr etwa bei den menschlichen Geburtsabständen, so ist man erstaunt zu sehen, wie häufig derselbe Tag als Geburtstag in einer Familie sich wiederholt. Meine eigenen beiden Söhne sind genaue vier Jahre auseinander, die drei Kinder eines Bekannten haben denselben Geburtstag, und bei einem andern sind Großmutter, Mutter und Kind am gleichen Datum geboren. Mit der Idee vom Zusammenhang der Generationen wird nicht nur dieses letzte Faktum verständlich, sondern man begreift, warum sich der gleiche Jahrestag in der Abfolge der Geschlechter so ungemein oft findet. Schon hier schließt die Häufigkeit den „Zufall" aus, mit dem wir alles nicht auf den ersten Blick Begreifliche abzuwehren pflegen. Dennoch ist es unbestreitbar, daß in einer großen Zahl von Fällen von der Datumsübereinstimmung keine Rede sein kann. Aber blühen oder knospen denn die Pflanzen immer am gleichen Tag?

Hier sind fünf Daten, welche das erste Hervorbrechen der weißen Knospenspitze einer Clivia angeben:

1898	8. Januar
1899	8. Januar
1899	28. Juli
1900	—
1901	8. Januar
1901	26. November

Dreimal „stimmt" das Datum. Zweimal nicht. Sehen wir genau zu. Die vier Intervalle berechnen sich zu 365, 201, 529, 322 Tagen. Die mittleren beiden Intervalle haben deswegen ein so verschiedenes Ausmaß, weil die Clivia in einem Jahr zweimal und dafür im nächsten gar nicht geblüht hat. Es sind aber

$$201 = 2 \cdot 365 - 23 \cdot 23$$
$$529 = 23 \cdot 23$$
$$322 = \frac{28 \cdot 23}{2}$$

Digitized by Google

Man sieht also, daß in den 201 Tagen ebenfalls das Jahr liegt, nur verschleiert, und daß die anderen Daten durch unsere beiden periodischen Zeiten genau bestimmt sind.

Ich setze daneben die Geburtsdaten aus der Familie eines Freundes:

Hans	. . . . .	16. Nov. 1875
Emma	. . . . .	23. Sept. 1877
Gustav	. . . . .	28. Febr. 1880
Erich	. . . . .	16. Sept. 1881
Dorothea	. . . . .	20. Aug. 1888

Hier scheint das Jahr gewiß nicht vorzukommen. Doch der Schein trügt. Die vier Intervalle sind der Reihe nach:

$$677 = 4 \text{ Jahre} - 28^2$$

$$888 = 3 \text{ Jahre} - 23^2 + \frac{28 \cdot 23}{2}$$

$$566 = 3 \text{ Jahre} - 23^2$$

$$2530 = 8 \text{ Jahre} - \frac{28^2}{2}$$

Auch in diesen Abständen ist das Jahr vollwertig enthalten, nur vermindert um die Quadrate unserer periodischen Werte. Die Rechnung enthüllt uns also die neue Einsicht, daß das Jahr ebenso im Menschen kreist wie der Tag. Auch das menschliche Leben steigt und fällt nach der großen Uhr unseres Planeten. Aber wir erkennen noch mehr. Vergleichen wir den zweiten Clivia-Abstand 2 Jahre — 23^2 mit dem dritten menschlichen: 3 Jahre — 23^2 so sehen wir, daß der Unterschied der Abstände bei Mensch und Pflanze gerade ein Jahr beträgt. Oder was dasselbe ist: genau soviel wie der erste Clivia-Abstand. Die Summe des ersten und zweiten Clivia-Abstandes ist also gleich dem dritten menschlichen. Und zähle ich zu dieser Summe noch den vierten Clivia-Abstand $14 \cdot 23 = \frac{28 \cdot 23}{2}$ so erhalte ich den zweiten menschlichen: 3 Jahre — $23^2 + \frac{28 \cdot 23}{2}$

Ein und dasselbe Gesetz beherrscht Pflanze und Mensch, Knospe und Kind.

Ist diese Einsicht nicht wert, weiter ausgebaut und verfolgt zu werden?

Und wenn wir erst wüßten, was aus ihr sich ableiten läßt, wie die 23 und 28 Tage als Lebenszeiten männlicher und weiblicher Substanzeinheiten aufzufassen sind, wie aus ihrem Vorkommen bei Mann und Weib der Aufbau aller Lebewesen aus männlichem und weiblichem Stoff zu erschließen ist, der auf einander reagieren muß, damit wir leben? Wie aus der so erschauten Doppelgeschlechtigkeit des Individuums die zweiseitige Symmetrie, die biologische Bedeutung von rechts und links erst verstanden werden kann,

Digitized by Google

wie das tiefste Wesen der Zeugung beleuchtet wird und die Möglichkeit alles Wachsens und Vermehrens — dann würde mancher vielleicht die Feder festhalten, die heute hier den energischen Schlußstrich zieht*).

*) Was in diesem Aufsatz nur angedeutet und an einzelnen Beispielen erläutert werden konnte, findet sich belegt und ausgeführt in des Verfassers Büchern: „Der Ablauf des Lebens", Grundlegung zur exakten Biologie. Leipzig und Wien 1906, und in dem kleineren „Vom Leben und vom Tod", 2. Aufl., Jena 1913, ferner Hans Schlieper „Der Rhythmus des Lebendigen", Jena 1909. Der einzige, bisher gegen die Periodenforschung erhobene Einwand, man könne auch mit anderen Werten als 23 und 28 Tagen eine ähnliche Gesetzmäßigkeit konstruieren, ist zurückgewiesen in der Abhandlung „Der Ablauf des Lebens und seine Kritiker", Ostwalds Annalen für Naturphilosophie Bd. X, S. 314—350, und ferner in dem Aufsatz von Richard Pfennig: „Ein neuer Einwand gegen Fließ' Periodenlehre?", ebenda, Bd. XI, S. 373 ff.

Die Morgenröte

Morgenrot und Mond und Morgenstern
Sah ich heut im Osten in der Frühe.
Und der alte Mond, als ob er blühe,
Schmolz sein Silber in die Morgenröte.
Aber höher schon, den beiden fern,
Schritt der Stern und spielte zart die Flöte.

Seht, da griff die Röte mit den schlanken
Fingern nach dem Knaben, der ihr streng entfloh,
Wie in ferne Himmel abgewandt.
Und ich sah die Zarte schmerzvoll wanken:
Wie von inn'rer Glut verzehrt, verbrannt,
Schmolz sie hin. Im Wind flog irgendwo
Hauch von Asche und ein weher Ton.

Aus der Tiefe stieg die Sonne schon.

Will Vesper

Digitized by Google

Gerhart Hauptmanns „Festspiel“.

Ein Gespräch.

Von

Dr. Friedrich Jodl, Professor an der Universität Wien.

Über Hauptmanns Festspiel ist seit den Aufführungen in Breslau, die es zu einem Kampfobjekt gemacht haben, in der Presse wie in privaten Kreisen viel gestritten worden. Ich kann das peinliche Gefühl nicht los werden, daß in diesem Streite dem Dichter viel Unrecht zugefügt worden ist; nicht von außen her durch den Abbruch der Aufführungen seines Werkes, sondern tieferdringendes innerliches Unrecht: dadurch, daß man ihn nicht verstanden hat, nicht verstehen wollte, ja vielfach sich gar nicht die Mühe gegeben hat, seinem höchst originellen Gedankengang zu folgen. Mag es in den folgenden Zeilen einem aufrichtigen Bewunderer des Hauptmannschen Geistes vergönnt sein, den Gedanken und Stimmungen Ausdruck zu geben, welche die Lektüre der mit viel Vorurteil in die Hand genommenen Dichtung in ihm erweckt hat; nicht im Tone einer lehrhaften Darlegung, sondern in der Form des Gesprächs, das Meinung und Gegenmeinung unmittelbar nebeneinander stellt. Unter dem Namen des Mitunterredners Philistinos mag man sich einen beliebig großen Teil des Publikums, das Hauptmanns Festspiel abgelehnt hat, vorstellen.

* * *

Philistinos: Nun, Herr Professor, was sagen Sie zu dem Skandal in Breslau, mit dem Hauptmannschen Festspiel? Das ist doch eine Blamage sondergleichen! Wie steht die deutsche Literatur da, und wie werden sich die Franzosen freuen! Erst ist das Festspiel kein Festspiel, und dann müssen die Aufführungen noch mitten im Zuge eingestellt werden.

Ich: Ja, verehrter Freund, ich bin auch sehr traurig über alles, was da vorgegangen ist, und glaube, daß es uns nicht sonderlich zum Ruhme gereicht. Nur was die „Blamage“ betrifft, so weiß ich nicht recht, wer eigentlich der Blamierte ist. Hauptmann scheint es mir nicht zu sein, außer für denjenigen, der jeden äußeren Mißerfolg für eine Blamage ansieht. Das können Sie von einem Philosophen unmöglich erwarten; denn wir sind zu sehr daran gewöhnt, das Blatt sich wenden zu sehen und die Verurteilten, ja an den Schandpfahl Gesteckten später in einer Gloriole wieder zu erblicken.

Philistinos: Waren Sie in Breslau?

Ich: Leider nein. Vielleicht würde ich dann das absprechende Urteil, das so vielfach über das Hauptmannsche Werk zu hören ist, besser verstehen als nach der Lektüre des Buches, das mich — ich

Digitized by Google

will es nur gleich ehrlich heraussagen — von der ersten Szene an gefesselt und dann in einem immer mächtiger anschwellenden Strom von Begeisterung fortgetragen hat. So scheint mir auch, daß eine Stadt wie Breslau, trotz ihrer engen historischen Verbindung mit dem Beginn des großen Befreiungskampfes, gar nicht der richtige Ort war, um diese Dichtung aufzuführen. „Schlesien den Schlesiern", das ist zu eng, zu ärmlich für einen Anlaß von solcher Größe wie der deutsche Befreiungskampf und einen Geist von solchem Zuschnitt wie Gerhart Hauptmann, der ja, gewiß sehr zu seinem Vorteil, etwas heimatlichen Erdgeruch an sich hat, aber sich doch in seinem Denken wie in seiner Sprache längst ins Bereich des im höchsten Sinne des Wortes Gemeindeutschen emporgehoben hat. Das Buch Hauptmanns stellt an die Phantasie und die künstlerische Gestaltungskraft derer, die es in Szene setzen sollen, die allergrößten Anforderungen, und wenn diese Anforderungen nicht im Geiste der Dichtung und aus wahrhaft künstlerischer Anschauung heraus erfüllt werden, so besteht alle Gefahr, daß das Große ins Lächerliche umschlage. Nur in einer Stadt, die über eine lange Tradition künstlerischer Darstellungsmittel verfügt und eine Menge geschulter künstlerischer Kräfte besitzt, wie z. B. München oder Düsseldorf, wäre an eine sinngemäße Inszenierung des Festspiels zu denken gewesen. Am besten hätte es seinen Platz gefunden in einer Stadt, die einigermaßen losgelöst ist von den Erhitzungen der politischen Schlagworte des Tages. Das Festspielhaus zu Bayreuth schiene mir die geeignete Bühne, um dieses Stück so hinzustellen, gleichsam an einen idealen Ort und in eine ideale Zeit, wie es ja vom Dichter selbst geschaut und gedacht worden ist. Als eine poetische Illustration zu den Breslauer Lokalerinnerungen an 1813 und als gereimter Epilog zu der neuen deutschen Wehrmachtsvorlage, diesem Kulminationspunkt des europäischen Rüstungsfiebers, mußte es Fiasko machen.

Philistinos: Ach, Herr Professor, ob mit der Verwirklichung dieses Gedankens, selbst wenn wir sie als möglich annehmen, viel herausgekommen wäre, das möchte ich bezweifeln. Schließlich haben doch Schlesien und Breslau den Gedanken gehabt, große Mittel für seine Verwirklichung aufgewendet, und wenn Hauptmann sich von seinen engeren Landsleuten, deren Art und Stimmung er ja kennen muß, im Geiste zu weit abstehend fand, so hätte er den Auftrag einfach ablehnen können.

Ich: Das hätte er vielleicht auch gesollt; und daß er es nicht getan, ist, glaube ich, schließlich der einzige Vorwurf, den man ihm mit Recht machen kann.

Philistinos: Ja, so viel Selbsterkenntnis sollte man von einem seelenkundigen Manne, wie Hauptmann, wohl erwarten dürfen.

Digitized by Google

Ich: Sie sind zu streng, verehrter Freund. Glauben Sie denn nicht, daß ein solcher Ruf, in solcher Zeit, aus solcher Fülle der Erinnerungen heraus ergehend, in ihm einen Sturm von Gedanken und Bildern erwecken muß und daß sein Ja nicht von dem bestimmt ward, was die Andern von ihm erwarten, sondern von dem, was er selbst mit innerer Gewalt in seiner Seele aufsteigend fühlt, von dem, was er sich in diesem Augenblick der Entscheidung schon bewußt ist geben zu können? — Übrigens an wen hätte man sich denn eigentlich wenden sollen? Wer hätte ein besseres Recht gehabt, gerufen zu werden, als Hauptmann?

Philistinos: Ich weiß es selbst nicht, es mußte doch jemand sein, der nicht nur wirklich etwas vermag, sondern dessen Name im deutschen Volke schon Klang und Geltung besitzt.

Ich: Sehen Sie, diese Schwierigkeit werden eben die leitenden Herren in Breslau auch empfunden haben. Und warum nicht Hauptmann? Ist er nicht einer der ernstesten und größten Menschen unter allen Poeten des heutigen Deutschland? Hat er nicht gezeigt, daß seine Sprache auf den Ton schlichtester Volkstümlichkeit ebenso gestimmt ist wie auf das Pathos der höchsten Gedanken? Liegt zwischen den „Webern" oder „Fuhrmann Henschel" und der „Versunkenen Glocke" oder „Emanuel Quint" nicht die ganze Skala menschlicher Gefühle?

Philistinos: Sie haben Recht, Herr Professor, es war am Ende das Natürlichste, an Hauptmann zu denken. Aber doch möchte ich sagen: schade, daß die beiden Deutschen, welche, wie ich meine, die Berufensten gewesen wären, sich nicht mehr unter den Lebenden befanden, als das große Erinnerungsjahr daherkam.

Ich: Und wen nennen Sie die Berufensten?

Philistinos: Wir haben in neuerer Zeit zwei Dichter gehabt, deren flammende nationale Begeisterung und schmetternde Sprache für eine Aufgabe, wie sie in Breslau zu lösen war, wie gemacht gewesen wäre: Felix Dahn und Ernst von Wildenbruch.

Ich: Das ist freilich ein weltenweiter Abstand. Hätte Wildenbruch noch gelebt, wäre man wahrscheinlich gar nie auf Hauptmann verfallen. Man hätte dann wohl ein Festspiel bekommen, das den Beifall der Dynastie gefunden und in Breslau Stürme patriotischer Begeisterung entfesselt haben würde; aber die deutsche Literatur wäre um ein tiefsinniges Werk ärmer.

Philistinos: Ich merke schon, wir kommen, wie so oft in unsern Gesprächen über aktuelle Fragen, nicht recht zusammen. Ich bin ganz erstaunt, bei Ihnen einer so hohen Schätzung der Festspieldichtung Hauptmanns zu begegnen, von der ich und andere mit mir den Eindruck gehabt haben, daß sie der Dichter, dessen Geist eigentlich ganz andere Bahnen wandelt, sich invita Minerva — wie die Gelehrten, glaube ich, sagen — abgerungen habe, weil eben der Auftrag einmal da war und nicht abgelehnt werden konnte.

Digitized by Google

Ich: Invita Minerva sagen Sie? Ein Gedicht, das, ich will es zugeben, vielleicht mit einer gewissen kühlen Reflexion anhebt und das dann dem Dichter den Rahmen liefert, um in Flammenworten den tiefsten Gehalt seiner menschheitlichen und weltgeschichtlichen Überzeugungen und sein Ideal der Zukunft als ein begeisterter Seher zu verkündigen?

Philistinos: Ach, Herr Professor, Sie sind gewohnt, in den Büchern Sachen zu finden und zu lesen, die kein anderer Mensch darin findet, und da müssen Sie es einem schlichten Bürger nicht verübeln, wenn er auch hier die Dinge etwas anders auffaßt. Sehen Sie, mir fehlt in dem ganzen Festspiel eigentlich die patriotische Note, und diese Note zu blasen ist ein Festspiel zum Andenken an die Befreiungskriege doch eigentlich da. „Die Zukunft der Menschheit“ — ja, das ist uns eben Zukunftsmusik überhaupt, für die wir noch kein rechtes Ohr haben. Aber eins kann ich Ihnen sagen, und das verstehen wir alle: wir wollen Ruhe haben vor den Franzosen, die in der letzten Zeit anfangen, wieder etwas unruhig und mutig zu werden, weil die bösen Erfahrungen von 1870 schon zu verblassen beginnen, und wir möchten gern daran erinnert sein, mit welchem Ruck wir uns vor hundert Jahren die Fremdherrschaft vom Halse geschüttelt haben. Wir möchen gern die Stimmung von damals wieder aufleben lassen als ein Vorbild, als einen Kraftvorrat für unser Volk, damit uns ein Tag des großen Appells an die Nation und ihre Kraft auch in der richtigen Verfassung finde. Denn dazu sind doch solche Erinnerungstage vor allem gut!

Ich: Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ganz zustimmen darf; ob es wahr ist, daß solche geschichtliche Erinnerungstage nur dazu da sind, um in dem Glutofen nationaler Begeisterung Feuer anzufachen und zu schüren. Ob man sie nicht vielmehr auch dazu benützen sollte, um den Sinn des Volkes zu vertiefen, zu läutern, über sich selbst zu erheben und von dem Geschichtlichen auf das Zeitlose und Ewige hinzulenken. Etwas derartiges, meine ich, hat gerade Hauptmann bei seiner Dichtung vorgeschwebt. Er wollte nicht nur die Posaune sein, die Deutschlands Ruhm und Waffentaten der Welt verkündet, sondern gleich dem Dichter und Propheten alter Zeit der Lehrer seines Volkes.

Philistinos: Etwas Derartiges habe ich beim Lesen des Buches auch immer empfunden. Es steckt mir zuviel gelehrter Tiefsinn in der Sache und zu wenig von dem Geist, der den Freiheitskämpfern die Waffen in die Hand gedrückt hat. Ich will Ihnen und Ihrem Stande nicht zu nahe treten; aber es ist so, als wenn das Festspiel einen Professor zum Verfasser hätte und nicht einen Dichter. Ja er läßt sogar zweimal an entscheidender Stelle deutsche Professoren auftreten und Kollegium lesen.

Ich: Das ist nicht so schlimm; haben Sie denn übersehen,

Digitized by Google

daß auf das innere Titelblatt Hauptmann selbst die Bemerkung gesetzt hat: „Zur Erinnerung an den Geist der Befreiungskriege." Nun mag man von der Wirkung, welche Fichtes „Reden an die deutsche Nation" auf das Wiedererwachen des nationalen Bewußtseins ausgeübt haben, viel oder wenig halten: daß sie in die geistige Stimmung, aus welcher die Erhebung hervorgegangen ist, durchaus mit hineingehören, daß die Verkündigung der weltgeschichtlichen Mission des deutschen Volkes und seiner Eigenart, wie sie dort im Ton der glühendsten Begeisterung erklang, nicht ohne Einfluß auf die Wiedererweckung des deutschen Volksbewußtseins geblieben ist, — das ist meines Wissens von keinem Historiker je bezweifelt worden.

Philistinos: Nun ja, aber damit nicht genug. Er läßt sogar den Hegel auftreten, unter dem sich wohl die meisten Leute nur einen eingetrockneten Begriffskünstler, aber keinen Freiheitskämpfer vorgestellt haben werden.

Ich: Auch das ist nicht so fernliegend, wie Sie meinen. Auch er gehört in das Bild des deutschen Geistes zur Zeit der Befreiungskämpfe, das Hauptmann zeichnen wollte. Er repräsentiert einfach die beschaulich-romantische Richtung des deutschen Geistes, die schon damals auftrat und später, in der Zeit der Reaktion, die aktive und revolutionäre Richtung fast ganz in Fesseln geschlagen hat.

Philistinos: Und dann noch eins. Ich und andere mit mir haben beim Lesen das Gefühl gehabt, daß Hauptmann zu sehr über der Angelegenheit steht, die sein Festspiel behandelt, während er doch, um die Wirkung zu erzielen, die man von ihm verlangt und erwartet hat, mit ganzem vollem Herzen mitten darin stehen müßte. Es kommt mir so vor, als klinge bei Hauptmann so etwas wie eine leise Ironie über die ganze Angelegenheit durch; als nehme er die Sache nicht so recht ernst; und vielleicht hat nichts einer tieferen Wirkung so sehr geschadet wie gerade dies. Ist es nicht eine tolle Idee, die ganze Handlung des Festspiels auf ein Marionettentheater zu verlegen und uns auch im Verlaufe des Stückes immer wieder daran zu erinnern, daß die handelnden Personen eigentlich nur Puppen sind, die einem höheren Willen gehorchen und am Draht gezogen werden?

Ich: Auf diesen Punkt möchte ich lieber nicht eingehen; denn da würde vielleicht die von Ihnen schon beklagte Unstimmigkeit unserer Art zu denken ganz besonders deutlich zum Vorschein kommen. Wir würden etwas zu tief in die Metaphysik hineingeraten, die ja, wie ich im Vorübergehen gestehen möchte — von der Selbständigkeit des Menschen, auch der Größten des Geschlechts, keine sehr hohe Vorstellung hat. Und da selbst Napoleon als Drahtpuppe in der Hand des großen Welttheaterdirektors behandelt wird, so können sich die kleineren großen Herren, die Majestäten von Rußland,

Digitized by Google

Österreich und Preußen, nicht beklagen, wenn sie nur gelegentlich als zum Inventar des Figurentheaters gehörig erwähnt, aber als für die Handlung des Stückes zu unwichtig gar nicht auf die Bühne gelassen werden. Im übrigen glaube ich, daß das, was Sie bei Hauptmann Ironie nennen, durchaus nicht so zufällig über dem Ganzen schwebt, sondern durchaus gewollt und beabsichtigt ist und mit seinen tiefsten gedanklichen und poetischen Intentionen zusammenhängt. Ich glaube, es ist wirklich seine Meinung, daß selbst eine so gewaltige Erscheinung wie Napoleon in der Weltgeschichte verhältnismäßig wenig bedeutet, sondern nur ein, freilich genialer Episodenspieler ist, der Mit- und Nachwelt gewaltig interessiert, aber an dem großen Gang der Entwicklung nichts oder nicht viel ändert und von anderen, viel stiller wirkenden Kräften überholt und aufgewogen wird.

Philistinos: Sie mögen Recht haben, daß man die Seltsamkeiten des Stückes aus der Individualität und dem Ideenkreise des Dichters heraus zu verstehen suchen muß. Aber ist es nicht etwas viel verlangt vom Publikum eines Festspiels, in das man doch die breitesten Massen hineinziehen möchte und das sich dort in der Erinnerung an die Befreiungskriege national und patriotisch erheben will, wenn man ihm unter der Hand den verwirklichten Rechtszustand unter den Völkern, den Weltfrieden als eigentliches Ziel seiner Begeisterung unterschieben will?

Ich: Ich kann Ihren Vorwurf begreifen und kann auch ganz gut verstehen, daß ein Publikum, dessen inneres Ohr ganz und gar auf das schmetternde Dur der Kriegsbegeisterung gestimmt ist, ein wenig in Verblüffung gerät, wenn es aus diesen Fanfaren die milden und feierlichen Posaunenklänge einer Friedenshymne sich entwickeln hört. Aber wollen Sie doch bedenken, mit welchem Geschick und mit welcher Feinheit das von Hauptmann gemacht worden ist, wie er es verstanden hat, alles Vorhergegangene noch überbietend, die Schrecken des russischen Feldzuges vor den geistigen Augen der Zuschauer erstehen zu lassen, und wie dann gerade aus den Reihen der am härtesten Betroffenen, aus den Reihen der Weiber, welche Mütter sind, sich die Göttin erhebt, die Deutschlands künftige Mission verkündet, in fast unmerklicher Verwandlung und Steigerung ihres inneren und äußeren Wesens. Ich habe beim Lesen das Gefühl gehabt, daß diese Schlußszene, diese Verwandlung des bedrängten Weibes aus dem Volke in Athene-Deutschland und die Verkündigung der großen Kultur- und Friedensbotschaft, die nun in tönenden Worten aus ihrem Munde strömt, und die bittere Anklage gegen den „Irrtum, der allein die Völker trennt" — daß das alles gerade auf dem düstern Hintergrunde alles Vorangegangenen ein tausendköpfiges Publikum, ein Volk im Festspielhause versammelt, zum höchsten Jubel hinreißen könnte. Aber freilich, was Hauptmann

Digitized by Google

da gewagt hat, ist das kühnste, was ein Dichter oder Redner bei einem solchen Anlasse mit ganz gegebener Stimmung wagen kann, und wenn diese Begeisterung, wie es scheint, ausgeblieben ist, trotz alles Sprachzaubers, den er gerade hier spielen läßt, so wird man unwillkürlich an Grillparzers Wort erinnert: „Jedem Redner fehlt die Sprache, fehlt dem Hörenden das Ohr!"

Philistinos: Und was meinen Sie mit dem Wagnis, Herr Professor?

Ich: Ich meine damit das unermeßliche Vertrauen auf die Kraft des eigenen Wortes und Gedankens, das derjenige haben muß, der es unternimmt, nachdem er viele Szenen lang mit allen erdenklichen Mitteln Kriegsbegeisterung und Haß gegen eine andere Nation geschürt hat, mit einem Schlage die Tonart ganz zu verändern, den ganzen Waffenplunder, Gewehre und Kanonen als altes Gerümpel auf einen Haufen zu werfen und den erstaunten Hörern zu sagen: „Was trennt, ist Irrtum, Irrtum! Ist die nackte Not des Hungers! Nicht was Göttliches im Menschen wohnt. Denn dieses Göttliche ist Eros" — und dann nach einigen preisenden Worten auf die offenbare Allgewalt des Eros fortzufahren — am Schluß des Jubiläumsfestspiels der Befreiungskriege, höre ich Sie einwerfen! — Ja, ja, das ist seine wohlüberlegte Meinung, sein Wagemut, seine Tollkühnheit: „Drum laßt uns Eros feiern, drum gilt der Fleisch gewordenen Liebe dieses Fest, die sich entwirkt im Geist." Hier mußte doch ein einigermaßen vorbereitetes Auditorium hinter all den Vorhängen der Bühne und auch hinter dem unglückseligen gotischen Dom, der sie in diesem Weihepunkt abschließen soll, im Geiste eine ungeheure und wahrhaft begeisternde Perspektive vor seinen Augen aufsteigen sehen: Der Krieg als Rest uralter Dummheit, als Verlegung des Weges zum einzig lebenswerten Kulturziel, zum Völkerfrieden und zur inneren Einheit der Kultur — „wir nie Getrennten, stets Geeinten wissen nichts vom Krieg."

Philistinos: Was meinen Sie, Herr Professor, mit dem unglücklichen gotischen Dom?

Ich: Ich meine dies, daß ein gotischer Dom kein geeigneter Rahmen für die unter der ethischen Idee des Völkerfriedens geeinigte Menschheit sein kann. Oder sollte diese Vorschrift für die Schlußdekoration angesichts der heutigen Verhältnisse im Reiche etwa auch ironisch gemeint sein? Das glaube ich selber nicht, denn ein solcher Witz, so gut er wäre, paßte nicht an diese ernste und erhabene Stelle. Die Friedenseinigkeit der Kulturmenschheit ist eben ein Werk der Zukunft, und wir haben bis jetzt kein entsprechendes architektonisches Symbol für sie. Indessen seit Goethes schönem Aufsatz über Erwin v. Steinbach und das Straßburger Münster hält man die Gotik für eine deutsche Kunst, und unter den rätselhaft weiten Wölbungen ihrer Dome mag man sich gern eine Friedens-

Digitized by Google

einigkeit vorstellen, wenn auch historisch gesprochen in ihrem Innern Flüche auf die Abtrünnigen und Andersgläubigen erklangen und draußen mißtönender Streit und Waffenlärm tobten.

Philistinos: Sie machen mir wirklich Lust, das Stück noch einmal zu lesen, oder wenn es doch in Berlin durch Reinhardt in Szene gesetzt werden sollte, hinzufahren, es anzusehen.

Ich: Dann hätte ich mehr erreicht, als ich durch meine flüchtigen Bemerkungen gesprächsweise zu erreichen hoffen durfte.

Philistinos: Aber glauben Sie denn nicht, daß es, auch mit der höchsten Kunst inszeniert, doch auf der Bühne schrecklich abfallen wird? Es ist so abstrakt, und es geschieht im Grunde gar nichts.

Ich: Es geschieht nichts? Sie sind aber wirklich unersättlich, verehrter Freund. Von den Pariser Septembertagen bis zum russischen Feldzug rollt die Weltgeschichte in großen Bildern an Ihnen vorbei, und dann sagen Sie: es geschieht nichts.

Philistinos: Ja, ja, das ist das rechte Wort: „in Bildern". Es ist wie eine Reihe von lebenden Bildern mit einem dazu gesprochenen verbindenden Texte, aber gar kein eigentliches Drama mit einer einheitlich sich fortspinnenden Handlung. Alles reißt immer wieder ab, und wie viel schöne und herzlich ergreifende Szenen, gerade aus dem Anfang der Befreiungskriege, die seiner dramatischen Darstellungsgabe reichsten Stoff geboten hätten, läßt sich Hauptmann unbegreiflicher Weise ganz und gar entgehen!

Ich: Aber bemerken Sie denn nicht, daß Sie vom Dichter etwas ganz Unmögliches verlangen? Denken Sie doch an die ungeheure Schwierigkeit, den großen Strom der Geschichte in die enge Schale eines Festspiels zu leiten. Erwägen Sie, mit welchem künstlerischen Geschick, rein technisch gesprochen, Hauptmann das durch die Auflösung des Geschehens in eine Reihe von szenischen Bildern zu erreichen vermocht hat. Sie sagen: es geschieht nichts. Ja, in dem Sinne, in welchem z. B. in Schnitzlers Drama „Der junge Medardus" die Dinge geschehen, so daß wir überall bis ins Kleinste und Intimste mit dabei sind — in dem Sinne geschieht freilich nichts. Hauptmann setzt eben bei dem Zuschauer seines Festspiels, dem er nur Höhenpunkte der Entwicklung zeigt, die Kenntnis der Zwischenglieder voraus.

Philistinos: Ich muß noch ein Wort über den Schluß sagen, der mich und viele andere so besonders geärgert hat: die Art, wie Hauptmann seinem Direktor erlaubt mit dem alten Blücher umzuspringen, der so tief in der Erinnerung des Volkes lebt und so unzertrennlich mit dem Gedanken an die Befreiungskämpfe verflochten ist.

Ich: Sie meinen, daß er ihn ruhig in die Requisitenkiste zu den andern abgespielten Puppen wirft, zu all dem menschenmordenden

Digitized by Google

Gerümpel, den barbarischen Überresten einer Zeit, die eben Athene Deutschland als vergangen und überwunden erklärt hat. Ja, das ist nicht nur zu verstehen, sondern dies ist in meinen Augen gerade der genialste, der treffendste Zug des Ganzen. Dieser letzte und vom Weltgeist mit der größten Geringschätzung behandelte Versuch der ewig regen, in der Menschheit nicht so leicht aussterbenden Kriegspartei, den Menschheitsfrieden zu stören und mit den alten elenden Hilfsmitteln, mit Infanterie und Kavallerie, weiter zu wirtschaften. Aber hat der gütige, weise, alles verstehende Dichter nicht meisterhaft verstanden, diesem stärksten Trumpf alles Verletzende zu nehmen durch den Schluß des Ganzen: „Was leben soll, das sei dein Wort, ich schenk' es Deutschland, brenn' es in sein Herz, nicht deine Kriegslust, aber dein Vorwärts!" Das hätte man in dem heutigen Deutschland, das so groß geworden ist in Werken des Friedens, doch verstehen sollen.

L'Appassionata.

Aus meinem römischen Leben.

Von

Richard Voß.

Bereits als ich das erste Mal in Rom war, hörte ich von ihr, und bereits damals führte sie zu ihrem berühmten Bühnennamen jenen anderen: „l'Appassionata". Adelaide Ristori war schon eine alte Frau und Eleonore Duse noch eine unbekannte Anfängerin; so waren denn zu jener Zeit die geniale Pezzana und sie Italiens größte Tragödinnen.

Ich war ein junger Mensch mit wenig Geld in der Tasche, aber einem Überschuß von Idealen in der Seele, dazu sich große Erwartungen vom Leben und leuchtende Träume gesellten. Mit diesen Reichtümern führte ich das Leben eines Bohémien. Solches Dasein in Rom zu führen, ist etwas Köstliches, Königliches. Um es zu wissen, muß man es gelebt haben.

Früh morgens ging es zu irgend einem Tore hinaus, weit hinaus! Es wurde umhergestreift und geschaut und gestaunt, bis unter einer alten Steineiche, inmitten der Campagna, die Mittagsrast kam. Oder ich lagerte auf der Höhe eines antiken Gemäuers oder bei der Capanna eines sabinischen Hirten. Mit Brot und Orangen hielt ich ein üppiges Mahl, ward ich nicht als Gast des Sabiners mit Ricotta und Ziegenmilch gespeist, als Tafelmusik hoch über mir in den glanzvollen Lüften schmetternde, jubilierende Lerchenchöre — nur in der römischen Campagna jubilieren die Lerchen so himmelhoch! Nach kurzer Siesta mit einem Band Virgil oder den Oden des Horaz, angesichts der virgilischen Meeresküste und

Digitized by Google

des horazischen Sabinergebirges, setzte ich meine Campagnawanderung fort, bis mir das Schauspiel des Sonnenuntergangs das Flammenzeichen zur Heimkehr gab und ich durch ein anderes Tor, als ich ausgezogen war, in Rom wieder einzog, die Seele voll von einer Überfülle an Bildern und Eindrücken. Abends dann das Leben in irgend einer obskuren Trattorie, mit anderen jungen Leuten, die wenig Geld im Beutel und Krösusschätze an Begeisterung und dergleichen schönen Dingen im Gemüte hatten. Nun wurde bei einer Schüssel Makkaroni oder Spaghetti und einer Foglietta „vero vino di Frascati" geschwatzt und geschwatzt, geschwärmt und geschwärmt: von Rom; immer nur von Rom, von nichts anderem als von Rom! Wohlverstanden: von dem Rom jener Jahre. Ach, es waren die letzten Lebensstunden des päpstlichen, also des alten romantischen Roms.

Zu den Romschwärmereien gehörte auch unser jugendlicher Enthusiasmus für die berühmte Tragödin, für die „Appassionata" . . .

Wie das in Italien so üblich, besaß sie ihre eigene Truppe, mit der sie von Stadt zu Stadt zog. Jenen Winter befand sich die Gesellschaft in Rom und spielte im Teatro Valle.

Das Schauspiel in Rom kostete so wenig. Für eine Lira — damals noch gewöhnlich ein gräulich beschmutzter, halb zerrissener Papierfetzen — löste man einen „Ingresso": stellte sich ins Parterre und nahm später irgendwo Platz. Freilich, wenn die Unvergleichliche spielte, so gab es im ganzen Hause nicht einen freien Sitz; obgleich sie in Stücken auftrat, welche die Römer auswendig kannten. Vom zweiten Akt an lasen dann die Herren auch eifrig die in der ersten Pause ausgebotene „Tribuna" und schenkten dem Schauspiel sowohl wie den Schauspielern nur bei den berühmten Effektstellen ihre Aufmerksamkeit. Dann rasten sie allerdings. Es kam vor, daß sie die Wiederholung einer Szene verlangten; und ich war diesen Kunstsinnigen dankbar, wenn es nicht gerade die Sterbeszene der Heldin war.

Mit dem Abtreten der Ristori von der Bühne war für das italienische Theater, trotz Salvini und Rossi, die klassische Zeit vorüber. Die Pezzana allein versuchte sie am Dasein zu erhalten; aber das Leben dieser einstmals großen Zeit war nur ein blasses Vegetieren. Ich sah Italiens letzte Tragödin als Medea und werde sie nie vergessen. Dagegen hatte sich „l'Appassionata" infolge ihres Temperaments den neuen Göttern der Franzosen zugewandt: den beiden Dumas, Augier und Sardou, dessen Stern gerade aufging. Er wurde an dem Theaterhimmel Italiens zur Sonne . . .

Wenn ich sagte: das Publikum des Teatro Valle habe bei den großen Szenen seine Aufmerksamkeit den Schauspielern geschenkt, so sind darunter nur Heldin und Held des Dramas zu verstehen: die „Appassionata" und — der Liebhaber.

Digitized by Google

Das war ein junger Mann, von der Natur selbst zum Liebhaber geschaffen. Zu nichts anderem auf Gottes weiter Welt im allgemeinen und in dem schönsten Teile dieser weiten Gotteswelt, Italien, im besonderen. Der schlanke, bildhübsche Bursche gehörte zu den jungen Römern, über deren Liebeskünste andere, von der Natur gleichfalls zu Liebhabern geschaffene junge Männer geheimnisvoll einander zuraunen; und das mit einem Lächeln, welches für jede anständige Frau, der es gilt, eine Beleidigung ist.

Das Spiel der beiden, der „Appassionata" und des Liebhabers, in einem Drama von Dumas père und Dumas fils oder einem neuen Sardou hörte auf, Spiel zu sein, wurde Wirklichkeit — schien Wirklichkeit zu werden. Namentlich in den Liebesszenen. Namentlich, wenn der Geliebte von der Liebenden nichts mehr wissen wollte; wenn er sich von ihr abwandte, ihr treulos ward; wenn sie daran zugrunde ging, starb, sich selbst tötete.

Dann mußte man die Liebende, Leidende, Verlassene, Sterbende sehen: die „Appassionata" mußte man sehen! Um sie in diesen elementaren Ausbrüchen ihrer Liebe und ihres Leidens zu sehen, besuchte das elegante männliche Rom das Teatro Valle.

In den „palchi" saßen die Damen der großen römischen Welt. Sie waren in Toilette; erschienen spät nach einem „pranzo" oder von einem „ricevemento", grüßten Freunde und Bekannte; machten ihre Loge zum Salon; erwarteten ungeduldig die große Szene auf der Bühne. Kam diese, so ließen sie ihr Glas nicht von den Augen. Keine Miene der Schauspielerin ließen sie sich entgehen; kein Zucken ihrer gequälten Seele.

So also war es! So war es, wenn die Frau leidenschaftlich, ehebrecherisch liebte und eines Tages nicht wiedergeliebt ward; so war es, wenn die Frau verraten und verlassen wurde; so würde es sein, wenn die Frau daran starb. —

„Brava! Brava! Bis! Bis! Bis! Brava!"

Selbst die Dame der großen Welt klatschte . . . Dann suchte ihr Blick den jungen Freund. Er war spät gekommen: im Frack, mit weißer Weste, weißer Binde, eine weiße Blume im Knopfloch. Ihre Blicke begegneten sich, grüßten sich, sprachen!

So also ist es!

Sie wußten, wie es war und wie es werden konnte. Nur das Ende würde bei ihnen ein anderes, ganz anderes sein.

Wie aber hatte die „Appassionata" wieder gespielt! „Povera donna!"

* * *

Später erfuhr ich, weshalb die große Darstellerin der Liebesleidenschaft von den Frauen bedauernd „povera donna" genannt wurde. Man sagte mir: „Sie besitzt ein wahres Genie, zu lieben; und zwar besitzt sie ein Genie, unglücklich zu lieben. Ja,

Digitized by Google

die anderen Frauen behaupteten von ihr: sie sei gar nicht fähig, glücklich zu lieben. Es liege in ihrem Wesen etwas, das eine glückliche Liebe vollkommen ausschließe.

Und man sagte mir: Es ist stets der jugendliche Liebhaber ihrer Gesellschaft, mit dem sie auch im Leben die Szenen hat, die sie auf der Bühne darstellt; und stets liebt sie, als liebe sie zum erstenmal. Aber nicht ein einziges Mal liebt sie glücklich! Ihre Leidenschaft ist zu verzehrend, zu elementar. Ihr Freund erträgt es nicht. Er löst sich von ihr und verläßt sie. Alsdann verfällt sie in Verzweiflung. Und es ist jedesmal solche Raserei des Schmerzes, als ob es das erstemal wäre. In ihrer Kunst sowohl wie in ihrem Leben ist diese Frau ein Phänomen. Ihre Liebesleidenschaft soll so gewaltig sein, daß sie gefürchtet wird; denn wer immer ihr verfällt, verfällt seinem Schicksal: einer Qual, die ohne Ende wäre, wenn der Mann sich nicht gewaltsam losreißt, nicht die Flucht ergreift, nicht treulos wird. Nach jeder solchen Katastrophe könnte in dem Leben dieser Frau geschehen, was in den von ihr gespielten Dramen vorgeht: töten könnte sie den Treulosen, töten sich selbst. Doch ist der Verlauf jedesmal dieser: sie verfällt in eine Art Raserei; wird unsichtbar, vergräbt sich irgendwo; läßt niemand zu sich; bleibt einige Zeit selbst für ihre intimsten Freunde verschollen. Plötzlich erscheint sie wieder. Sie organisiert eine neue Gesellschaft; schließt Kontrakte; reist von Stadt zu Stadt; spielt herrlicher als je; liebt glühender als je; liebt unglücklicher als je; leidet qualvoller als jemals zuvor.

So sagte man mir. Nun verstand ich die „Appassionata". Und ich verstand die „povera donna" . . .

Vielleicht gerade dieses Verstehens wegen verbrachte ich fortan jeden freien Abend in dem alten Schauspielhause der Römer und sah die große Liebende, die eine große Künstlerin war, in allen ihren Rollen. Es waren stets Frauen, deren Schicksal in einer tragischen Liebesleidenschaft bestand. Aber die Darstellerin war in jeder dieser Gestalten eine andere, ganz neue, jedesmal von neuem überraschend. Und in jeder Rolle war sie, als könnte sie nur diese eine so unvergleichlich gestalten. Sah ich sie als Marguerite Gauthier, so schien es mir unmöglich, sie könnte die Fedora spielen: denn sie war jene unglücklich Liebende; und sah ich sie als Fedora, so vermochte ich mir nicht vorzustellen, wie sie eine Marguerite Gauthier gewesen sein konnte: denn sie war eine Fedora. Noch heute, nach so vielen Jahren, erinnere ich mich auf das Lebhafteste der Empfindungen, mit denen ich damals die „großen Szenen" jener Dramen erwartete: ich zitterte ihnen förmlich entgegen! Denn der Jammer und die Verzweiflung der unglücklich Liebenden konnten furchtbar sein, und ihr Sterben wirkte auf mich wie wirklicher Tod.

In den nämlichen Rollen sah ich die geniale Sarah Bernhardt und später die Eleonora Duse; und die Schöpfungen dieser

Digitized by Google

berühmtesten Frauen des modernen Theaters erschienen mir, mit jenen lebensvollen Gestalten verglichen, nahezu schattenhaft. Leider sah ich die „Appassionata" lediglich in den Sensationsdramen, die von Paris aus die Welt eroberten.

Ich wohnte damals in einer Gasse unweit der Piazza del Popolo, und es war ein seltsamer Gang, wenn ich spät nach Mitternacht aus dem Theater nach Hause ging: am Pantheon vorüber und durch die Stätten des ehemaligen Marsfeldes zum Grabmal des Augustus. Und dann in meiner Seele die Eindrücke eines Schauspiels des neunzehnten Jahrhunderts . . .

Jahre darauf lernte ich die Schauspielerin persönlich kennen. Ich hatte ein modernes Drama geschrieben, welches Erfolg gehabt hatte und infolgedessen ins Italienische übersetzt worden war: für die „Appassionata"! Denn ich wollte, daß in dem Lande, welches inzwischen meine zweite Heimat geworden war, nur sie meine Frauengestalt verkörpern sollte: war doch auch meine Heldin eine große Liebende und zugleich eine arme Märtyrerin ihrer Leidenschaft. Der Übersetzer hatte das Stück der Künstlerin gesandt; sie hatte versprochen, es zu lesen; aber —. Aber inzwischen war der ausgezeichnete jugendliche Liebhaber ihrer Gesellschaft der Herrin der Truppe und seines Herzens treulos geworden, und diese lebte verborgen in tiefer Einsamkeit allein ihrem Gram um den verlorenen vortrefflichen Künstler und leidenschaftlich geliebten Freund; wollte nie wieder auftreten; wollte mit Liebe und Leben fertig sein; wollte von dem Drama und dessen Autor nichts wissen.

Was war zu tun?... Man mußte warten. Dieses Mal sehr lange, viel länger als sonst, über ein volles Jahr. Dann brachten die römischen Blätter die Nachricht: die berühmte Tragödin sei von ihrer schweren Erkrankung genesen, stehe im Begriff, sich ihrer hohen Kunst zurückzugeben und eine neue Gesellschaft zu bilden. Mit dieser würde sie neue Stücke bringen und im Winter im Teatro Valle spielen. Rom grüße seine große Tochter, heiße sie mit Jubel willkommen!

Eines der neuen Stücke sollte mein Drama sein, und ich wurde eines schönen Herbsttages zu der auf die Oberwelt und zu den Menschen Wiedergekehrten beschieden.

* * *

Sie wohnte an der Piazza Navona gegenüber Palazzo Doria, also im Herzen des mittelalterlichen Roms. Aus einem gewölbten Flur, mit einer ganzen Galerie antiker Kaiserbüsten und einem Ausblick auf das marmorne, gleichfalls antike Brunnenbecken des Hofes unter einem alten Orangenbaum, führte eine ausgetretene dunkle Steintreppe hinauf. Ich mußte sie bis ins höchste Stockwerk erklimmen. Statt einer Klingel meldete meine Ankunft ein alter-

Digitized by Google

tümlicher Klopfer, den Benvenuto Cellini selbst hätte ziseliert haben können. Ich mußte die Bronze kräftig aufschlagen lassen; denn drinnen wurde laut gesprochen. Eine sabinische Dienerin öffnete. Sie trug den busto und war eine glutäugige prachtvolle Person, wie solche auf der ganzen Welt nur unter italienischen ländlichen Dienstboten zu finden, die letzten eines Schlages dienender Menschen, die mit dem schönen Namen „famiglia" bezeichnet werden; denn sie zählen in Wahrheit zu der Familie ihrer Herrschaft.

Die Alte wollte mich nicht eintreten lassen: die Signora sei beschäftigt, studiere eine Szene und dürfe nicht gestört werden. Während meiner Verhandlungen mit der Getreuen des Hauses hörte ich die dunkle leidenschaftliche Stimme der „Appassionata" und eine andere männliche, auffallend harte und kalte: die Stimme des neuen „jeune Premier", dessen Namen die Blätter noch nicht kannten und auf den ganz Rom gespannt war; denn ganz Rom wußte, daß er — eben der „Neue" sein würde.

Nachdem ich mittelst eines Billetts der Signora den Beweis erbracht hatte, daß ich befohlen sei, wurde mir Eintritt gewährt. Doch mußte ich warten, bis die Beiden ihre Szene zu Ende gespielt; hatte also Zeit, auf die zwei so verschiedenen Stimmen zu hören: auf die mir so wohlbekannte Stimme der Frau und die fremde, mir beim ersten Ton unsympathische des Mannes, auf den „ganz Rom" neugierig war. Dann sah ich die Schauspielerin . . .

Sie erwartete mich in ihrem Salon, einer echt römischen „camera mobiliata" schlechtesten Geschmackes; und sie empfing mich in einem echt römischen Kostüm, einem pompösen, nicht mehr sehr neuen Morgengewande. Ihr Gesicht, das so leidenschaftlich war wie ihre Stimme und ihre Seele, machte in dieser Umgebung einen noch stärkeren Eindruck auf mich als auf der Bühne bei Lampenlicht und Schminke. Es war farblos blaß, die Züge wie von Qualen entstellt, die Augen weit offen, groß und glühend, von tiefen Schatten umrandet, wie schwarz untermalt. Gleich im ersten Augenblick wurde mir diesem leidensvollen Frauengesicht gegenüber schwer um das Herz.

Ich sagte ihr, wie sehr ich sie seit langem bewundere, liebe, verehre; sagte es in meiner impulsiven Art. Da es nicht die gewöhnlichen Phrasen sein mochten, änderte sich ihr hoheitsvolles Wesen allmählich, und bald plauderten wir wie alte gute Bekannte. Ich fand sie sehr liebenswürdig, sehr liebenswert: wert, von einem edlen Manne geliebt zu werden. Dabei hatte sie nicht das Mindeste von einer Schauspielerin, einer „Komödiantin" an sich, und gar von einer so gefeierten, so glorreichen. Sie war ganz Lady mit dem Benehmen einer Dame der großen Welt. Und zugleich ganz — Frau.

Eine Frau, die lediglich in der Liebe zum Manne Zweck und Erfüllung ihres Daseins fand.

Digitized by Google

Wir sprachen dann auch von meinem Drama, und sie sagte mir ihre Auffassung meiner Heldin. Für den jugendlichen Autor war's eine große Stunde.

Auch von der Besetzung des Helden wurde geredet. Den Helden spielte selbstredend der Liebhaber, der von ganz Rom erwartete „Neue". Sie nannte mir seinen Namen: Enrico ***.

So hieß also der Jüngling mit der harten, kalten, unsympathischen Stimme . . .

Gleich merkte ich die Wandlung, die mit der Frau sich vollzog, sobald sie nur seinen Namen nannte. Sie lag in ihrem Blick, in dem Ausdruck ihrer Züge, dem Klang ihrer Stimme. Ihr Blick erhielt einen noch tieferen Glanz, der Ausdruck ihres Gesichtes wurde noch leidenschaftlicher, ihre Stimme bekam einen noch dunkleren Ton. Sie verjüngte, verschönte sich. Ich mußte an Marguerite Gauthier in ihrer ersten Szene mit Armand denken.

Obgleich der Herr in meinem Drama eine wichtige Rolle zu spielen — zu „kreieren" hatte, fragte ich nicht nach ihm. Da sprach sie von ihm. Sie hatte bereits das Bedürfnis, von ihm zu sprechen — zu einem Wildfremden.

„Er ist ein großes Talent. Keine Seele kennt ihn. Ich entdeckte ihn bei einer kleinen Truppe, die nur in kleinen Städten spielt, und wußte sofort, daß er ein großes Talent sei. Er wird eine Zukunft haben. Ich werde ihm seine Zukunft schaffen! Das ist für mich ein großes Glück: ein wahres, starkes Talent heranzubilden und zu fördern. Als großes Glück empfinde ich es; denn es fehlt auch bei uns in Italien an großen Talenten. Die Römer werden über die Größe seines Talentes erstaunen. Als Sie kamen, studierte ich gerade mit ihm. Da er Ihren Helden spielen soll, so will ich ihn Ihnen vorstellen. Sie werden gleich selbst sehen."

Mit der Stimme, die mich von der Bühne herab so oft im Tiefsten ergriffen, mein Herz so oft erbeben gemacht, rief sie: „Signor Rico!"

Nach einer Weile erschien das entdeckte große Talent, und gleich sah ich —

Blutjung, bildhübsch, herrlich gewachsen; aber — wie soll ich's recht sagen? Etwas von einem schönen Tiere, einer reißenden Bestie: etwas Grausames, Erbarmungsloses, Blutgieriges steckte in dem Blick des schönen Burschen, steckte selbst in seinem Lächeln, bei dem er eine Reihe leuchtender Zähne sehen ließ. Ich hatte dabei die tolle Phantasie, wie er mit diesen Zähnen —

Im übrigen war er ganz typisch: irgend ein Held aus irgend einem Drama toller Liebesleidenschaft, in dem nicht der Mann, sondern die Frau zugrunde geht; in dem die Frau notwendigerweise, ganz naturgemäß zugrunde gehen muß — eines solchen Bengels wegen! Und es wäre doch um ihn so gar nicht schade gewesen. Im Gegenteil. Aber diese Gattung von Mann war geschaffen, zu

Digitized by Google

zerstören und zu zertreten und dabei sich selbst äußerst wohl zu befinden; gehörte doch das Zerstören von Existenzen zu ihrem Beruf. Indessen — was kümmerte es mich, ob auch dieser Eine seinen Beruf ausübte, wenn er nur wirklich ein großes Talent war und meinem Drama in Rom zu einem Erfolge verhalf. —

Indem ich dies dachte, fiel mein Blick auf die „Appassionata", deren Augen an seinem Gesicht hingen, und ich mußte meiner Selbstsucht mich schämen.

* * *

Ich sah sie nicht eher wieder als an dem Eröffnungsabend der „stagione dramatica" im Teatro Valle. Sie trat als Kameliendame auf, mit Enrico *** als Armand; wurde mit Jubel empfangen und mit Blumen überschüttet, ihr Partner jedoch als vollkommen talentlos mit Zischen und Hohn überhäuft. Etwas von der Grausamkeit, die ich in den Augen des hübschen Burschen fand, schien auf das Publikum überzugehen. Es dachte nicht an seine vergötterte Tragödin, vergaß jede Rücksicht auf die übrigen Schauspieler, verlor allen Anstand, pfiff und johlte, verlachte und beschimpfte das Opfer seiner Mißgunst.

Ich war wütend und mußte mir Gewalt antun, nicht aufzustehen und eine Rede zu halten. Qualen litt ich für sie, die Qualen litt.

Auch fand ich ihn gar nicht so schlimm. Nur noch sehr unbeholfen, durch und durch Anfänger. Aber selbst der größte Routinier hätte bei solchem Benehmen des Publikums die Fassung verloren. Man wollte ihn jedoch empfinden lassen: Du gehörst zu jenen, die ihre Jugend und Mannheit an diese nicht mehr junge Frau verkaufen! Über solche männliche Unwürdigkeit am wildesten empört gebärdete sich die elegante römische Jugend: tut es doch bisweilen so innig wohl, den Stein aufzuheben und zu werfen . . .

Die römische Presse benahm sich anders als das römische Publikum. Sie verteidigte den Schauspieler und verklagte das Publikum. Eine zweite Aufführung mit dem Beschimpften erfolgte bei ausverkauftem Hause. Ich wollte nicht hingehen, nahm mir trotzdem einen Platz, ging trotzdem. —

Ich ging um der großen Künstlerin willen, die eine arme Frau war.

Sie hatte sich nicht geschminkt; war totenblaß und sah sehr ungünstig aus. Alt sah sie aus. Das Publikum begrüßte sie geradezu frenetisch. Sie dankte nicht, was das Publikum verletzte. Verächtlich sah sie auf das überfüllte Haus. Dann spielte sie — wie sie niemals gespielt hatte. Das Publikum blieb eiskalt. Nun erschien der Liebhaber: blutjung, bildhübsch, frech. Wiederum Zischen, Johlen, Heulen. Da trat der junge Herr bis dicht an die Rampe und — pfiff das Publikum aus.

Digitized by Google

Der Vorhang mußte fallen . . .

Mein Stück wurde nicht aufgeführt — wurde weder in Rom noch anderswo in Italien aufgeführt. Die Tragödin trat im Teatro Valle — trat in Rom nicht mehr auf. Sie wurde kontraktbrüchig, zahlte eine enorme Summe, entließ die Gesellschaft, zog sich von der Bühne vollständig zurück: mit dem Gegenstand ihrer Leidenschaft, welchem sie den um ihretwillen zugefügten Schimpf vergelten mußte: vergelten durch Aufgabe ihres ganzen Künstlertums, durch Hingabe ihres ganzen Lebens und — ganzen Vermögens.

Sie wohnte in Rom; denn der „Gegenstand" wollte in der glänzenden Kapitale des Königreichs bleiben. Sie selbst lebte verborgen, verschollen, vergessen, wie verkrochen und begraben; der „Gegenstand" ließ sich überall sehen: bildhübsch, blühend, elegant. Man konnte ihm im Café Aragno begegnen, wie er vormittags sein Glas Wermut schlürfte und dazu kleine heiße Pasteten aß. Nachmittags stand er im Corso Umberto bei Piazza Colonna und musterte die Equipagen mit Roms weiblichem Schönheitsflor; begab sich Nachts nach dem Theater im Frack, weißer Weste und weißer Binde in irgend einen geheimnisvollen Klub, wo er spielte, hoch spielte; wo er verlor, große Summen verlor.

Und man konnte ihm begegnen in den Salons von Roms berühmtesten Kourtisanen oder anderen Halbweltdamen von Roms sogenannter ganzer und großer Welt. Doch kannte man ihn nur als den „Gegenstand" der einstens großen Künstlerin, die noch immer eine große Liebende war, noch immer „l'Appassionata".

* * *

Sie mußte aus ihrer Verborgenheit wieder heraus; mußte sich den Lebenden wieder als Lebende melden; mußte die Welt daran erinnern, daß sie eine große Künstlerin — gewesen war.

Sie mußte Geld verdienen.

Mit ihrem berühmten Namen mußte sie für den letzten Gegenstand ihrer Liebesleidenschaft Geld schaffen, viel Geld. Sie mußte Geld schaffen, um seine hohen Spielschulden zu decken, seine eleganten Lebensgewohnheiten und andere Liebhabereien zu zahlen. In Rom kursierte ein Ausspruch von ihr: „Ich liebe zum erstenmal. Weiß erst jetzt, was Liebe ist. Erst jetzt" —

Und ganz Rom spottete, hohnlachte, verachtete . . .

Sie engagierte eine Gesellschaft. Es war eine Truppe dritten Ranges. Sie schloß Kontrakte ab — mit Theatern dritten Ranges. Es waren die Komödianten einer Schmiere, und als Direktrice einer Schmiere zog sie durch Italien von Stadt zu Stadt.

Sie trat nur in Städten auf, deren Publikum sie aus früheren Zeiten nicht kannte; sie spielte ihr altes Repertoir: die Franzosen. Sie war selbst alt geworden.

Digitized by Google

Das Publikum jener Städte bejubelte sie, feierte sie, huldigte ihr. Sie dankte für jeden Applaus mit einem müden, trostlosen Lächeln.

Irgend ein Schmierenheld figurierte als erster jugendlicher Liebhaber. Der Mensch spielte erbärmlich. Sie merkte es nicht. Sie spielte mit dem üblen Burschen, als ob er ein Andò oder ein junger Salvini, als ob er — Enrico *‚* wäre.

Ihre Liebesszenen, ihre Eifersuchtsszenen, ihre Sterbeszenen sollen Triumphe großer Schauspielkunst gewesen sein: an Theatern dritten Ranges, in Italiens kleinsten Provinzstädten.

Was sie an Geld einnahm, schickte sie nach Rom. Es war zu wenig; viel, viel zu wenig. Er forderte mehr und mehr und mehr und drohte, sie zu verlassen. Sie bat, flehte, spielte, darbte, hungerte, schickte.

Aber — viel, viel zu wenig!

Ich hatte mich inzwischen verheiratet, lebte mit meiner Frau in Italien, und eines besonders heißen Sommers befanden wir uns auf Villeggiatur in den umbrischen Waldbergen. Wir hatten das von der Regierung aufgehobene Kloster Santa Maria delle Grazie auf dem Monte Luco hoch über Spoleto gemietet, wo wir in tiefster Einsamkeit hausten. Eines Tages begab ich mich aus dem Steineichenhain, der unsern Berg mit heiligen Dämmerungen überschattete, zu den Menschen und ihren Wohnstätten hinab. Indem ich in der Stadt der Papsttochter Lucrezia Borgia meinen Geschäften nachging, fielen mir bunte Plakate in die Augen: sie zeigten den Spoletanern an, daß an diesem Abend die „weltberühmte" Tragödin *‚* als Marguerite Gauthier in der „Kameliendame" auftrete.

Zuerst wollte ich sie nicht wiedersehen; wußte ich doch, wie ich sie wiedersehen würde. Dann aber überkam mich die Erinnerung an alte Zeiten. Ich beschloß zu bleiben, sandte meiner Frau einen Boten hinauf, erwartete ungeduldig den Anbruch der Nacht, nahm mir einen Platz und — sah sie wieder.

„Povera donna! Povera donna!"

Dieser Ausspruch des römischen Publikums fiel mir ein, als ich sie wiedersah als Kameliendame, in einem elenden, spärlich besuchten Hause, mit einer elenden Truppe, sie selbst elend, elend, der Schatten ihres früheren Seins. Hatte die Volksstimme sie bereits damals in der Glanzzeit bedauernd „arme Frau" genannt — wie mußte man sie dann jetzt nennen? Allein ihre abgetragenen Toiletten machten auf mich einen jammervollen Eindruck; allein die Dekoration, die einen Salon vorstellen sollte, bedrückte mich, von den Mitgliedern der Truppe gar nicht zu reden. Armands „Frack" paßte dazu, der ganze Liebhaber selbst. Sie aber sah in dem widrigen Bengel den vergötterten Freund und spielte hinreißend, spielte erschütternd, spielte wie in ihren größten Zeiten, auch in ihrem Elend, ihrem Verfall Zoll für Zoll eine gottbegnadete Künstlerin.

Digitized by Google

Das Publikum klaschte, trampelte mit Stöcken und Füßen, jubelte, johlte; sie erschien, verneigte sich vor Spoletos Spießbürgern wie vor einem Parterre von Königen, lächelte —

Allein ihr Lächeln konnte weinen machen. Ich ertrug es nicht länger. Nach dem zweiten Akte schlich ich mich fort und stieg in der hellen Sommernacht meinen Berg hinauf, bis in die tiefste Seele ergriffen.

* * *

Sie hatte mich im Publikum bemerkt, hatte meinen Aufenthalt erforscht, besuchte mich. Ich erschrak, als sie mir gemeldet wurde; ich fürchtete mich, war feige. Aber ich durfte sie nicht abweisen. Eine große Künstlerin, die eine unglückliche Frau war, abzuweisen, wäre schnöde gewesen. Um mich zu sprechen, war sie an dem glühenden Sommertage den weiten Weg gekommen, und es führte nur ein mühseliger Fußpfad zu der ehemaligen Siedlung frommer Männer empor. Ich rief meine Frau. Wir gingen ihr entgegen und führten sie in unser Haus; denn wie eine Verbannte und Ausgestoßene war sie vor der ehemaligen Klosterpforte stehen geblieben.

Nun war sie bei uns, eine Frau, die den Eindruck machte, als wolle sie um ein Almosen bitten . . .

Wir baten sie, sich zu setzen; wir boten ihr Erfrischungen an; wir behandelten sie mit Ehrfurcht, wie es sich einer großen Künstlerin und einer Unglücklichen gegenüber geziemt.

Sie wollte sich nicht setzen, blieb vor uns stehen, lehnte jede Freundlichkeit ab, die wir ihr so gerne erwiesen hätten. Dann sprach sie:

„Ich sah Sie gestern Abend. Ich sah Sie fortgehen, und ich weiß, warum Sie fortgingen: Sie schämten sich für mich. Sagen Sie nichts, lassen Sie mich sprechen. Und wenn ich gesprochen habe, so lassen Sie mich gehen — auch dann ohne ein Wort.

„Als ich Sie gestern im Theater sah, nahm ich mir gleich vor: morgen gehst du zu ihm! Er kannte dich, wie du gewesen bist, und — und er ist ein Mensch! Ich muß einmal zu einem Menschen reden. So bin ich denn heute gekommen.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich mit Ihrer Frau bekannt machten. Gott segne Sie Beide. Es segne Sie der Gott der Liebe, der Güte und des Glücks. Sie haben Recht: das ist aus mir geworden, so tief bin ich herabgekommen, so abgrundtief bin ich gesunken.

„Durch meine Leidenschaft. Nein — durch meine Liebe! Gesunken nennt mich die Welt. Ich aber sage Ihnen: ich bin erhöht worden: meine Liebe hat mich erhöht. Bis zu Gipfeln empor! Und geweiht hat mich meine Liebe: das Leid meiner Liebe. Ich, die Gesunkene, die Verlorene, bin eine Geweihte. Um den Dornenkranz, den ich trage, müßte ein Schein stehen.

Digitized by Google

„Meine Leiden, meine Dornen, meine Glorie gab mir meine Liebe.

„Wenn ich von Ihnen gegangen bin, werden Sie sagen: ‚Eine Verrückte!' Ich aber sage Ihnen: ich bin es nicht.

„Er liebt mich nicht mehr; er hat mich niemals geliebt. Hier — hier — hier: seine Briefe! Er schreibt es mir. Er schreibt mir, daß er mich haßt, verachtet, verabscheut. Und er schreibt mir: er habe nur sehen wollen, was Leidenschaft aus einer Frau machen, wohin sie die Frau bringen, wie tief sie die Frau sinken lassen könne. Er hat es gesehen und haßt mich, verachtet mich, verabscheut mich.

„Ich aber liebe ihn noch immer.

„Er will frei von mir sein. Als ob er eine Minute seines Lebens von mir nicht frei gewesen wäre: wollte ich ihn doch nur lieben. Auch das soll ich nicht. Meine Liebe sei — so schreibt er mir — seine Schmach und Schande. Ich soll aufhören, ihn mit meiner Liebe zu verfolgen. Wie kann ich das? Kann ich doch nicht aufhören, ihn zu lieben. Er will sich verheiraten mit einer Römerin, einem jungen, anmutigen, reinen Geschöpf aus guter, reicher Familie. Auch seine Braut haßt mich, verachtet mich, verabscheut mich. Was kann ich dafür? So wenig kann ich dafür wie für meine Liebe. Ich soll ihm nie wieder in den Weg treten. Das tu' ich ja nicht. Ich will ja nur an seinem Wege stehen: ganz bescheiden, ganz aus der Ferne. Auch das soll ich nicht. Er droht mir, mich zu töten, würde ich ihm wieder vor die Augen treten. Als ob ich noch lebte! Als ob ich nicht längst eine Gestorbene und Begrabene wäre!

„Sehen Sie: so steht es mit mir. Vielleicht haben Sie Recht: vielleicht bin ich doch verrückt. Als ob Liebe nicht immer Wahnsinn wäre! Das müßte ich freilich wissen. Denn — denken Sie doch! — wie viele Liebende habe ich in meinem Leben dargestellt, wie viele arme Verrückte, wie viele, die an ihrer Liebe zugrunde gehen. Was ist's denn nun weiter, wenn auch ich daran zugrunde gehe? Es ist nur eine Folge, eine letzte Konsequenz. Bedauern Sie mich ja nicht; denn meine unglückliche Liebe war mein größtes Glück, mein einziges, das ich je hatte. Für uns Frauen, die wir große Künstlerinnen sein sollen, gibt es nur ein großes Glück, und das ist — n i c h t unsere Kunst. Es ist unsere Liebe, unsere unglückliche Liebe.

„Das wollte ich Ihnen sagen, damit Sie mich nicht etwa bedauern. Auch dann nicht, wenn Sie hören, daß ich —

„Leben Sie wohl, und — — Nein, nein sagen Sie nichts!"

Ich sagte ihr sehr viel. Wir baten sie, bei uns zu bleiben, bei uns auszuruhen; wir sagten ihr, daß wir sie verehrten und hochhielten, sagten ihr —

Doch das gehört nicht zu ihrer Geschichte und braucht daher nicht wiederholt zu werden. Als sie gegangen war — wir durften sie nicht begleiten — sagte meine Frau zu mir:

Digitized by Google

„Du bildest dir ein, die Leidenschaft schildern zu können. Was wir heute erlebten, war die Leidenschaft. Dieser Wirklichkeit gegenüber ist deine ganze Schreiberei armseliger Schein. Das mußtest du heute erkennen."

Das erkannte ich.

* * *

Es war den Sommer darauf.

Die Römer erzählten sich: der „Gegenstand" der „Appassionata", die eine „povera donna" sei, mache eine brillante Partie — solle eine solche machen. Aber die Eltern der jungen Dame, wohlhabende, ehrliche Bürgersleute, nähmen Anstoß an den „Beziehungen" des Verlobten ihrer Tochter zu einer einstmals berühmten Schauspielerin und wollten die Heirat nicht zugeben, obgleich der junge Mann gar keine Beziehungen zu der Dame mehr unterhielt. Nicht einmal Geld nähme er mehr! Aber — sie ließe und ließe nicht von ihm.

Man erzählte sich die Sache im Café Aragno, in den Klubs, den Salons, an den Straßenecken; und man erzählte sie sich wie irgend eine andere angenehme scandalosa: witzelnd, spottend, hohnlachend.

Jedermann bedauerte den „Gegenstand", den eine Verrückte um eine gute Versorgung brachte.

Da wurde eines Abends eine Sensationsnachricht ausgeschrieen. Es handelte sich um einen Mord, der nachmittags geschehen war und den die „Tribuna" abends brachte: Die berühmte Schauspielerin ***, die zu Italiens größten Tragödinnen gehört hatte, war von einem früheren Liebhaber in ihrer Wohnung ermordet worden, förmlich abgeschlachtet — wie das große Abendblatt den Römern mit schaudernder Wonne berichtete.

Der Mörder hatte sich selbst gerichtet — sich selbst richten wollen. Aber die Verwundung war nicht schwer. Er war sofort in das nächste Hospital gebracht worden, würde mit dem Leben davonkommen, würde keinesfalls eine hohe Strafe erhalten. Denn ganz Rom wußte: der arme junge Mann wollte sich nur von einer Verrückten befreien.

Artikel über Artikel, Porträts über Porträts, hundert Pikanterien und Sensationen erschienen. Das ganze Leben der Gemordeten wurde durchwühlt, sein Geheimstes hervorgezerrt, nichts daraus verschont, nichts davon mit Ehrfurcht vor der Toten behandelt.

Aber sie war eine große Künstlerin gewesen, und kein Land der Erde ehrt seine großen Toten, wie der Erde schönstes Land sie ehrt. Also wurde das Begräbnis mit gewaltigem Pomp in Szene gesetzt, der Schluß eines Dramas, darin die Schauspielerin ihres Lebens größten Triumph feierte, ganz Rom als Zuschauer, als Mitspielende.

Ich wollte sie noch einmal sehen, wollte ihr meinen letzten Gruß persönlich bringen.

Also begab ich mich nach Campo Varanno, wo sie feierlich aufgebahrt

Digitized by Google

lag. Auch das war ein Schauspiel, zu dem Tausende strömten, ohne Eintritt bezahlen zu müssen, und dessen Heldin sich für den stummen Applaus, für die gewaltigen Lorbeerspenden, für die überschwenglichen Ehren mit einem Lächeln bedankte.

Denn sie lächelte. Sie schien ihren Mörder zärtlich angelächelt zu haben, als er in blinder Wut mit einem Dolchmesser auf sie losstieß; schien ihn mit einem letzten Liebeswort angelächelt zu haben, als der Todesstoß ihr Herz durchbohrte. Niemals in ihrem Leben hatte sie in einer Liebesszene auf der Bühne ein solches seliges Lächeln gehabt wie heute, wo sie dem römischen Publikum im Sarge ihre letzte Szene vorspielte. Und das mit solcher Vollendung, daß ich mich nicht gewundert hätte, wenn das Publikum stürmisch eine Wiederholung verlangt.

Ich legte der „Appassionata" nur eine einzige Blume auf die Brust: auf die Stelle, wo ihr Herz geschlagen hatte.

Es war eine Passionsblume.

Deine Stunden

Deine Stunden, wenn die Schatten winken
Und die Nebel an den Wiesen saugen,
Deine Stunden haben tiefe Augen,
Und ist Ruh' um dich und Schmerz versinken.

Flüsternd nur, wie zwischen heil'gen Wänden,
Gehen unsere Worte auf und nieder.
Und um deine unbewegten Glieder
Spielt das halbe Licht mit blassen Händen.

Weither durch des Tages Farbenneigen,
Mit dem Sang der Feierabendglocken,
Kommt ein leises In-die-Ferne-Locken . . . .
Und wir horchen in die Nacht und schweigen.

Rolf Lauckner

Digitized by Google

Tagebuch

Parlamentsherrschaft.

Unsere Zeit wird einem künftigen Geschichtsschreiber Rätsel besonderer Art aufgeben. Prüft er das Quellenmaterial, das ihm in beglaubigten Tatsachen, in den Feststellungen der Statistik, in großen und nicht wegzuleugnenden Leistungen auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet, in den Urteilen wahrhaft gebildeter und unbefangener Zeitgenossen und nicht zuletzt in den wirklichen Grundzügen der Politik des Auslandes gegenüber dem Deutschen Reich geboten wird, so wird er notwendig zu dem Urteil kommen müssen: Das deutsche Volk war in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts ganz unverkennbar im Aufstieg begriffen. Wenn aber ein solcher Geschichtsschreiber bei Durchforschung der Quellen den Inhalt unserer zeitgenössischen Presse durchmustert und vielleicht noch an weitere Zeugnisse über die das Volk beherrschenden Stimmungen gerät, dann wird er sich fragen müssen: Sollten alle jene unanfechtbaren Kennzeichen des Fortschreitens und der Blüte Täuschungen gewesen sein? Waren die Deutschen bei Beginn des Jahres 1914 wirklich das unglückliche, schlechtregierte, reißend schnell von seiner Höhe herabsinkende Volk, als das sie sich selbst mit Vorliebe darstellten? Ich glaube, daß die Lösung, die der besagte Historiker schließlich finden wird, für unsere nationale Tüchtigkeit in allen kulturellen Leistungen sehr tröstlich und sogar schmeichelhaft, für unser politisches Verständnis dagegen niederschmetternd ausfallen wird. Unsere politische Stimmung steht wieder einmal ganz unter der Herrschaft der Nervosität, und schon sind wir nach einer kurzen Zeit relativer Beruhigung wieder in dem durch unsere nationale Charakteranlage bevorzugten Stadium angelangt, wo jeder, der das Bild der politischen Lage mit kühlem Kopf anstatt aus einer grundsätzlich verärgerten Stimmung heraus betrachtet, sich vielleicht nicht ausgesprochenen, sicherlich aber gedachten Injurien aussetzt oder wenigstens darauf gefaßt sein muß, mit einem geringschätzigen Achselzucken als Dummkopf — man wird dieses harte Wort wohl nächstens als Verdeutschung für „Optimist“ ansehen — abgetan zu werden.

Die tieferliegenden Ursachen der politischen Verärgerung unserer Tage zu erörtern, würde hier zu weit führen. Sie liegen in der eigentümlichen Entwicklung unseres Parteiwesens, das wiederum durch Nationalcharakter und geschichtliche Voraussetzungen bedingt ist. Aber es muß darauf hingewiesen werden, daß diese Ursachen in der politischen Stimmung des Tages kaum zum Bewußtsein kommen, sondern daß der deutsche Staatsbürger nach altem, geheiligtem Brauch die Verantwortung für alles, was ihn politisch bedrückt, auf die Regierung schiebt. Steht er politisch rechts, so findet er, daß die Regierung zu schwach ist;

Digitized by Google

steht er politisch links, so klagt er, daß die Regierung sich von konservativen und reaktionären Einflüssen nicht frei machen könne und für das deutlich hervortretende Bedürfnis nach freiheitlicher Entwicklung augenscheinlich kein Verständnis habe. Unter solchen Vorwürfen von beiden Seiten muß eine Regierung besonders leiden, wenn der leitende Staatsmann aus seiner persönlichen Eigentümlichkeit heraus ein besonderes Gewicht darauf legt, jedes nähere Engagement mit den Parteien zu vermeiden. Das ist nun allerdings, soweit man nach den bisherigen offenkundigen Tatsachen und Äußerungen urteilen darf, das ausgesprochene Streben unseres gegenwärtigen Reichskanzlers. Eine die Stellung über den Parteien streng festhaltende Regierung entspricht zweifellos den Grundsätzen unserer Verfassung und würde sogar dem Ideal nahekommen, wenn die Parteien in gleicher Weise die Grundlagen der Verfassungen des Reiches und Preußens wahren und sich nur von sachlichen Gründen und den Interessen des Ganzen leiten lassen wollten. Leider ist diese Voraussetzung nicht erfüllt, und so unterliegt gerade das, was der Regierung unter normalen Verhältnissen zum größten Lobe gereichen sollte, der stärksten Verkennung und Verurteilung.

Das Bestreben, die Staatseinrichtungen und ihre Grundlage, die Verfassung, im Sinne bestimmter politischer Grundsätze nicht nur weiter zu entwickeln, sondern auch umzudeuten, ist allen Parteien zu allen Zeiten eigen. Es ist von Zeitströmungen und besonderen Umständen abhängig, welche Richtung dabei überwiegt. Sowie wir Zeiten gehabt haben, in denen die Entwicklung des Verfassungslebens reaktionären Strömungen vorzugsweise ausgesetzt zu sein schien, so scheint sich gegenwärtig die Meinung, daß alles auf die Demokratisierung von Staat und Gesellschaft hinauslaufe, vieler Köpfe bemächtigt zu haben, sowohl derer, die eine solche Entwicklung fürchten, als auch derer, die sie erhoffen. Der Ausdruck dieser Stimmungen auf beiden Seiten ist an sich nichts Neues. Es ist sehr natürlich, daß die Demokratie jeden in ihrem Sinne glücklichen Umstand nach Kräften ausnutzt, und ebenso natürlich ist es, daß die konservativen Elemente dieses Treiben mit der größten Besorgnis und jenachdem auch mit Ärger und Erbitterung verfolgen. Die daraus hervorgehenden Kämpfe zwischen den Parteien würden uns nicht zu beunruhigen brauchen, wenn der ihnen gegenüberstehende und sie begrenzende Wille der Staatsgewalt den Parteien in genügender Stärke und vor allem durch die Klarheit und Folgerichtigkeit seiner Initiative zum Bewußtsein käme. Gegenwärtig ist dieser Eindruck offenbar nicht in genügendem Maße vorhanden, und daraus entspringen die Stimmungen, die unsere innerpolitische Lage so unerquicklich machen.

Wenn man freilich daraus den Schluß gezogen hat, der erwähnte Eindruck sei durchaus richtig und müsse Herrn v. Bethmann-Hollweg zur Last gelegt werden, so halte ich dieses Urteil für zu weitgehend und zum Teil irrig. Doch davon wird noch zu reden sein; zunächst müssen wir bei der Tatsache verweilen, daß die Demokratie die Zeit gekommen glaubt, um einen großen Schritt vorwärts zu tun. Sie befolgt dabei die schon häufig angewandte Methode, daß sie Rechte, die sie erst noch erlangen möchte, als schon vorhanden ansieht. Sie geht davon aus, daß der Begriff des Verfassungsstaates gewisse Rechte der Volksvertretung naturgemäß in sich schließt, deren Anerkennung durch die

Digitized by Google

widerstrebende Staatsgewalt von einer energischen, selbstbewußten, von demokratischem Geiste getragenen Volksvertretung leicht erkämpft werden könne. Deshalb markiert die Demokratie beständig den Standpunkt, daß das Widerstreben gegen eine Erweiterung der Rechte und der Macht des Parlaments eine Versündigung an dem Geiste der Verfassung sei. Gegenüber solchen Irreführungen muß auf das entschiedenste festgestellt werden, daß die demokratischen Bestrebungen auf Einführung einer Parlamentsherrschaft genau so verfassungswidrig sind, wie es etwaige Versuche sein würden, auf dem Wege reaktionärer Gesetze und Maßregeln oder gar eines Staatsstreichs das wirkliche Recht des Reichstags einzuschränken oder zu beseitigen. Dazu kommt noch die Überlegung, daß das parlamentarische System im Reich gar nicht durchführbar sein würde. Bedauerlicherweise ist ohnehin der Irrtum weit verbreitet, als ob es genüge, in einer Verfassung eine Anzahl schön ausgedachter Bestimmungen zusammenzufügen, um ein prächtiges Funktionieren der Staatsmaschine zu ermöglichen. Alle lebensfähigen Verfassungen sind zu allen Zeiten aus dem Charakter des Volks und seiner Gesellschaft organisch hervorgewachsen. Bei uns verbietet schon der bundesstaatliche Charakter des Reichs eine Erweiterung der Rechte des Reichstags über das in der Reichsverfassung umschriebene Maß hinaus. Ferner setzt der Parlamentarismus voraus, daß sich die vorhandenen Parteianschauungen nach zwei einander ergänzenden Grundanschauungen ordnen lassen, die miteinander abwechseln können. Auch diese Voraussetzung ist bei uns nicht erfüllt — nicht, wie man wohl gemeint hat, weil wir mehr als zwei Parteien haben, sondern weil unsere Parteien so geartet sind, daß sich weder für eine regierende Mehrheit noch für eine Opposition beherrschende Prinzipien würden finden lassen.

Es wurde schon erwähnt, daß die Demokratie bei jeder Gelegenheit versucht, den Parlamentarismus ihren Anhängern als schon vorhanden vorzutäuschen. Unter diesem Gesichtspunkte ist auch das sogenannte „Mißtrauensvotum" zu betrachten, das der Reichstag Anfang Dezember dem Reichskanzler ausgesprochen hat. Niemand wird dem Reichstag das Privatvergnügen mißgönnen, gelegentlich durch einen Beschluß seiner Mehrheit auszusprechen, daß er anderer Meinung ist als der Reichskanzler. Wenn aber ein solcher Beschluß dem Glauben dienen soll, daß für Kaiser und Bundesrat die Verpflichtung gegeben sei, irgendwelche Konsequenzen daraus zu ziehen, so bedeutet er eine glatte Überschreitung der verfassungsrechtlichen Befugnisse des Parlaments. Die Demokratie hat diesen Schritt mit voller Absicht und in Anbetracht ihres politischen Standpunkts mit Folgerichtigkeit getan. Das Zentrum hat ihr dabei Gefolgschaft geleistet, weil verschiedene politische Sonderzwecke es ihm wünschenswert erscheinen ließen, und es ist eine bekannte, durch die Natur dieser Partei gegebene Sache, daß das Zentrum im Interesse seiner besonderen Bestrebungen ganz nach Belieben einmal konservativ und am nächsten Tage demokratisch sein kann. Unerklärlich ist nur, daß sich die Nationalliberalen dem „Mißtrauensvotum" angeschlossen haben. Der Abgeordnete Bassermann hat erklärt, daß die Abstimmung seiner Partei nur ihre abweichende Meinung in diesem einzelnen Fall ausdrücken sollte, daß die Partei aber eine Verallgemeinerung dieses Schrittes und ein Streben nach Parlamentsherrschaft entschieden

Digitized by Google

ablehne; im übrigen beruhe die Haltung der Partei keineswegs auf Überraschung und mangelnder Vorbereitung, sondern im Gegenteil auf einem wohlüberlegten Fraktionsbeschluß. Es wäre unanständig, dieser bestimmten Erklärung des Parteiführers den Glauben zu versagen, aber das Rätsel wird dadurch nur noch größer. Denn man begreift nicht, wie reife, politisch erfahrene Männer, die Vertreter einer großen Partei, so sehr des politischen Augenmaßes entbehren, daß sie nicht wissen, wie wenig es bei derartigen Schritten auf die Meinung des Urhebers und wieviel auf die tatsächliche Wirkung ankommt. Sollten die Nationalliberalen diese wirklich nicht vorhergesehen haben? Sollten sie nicht gemerkt haben, daß sie damit keineswegs das liberale Prinzip oder auch nur ihr Parteiinteresse wahrten, sondern daß sie sich bedingungslos in den Dienst und in die Gefolgschaft demokratischer Bestrebungen begaben? Die Sache steht auf demselben Blatt wie seinerzeit die Wahl des „Genossen" Scheidemann zum Vizepräsidenten des Reichstags; ich glaube, das nationalliberale Schuldkonto verträgt nicht mehr viele solche Belastungen. Aber andererseits ist das Verlangen nach einer nationalen Mittelpartei, die wieder ernsthaft den notwendigen Trennungsstrich zwischen Liberalismus und Demokratie zieht, so groß, daß man das Vertrauen auf die Rückkehr politischer Überlegung nicht aufgeben möchte.

Auch die Rechte läßt sich zurzeit die Unzufriedenheit mit der Eigenart des gegenwärtigen Reichskanzlers mehr merken, als zweckmäßig ist. Es ist begreiflich, daß jeder Reichskanzler die Spuren seiner Vergangenheit in besonderer Weise an sich trägt. Wie Caprivi als Reichskanzler niemals die soldatische Grundauffassung verleugnete, wie Fürst Bülow auch in seiner inneren Politik stets Diplomat blieb, so wird auch Herr v. Bethmann-Hollweg den korrekten preußischen Verwaltungsbeamten alter Schule niemals ganz ausziehen. Aber die dadurch bedingte übergroße Sachlichkeit und Zurückhaltung, die äußere Scheu vor zu naher Berührung mit manchen Erscheinungen und Erfordernissen des modernen politischen Lebens diesem einsichtsvollen, überzeugungstreuen, gewissenhaften und vornehmen Staatsmann ohne weiteres als Schwäche auszulegen, ist durchaus ungerecht, und hier wäre gerade eine Gelegenheit für die verfassungstreuen Parteien, an rechter Stelle Selbständigkeit und Initiative zu zeigen, indem sie den Reichskanzler aus höheren politischen Rücksichten gegen den demokratischen Ansturm auch da verteidigen und unterstützen, wo es nur unter Zurückdrängung mancher begründeten Kritik und manchen berechtigten Bedenkens geschehen kann.

W. v. Massow.

Die neueste Erweiterung der Studienberechtigung der Oberlyzeen.

Als die preußische Mädchenschulreform von 1908 die humanistische, realgymnasiale und oberrealschulmäßige Studienanstalt für Mädchen ins Leben rief, da schien endlich das Problem der Mädchengymnasialfrage gelöst und dem Frauenstudium eine ruhige Entwicklung gewährleistet.

Es sollte sich aber bald zeigen, daß der Schein trog.

Digitized by Google

Die Gründung von Studienanstalten wurde dadurch erschwert, daß sie nur dort genehmigt werden sollten, wo eine „Frauenschule" bereits vorhanden war; diese aber bestanden nur in geringer Anzahl.

Ferner bekamen die Studienanstalten durch den Erlaß des Preußischen Kultusministers vom 3. April 1909 eine Konkurrenz in den „Lehrerinnenseminaren". Diejenigen Schülerinnen dieser Lehrerinnenseminare, welche die Lehrbefähigung für „Lyzeen" erlangt, zwei Jahre an Lyzeen in voller Beschäftigung unterrichtet und dann drei Jahre hindurch an einer Universität studiert hatten, wurden zur Prüfung für das höhere Lehramt (pro facultate docendi) zugelassen. Nach der Prüfung sollte das Provinzialschulkollegium entscheiden, ob ihnen die Anstellungsfähigkeit als Oberlehrerin an Lyzeen und weiterführenden Bildungsanstalten verliehen werden könne oder ob ein ferneres Probejahr von ihnen zu fordern sei. Damit wurde den drei bisher durch die Studienanstalt gegebenen Wegen der sogenannte vierte Weg über das Oberlyzeum hinzugesellt.

Dieser vierte Weg ist durch den allerneuesten Erlaß vom 11. Oktober 1913 noch verbreitert worden. In diesem Erlaß wird die Ablegung des Probejahres nach der Prüfung für das höhere Lehramt angeordnet, hingegen die Forderung der zweijährigen praktischen Tätigkeit vor Beginn des Universitätsstudiums fallen gelassen.

Zudem wird den Inhaberinnen des Reifezeugnisses eines Oberlyzeums, um ihnen außer der Oberlehrerinnenlaufbahn auch andere auf akademischer Vorbildung beruhende Berufe zu erschließen, ermöglicht, frühestens nach Ablauf eines Jahres ein dazu berechtigendes Reifezeugnis durch eine Nachprüfung zu erwerben: in Mathematik, Physik und Chemie für die Oberrealschulreife, in Latein und Mathematik für die realgymnasiale, in Latein und Griechisch für die gymnasiale Reife.

Durch diese außerordentliche Erweiterung der Berechtigungen des Oberlyzeums ist der Sieg, den das Prinzip der Gabelung in der Mädchenschulreform von 1908 davongetragen hat, wieder ganz in Frage gestellt. Die Studienanstalten, deren Anzahl bisher schon zu gering war (nur 43 gegen 129 Oberlyzeen), werden in Zukunft erst recht nicht weiter vermehrt werden, weil die Errichtung von Oberlyzeen mit weniger Kosten verknüpft ist und daher von den städtischen Behörden bevorzugt wird. Es besteht deshalb die Gefahr, daß der Weg durch das Oberlyzeum für die Mädchen der übliche zur Universität wird. Das ist aber aus demselben Grunde nicht wünschenswert, aus dem s. Z. der Aufbau abgelehnt und die Gabelung gewählt wurde, weil die letztere eine ruhigere und organische Entwicklung, ein sicheres Wissen vermittelt, während das Oberlyzeum, das als eine Fachschule zur Ausbildung von Lehrerinnen gedacht und organisiert war, nicht gleichzeitig in geeigneter Weise für die Universität vorbereiten kann. Oberlehrer Strack äußert sich in einem Aufsatz gegen die Universitätsberechtigung des Oberlyzeums folgendermaßen: „Die Absolventin der ersten Klasse des Oberlyzeums weiß etwa soviel wie der Obersekundaner der Oberrealschule oder des Realgymnasiums, sie weiß weniger als der Oberprimaner des Gymnasiums, und nach dem Urteile von J. Schröder befindet sie sich betreffs der Mathematik nicht auf der gleichen Höhe der Durchbildung wie die Abiturientin der gymnasialen Kurse der

Digitized by Google

Studienanstalt. Es gibt in Preußen niemanden, der mit ähnlich unzureichenden Kenntnissen in Mathematik zur Universität kommt."

Es geht daraus hervor, wieviel Extrakurse und Privatstudien für die Oberlyzeistinnen notwendig sind, um die fehlenden Kenntnisse zu erwerben. Da sie auch jetzt schon 32 Wochenstunden haben, so ergibt das Plus durch Lateinkurse usw. eine große Mehrbelastung. Die Schülerinnen der Oberlyzeen haben also zu den Fakultäten, die eine Nachprüfung erfordern, eine schwerere und längere Vorbereitung — mindestens 14 Jahre, während die Abiturientinnen der Studienanstalten nur 13 Jahre brauchen. Die philosophische Fakultät aber, zu deren Besuch die Reife des Oberlyzeums ohne weiteres berechtigt, wird durch diese Erleichterung eine ungesunde Überfüllung erleiden. Schon die Eröffnung des vierten Weges durch den Erlaß von 1909 hat einen solchen Zudrang zum Oberlehrerinnenberuf zur Folge gehabt, daß drei Viertel aller studierenden Frauen in der philosophischen Fakultät zu finden sind. Es dürfte bereits für diese nicht leicht sein, Anstellung zu finden. Nachdem nun die zwei praktischen Vorbereitungsjahre auch gefallen sind und für die philosophische Fakultät keine Nachprüfung gefordert wird, dürfte der Zudrang mangelhaft vorbereiteter Studentinnen noch ärger werden.

Der neueste Erlaß erweist sich mithin als nicht glücklich, da er den ruhigen, organischen Weg des Frauenstudiums gefährdet.

Eliza Ichenhaeuser.

Dichtung — Sensation — Reklame.

Es gibt in Deutschland gegenwärtig mehr Menschen, die von der Dichtung leben als für die Dichtung. Aber es gibt sicherlich noch mehr, die für die Sensation als von der Sensation leben. Damit soll nicht gesagt sein, daß sich nicht auch von der Sensation recht gut leben ließe —.

Sicher kommt keine Gattung der Dichtung so dem Bedürfnis nach Sensation, nach Lärm, Klatsch, Aufsehen und Betulichkeit, so der Eitelkeit und dem flotten Vertuschen dürftiger Bildung entgegen, wie die des Theaters. Und gerade Berlin hat darin eine unrühmliche Führerschaft gewonnen. Die Reklame- und Plakatmanie unserer Zeit finden da ihren dankbarsten Boden. Braucht doch nur einer jener famosen Theatergründer, die so oder so ein kleines Vermögen gewonnen und sich dafür ein Bühnenhaus gekauft oder gemietet haben, den Photographen zu bestellen und mit Feldherrnpose sich zwischen ein paar Mimen und Kaffeehausliteraten knipsen zu lassen, so darf er sicher sein, daß ihn die illustrierten Blätter und Zeitungsbeilagen mit Wonne der erstaunten Mitwelt präsentieren: „Direktor Z. in seinem Arbeitszimmer, die Aufführung des neuen Dramas besprechend." Wenn er ein paar Monate später neben seinem Befähigungsnachweis auch noch die Mieten und Gagen schuldig geblieben ist, hat das Bild sogar neue Sensationswerte erlangt.

Um Weihnachten brachten die Feuilletons der gelesenen Berliner Zeitungen die erschütternde Mitteilung: „In Gerhart Hauptmanns neuem Drama ‚Der Bogen des Odysseus' wird Fräulein Soundso auf besonderen Wunsch des Dichters die Rolle der Penelope spielen." Als das Drama erschien, sah man, daß Penelope gar nicht darin vorkommt. Also

Digitized by Google

war es der ausdrückliche Wunsch des Dichters, daß Fräulein Soundso nicht in seinem Stück auftreten sollte? Oh nein! Ein paar Wochen vergingen, und nun erschien sie noch einmal, aber mit Bezeichnung der richtigen Rolle. Der geduldige Redakteur hatte gleichmütig beides in die Setzerei gegeben, der noch viel geduldigere Leser gleichmütig beides zum Frühstück zu sich genommen, und die Schauspielerin freute sich der doppelten Anpreisung.

Dies kleine Beispiel zeigt nur, wie für nichtssagende Theaterreklame heute selbst die ersten Tagesblätter immer zu haben sind. Nicht jeder Schaffende wird geneigt sein, in diese offenstehende Pforte zum Ruhm einzutreten. So kommt es denn, daß eine gewisse Zahl von Schauspielern aber auch von Dichtern alle Augenblicke genannt wird, während von anderen, die zweifellos ebenso bedeutend oder sogar bedeutender sind, die Öffentlichkeit schweigt. Da erfährt der Leser eines Tages, daß der Dichter H. an einem neuen Drama arbeite und sich zu diesem Zweck ins Tiroler Mittelgebirge begeben habe. Ein paar Wochen darauf „legt er die letzte Hand an das Werk", aber der Titel steht noch nicht fest. Dann wird der Titel bekannt gegeben und ein paar Tage später das Theater, bei dem die Handschrift eingereicht wurde. Und so fort: über Annahme, vermutliche Aufführungszeit usw., bis zu den zwei Notizen über die Besetzung (die erste nennt nur die auftretenden Schauspieler, die zweite, acht Tage später, die ausführliche Rollenbesetzung). Dann haben die Proben begonnen, der Verfasser ist eingetroffen, um daran teilzunehmen, und so fort — bis endlich das Stück durchfällt und der ganze mühsame Treppenbau einer höchst umsichtigen und verfeinerten Marktschreierei zusammenbricht. Sobald sich der Dichter einigermaßen von seinem Durchfall erholt hat, erfährt die Welt, daß er in Portofino an einem neuen Drama arbeite.

Das alles sind bekannte Vorgänge, aber da die Zeitungen nicht davon sprechen, achtet der Durchschnittsleser nicht auf ihre schädlichen Wirkungen. Zunächst hat ein Dichter, der alle Augenblicke genannt wird, erheblich mehr Aussicht, daß seine Bücher gekauft und seine Dramen von den Theaterleitern wirklich geprüft werden. Dann ist die Zusammensetzung des Berliner Premierenpublikums derart, daß eine geschickt betriebene Reklame nicht ohne Einfluß auf die Stimmung bei der Erstaufführung bleibt. Den Ausschlag geben ja bekanntlich vielfach Leute, deren eigenes kritisches Urteil auf schwachen Füßen steht, die daher „gut eingeführten" Namen immer mit Vertrauen entgegenkommen. Die Macht der Reklame und die geschickt eingeleitete Sensation bewirken daher nicht nur, daß Autoren, die in diesen Künsten bewandert sind, häufiger gespielt werden als andere, sondern auch häufiger Erfolge erringen. Sie besetzen die Plätze am Tisch der Literatur und drängen mehr zurückhaltende, ernstere, tiefere Talente in den Hintergrund.

Da aber Berlin im Theaterleben Deutschlands das große Sieb ist, auf das die meisten Bühnenleiter in den Provinzen sorgfältig achten, um sich selber Durchfälle zu ersparen, Stücke aber, die in Berlin gefallen, ohne Risiko zu übernehmen, so wird die deutsche Dramatik, die deutsche Dichtung von der Reklame regiert. Selbst die Kritik ist auf die Dauer machtlos gegen diese modernen Mächte. Was die Kliquenwirtschaft, Vettermichelei, der verdorbene Geschmack einer gewissen literarischen Halbwelt und verwandte Faktoren gerade in Berlin, dem Ausgangspunkt alles Neuen, alles Gefragten für schädigende Einwirkungen auf unsere Literatur haben, das verdient eine besondere Betrachtung. Karl Strecker.

Digitized by Google

Buchkritik

Neue Gedichte. Von Frey Adolf. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1913, 132 S. Preis geb. M. 3,—.

Der kleine, vornehm und geschmackvoll ausgestattete Band bringt wohl nur eine Auslese aus Freys jüngstem lyrischen Schaffen. Es scheint dem Dichter nicht daran gelegen zu haben, sich mit einem aufdringlich umfangreichen Gedichtbuch zu präsentieren, dafür aber das Reifste, Schönste, Erlesenste seiner intimen Kunst zu vereinigen. Von den etwa sechzig Gedichten dieser Sammlung möchte man keines missen. Wer Gelegenheit hat, regelmäßig neue Gedichtbände kennen zu lernen mit ihrer meist in die Augen springenden Armut, der staunt vor dieser außerordentlichen Fülle, die hier ein Dichter seiner Gemeinde ausbreitet, vor diesem Reichtum an tiefen Gedanken und ungeheuchelten Empfindungen, mit denen er die menschlich notwendigen Wechsel des Lebens begleitet. Der Leser staunt aber auch vor dieser Schönheit und Kraft der Sprache. Der Rhythmus der Verse ist fest gefügt, und es findet sich keiner, dem man eine längere Reife in der Werkstatt des Dichters wünschen müßte. Gerade diese Vollendung der Form, die sich mit der künstlerischen Echtheit des von dem Dichter Gesagten und zu Sagenden paart, macht diese kleine Sammlung zu einem Ereignis. Für die Schönheit der Sprache und den Reichtum der Ausdrücke, der Frey zu Gebote steht, legt fast jedes Gedicht Zeugnis ab; die ganze Fülle seiner Diktion kann er an Naturschilderungen verschwenden.

In vier Gruppen: „Lieb und Leid", „Schatten und Gestalten", „Unter Sonne und Sternen" und „Schelmenwinkel" sind die Gedichte vereinigt. Unter den „Schatten und Gestalten" findet sich „1813", das den Text zu dem preisgekrönten Kaiserlied Friedrich Hegars bildete, und findet sich auch das Gedicht „Des Fiedlers Dank", dem man Eingang in jede Anthologie wünschen muß. Aus dem Reich der Schatten erscheint ein Fiedler, den der Dichter einst an einem stillen Abend mit einer Flasche Wein gelabt hat und der ihm ein Danklied vorfiedelt, als der Dichter selber nach einer Zeit des schwersten Kummers wieder ein Aufatmen finden kann. Ein schalkhaftes Lächeln spukt im „Schelmenwinkel": da spottet der Dichter über die Goetheforscher, die nüchtern und schematisch die Liebe Goethes zu Charlotte untersuchen, lacht über den „Verein der bewährten Sach- und Fachgelehrten, Sehr beschlagen, unerhört belesen, Die schon lange Kern und tiefstes Wesen Dieser Liebe zu erspähn begehrten." Sein eigen Jägerglück schont der Dichter nicht, und um einer Schweizer Meerflotte willen vermag er das Bild eines heraufzubeschwören, der gern „Helvetiens ältester Korsar" sein möchte. Den Beschluß macht „Die Beichte": Das Mittagsschläfchen eines wohlgenährten Beichtigers wird durch das Sündenbekenntnis eines jungen Mädchens unterbrochen, das sich anklagt, einen alten Faßreif gestohlen, ihn in seinen Rock hineingenäht und dann damit lüstern vor dem Spiegel geschwänzelt zu haben. Und während es sich deshalb der Verruchtheit zeiht, siehe da

„Auf einmal, silbern und halbverdrückt,
Durchs Gotteshaus ein Lachen zückt
Aus der steinernden Nische an der Wand:
Die geschnitzte Maria mit weißer Hand
Lupft überm blanken Opferstock
Bis über die Knöchel den schweren Rock:
Die Benedeite, die Reine, die Süße,
Sie zeigt die feinen, zierlichen Füße."

Dr. Janko.

Digitized by Google

Südafrikanische Novellen. Von Hans Grimm. Frankfurt a. M. 1913. Literarische Anstalt Rütten u. Loening. 330 S. Preis geh. M. 4.—.

In diesem Buche eines Kaufmanns, der sich manches Jahr im deutschen und englischen Südafrika umgetan hat, tritt ein Dichter zum ersten Male vor die Öffentlichkeit, der über nicht gewöhnliche Gestaltungskraft verfügt und intime Kunde von den verborgenen Trieben des weißen wie des schwarzen Menschen besitzt. Den literarischen Kritiker fesselt die ganze Art dieser so schlicht erzählten Geschichten; der Kenner südafrikanischer Verhältnisse ist erstaunt über die Naturtreue der Landschaft und der Menschen in ihr. Fast jede einzelne Erzählung muß man ein Meisterwerk nennen, und jede einzelne schlägt neue Töne an. So Eigenartiges und so Gutes hatte die deutsche Literatur auf dem Gebiete der Kolonialerzählung bislang noch nicht aufzuweisen; wenn man überhaupt vergleichen will, muß man schon auf Sealsfield zurückgreifen, an dessen Herbheit manches erinnert. „Mordenaars Graf" ist in seiner Art ganz sicher so bedeutend wie Sealsfields „Prärie am Jacinto": das ist ein hohes Lob, aber gewiß nicht übertrieben. Glänzend ist die psychologische Entwicklung in der Novelle „Aus John Rukwas Lehrjahren" durchgeführt; mit überraschender Kenntnis des Denkens und Empfindens eines Kaffern hat hier Grimm die kulturelle Verbildung eines Primitiven bis zum Verbrecher und frommen Missionsschüler geschildert. In der längsten und literarisch künstlerischsten Novelle des Buches: „Wie Grete aufhörte, ein Kind zu sein" weht es uns heiß entgegen von der wilden, schwülen Erotik dieses südafrikanischen Sandes, der bis zum Vergessen des Rassebewußtseins das Herz versengt. Alles in allem: hier ist ein Buch, das bleiben wird.

Dr. Adolf Heilborn.

Rote Nelken. Sozialer Roman von Lucy Gräfin Uxkull. Berlin 1913. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 383 S. Preis M. 4. —.

Um dem neuen Werk der bekannten Verfasserin gerecht zu werden, ist es nicht unwichtig, den Weg zu verfolgen, der sie zu ihm führte: aus dem Zeitalter des unumschränkten Cäsarentums, das sie im „Cesare Borgia" glänzend beherrscht, gleitet sie in die Gegenwart und zeigt in den „Wegen des Freiherrn v. Wolfsburg" die zermalmende Wucht des Kapitalismus. Es mußte die kühne Frau reizen, nach diesem tapferen Buch den großen sozialen Fragen der Zeit näherzutreten. Mit erstaunlicher Schärfe schildert sie in den „Roten Nelken" den Titanenkampf zwischen Kapital und Arbeit, rückt die erbitterten Kämpfe der hungernden Verzweiflung gegen die herrschende Bourgeoisie in einem mit ungewöhnlich dramatischer Kraft geschilderten Massenkampf der Aufständigen gegen herbeigerufenes Militär in grelles Licht, zeigt uns vor allem die Parteienzerklüftung, die kleinliche Intrigenwirtschaft, die Fesselung, die sich Millionen gefallen lassen in der Hoffnung, daß aus diesen Zuständen doch noch eines Tages das Glück der allgemeinen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit hervorgehen wird. In einer Zeit, da der Klassenkampf zu einer Höhe angewachsen ist, daß er uns sogar den Gebärstreik bringen konnte, ist dieses Buch in seiner abgeklärten, künstlerischen Form, mit seiner unerbittlichen Logik von sozialer Bedeutung. Es hat der Verfasserin wohl daran gelegen, in ihrem Helden des Sozialismus höchste Ideale zu verkörpern, die erhaben und licht wie die Gottheit selbst der geknechteten Menschheit vorschwebten, seitdem die Donnerworte gesprochen wurden: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" Ein Segen soll die Arbeit werden; soll kein Fluch mehr sein; soll den geistig Darbenden das Mittel sein, um — von der Einzelsorge befreit — in harmonischer Ausübung aller Fähigkeiten leben zu können. Wie der Erde größter Sozialist, wie Christus, so will Wegener durch Entwertung des Begriffes „Kapitalismus" des Lebens innere Güter neu erstehen lassen; geistige Freiheit, freie Entwicklung der Persönlichkeit erwartet er von der Zertrümmerung dieser ungeheuren Macht. Der Gewalt der Massen bedarf er, um diesen Sieg zu erringen. Deren äußerste Ziele aber sind Lohn- und Brotfragen. Sie haben ihr Programm,

Digitized by Google

das einmal in rührenden Worten so kurz zusammengefaßt wurde:

Was wir begehren von der Zukunft Fernen?
Daß Arbeit uns und Brot gerüstet stehn;
Daß unsre Kinder in der Schule lernen
Und unsre Greise nicht mehr betteln gehn.

Wegener will, ein moderner Prometheus, diesen Massen den zündenden Funken bringen, und das „Hosianna" wird zum „Steiniget ihn!" in dem Augenblick, da er dem Programm der Partei untreu wird. Nicht das Licht ist Gott — Gott ist die Masse! Ohne Bedeutung ist des Einzelnen Schaffen im Dienst der Allgemeinheit; ohne Geltung bleibt das Gesetz, das der eben verstorbene Wallace vor 60 Jahren entdeckte: das höher Geartete ist bestimmt, das Niedere zu überwinden. Die Masse ist die Macht! Die Masse, geleitet von Führern, die aus ihrer Führerschaft ein Handwerk machen und sich von diesem Handwerk mit ihren Familien sättigen wie noch jeder gute Bourgeois! Der Konflikt liegt zwischen den materiellen Begierden der Massen und den Bestrebungen Wegeners für sie nach innerlichen geistigen Gütern einestells; und anderntells zwischen den Machtgelüsten des Demos und dem Willen zur Macht der Persönlichkeit. Dieser drängt Wegener auch weiter und weiter aus der Parteiorganisation und läßt ihn in dem glänzend geführten Dialog zwischen Wegener und Plothow eine Brücke zu den jetzigen Machthabern suchen, um in ihre Reihen einzudringen. Auf diesem gefährlichen Wege begegnet er dem Weibe, das sein Verhängnis besiegelt.

In Strömen von Blut ist noch immer der Massen Sehnsucht nach menschenwürdigem Dasein erstickt. Aber die soziale Idee, die weit über den Parteien steht, die lebt! Man tötet keine Ideen. Es fiel ein Streiter. Aber an seine Stelle werden andere treten, deren höchstes Ziel es ist, den Menschen das Glück zu bringen.

Ein tiefes, reifes Buch!

Meta Schoepp.

Die Darstellung des menschlichen Körpers in der Kunst. Von C. H. Straß. Verlag von Julius Springer, Berlin 1914. X. 322 S. Preis M. 12.—.

Es läßt sich nicht leugnen: Unser Verhältnis zur Kunst ist letzten Endes bedingt durch unser Verhältnis zur Natur, durch unsere Kenntnisse von dieser. Wir messen das Kunstwerk fast unbewußt an der Natur. Wenn die einzelnen Menschen dabei zu ganz verschiedenen Ergebnissen gelangen, so liegt das vielleicht weniger an der Ungleichheit ihres Kunstgefühls als an den verschiedenen Graden ihres Wissens von der Natur, von der Erscheinungswelt. Der eine ist mit einer annähernden Wiedergabe der Wirklichkeit im Kunstwerk zufrieden, weil er von dieser auch nur oberflächliche Kenntnisse hat, der andere wieder fordert eine absolut treue Wiedergabe, weil ihm die Natur in allen ihren Bildungen zu kostbar und schön erscheint, als daß er gleichgültig bleiben könnte, wenn er sie nur mangelhaft im Kunstwerk wiederfindet. Wie es den Künstler drängt und treibt, die Natur ins Kunstwerk zu übersetzen, so fühlt der Kunstgenießende das Verlangen, in der Schöpfung des Künstlers die Natur zu suchen, an ihrem durch die Kunst verklärten Bilde sich zu erfreuen. Aber wie wenige kennen die Natur, wie wenige sind imstande, die Leistung des Künstlers in ihren letzten Feinheiten zu würdigen! Am schlimmsten ist es in dieser Beziehung um die Kenntnis des Menschen von sich selbst bestellt. Die wenigsten wissen um den Bau des menschlichen Körpers Bescheid, sind fähig, seine Darstellung in der Kunst zu beurteilen. Jedes Zeitalter hat den Menschen anders gesehen, ein eigenes Ideal von dessen Körper aufgestellt. Zwischen dem Doryphoros des Polyklet und dem Adam Dürers, zwischen der Venus von Milo und der Bathseba Rembrandts, zwischen der Eva Michelangelos und der Olympia von Manet findet man keine Zusammenhänge. Da kommt jetzt denen, die sich ernsthaft belehren wollen, das ganz vortreffliche, mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Werk von C. H. Straß zu Hilfe. Der Verfasser ist durch eine umfangreiche, in Buchform schon vor Jahren veröffentlichte Studie

Digitized by Google

„Die Schönheit des weiblichen Körpers" in Künstler- und Laientreisen höchst vorteilhaft als ein wissenschaftlicher, zugleich aber auch künstlerisch sehender und empfindender Kenner des menschlichen Körpers bekannt. Offenbarte er damals seine Fähigkeit, das Schöne in der Natur mit dem Schönen in der Kunst in Beziehung zu bringen und aneinander zu erklären, auf einem Spezialgebiet, so faßt er in seinem neuen Werke das Thema weiter und führt den Belehrungsuchenden durch das ganze Reich der Kunst, soweit diese sich mit der Erscheinung des Menschen beschäftigt hat. An der Hand von etwa einem vierteltausend Abbildungen weist er nach, welchen vielfachen Schwankungen das Wissen vom Bau des menschlichen Körpers bei den Künstlern unterworfen war und wie eigentlich jede Zeit und jede starke künstlerische Persönlichkeit den Menschen anders und auf eigene Weise dargestellt hat. Nach einer ausgezeichneten Einleitung, die sich mit dem natürlichen und künstlerischen Kanon des menschlichen Körpers beschäftigt, sucht er eine fruchtbare Verbindung herzustellen zwischen der Kunstwissenschaft, die zwischen guten und schlechten Werken, und der Naturwissenschaft, die zwischen schönen und häßlichen, zwischen gesunden und kranken Körpern unterscheiden muß. Wahrhaftig kein leichtes Stück; denn es gehören zwei Eigenschaften dazu: Dünkellosigkeit auf der Seite des wissenschaftlich gebildeten Anatomen und tiefe Einsicht in das Wesen der Kunst und die Absichten der Künstler. Nach beiden Richtungen läßt Straß keinen Wunsch unerfüllt. Mit Takt und Feingefühl wird er der Wissenschaft wie der Kunst gerecht, so daß sein Buch für beide Gebiete einen entschiedenen Gewinn bedeutet. Aber auch für jeden Liebhaber der Kunst; denn es bildet eine nicht hoch genug zu rühmende Unterweisung in der immer noch sehr im Argen liegenden Kunst des Sehens. Daß Straß hier und da das naturwissenschaftliche Gebiet verläßt, um in lebhafter Begeisterung das der Aesthetik und der Stilkritik zu betreten, wird ihm niemand übelnehmen, der Empfindung dafür hat, daß Straß aus einem angeborenen und durch eingehende Studien hochentwickelten Gefühl für Kunst naturgemäß zu bestimmten Meinungen und Urteilen kommen mußte. Seine Würdigungen Michelangelos und Rodins, sein noch von keinem Berufskunsthistoriker gegebener Hinweis darauf, daß der bemalte holzgeschnitzte Christus des Martinez Montañez in der Kathedrale von Sevilla für die moderne Plastik einen ähnlichen Höhepunkt bedeutet wie die knidische Aphrodite des Praxiteles für die antike, beweisen zur Genüge, daß Straß auch als Kunstgelehrter seinen Mann steht. Wer Michelangelo als Maler, Rubens und Rembrandt so verständnisvoll beurteilt und von Trübners Akten aus Überzeugung sagt, sie seien anatomische Meisterstücke, steht selbst mit den Augen eines Künstlers. Seit Wölfflins „Klassischer Kunst" hat die Kunstwissenschaft kein Buch hervorgebracht, in dem das Problem des menschlichen Körpers für die Kunst so wirkungsvoll und so instruktiv beleuchtet worden ist, wie in diesem Werke von Straß. Wenn dieser auch nicht die gemeißelte Sprache des Münchner Kunsthistorikers schreibt, so gehört sein Buch doch zu denen, die man mit Vergnügen liest. Richtig und klar Gedachtes wird klar und allgemeinverständlich gesagt, und darum ist zu wünschen, daß nicht nur Künstler und Kunstgelehrte zu dem Werke von Straß greifen, sondern gerade auch alle Kunstfreunde, die ihr Verhältnis zur Kunst verbessern und stärken wollen.

Hans Rosenhagen.

Nachdruck verboten. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Alle für die Redaktion des „Greif" bestimmten Zusendungen werden ohne Namensnennung nach Berlin W 35, Schöneberger Ufer 29 erbeten.
Für die Redaktion verantwortlich: Karl Rosner in Berlin-Wilmersdorf.
Alleinige Inseratenannahme: Annoncenexpedition Rudolf Mosse.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Emil Fischer in Berlin-Friedenau.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Zweigniederlassung Berlin.

Digitized by Google

Der Greif

Cotta'sche Monatsschrift

Herausgeber:

Karl Rosner u. Dr. Eduard von der Hellen

1. Jahrgang. 1913/1914 Heft 6. März 1914

Deutschland und Rußland.

Von

Professor Dr. Otto Hoetzsch.

Fassen wir das Thema „Deutschland und Rußland" zunächst von der rein politischen Seite, von der Seite der Beziehungen der beiden Staaten zueinander, so sind diese nur ganz ausnahmsweise direkt feindlich gewesen. Schon unter dem großen Kurfürsten haben freundschaftliche Beziehungen mit den Romanows in Moskau bestanden. Damals wird Rußland ein immer wichtigerer Faktor in den großen Kämpfen um baltisches Meer und baltisches Land, in denen die Interessengemeinschaft zwischen ihm und Preußen gegenüber den beiden anderen Rivalen, gegen Polen und Schweden, bald stark hervortrat. Diese wird nur auf eine verhältnismäßig kurze Zeit unterbrochen, als Rußland in die Koalition des Fürsten Kaunitz eintrat. Sonst sehen wir gemeinsames Arbeiten zwischen Peter dem Großen und Friedrich Wilhelm I., zwischen Katharina II. und Friedrich dem Großen, in den Befreiungskriegen und weiter, bis diese Interessengemeinschaft durch die Heirat des späteren Zaren Nikolai I. mit der Prinzessin Charlotte, der Schwester unseres alten Kaisers, auch zu enger persönlicher Freundschaft zwischen den Dynastien Romanow und Hohenzollern führte. Noch Alexander II. hat daran entschieden und herzlich festgehalten. Unter Alexander III. hat sich das freilich geändert; die allgemeine Abneigung gegen die Deutschen kam mit den panslawistischen, österreich-feindlichen Bestrebungen zusammen, um eine andere Orientierung der russischen Politik einzuleiten. Aber trotzdem haben wir nicht zu vergessen, wie 1828 auf 29, in den polnischen Aufständen von 1830/31 und 1863, im Krimkrieg, im Kriege

 Copyright, 1914, by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

1877 auf 78 und im japanischen Kriege Preußen und Deutschland freundschaftlich neben Rußland stand und dafür die russische Politik mit dem gleichen erwiderte in den Kämpfen 1866 und 1870, wie das Kaiser Wilhelm I. immer besonders gern dankbar anerkannt hat.

Daneben steht aber auch die Annäherung an Frankreich, den Bundesgenossen, den Gortschakow seit 1856 suchte, als die Zeit der russischen Vorherrschaft in Europa zu Ende gegangen war. Der Gedanke der russischen Politik ist dabei, bei aller persönlich verschiedenen Stellung Alexanders II. und III. zu Deutschland und dessen Kaiserdynastie, durchgehend der gleiche. War Alexander II. im deutsch-französischen Kriege neutral, also auf seiten Preußen-Deutschlands, weil er die Wirkungen eines französischen Sieges auf das europäische Gleichgewicht und im besonderen auf die russische Polenfrage voraussah und fürchtete, so stand sein Sohn unter dem Druck des Mißbehagens und Mißtrauens, das nun wiederum die Entstehung des deutschen Kaiserreiches bei allen Großmächten Europas wachgerufen hatte. Dem hatte sich schon Alexander II. nicht entzogen, und auch er hat darum schon nach Frankreich hingeblickt. Denn die Wurzeln des Zweibundes liegen keineswegs erst in den ersten neunziger Jahren, sondern ganz deutlich bereits in der bekannten großen Krise von 1875 — man denke an Alexanders Gespräch mit dem französischen Botschafter in Petersburg Le Flô vom 14. April 1875. Und die wirtschaftliche Festigung der politischen Annäherung durch Anleihen Rußlands auf dem französischen Kapitalmarkt hat auch bereits unter Bismarck begonnen, als 1888 Hoskier und Wyschnegradskij die erste große russische Anleihe bei Frankreich abschlossen und Bismarck darauf die Lombardierung russischer Werte bei den amtlichen deutschen Bankstellen verbot. Es ist bekannt, wie die erzwungene „Option" Deutschlands für Österreich im Balkankonflikt der siebziger Jahre und die Enttäuschung Rußlands durch das Ergebnis des Berliner Kongresses diese erst nur theoretische Entfremdung Deutschlands und Rußlands trotz aller Gegenbemühungen Bismarcks in eine konkrete Gegnerschaft umwandelte. Man mußte sich darum in Deutschland in den achtziger Jahren immer mehr mit dem Gedanken vertraut machen, daß die alte Interessen- und Herzensgemeinschaft vorbei sei, und rechnete mit dem Krieg „nach zwei Fronten", — was immer deutlicher wurde, je näher Rußland und Frankreich einander rückten. Schon 1889, wird behauptet, ist ein direkter Allianzkontrakt zwischen ihnen beiden redigiert worden, den Alexander III. 1892 billigte; 1898 hat dann Nikolai II. das Wort von der „nation alliée" feierlich ausgesprochen.

Es wäre schwer gewesen, wenn in den achtziger und ersten neunziger Jahren aus irgendeinem Anlaß der Zweifrontenkrieg

Digitized by Google

für Deutschland ausgebrochen wäre, zu bezeichnen, wo dabei der reale Gegensatz zwischen Deutschland und Rußland gelegen hätte und was, da Deutschland ja an einen Krieg gegen Rußland von sich aus nicht dachte, das praktische Ziel Rußlands in einem solchen Kriege gegen Deutschland gewesen wäre. Man muß schon weit in die Geschichte zurückgreifen, etwa das sog. Testament Peters des Großen und die Idee einer Eroberung der deutschen Weichselmündung wieder aufleben lassen, wenn man darauf eine Antwort geben will. Die Einsicht, daß tatsächlich keine politischen, territorialen Reibungsflächen zwischen Deutschland und Rußland vorhanden sind, hat denn auch — in Verbindung mit der Wendung nach Asien, aber auch bei dem in der Gegenwart wieder aufgenommenen Interesse an der orientalischen Frage — bewirkt, daß trotz zeitweise starker Abkühlung der politischen Beziehungen der Konflikt mit den Waffen nicht zum Ausbruch gekommen ist. Trotz des immer enger gewordenen Bündnisses mit Frankreich hat sich die russische Politik in einen entschiedenen Gegensatz gegen Deutschland nicht — auch nicht durch die direkt darauf ausgehende Politik Englands unter Edward VII. — hereinziehen lassen. Neben Kronstadt und Toulon und jener Rede des Zaren von 1898 an die „verbündete" Nation stehen die Zusammenkünfte Nikolais II. mit unserem Kaiser in Björkö, Swinemünde und Reval und steht das Abkommen von Potsdam 1911.

Überblicken wir diese Politik im Zusammenhang, so sehen wir in ihr — neben einer ganzen Reihe anderer, auch mitsprechender Tendenzen — den Grundgedanken, daß Rußland eine Vormacht Deutschlands in Europa unter keinen Umständen wünscht, daß man sich aber an die Veränderung der Lage gewöhnt hat, die das Jahr 1870, die Entstehung des deutschen Reiches heraufgeführt hat: wir spüren den Unterschied gegenüber der älteren Generation ja deutlich, der sich daraus von selbst ergibt, daß Zar Nikolai und die Staatsmänner, denen er sein Vertrauen schenkt, n a ch der Gründung des Deutschen Reiches aufgewachsen sind. So fassen sie auch, wie seitens der jetzt leitenden Staatsmänner öfter ausgesprochen worden ist, die politischen Beziehungen zwischen beiden Staaten auf: daß Reibungsflächen und direkte politische Interessengegensätze zwischen ihnen schlechterdings nicht bestehen — und das ist ja auch die Auffassung, die die deutsche Politik beherrscht. Damit ist die Möglichkeit freundlicher politischer Beziehungen heute in erheblich anderer Weise gegeben als zur Zeit Bismarcks — Schikanen gegen deutsche Luftballons oder angebliche deutsche Spione ändern daran nichts prinzipielles. Tangiert können diese Beziehungen werden, wenn die Entwicklung der orientalischen Frage beide Mächte in einen direkten Gegensatz bringt oder wenn die französische Revanche-Idee den Bündnisfall sowohl für den Zweibund wie für den Dreibund er-

Digitized by Google

zwingt. Enger gezogen dagegen werden sie durch die — heute selten öffentlich hervortretende, aber versteckt immer sehr stark vorhandene und wirksame — Interessengemeinschaft in der polnischen Frage: beide Staaten sind und müssen Todfeinde jeder Hoffnung auf das Wiedererstehen eines polnischen Staates sein. Und mit immer mehr Inhalt werden sie erfüllt, je stärker der wirtschaftliche Zusammenhang zwischen beiden wird.

* * *

Wenn zwischen Deutschland und Rußland politisch keine Reibungsflächen vorhanden waren und sind, so hat das zwar im ganzen 19. Jahrhundert einen ernsthaften Konflikt zwischen ihnen verhindert, aber zugleich lag in diesem Verhältnis wie stets in solcher politischen Lage zweier Staaten zueinander, die zunächst so sehr günstig für den Frieden erscheint, die Schwäche, daß beide einander dann auch nichts zu bieten hatten. Diese Schwäche hat sich in den deutsch-russischen Beziehungen immer fühlbar gemacht und ist, manchmal mit Recht, manchmal mit Unrecht — Bismarck weist seinen kaiserlichen Herrn, als der Bund mit Österreich im Werke war, einmal (in den Bemerkungen zum Schreiben Alexanders II. vom 15. August 1879) nachdrücklich auf diesen Zusammenhang hin — begreiflicherweise in Rußland immer besonders empfunden und betont worden. Die Argumentation war innerlich unberechtigt, aber sie bestand und war wirksam: wir haben Deutschland den Sieg gegen Frankreich ermöglicht, dafür hilft es uns nicht einmal zu dem (in San Stefano in Aussicht genommenen) Großbulgarien. Es wäre töricht, den Blick gegen diese Lage und Auffassung verschleiern zu wollen. Sie wird aber nun sehr lebhaft korrigiert durch die Gestaltung, die die nicht-politischen, also zunächst die wirtschaftlichen Beziehungen beider Staaten zueinander gewonnen haben.

Wir haben nachher von den psychologischen Folgen zu sprechen, die die kulturelle Beeinflussung Rußlands durch die Deutschen seit dem 16. Jahrhundert auf die öffentliche Meinung Rußlands gehabt hat. Die politischen Beziehungen beider hat sie nicht gebessert; soviel zweifellos Rußland davon gehabt hat, so wenig nahm seine öffentliche Meinung daraus Anlaß zu freundschaftlicher Stellung oder Dank. Das ist im Völkerleben immer und überall so gewesen, und wir haben keinen Grund, daraus den Russen einen besonderen Vorwurf zu machen. Dergleichen Beeinflussungen und Rezeptionen schaffen eben an sich noch keine reale Interessengemeinschaft.

Diese ist aber seit rund zwei Jahrzehnten insofern im Werden, als der wirtschaftliche Zusammenhang, der beide interessiert, zwischen beiden Staaten immer stärker geworden ist. Die Einfuhr Rußlands nach Deutschland betrug 1903: 841, 1912: 1527 (mit Finnland 1563) Millionen Mark, die Ausfuhr Deutschlands nach

Digitized by Google

Rußland 1903: 413, 1912: 679 (mit Finnland 762) Millionen Mark. Im Jahre 1912 betrug der Einfuhr- und Ausfuhrhandel Deutschlands mit Rußland 2,2 Milliarden Mark, Rußlands mit Deutschland 2,1 Milliarden; das ist 1/7 vom Gesamthandel Deutschlands und fast die Hälfte von dem Rußlands. 1912 nahm Deutschland 31,7 Prozent der russischen Gesamtausfuhr auf und lieferte 50 Prozent des russischen Imports, und nahm Rußland über 7 Prozent unserer Ausfuhr auf, während es 14 Prozent unseres Imports lieferte. So steht Deutschland im russischen Außenhandel in Einfuhr und Ausfuhr an erster Stelle, Rußland in der deutschen Einfuhr bei weitem an erster, in unserer Ausfuhr an fünfter Stelle.

Wir übersehen natürlich nicht, daß diese Statistiken des reinen Handelsverkehrs cum grano salis zu betrachten sind, auch daß es letzten Endes auf die Aktiva und Passiva gegeneinander im Ganzen ankommt. Immerhin genügen diese Zahlen als Beweis, daß beide Volkswirtschaften einander beste Abnehmer sind und daß weite Kreise in ihnen beiden — Landwirtschaft und Industrie, Arbeitgeber und Arbeitnehmer — an diesen Beziehungen lebhaft interessiert sind.

Wenn auch weit älteren Datums, sind sie auf eine feste Basis doch erst mit dem deutsch-russischen Handelsvertrag von 1894 gestellt worden, in dem Rußland zuerst, auf seine bisherige Tarifautonomie verzichtend, in einem relativ langfristigen Vertrage seine Zollpolitik band, und mit der Durchführung der Goldwährung durch den Grafen Witte. Die Idee in vielen deutschen Kreisen war damals etwa die, daß Rußland Deutschland Getreide (und Saisonarbeiter) und Deutschland Rußland dafür industrielle Ganz- oder Halbfabrikate liefere. Diese Auffassung von der Arbeitsteilung zwischen beiden Volkswirtschaften war freilich zu einfach und zu eng, um auf die Dauer ihre Interessen richtig auszudrücken. Insonderheit kam dabei die deutsche Landwirtschaft infolge der zu tief angesetzten Vertragszölle erheblich zu kurz. Und die Industrie, die in erster Linie Vorteile für die Maschineneinfuhr nach Rußland sah und erstrebte, wurde darauf hingewiesen, daß — es ist wohl ein Wort von Schulze-Gaevernitz — Maschineneinfuhr nur gestundete Fabrikatausfuhr sei, weil der Import von Maschinen ja gerade die Industrie des Importlandes direkt entwickelt.

Es ist hier nicht möglich — für die Zeit der Geltung des letzten Handelsvertrages von 1904*) liegen auch die Vorarbeiten dazu noch nicht genügend vor — im Einzelnen zu schildern, wie sich unter der Wirkung dieser Vertragsverhältnisse die wirtschaftlichen Be-

*) Genauer: des Zusatzvertrages zum russischen Handelsvertrag vom 15./28. Juli 1904.

Digitized by Google

ziehungen beider Länder weiter entwickelt, verengt und kompliziert haben. Sie treten nun möglicherweise in ein kritisches Stadium, da der jetzt geltende Handelsvertrag mit dem 31. Dezember 1917 abläuft und bereits Anzeichen genug vorliegen, daß Rußland seine jetzige Position, die weltwirtschaftlich wie weltpolitisch ungleich fester ist als 1903/04, auch entschieden ausnutzen will. Es bereitet sich auf die Vertragsverhandlungen umfassend vor, umfangreiche statistische Vorarbeiten sollen jetzt beendet sein, sein Handels- (S. J. Timaschew) wie sein Landwirtschafts-Minister (A. W. Kriwoschein) und das Finanzministerium rüsten ihre Ressorts dafür bereits durch Kommissionen, Enqueten und Experten. Auch eine ganze Reihe literarischer Arbeiten zur Erneuerung des Vertrages sind schon erschienen oder in Vorbereitung, von denen die wichtigsten von der rührigen und energischen (von Denissow geleiteten) „Exportkammer" (Exportnaja palata) stammen. Man sieht also in Rußland den Verhandlungen mit ganz anderer Vorbereitung und Interessiertheit entgegen als denen für die Verträge von 1894 und 1904, die mit ziemlicher Gleichgültigkeit betrachtet wurden, und unzweifelhaft kann daher diese Frage die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland sehr wesentlich berühren.

Soweit bisher Klarheit zu gewinnen ist, fordert die — vor allem im „Konseil der Kongresse der Vertreter für Handel und Industrie" organisierte — Industrie einen ausgedehnten Zollschutz im Sinne des wirtschaftlichen Abschlusses nach außen und des bekannten neu-merkantilistischen Wirtschaftsselbständigkeitsideals; man meint auch diese Wünsche durchsetzen zu können, weil man glaubt, Deutschland sei unbedingt auf die russische Getreideeinfuhr angewiesen. Andererseits erstrebt die russische Landwirtschaft die Beseitigung der ihr gefährlichen deutschen Getreideeinfuhr nach Rußland durch einen Einfuhrzoll auf Getreide*) und einen Ausfuhrzoll auf Kleie, Lein- und Hanfkuchen. Man fordert die Beseitigung des deutschen Einfuhrscheinsystems, das vornehmlich die deutsche Roggeneinfuhr nach Rußland und deren gefährliche Konkurrenz auf dem finnischen und skandinavischen Markte ermögliche, und denkt die Bereitwilligkeit Deutschlands dazu herbeizuführen, indem man durch Erschwerung der Saisonarbeiterauswanderung aus Rußland nach Deutschland die ostdeutsche Landwirtschaft am Lebensnerv bedrohen will.**)

Solche Forderungen der Interessentengruppen werden die Einigung nicht leicht machen, und man wird dabei, ganz im Gegensatz zu Bismarcks Standpunkt, daß politische Freundschaft und

*) Der bezügliche Gesetzentwurf liegt bereits dem Ministerrat vor.

**) Außerdem geht das Streben auf Erleichterung der Vieh- und Fleischeinfuhr nach Deutschland.

Digitized by Google

wirtschaftliche Gegnerschaft zwischen zwei Staaten sehr wohl möglich sei, sicher gerade hier die Erfahrung machen, daß wirtschaftliche Reibungen auch sehr entschieden politisch ausgenutzt werden können. Es ist hier weder Ort noch Veranlassung, die deutsche Gegenstellung dazu zu präzisieren. Das aber ist klar, daß, wenn Rußland heute zweifellos gefestigter an diese Verhandlungen herangeht, es zunächst noch durchaus auf den Getreideexport angewiesen bleibt und daß Deutschland dafür zwar sein Hauptabnehmer, aber keineswegs unbedingt auf diesen Bezug angewiesen ist. Ferner: noch ist niemand in der Lage, ein allseitig begründetes Urteil über die russische Agrarreform und noch weniger über ihre weltwirtschaftlichen Konsequenzen abgeben zu können. Aber täuschen nicht alle Beobachtungen,*) so werden zwei Folgen wohl sicher eintreten. Mit fortschreitender Konsolidierung der Staatsfinanzen und der Volkswirtschaft überhaupt wird der forcierte Getreideexport immer weniger möglich und immer weniger in dem Maße wie bisher notwendig, und mit fortschreitender Agrarreform wird Rußland immer mehr aufhören, Saisonarbeiterauswandererland, Menschenexportland zu sein wie bisher. Wir glauben nicht recht an das Gespenst, das vor kurzem in Gestalt eines Auswanderungsverbots für Arbeiter nach Deutschland auftauchte: eine periodische Elementarbewegung von Hunderttausenden alljährlich läßt sich auch vom stärksten Polizeistaat nicht aufhalten, und woher nähme man den Ersatz für den entgehenden, nach vielen Millionen zu berechnenden Arbeitslohn? — von der Verletzung der Freizügigkeit ganz zu schweigen. Aber es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß das heutige Verhältnis ewig dauern müsse, oder gar daß im Gegenteil die Agrarreform (als Arbeitskräfte freisetzende Bauernbefreiung) die Versorgung unseres Ostens mit Saisonarbeitern noch erleichtern würde. Das Proletariat, das durch Stolypins Gesetz rechtlich dazu wird, war tatsächlich längst Proletariat, eine zahlenmäßige Vermehrung tritt also durch die Agrarreform nicht ein, die im Gegenteil, zugleich als innere Kolonisation im Mutterlande und mit der Erschließung Westsibiriens, mehr bäuerlichen Nahrungen Platz schafft als bisher. Wenn die Agrarreform also eine Wirkung auf die Saisonarbeiterwanderung — die übrigens großenteils aus den polnischen und Westgebietsgouvernements, also aus für die Agrarreform gar nicht in Frage kommenden Gegenden kommt — haben wird, so wird sie diese erschweren, aber keinesfalls erleichtern.

Die Betrachtung der Beziehungen zwischen Deutschland und

*) Ich darf hinweisen auf das Kapitel „Agrarfrage nnd Agrarreform" in meinem „Rußland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte von 1904—1912" (Berlin, G. Reimer 1913) S. 216 ff.

Digitized by Google

Rußland in dieser Richtung wird, worauf die letzten Ausführungen schon implicite hinlenken, klarer, wenn man bedenkt, daß Rußland heute ein in ganz anderem Sinne kapitalistischer Staat geworden ist als im Anfang der neunziger Jahre. Die jetzt in russischen Zeitungen öfter zu lesenden populären Klagen, die Ausfuhr habe nachgelassen, die Einfuhr zugenommen, kommen aus dieser Entwicklung. Das kompliziert, aber vereinfacht die Lage doch auch: das alte Schema jener Arbeitsteilung zwischen Agrarexport- und Industrieimportstaat einerseits, Industrieexport- und Agrarimportstaat andererseits ist zu eng geworden und paßt heute nicht, was ein Blick auf die Hauptartikel der beiderseitigen Ein- und Ausfuhr ersichtlich macht, auf die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern. Deshalb glauben wir, daß diese Vertragsstreitigkeiten sich werden lösen lassen, weil beide Länder ein zu großes und immer wachsendes Interesse am wirtschaftlichen Verkehr miteinander haben. Notwendig ist aber, daß man sich in Deutschland mehr um die Vorbereitung kümmert, als es bisher der Fall zu sein scheint: wir müssen ein klares Bild der Wirkungen des Vertrages von 1904 gewinnen — wir müssen die schon vorhandene russische Literatur darüber, die amtlichen wie die nichtamtlichen Bemühungen verfolgen — wir müssen die Saisonarbeiterwanderung, die wiederum nur ein Teil des großen Problems der russischen Binnenwanderungen ist, genauer studieren, als es bisher geschehen ist. Ob die dafür vorhandenen Organe ausreichen, ob es sich empfiehlt, sie etwa durch eine deutsch-russische Handelskammer zu ergänzen, entzieht sich zum Teil meiner Beurteilung.

Gerade die Diskussion um die letztgenannte Frage, um eine deutsch-russische Handelskammer, die man sich wohl als freie und private Vereinigung von Firmen denkt, die diese Institution auch bezahlen*), zeigt, daß in den wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland noch manches fehlt, was der Unternehmungsgeist der Konkurrenz sich bereits geschaffen hat. Frankreich, Belgien, Italien, jetzt ganz besonders England haben solche Organe — an der „Russo-British Chamber of Commerce" hängt gleich eine „Anglo-Russian Bank" (jetzt British Bank for foreign trade), ferner ein „Anglo-Russian Trust" und ein doppelsprachiges „Journal of the Russo-british Chamber of Commerce" (jetzt im 5. Jahrgang, jährlich 6 Rubel). Man sieht, daß die anderen Wettbewerber mit aller Energie für ihre Beteiligung an der Entwicklung Rußlands zum vollen Kapitalismus arbeiten. Dabei ergibt der Vergleich, daß die Deutschen mehr das laufende Geschäft, den Handel, Spedition und Kommission, pflegen, während Engländer, Belgier,

*) Siehe den Aufsatz dazu von M. Apt, Deutsche Wirtschaftszeitung, 15. Januar 1912.

Digitized by Google

Franzosen sich mehr auf die Exploitation der Bodenschätze und die Industrie im Lande selbst geworfen haben. Nun legt sich aber die wirtschaftliche Entwicklung in Rußland immer mehr auf die zweite Richtung, in der sehr viel verloren — wie die belgisch-französischen Erfahrungen in der Krise 1899/1902 zeigen —, aber auch sehr viel verdient werden kann.

Ob jemand der Volkswirtschaft seines Landes raten will, sich auch nach dieser Richtung stärker zu engagieren, hängt von seiner allgemeinen wirtschaftlichen Überzeugung wie von dem Glauben an die Zukunft des besonderen Gebietes ab. Nun sind ja allerdings die Anlagen des deutschen Kapitals in der Welt schon so zersplittert, daß wir eher an eine Konzentrierung als an Neuanlagen denken sollten. Auch ist kein Zweifel darüber, daß die russische Wirtschaftspolitik die Dienerrolle des ausländischen Kapitals unbedingt festhält, d. h. man strebt unbedingt die Entwicklung der eigenen Industrie, der man seinen inneren Markt reservieren will, an und scheut ins extremste die Gefahr, daß fremdes Kapital irgendwo übermächtig werden könnte. Bis dieses Ziel aber auch nur annähernd erreicht ist, braucht Rußland diese Hilfstätigkeit der Fremden, und es ist nicht einzusehen, warum nicht der geographisch am günstigsten dazu gelegene Nachbar, der auch sonst dazu am meisten disponiert ist, das nicht für sich ausnutzen soll, zumal da solche immer enger werdenden wirtschaftlichen Beziehungen dämpfend auf Bestrebungen, doch Reibungen zwischen beiden Staaten zu schaffen, wirken. Eine solche politische Nebenbedeutung hat z. B. der englische Eifer auf diesem Gebiete ganz zweifellos. Und die Gefahr, daß umgekehrt Deutschland dann in drückende Abhängigkeit von Rußland käme — so wie jetzt Frankreich durch den übermäßig an Rußland gewährten Staatskredit —, liegt doch in sehr weitem Felde.

Glaubenssache ist ferner zu einem Teile, ob Rußland eine erhebliche wirtschaftliche Zukunft habe oder nicht. Vor 10 Jahren ist uns mit größter Sicherheit sein finanzieller Zusammenbruch prophezeit worden, heute sind die Äußerungen des Finanzministers Kokovcow über die finanzielle und wirtschaftliche Entwicklung Rußlands gerade in diesen zehn Jahren (die mit seiner Ministertätigkeit zusammenfallen) von hellem Optimismus durchweht. Aber auch wer sich dem nicht völlig anschließen will und im Auge behält, daß die innere Umbildung Rußlands möglicherweise noch durch schwere Erschütterungen durchgehen wird, sieht heute, daß jene Kritik am „System Witte“ mit falschen Maßstäben arbeitete und daß sie durch die Folgezeit nicht bestätigt worden ist. Zudem ist schon heute der deutsche Anteil am russischen Wirtschaftsleben so groß, daß wir auch aus diesem Grunde ein Interesse an dessen Festigung und Gesundung — wirtschaftlich ausgedrückt

Digitized by Google

an der Entwicklung des Landes zum ausgereiften Kapitalismus — haben. Aber noch mehr ist — wie obige Zahlen deutlich ersehen lassen — der russische Anteil an unserem Wirtschaftsleben so bedeutend, daß auch Rußland ein sehr lebhaftes Interesse an seiner Pflege und an seiner pfleglichen Behandlung hat.

* * *

Bisher ist hier die Frage der deutsch-russischen Beziehungen ganz rationalistisch behandelt worden, ohne die Rücksicht auf die Imponderabilien der Volksstimmungen und der öffentlichen Meinung. Es wäre jedoch töricht zu verkennen, daß zunächst auf der russischen Seite eine tiefgewurzelte und weit verbreitete Abneigung gegen Deutschland vorhanden ist. Denn jeder Blick in die russische Publizistik, von der „Nowoje Wremja" angefangen, lehrt das schlagend. In dieser Abneigung kommen eine ganze Reihe Motive und Tendenzen zusammen: vor allem der Antagonismus gegen die Ausländer überhaupt, die mit Peter dem Großen eine besonders große Rolle in Rußland erhielten, im 18. Jahrhundert, unter Anna Ivanovna, geradezu herrschten und auch im 19. Jahrhundert eine wichtige Stellung — z. B. die Deutschhalten im Hof- und Militärdienst — behielten, und unter denen die Deutschen immer die zahlreichsten und wirksamsten waren. Dieser Antagonismus konnte gefühlsmäßig begründet sein, Abneigung gegen bestimmte Eigenschaften des „Njemec", Geringschätzung wegen der politischen Schwäche des Vaterlandes der „Wurstmacher", wie die Deutschen spöttisch genannt wurden, dann das politische Mißtrauen nach dem deutsch-französischen Kriege usw. Oder er wurde auch rationalistisch, theoretisch begründet in der slawophilen Ablehnung der Vermengung mit nichtrussischen Kulturelementen überhaupt, wenn auch alle bedeutenden Slawophilen, Aksakow und Samarin, Chomjakow und Kirjeewskij, Katkow und wie sie heißen, deutsche Bildung genossen hatten und mit den Waffen der deutschen Geistesschulung gegen das Ausland kämpften. Schließlich kam noch der Panslawismus hinzu, der das Slawentum im Ganzen einen wollte und dieses immer nur kann mit der negativen Betonung des Gegensatzes gegen das Germanentum, der Furcht vor dem angeblichen Pangermanismus und seinem „Drang nach dem Osten". Aus allen diesen Quellen ist immer, d. h. schon seit dem 16. Jahrhundert — man denke an den Volksklatsch über die „deutsche" Herkunft Peters — eine weite Kreise beherrschende und tiefsitzende Abneigung gegen die Deutschen erflossen. Sie hat niemals die ganze gebildete Gesellschaft ausnahmslos, aber doch stets große Kreise in ihr beherrscht und in der Presse immer ihren Ausdruck gefunden. Durch die jahrzehntelange Freundschaft zwischen den Dynastien ist das wohl verschleiert worden, aber schon beim Besuch Kaiser Wilhelms in Petersburg 1873 kam dieser Unterschied sehr deutlich zum Ausdruck zwischen der Stimmung

Digitized by Google

des Hofes, der dem Herrscher Deutschlands einen glänzenden und herzlichen Empfang bereitete, und der der Gesellschaft, die gleichgültig, ja ablehnend daneben stand. Das Bündnis mit Frankreich, dem Antipoden Deutschlands, zu dessen Kultur und Lebensformen sich die oberen Kreise immer stark hingezogen fühlten — eine Wirkung des Hoflebens Katharinas II. —, hat so seine psychologischen Wurzeln in der öffentlichen Meinung gehabt und wird so auch heute noch von ihr getragen, wenn daneben auch die Bewunderung der Kultur und politischen Normen Englands sehr stark geworden ist. Mit diesem Faktor, daß bestimmte große Teile der russischen Gesellschaft — es ist ohne weiteres klar, warum wir dieses Wort wählen und nicht Volk sagen — durchaus Deutschland feindlich seien, vielleicht auch die amtliche Politik in dieser Richtung bestimmen würden, hat Bismarck vom Ausgang der siebziger Jahre an rechnen müssen. Mit ihr ist auch weiterhin durchaus zu rechnen, da jene Motive lebendig bleiben, und noch mehr, je mehr die Gesellschaft und die öffentliche Meinung im konstitutionellen Rußland Bewegungsfreiheit und Einflußmöglichkeit erhalten.

Bismarck hat gleichwohl daran festgehalten, daß die Pflege freundlicher Beziehungen zu Rußland für Deutschland vonnöten sei; in den „Gedanken und Erinnerungen" ist diese Idee geradezu ein Leitmotiv seiner politischen Auseinandersetzungen. Er hat dabei sehr stark mit einem Mangel an Verständnis auch in der deutschen öffentlichen Meinung zu kämpfen gehabt, der seinen Grund auch in der Abneigung gegen den anderen Staat, gegen Rußland hatte, wenn diese auch niemals so stark war wie umgekehrt. Auch ihre Motive waren verschiedenartig. Man empfand das „Wettkriechen vor Rußland" als unwürdig für das stolze deutsche Reich, man sah auf der anderen Seite nur Barbarei und Unkultur, das Gefühl empörte sich gegen Freundschaft mit einem Staate der schrankenlosen Polizeiwillkür, der sibirischen Gefängnisse usw., die politisch liberale Anschauung war gegen Beziehungen zu dem Reich des Absolutismus, die „Reaktion" im Innern stützen könnten. Später fand auch die Überzeugung von dem welthistorischen Gegensatz zwischen Germanentum und Slawentum Vertreter in Deutschland und wurde gern verlautbart. Diese Abneigung, die, wie gesagt, niemals annähernd so große Kreise der Gesellschaft in Deutschland ergriff, wie in Rußland, und auch nur ausnahmsweise die Einsicht in die realen Interessen verdunkelte, ist ferner andauernd durch einseitige und tendenziöse Informationen über die innerrussischen Verhältnisse genährt worden — in die übrigens sich durch laute Stellungnahme einzumischen oft für erlaubt galt und gilt — und noch mehr dadurch, daß man dem russischen Wesen innerlich durchaus fremd blieb. Kaum ein Volk und Staat der Welt ist heute, trotz der Massen russischer Literaturerzeugnisse, die besonders seit Beginn

Digitized by Google

der neunziger Jahre Deutschland überschwemmen, so unbekannt in ihm geblieben wie Rußland. Man spricht allgemein von der großen Bedeutung des russischen Reiches für Deutschland in politischer und wirtschaftlicher Beziehung. Aber das Urteil über das Land selbst, über seine wirtschaftliche Lage und Zukunft wie seine militärische Kraft ist außerordentlich unsicher. Und noch unsicherer ist es über den russischen Staatsgedanken, den russischen Nationalismus und sein Verhältnis zum Panslawismus, und vollends über die Aussichten einer modernen Umbildung Rußlands: vom Wesen dieses großen Prozesses in der russischen Gegenwart weiß unsere öffentliche Meinung auch der tiefer Gebildeten heute im großen und ganzen nichts. Das tritt dann bei Erfahrungen, wie sie z. B. die Studienreise der „Vereinigung für Staatswissenschaftliche Fortbildung" im Jahre 1912 den Teilnehmern gebracht hat, überraschend zutage. Die Gründe dieser Vernachlässigung, die sich auch weit in die Wissenschaft herein erstreckt, mögen dahinstehen, die Tatsache ist unbestritten, so sehr, daß wir uns an das Unnormale, das darin liegt, schon beinahe gewöhnt haben.

Nun sind so tiefgewurzelte Volksstimmungen wie die, von denen wir sprechen, nicht rasch zu wandeln, und sie werden daher bei jeder Erörterung deutsch-russischer Verhältnisse heute noch immer voll in Rechnung zu stellen sein. Dagegen haben wir es schon heute in der Hand, jenem Mangel an Kenntnis und Verständnis von Rußland gründlich abzuhelfen. Auf der anderen Seite ist dieser Mangel nicht vorhanden. Auf den Schulen Rußlands lernt man Deutsch, man studiert auf deutschen hohen Schulen, man reist in Deutschland, man besucht seine Bäder, man hat in den Deutschen Rußlands, ob reichsdeutscher oder russischer Untertanenschaft, Vermittler und Zusammenhang mit unserer Kultur, und man spürt nirgends, daß die Abneigung gegen uns, wo man auf sie trifft, vom Studium Deutschlands zurückhalte. In diesem Verhältnis muß auf die Dauer ein Moment der Schwäche für uns um so mehr liegen, als die anderen westeuropäischen Nationen, England wie Frankreich, sehr lebhaft an der Arbeit sind, für sich diesen dort auch vorhandenen Mangel gut zu machen. Es sei für England nur erinnert an jene englisch-russische Handelskammer, an das „Russian Yearbook" von H. P. Kennard, die Zeitschrift „Russian Review" und besonders die „School of Russian Studies in the University of Liverpool", mit 5 Professoren und 20 Übersetzern, einer Bibliothek von über 4000 Bänden, mit Stipendien für Studienreisen und einer Vermittlungsstelle für englische Studenten auf Lehrerposten in Petersburg; bei der „School" können die üblichen englischen Universitäts-„degrees" erworben werden. Ihr Organ ist die „Russian Review", deren Mitarbeiter geistig hochstehende Russen der verschiedensten Richtungen sind. Aber auch Frankreich kümmert

Digitized by Google

sich viel mehr um die russischen Zustände als wir, was allerdings bei den bekannten Beziehungen zwischen beiden Ländern verständlich ist. Seit 1911 besteht ein besonderes französisches Institut in Petersburg in der Art unserer wissenschaftlichen Institute in Rom, wo französische Professoren für Russen Vorlesungen halten und das zugleich ein Zentrum der französischen Studien über Rußland in weitestem Sinne ist. Das Institut hat bereits ein Organ: „Bibliothèque de l'Institut Français de St. Pétersbourg". Alles das sind Einrichtungen, die zunächst nur der objektiven Erkenntnis dienen, aber mittelbar auch auf die wirtschaftlichen, schließlich auch auf die politischen Beziehungen wirken müssen.

Auch in Deutschland ist schon mancherlei geschehen, da die Einsicht, daß für die geistige Beschäftigung mit Rußland mehr geschehen müsse, immer weitere Kreise zieht. Dafür besonders ist im Herbst 1913 von Männern der Praxis und der Wissenschaft die „Deutsche Gesellschaft zum Studium Rußlands" gegründet worden mit dem Sitz in Berlin, aber mit Mitgliedern aus dem ganzen Reich und aus Rußland, die ein gewaltiges Feld der Arbeit (in Veröffentlichungen, Vorträgen, Studienreisen u. dgl.) vor sich hat. Ferner ist durch einen Antrag (Viereck) des preußischen Abgeordnetenhauses wenigstens der Anfang gemacht worden mit der fakultativen Einführung des Russischen in den Lehrplan ostdeutscher höherer Lehranstalten. Es ist nichts Kleines, das damit begonnen worden ist, aber wir werden auf die Dauer auch um seine Konsequenzen nicht herumkommen: wir brauchen Lehrkräfte, die das Russische lehren, nicht Ausländer, sondern deutsche Philologen, die ihre Fakultas dafür erwerben, sogut wie für Englisch oder Französisch, und die historisch, landeskundlich und — last not least! — durch eigene Anschauung im Lande umfassend für diese Aufgabe vorgebildet sind. Wir brauchen auch an den Universitäten mehr Lektorate, die dem Wunsche der Studierenden, die Sprache rasch zu erlernen, entgegenkommen usw.

Die Frucht aller dieser Bemühungen, für die das Verständnis in weiteren Kreisen wächst und die auch in Rußland sympathisch begrüßt werden, soll sein, daß unser allgemeines Urteil über Rußland und seine Lebensverhältnisse sich immer mehr von dem Stimmungsgehalt frei mache, der noch darin ist. Weder die hochmütig vergleichende Beurteilung des Westeuropäers, die dem russischen Volke jede Entwicklungsmöglichkeit abspricht, noch das Gefühl des Rassegegensatzes, das den Kampf zwischen Germanen- und Slawentum unausbleiblich kommen sieht, noch eine bestimmte Anschauung von der inneren Politik, die in Rußland vor allem den Hort reaktionärkonservativer Tendenzen ablehnt, sind geeignet, ein richtiges Urteil über unseren großen Nachbarstaat zu bilden und uns für den Anteil an seiner Erschließung und Kapitalisierung ausreichend

Digitized by Google

vor unseren Konkurrenten zu rüsten. Vor allem aber trüben solche Empfindungen doch den Blick auf die großen Tatsachen unserer politischen Existenz, wie sie liegen und dauernd bleiben.

* * *

Die Kämpfe um das baltische Meer und seine Küste und die Teilungen Polens haben zwischen Deutschland und Rußland eine hunderte von Meilen lange, in der Hauptsache ungeschützte Landgrenze gezogen, in der ungefähr in der Mitte das russische Staatsgebiet weit in die territoriale Verbindung zwischen Ostpreußen und Schlesien hineinreicht. Strategisch ist dabei Rußland schon dadurch im Vorteil, daß, wie die Kriegsgeschichte lehrt, ein Krieg gegen es ein eigentlich strategisches Ziel nicht hat. Auf dieser langen Grenze aber sind Reibungsflächen im Ernste nirgends vorhanden; ihre Bedenklichkeit für Deutschland wird vielmehr in etwas dadurch ausgeglichen, daß, wie erwähnt, beide Reiche ihren polnischen Bewohnern in gleichem Interesse gegenüberstehen.

Wir wissen, wie diese Lage beider Staaten zueinander alteriert wird durch Rußlands Bündnis mit Frankreich und seinen Gegensatz zu Österreich. Zum ersteren kann Deutschland nichts tun, als so gerüstet wie möglich abzuwarten, ob wieder einmal die französische Revanchehoffnung aggressiv vorbricht und ob dann, wie Bismarck in der Beurteilung des Zweibundes kühl sagte, Rußland Frankreich „möglicherweise beispringt". Der Gegensatz Rußlands zu Österreich aber beginnt sich jetzt, je festere Gestalt die Ergebnisse der Balkankrise 1912/1913 annehmen, zu lösen, weil mit der Entstehung slawischer selbständiger, eigener Entwicklung fähiger Staaten auf der Balkanhalbinsel die russischen und die österreichischen Interessen nicht mehr unmittelbar aufeinanderstoßen. Aber das ist auch nicht nötig zwischen Deutschland und Rußland in den Fragen, die nun statt dessen wichtiger werden, nämlich denen Kleinasiens. Wer diese heute ruhig betrachtet, sieht, daß Lebensinteressen Rußlands in der ganzen orientalischen Frage heute nur noch in Nordkleinasien und in der Meerengenfrage vorhanden sind; so betrachtet anscheinend auch die amtliche Politik Rußlands diese Lage, wenn auch seine öffentliche Meinung noch lange an älteren Träumen festhalten wird. Es ist nun nicht klug, zu verkennen, daß hier allerdings Lebensinteressen Rußlands in Frage stehen, in der Notwendigkeit, die ungehinderte Durchfahrt durch Bosporus und Dardanellen zu erhalten, und im armenischen Problem, von dem Rußland wegen seiner politischen Lage und Nachbarschaft gar nicht zurückgehalten werden kann. Unsere großen, rein wirtschaftlichen Interessen in Kleinasien, deren Wichtigkeit niemand verkennt und die aufzugeben niemand raten wird, brauchen jedoch durch eine armenische Politik Rußlands nicht tangiert zu werden; schon ein Blick auf die Karte lehrt, daß richtig angefaßt die deutschen (einschließlich der

Digitized by Google

österreichischen) und die russischen Interessen gerade in Kleinasien sich nicht aneinander zu reiben *brauchen*.

Betrachten wir heute die auswärtige Lage, so wird uns deutlich, wie uns in vielem das verflossene Jahr zu erneutem Durchdenken unserer politischen Beziehungen, Interessen, Stellungen gezwungen hat. Soweit Kontinentaleuropa in Frage kommt, dürfte das Fazit doch sein, daß das alte Bismarcksche System sich erneut uns als maßgebend einprägt: der Bund mit Österreich und Italien *und* die guten Beziehungen zu Rußland. Diese letzteren geben, soweit das Politische in Frage kommt, uns die Arme freier in unserer weltpolitischen Betätigung, und sie ermöglichen uns nach der wirtschaftlichen Seite eine wertvolle händlerisch-industrielle Betätigung, wertvoll uns ebenso wie dem anderen. Wir sehen freilich gar wohl und ganz klar das mancherlei Bedenkliche, das immer wieder diese deutsch-russischen Beziehungen zu stören in der Lage ist und das wir heute nicht zu beseitigen vermögen. Aber daran ist wohl kein Zweifel: für unsere Stellung zu dem Rußland, das sich seit 1904 trotz allem fundamental umgestaltet, ist es keine gute Rüstung, wenn wir uns nicht gründlich losmachen von der traditionellen Vernachlässigung der geistigen Beschäftigung mit ihm und von einer Art des Urteils, die das eigene Recht des petrinischen Staatsgedankens und der russischen Volksindividualität, meist ohne sich das klar zu machen, oft einfach übersieht.

Die Bedeutung der Arbeit in unserer Wirtschaftsordnung.

Von

Andreas Voigt.

Als Adam Smith an die Spitze seiner in so mancher Beziehung grundlegenden Untersuchung über Natur und Ursachen des Wohlstandes der Völker den Satz stellte: „Die jährliche Arbeit eines jeden Volkes ist das ursprüngliche Vermögen, aus dem alle Güter hervorgehen, welche es im Laufe des Jahres genießt; denn diese bestehen entweder unmittelbar in den Produkten jener Arbeit oder in dem, was es für solche Produkte von anderen Völkern kauft", glaubte er ohne Zweifel damit für die wirtschaftliche Beurteilung der Arbeit den richtigen Ausgangspunkt gefunden zu haben. Nicht das Geld, wie die Merkantilisten glaubten, noch der Boden, wie die Physiokraten lehrten, ist das Fundament der Volkswirtschaft, sondern die Arbeit ist die Quelle aller Güter und alles Reichtums. Das ist ein Satz, der nicht nur der Erklärung der wirtschaftlichen Erscheinungen vorzüglich zu dienen, sondern auch allen ethischen Anforderungen vollkommen zu genügen schien. Und doch hat gerade er sich als ein sehr schwankendes

Digitized by Google

Fundament der Wirtschaftswissenschaft erwiesen. Weit entfernt, Einigkeit der Anschauungen über das Wesen der Volkswirtschaft herbeizuführen, hat er vielmehr als Ausgangspunkt zweier einander schnurstracks widersprechenden wirtschaftlichen Weltanschauungen gedient, der sogenannten bürgerlichen, welche die bestehende Wirtschaftsordnung für in ihren wesentlichen Grundlagen unabänderlich hält, und der sozialistischen, welche dieselbe Ordnung eben in Widerspruch findet mit dem Axiom, daß die Arbeit die Quelle aller Güter sei, und sie daher von Grund auf umzugestalten trachtet. Und das kam zur Hauptsache daher, daß der Begriff der Arbeit, so einfach er auch jedem zunächst erscheint, in Wahrheit ein sehr verwickelter und mehrdeutiger ist.

Versteht man unter Arbeit jegliche Tätigkeit, welche der wirtschaftende Mensch, sei er Unternehmer oder Arbeiter, Kaufmann, Industrieller oder Verkehrsunternehmer im großen oder im kleinen, Techniker, Erfinder oder Künstler, Disponent oder Ausführer fremder Verfügungen, Regierender oder Beamter, Herr oder Diener, ausübt, dann allerdings ist kein Zweifel darüber möglich, daß die Arbeit, in Verbindung mit dem unter Mitwirkung gleicher Arbeit entstandenen und vorhandenen Vermögen, die unerläßliche Bedingung der Versorgung der Nation mit Gütern und Diensten sei. Dann aber ist jener Satz auch ebenso inhaltsarm, wie er selbstverständlich ist. Jeder Mensch, der nicht müßig geht oder nur seinem Vergnügen lebt, ist dann ein Arbeiter. So hat ohne Zweifel A. Smith den Begriff Arbeit in der Einleitung seines Werkes verstanden. — Es gibt aber auch einen anderen, viel engeren Begriff der Arbeit, und auch dieser wird von Smith und anderen gelegentlich verwendet, ja, er ist wohl der geläufigere. Danach ist unter Arbeit allein die Überwindung der physischen Hindernisse zu verstehen, welche die Natur der Gewinnung, Bewegung und Bearbeitung der Stoffe, der Beherrschung der Kräfte entgegenstellt.

An die Arbeit in diesem Sinne denkt die Bibel, wenn sie die mühselige Arbeit im Schweiße des Angesichts als Folge der Sünde hinstellt. Hiernach ist die Arbeit eine Strafe, ein Übel, und diese Anschauung dürfte auch heute noch weit mehr Gläubige finden als die entgegengesetzte, den Stempel der Aufklärungszeit an sich tragende: „Arbeit macht das Leben süß, macht es nie zur Last". Eben weil der natürliche Mensch die Arbeit als Last empfindet und ihr daher einen Trägheitswiderstand entgegensetzt, ist die Überwindung dieses Widerstandes zur sittlichen Pflicht gemacht und die Arbeitsamkeit, der Fleiß zur Tugend gestempelt worden. Und zwar ist, nach der herrschenden Anschauung, die Arbeitsamkeit eine von den Tugenden, welche einen natürlichen Lohn schon in dieser Welt empfangen. Der wirtschaftliche Erfolg ist ihre unmittelbare Folge. Nicht nur soll der, welcher nicht arbeitet, auch nicht essen, sondern es soll, wer arbeitet, auch gewiß zu essen bekommen; denn jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert.

Ist das aber die sittliche Weltordnung, so darf, wie man meint, gewiß die Wirtschaftsordnung ihr nicht widersprechen. Diese müsse vielmehr so eingerichtet sein, daß nicht nur jede Arbeit sicher ihren Lohn findet, sondern daß überall auch Arbeit und Lohn der Größe nach einander entsprechen. Es darf kein arbeitsloses Einkommen geben, nur Arbeiter sollen Einkommen beziehen, und Arbeiter, das ist ein wesent-

Digitized by Google

licher Satz dieser wirtschaftlichen Weltanschauung, sind nicht alle, im Sinne der ersten Definition der Arbeit, wirtschaftlich Tätigen, sondern nur diejenigen, welche sich wirklich im Schweiße ihres Angesichts mühen. Ihr Lohn soll zur Anstrengung im Verhältnis stehen. Wenn es daher in der heutigen Wirtschaftsordnung viele gibt, die ohne Arbeit im engeren Sinne, lediglich auf Grund einer wirtschaftlichen Tätigkeit, wie das Zurverfügungstellen von Kapital oder Boden, eine Rente beziehen, so widerspricht das der Sittlichkeit. Da man, aus anderen sittlichen Gründen, diese Drohnen nicht einfach sterben lassen kann, müssen sie zur Arbeit gezwungen werden, damit sie wenigstens ihres Unterhalts würdig seien.

Die Erfüllung dieser populären Ethik ist im Grunde auch die Forderung der ethischen Nationalökonomie, mit der sie es freilich in praxi nicht gar zu ernst zu nehmen pflegte. A. Smith, dessen Theorie nicht minder wie die der modernen Nationalökonomen ethisch gestimmt war, vertrat bekanntlich die Meinung, es werde genügen, jedem volle freie Verfügung über seine Arbeitskraft zu geben, um der ethischen Forderung gerecht zu werden. „Sowie das Eigentum, das jedermann an seiner eigenen Arbeitskraft besitzt, die Quelle alles anderen Eigentums ist, so ist jenes Eigentum von allen das heiligste und unverletzlichste", sagt er und meint damit, daß alle zu seiner Zeit bestehenden obrigkeitlichen Beschränkungen des Verfügungsrechtes über die eigene Arbeitskraft beseitigt werden müßten. Damit werde jedem Arbeiter der gebührende Lohn gesichert sein. — Andere Theoretiker waren weniger optimistisch. Die Erfahrung lehrt, daß nicht jeder, der arbeiten will, auch Arbeit findet. Daher müsse ein Recht auf Arbeit statuiert werden, wie es nach Bismarcks Urteil das Preuß. Landrecht auch tatsächlich getan habe.

Da nun, so meinten die Sozialisten, jedes arbeitslose Einkommen aus dem Ertrage fremder Arbeit fließe, so würde man am besten diese Ausbeutung fremder Arbeitskraft hindern und jedem das Seine zukommen lassen, wenn man von Rechts wegen jedem den *vollen* Ertrag seiner Arbeit zusprächе. Das setzte eine Eigentumsordnung voraus, in der nicht, wie heute, die Verfügung über irgendwelche notwendigen Produktionsmittel in der Hand der einzelnen privaten Personen läge. Somit sei die Überführung aller Produktionsmittel in das Gemeineigentum eine aus der sittlichen Weltordnung fließende Forderung.

Das alles klingt so einfach und logisch, daß man sich nicht wundern darf, wenn Menschen, die an der Änderung der bestehenden Güterverteilung ein Interesse zu haben glaubten, sich kritiklos diesen Lehren hingaben. Ja, nicht nur diese, sondern auch „unbefangene Weise" fanden die Kette von Schlüssen, die von der Ethik der Arbeit zur Forderung der sozialistischen Wirtschaftsordnung führten, lückenlos und machten sich zu Führern auf der breiten Heerstraße der kommunistischen Gedanken. Nur wenige Ökonomisten blieben sich der Erfahrung bewußt, daß der Satz, die besuchtesten Wege seien die besten, zwar wohl für den wirtschaftlichen Verkehr auf der materiellen Erde, nicht aber auch im Reich des Geistes gelte. An verschiedenen Stellen der Gedankenreihe knüpfte ihre Kritik an. Wir wollen hier beim Endgliede beginnen und von ihm aus rückläufig bis zum πρῶτον ψεῦδος vorzudringen suchen.

Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag wird als das unfehlbare Mittel bezeichnet, jedem, der arbeiten kann und will, zum menschen-

Digitized by Google

würdigen Dasein zu verhelfen. Ist das richtig? — Ich glaube, es ist im Gegenteil leicht zu zeigen, daß sehr vielen Arbeitern mit diesem Recht sehr wenig geholfen wäre, ja, daß die Arbeiter unter Umständen sich dabei schlechter stehen würden als bei der heutigen Ordnung der Dinge.

Unter dem Ertrag der Arbeit können wir zunächst nichts anderes als das Produkt der Arbeit verstehen. „Das Produkt der Arbeit bildet die natürliche Vergeltung für diese oder den Arbeitslohn", sagt A. Smith. Ein anderer kausaler Zusammenhang zwischen Arbeit und Lohn als der durch das Produkt der Arbeit vermittelte scheint nicht möglich. Das Produkt ist es, das der Arbeiter im Schweiße seines Angesichts herstellt, auf dieses hat er daher ein natürliches Recht, es soll ihm daher voll und ganz bleiben.

Es gibt einen Paragraphen (§ 950) in unserem Bürgerlichen Gesetzbuch, das dieses Recht auf das ganze Produkt der Arbeit unter gewissen Bedingungen unumwunden anerkennt. Er lautet: „Wer durch Verarbeitung oder Umbildung eines oder mehrerer Stoffe eine neue bewegliche Sache herstellt, erwirbt das Eigentum an der neuen Sache, sofern nicht der Wert der Verarbeitung oder der Umbildung erheblich geringer ist als der Wert des Stoffes." Besser und deutlicher hätte der Gesetzgeber sich folgendermaßen ausgedrückt: „sofern der Wert der neuen Sache erheblich größer ist als der Wert des Stoffes vor der Verarbeitung oder Umbildung", denn das ist der Sinn dieses Rechtssatzes. Denken wir uns ihn angewandt auf die Arbeit eines Schriftstellers, etwa eines dramatischen Dichters. Dieser stellt durch Verarbeitung oder Umbildung mehrerer Stoffe, Papier und Tinte, eine neue bewegliche Sache, das Manuskript des Dramas, her. Er erwirbt damit das Eigentum an diesem Manuskripte auch dann, wenn er etwa das Papier und die Tinte nur zufällig in Besitz hatte, ohne ein Eigentumsrecht daran zu haben. Daß dieser Rechtsfall kein künstlich herbeigezogener, sondern ein solcher war, wie ihn der Gesetzgeber im Auge hatte, geht aus der Erläuterung hervor, die ausdrücklich jenem Rechtssatz angefügt wurde: „Als Verarbeitung gilt auch das Schreiben, Zeichnen, Malen, Drucken, Gravieren oder eine ähnliche Bearbeitung der Oberfläche." Man kann also auch an einen Maler denken, der auf fremder Leinwand malt, oder an einen Bildhauer, der aus Gips, Bronce, Marmor oder sonst einem Stoffe, der einem anderen gehört, ein Modell oder ein Bildwerk formt. Nur wenn er etwa fremdes Gold oder Edelsteine benutzte, um in diesen überaus wertvollen Stoffen seine künstlerischen Ideen zu verwirklichen, könnte ein Zweifel entstehen, ob nicht das Eigentum an den Produkten den Eigentümern der Stoffe zukäme. Übrigens beschränkt der § 950 sich keineswegs auf Kunstwerke. Auch dem gewöhnlichen Handwerker, der etwa aus fremdem Holze einen Schemel nicht gar zu schlechter Qualität zimmerte, würde er seinen Schutz angedeihen lassen. Wir haben das Beispiel des Künstlers nur deshalb gewählt, weil hier die Verhältnisse noch deutlicher hervortreten und weil in diesem Falle jeder Richter sicher dem Künstler das Eigentum zusprechen würde, selbst wenn der Verkehrswert des Produktes nicht über allen Zweifel erhaben wäre. Der Affektionswert, den jeder Künstler seinem Produkte erfahrungsgemäß beilegt, würde ihm genügen, um den Eigentümer des Papiers, der Leinwand, des Gipses usw. zu expropriieren, natürlich gegen Entschädigung für den Verlust des Stoffes.

Digitized by Google

Ist nun aber damit, daß dem Künstler, dem Dichter das ausschließliche Eigentum am Produkt seiner Arbeit zugesprochen wurde, wirklich erreicht, was durch das Recht auf den vollen Arbeitsertrag nach der Meinung der Sozialisten erreicht werden sollte? Ist ihm etwa damit auch ein Ertrag seiner Arbeit gewährleistet, der ihm ein „menschenwürdiges Dasein" ermöglicht? Keineswegs! — Findet der Dichter kein zahlungsfähiges und zahlungswilliges Publikum für sein Drama, der Maler und Bildhauer keine für die Arbeit einen Entgelt zahlenden Käufer, so würden jene Arbeiter trotz ihres Rechtes auf das ganze Arbeitsprodukt vergebens „nach Brot gehen".

Doch das waren Beispiele für selbständige Arbeiter, d. h. für solche, die aus eigenem Antriebe und für eigene Rechnung Ideen zur Ausführung bringen. Wie steht es dagegen mit den Lohnarbeitern, welche nicht für eigene Rechnung tätig sind, sondern sich auf Grund eines Dienstvertrages einem Unternehmer auf Zeit zur Verfügung stellen? Bekanntlich erhält nach solchem Unternehmervertrag der Arbeiter allein seinen ausbedungenen Lohn, während der Unternehmer Eigentümer des Produktes der Arbeit wird, einerlei, in welchem Wertverhältnis die bearbeitete Sache zu der neuen Sache stehen mag.

Es ist zunächst offenbar, daß eine Rechtsordnung, welche dem Arbeiter das alleinige Eigentum am Produkte, sei es bedingungslos oder mit Bedingungen, zuschreiben wollte, mit der Beseitigung des Arbeitsvertrages aus dem Wirtschaftsleben gleichbedeutend sein würde. Denn fällt dem Arbeiter das Eigentum am Produkte zu, so kann er sich natürlich nicht außerdem einen Lohn für seine Arbeit von demjenigen ausbedingen müssen, der sein Eigentum an der bearbeiteten Sache an ihn verliert, vielmehr wird dieser sich jetzt seinerseits einen „Lohn" für die Überlassung der Sache ausbedingen, was nichts Anderes bedeuten kann, als daß er dem Arbeiter seine Sache verkauft und dieser damit zu einem für eigene Rechnung tätigen selbständigen Arbeiter wird. Nur wenn alle Arbeiter allein und selbständig ihre Produkte mit ihnen selbst gehörigen oder wenigstens zur Verfügung stehenden Mitteln herstellen, läßt sich ein Recht auf das ganze Produkt der Arbeit verwirklichen. Dann aber ist der Arbeiter wieder, wie im ersten Beispiel der Künstler, in der Lage, erst einen Käufer für sein Produkt suchen zu müssen, ohne den er zwar diesen „natürlichen Lohn seiner Arbeit", aber damit noch keineswegs einen Ertrag derselben hat. In der bestehenden Wirtschaftsordnung, welche den Arbeitsvertrag als unentbehrliches Rechtsverhältnis zuläßt, ist der Fall nicht selten, daß der Unternehmer recht gerne den Arbeiter statt mit dem ausbedungenen Lohn mit dem Produkt seiner Arbeit bezahlen möchte, nämlich wenn die Nachfrage nach diesem weit hinter der Erwartung zurückblieb und deren Preis nicht einmal den Arbeitslohn deckte. Solche Ausnahmefälle beleuchten meistens viel besser den Zusammenhang der wirtschaftlichen Erscheinungen als der normale Verlauf der Dinge. Sie zeigen zunächst wieder, daß das Recht auf das volle Produkt der Arbeit keineswegs das Problem löst, jedem Arbeiter ein hinreichendes oder erwünschtes Einkommen zu sichern, ja, daß der Vertrag mit einem Unternehmer, der den Arbeiter des mit dem Verkaufe der Produkte verbundenen Risikos überhebt, für diesen vorteilhafter sein kann als das Recht auf das Produkt. Namentlich aber zeigen sie deutlich, daß zwischen dem Pro-

Digitized by Google

dukt der Arbeit und dem Ertrag der Arbeit ein wesentlicher Unterschied besteht, indem zwar jeder Ertrag ein Produkt voraussetzt, keineswegs aber jedem Produkt auch ein Ertrag entspricht und jedenfalls also die Arbeit im zweiten Sinne des Wortes nicht notwendig einen ihrer Mühe entsprechenden Lohn mit sich bringt. Und das ist nicht etwa nur eine Eigentümlichkeit der bestehenden Rechts- und Wirtschaftsordnung. Auch in der verkehrslosen Wirtschaft, welche man sich der heutigen auf freiem Vertrag und Entgeltlichkeit der gegenseitigen Dienste beruhenden Verkehrswirtschaft vorausgehend vorstellt, bestand die Möglichkeit einer Disharmonie zwischen Arbeit und Ertrag, und in jeder zukünftigen oder bloß denkbaren Ordnung, wie der sozialistischen, wird sie bestehen bleiben. Zwei isolierte Produzenten in geschlossenen Hauswirtschaften mögen unter gleichen Bedingungen das gleiche Quantum von Arbeit im Sinne von Mühsal und Anstrengung auf sich nehmen, und doch wird derjenige einen weit größeren wirtschaftlichen Erfolg, einen größeren Ertrag haben, der über seine Arbeitskraft so zu disponieren versteht, daß deren Produkte mehr Bedürfnisse besser und nachhaltiger befriedigten als die Produkte des anderen. Und genau dasselbe würde von zwei sozialistisch geleiteten Gemeinwesen gelten. Nicht in demjenigen, in welchem am meisten gearbeitet wird, sondern in demjenigen, in welchem die Arbeit am besten organisiert, dem Bedarf am besten angepaßt wäre, würde der Ertrag der höhere sein, würden die Genossen sich am wohlsten fühlen. Jetzt zeigt sich deutlich die Vieldeutigkeit des Satzes von Adam Smith, von dem wir ausgingen. Wohl ist die jährliche Arbeit eines jeden Volkes die Quelle aller Güter und Genüsse, deren es in gleichem Zeitraume teilhaftig werden kann, aber man hüte sich wohl, dabei an Arbeit im Sinne der ethischen Nationalökonomie, an bloße Anstrengung des Körpers und Geistes zu denken. Das sich Quälen und Mühen, mag es ethisch noch so hoch geschätzt werden, ist nichts nütze, wo es auf die beste Erfüllung des wirtschaftlichen Prinzips ankommt. Da kann nur richtiges wirtschaftliches Denken helfen.

Es ist häufig dem Sozialismus der Vorwurf gemacht worden, daß er nur die körperliche Arbeit schätze und in Rechnung ziehe, dagegen die geistige gering schätze und vernachlässige. Das ist jedoch eine sehr mangelhafte und leicht irreleitende Kennzeichnung des Fehlers des Sozialismus und der ethischen Nationalökonomie. Auch die geistige Arbeit tut es nicht, wenn wir sie einfach mit dem mechanischen Maßstab verbrauchter Nervenkraft messen oder nach dem Grad der Ermüdung, die sie hervorruft. Ich war neulich zufällig Zeuge eines Gesprächs von Handarbeitern, welche in der vom Sozialismus gepflegten Gedankenwelt lebten. Sie sprachen nicht nur mit Verachtung von den nicht arbeitenden, nur fremde Arbeit ausbeutenden Unternehmern, sondern auch von den bloß geistig arbeitenden „Federfuchsern" in den technischen Bureaus und kaufmännischen Kontoren. Der eine glaubte in dieser Frage besonders kompetent zu sein, weil er auch stenographieren gelernt hatte. Stenographieren war ihm daher der Typus geistiger Arbeit, und er konnte sich nicht genug über die Torheit oder Bosheit derjenigen entrüsten, welche die geistige Arbeit über die körperliche stellten und nicht zu wissen schienen, wieviel mehr Anstrengung es koste, einen Vorschlaghammer als einen Federhalter zu führen, wobei die etwa nötigen Gedanken ganz von selbst und ohne jede Anstrengung

Digitized by Google

mit der Tinte auf das Papier flössen. Solchen Beweisführungen wird derjenige nicht widersprechen können, der auch das Wesen der geistigen Tätigkeit in der mit ihr verbundenen physischen Arbeit und Anstrengung sieht und mit dieser ihren Lohn ethisch zu rechtfertigen sucht. Aber nicht die Mühe des Denkens, sondern dessen Richtigkeit ist die Bedingung wirtschaftlichen Erfolges. Wer nur die erschöpfende und aufreibende Mühe des wirtschaftlichen Disponenten und Organisators zum Rechtfertigungsgrund seines Unternehmergewinnes macht, begeht denselben Fehler wie derjenige, der ein Kunstwerk nach dem Fleiße beurteilt, den der Künstler ihm zugewandt, und nach der Mühe, die es ihn gekostet, statt nach dem Geiste, der sich in dem Werke verkörpert.

Ihren prägnantesten Ausdruck hat die falsche Arbeitstheorie in dem von den älteren englischen Nationalökonomen, namentlich Ricardo, zuerst formulierten und dann von Marx zur Grundlage seines Systems gemachten Satze gefunden, daß der Wert der Waren aus der in ihnen verkörperten Arbeitskraft entspringe, daß die Arbeit, und zwar die einfache ausführende Arbeit Werte erzeuge. Marx hat sehr richtig erkannt, daß man mit diesem einen falschen Grundsatze die ganze bestehende Wirtschaftsordnung aus den Angeln heben könne. Auf diesem politisch-teleologischen Grundstein hat er daher sein ganzes sozialistisches Lehrgebäude errichtet. Trotz des großen Erfolges, den der geschickte Konstrukteur dieses Gedankensystems bei Gelehrten und Nichtgelehrten gehabt hat, bleibt aber doch die oben nachgewiesene simple technische Wahrheit bestehen, daß physische Arbeit wohl Produkte, nicht aber Erträge, d. h. Werte, hervorbringen könne. Mag ein Dichter Manuskripte, ein Maler Bilder, ein Architekt Gebäude oder ein Schuster Schuhe herstellen, mit dem Wert dieser Produkte hat die in ihnen verkörperte, „kristallisierte", „geronnene" oder wie immer materialisierte Arbeit unmittelbar gar nichts zu tun, denn der Wert aller dieser Dinge hängt nicht vom Wollen und Tun ihrer Produzenten, sondern vom Urteil derjenigen ab, die von ihnen Gebrauch machen sollen. Nur wenn dieses Urteil richtig vorweggenommen und ihm gemäß die Arbeit ausgeführt wurde, bedeutet die Produktion zugleich eine Wertschöpfung. Für die Verbindung von Produkt und Wert gibt es keine andere Bedingung oder Ursache als den ökonomischen Gedanken, welcher die Produktion anregte und veranlaßte, weil eine günstige Bewertung des Produktes zu erwarten war. Man sagt daher viel richtiger: Nicht der Wert ist die Folge der Produktion, sondern die Produktion ist die Folge der voraussichtlichen Bewertung des Produktes. Wie so häufig in der Geschichte der Erkenntnis ergibt sich auch hier erst die richtige Vorstellung, wenn man die sich einem zunächst aufdrängende Verknüpfung umkehrt. Wie die Sonne sich nicht um die Erde, so dreht sich nicht der Wert der Güter um die Arbeit, sondern die Arbeit um deren Wert. Der trügerische Schein des umgekehrten Verhältnisses entsteht nur dadurch, daß man im allgemeinen annehmen darf, daß wirtschaftliche Arbeit nur auf Grund einer voraufgegangenen Überlegung, ob das Produkt auch einen die Kosten deckenden Wert haben werde, unternommen wird. Wo diese Voraussetzung erfüllt ist, und nur da, darf man mit einer für die Praxis meistens hinreichenden annäherungsweisen Genauigkeit die aufgewendeten Kosten zum Maßstab des zukünftigen Wertes machen. Eine einfache kausale Beziehung zwischen den Kosten

Digitized by Google

als Ursache und dem Werte des Produktes als Folge liegt also keineswegs vor, vielmehr besteht die folgende Verknüpfung: Das primum movens sind die Bedürfnisse der Konsumenten. Diese sucht der wirtschaftende Geist des Unternehmers zu erkennen und daraus den Wert der Güter im Voraus zu ermessen. Mit Rücksicht auf diesen unternimmt er dann die Produktion, sofern deren Kosten unter den voraussichtlichen Preisen bleiben. Wenn daher wirklich die Preise den Kosten entsprechen, so bedeutet dies lediglich eine Bestätigung der Rechnung durch die Erfahrung. — Da nun die Arbeit überall nur die Bedeutung eines Kostenbestandteils hat, so gilt für sie dasselbe wie für die Kosten: Nicht die Arbeit bestimmt den Wert und Preis des Produktes, sondern der voraussichtliche Wert bestimmt die wirtschaftlicherweise aufzuwendende Arbeit.

Damit ist die Arbeit, im Sinne der bloßen Betätigung der geistigen und körperlichen Kräfte, ihres Ansehens, das sie im System der ethischen und sozialistischen Wirtschaftswissenschaft genoß, entkleidet. Die auslösende Energie des disponierenden und organisierenden Geistes, nicht die bloß ausführende Energie der Muskeln, der Nerven und des Hirnes, ist das eigentlich wirtschaftende und wertschaffende Prinzip in der Volkswirtschaft. Ohne sie ist die Arbeit ein toter mechanischer Prozeß, der niemals Werte zu schaffen vermag. Das gilt nicht nur für die wirtschaftlichen Einheiten, die Betriebe im Ganzen, sondern auch für jeden Teil dieser, ja für die Betätigung der Arbeiter selbst. Denn jedes Glied in einem Betriebe hat auch seinen, wenn auch noch so bescheidenen Anteil an der organisatorischen Arbeit. Die von der sozialistisch-ethischen Arbeitstheorie mißleiteten Arbeiter irren sich daher gewaltig, wenn sie glauben, daß ihre mechanische Kraftleistung das eigentlich Wertvolle und Wertbildende sei, wofür sie ihren Lohn bekämen, und auf bloß geistige Betätigungen, die nach ihrer Meinung mit zu wenig Anstrengung verbunden seien, hinabblicken. Auch in der gewöhnlichen Handarbeit ist das geistige Moment, die Leitung der Glieder des Körpers durch den Geist, die Geschicklichkeit, die Kunstfertigkeit das Wertvollste, das vom Unternehmer am höchsten Geschätzte. Menschliche Arbeit ist niemals dasselbe wie tierische Arbeit oder die rein physikalisch durch das Produkt von Kraft und Weg gemessene Arbeit der Motore. Sie ist geistig beherrschte, von Zweckgedanken dirigierte Arbeit, qualifizierte Arbeit, und darin liegt ihr Wert. Ist aber der Geist schon auf der untersten Stufe menschlicher Arbeit für den Wert entscheidend, wieviel mehr dann auf den oberen Stufen der technisch und wirtschaftlich leitenden Arbeit.

Aus dieser Erkenntnis der Bedeutung der verschiedenen Arten der Arbeit ergibt sich nun auch unmittelbar Sinn und Zweck der wirtschaftlichen Rechtsordnung. Diese hat nicht, wie die populäre ethische und sozialistische Auffassung meint, den Zweck, die Menschen zur Arbeit zu veranlassen, die Fleißigen durch reichliches Einkommen zu belohnen, die Trägen durch Höherhängen des Brotkorbes zu strafen oder anzueifern, sondern ihr Sinn ist, Wirtschaftlichkeit in allen Dingen zu fördern, Unwirtschaftlichkeit zu unterdrücken. Sowohl mit Sachgütern und Sachvermögen wie namentlich auch mit der Arbeitskraft der Personen muß wegen der Knappheit aller dieser Güter im allgemeinen Interesse sparsam umgegangen werden. Dieses Interesse zu wahren, ist die wirtschaftliche Rechtsordnung berufen. Unbeabsichtigt und unbewußt, doch von dem

Digitized by Google

ihr immanenten Zwecke beherrscht, hat sie sich im Laufe der Jahrtausende ausgebildet und immer mehr verfeinert. Der Respekt vor dem historisch Gewordenen, der historische Sinn, der gute und echte Konservativismus sollte daher vor jener leichtfertigen Kritik bewahren, die so oft an ihr ausgeübt wurde. Der verlockendste Ausgangspunkt dieser Kritik war und ist immer der ethische. Das ethische Urteil findet immer den Beifall der Masse, namentlich wenn „die Anderen" dadurch betroffen werden. Und wie leicht war hier die „Ungerechtigkeit" nachzuweisen, die darin besteht, daß derjenige, der sich müht und plagt, sich oft mit dem kärglichsten Lohne begnügen müsse, während der reiche Nichtstuer und Ausbeuter fremder Arbeitskraft im Überfluß schwelge. Gewiß, die bestehende Wirtschaftsordnung verteilt ihre Gaben nicht nach Ausmaß der Mühe und Arbeit, die ein jeder hat, wie es das „ethische Prinzip" verlangt, denn sie ist von dem unbewußten großen Gedanken beherrscht, daß es zur Erreichung der wirtschaftlichen Zwecke eines Volkes nicht auf die Mühe und Anstrengung ankommt, die von ihm aufgewendet wird, sondern auf die wirtschaftlichste Verfügung über die vorhandene kostbare menschliche Arbeitskraft, auf die Produktion von Gütern mit möglichst wenig Arbeit oder möglichst vieler Güter mit der gegebenen beschränkten, wertvollen Arbeitskraft.

Gewiß, diese Ordnung sieht manchmal recht brutal aus; denn so wenig sie selber eine von Menschen in bewußter Absicht geschaffene, sondern eine „göttliche" Ordnung ist, so wenig kümmert sie sich um die bewußten Absichten und Motive der Wirtschaftenden. Sie belohnt daher nicht minder die oft rein zufällige Wirtschaftlichkeit des glücklichen Spekulanten wie die wohlberechnete des gut informierten Unternehmers. Sie fragt nicht, ob die Wirtschaftlichkeit einer aus Pflichtgefühl geübten Sorge für das Wohl anderer entspringt und in diesem Sinne eine Tugend, oder ob sie ein Ausfluß kühl berechnenden Egoismus sei.

Namentlich ein Vorwurf erscheint der bestehenden Wirtschaftsordnung gegenüber besonders triftig: Wer unbedingt wirtschaftlichen Erfolg haben will, darf nicht Kritik üben an der Nachfrage, der er zu genügen strebt und auf die er seine Kalkulationen gründet. Er darf nicht fragen: Ist sie auch vernünftig, sind die Güter, welche die Menschen da verlangen, wirkliche Güter, deren Genuß ihnen zum Heile dient? Schaden sie ihm nicht gesundheitlich, sittlich, statt ihm zu nützen? — Als eine Folge der bestehenden Ordnung erscheint es daher, daß gerade derjenige den größten Erfolg hat, der auf die Schwächen, die Leidenschaften, die übelsten Seiten der Menschen spekuliert, während derjenige, der nur das Gute, das Schöne, das Echte auf den Markt bringt, sicherlich keinen großen Ertrag von seiner Arbeit haben wird. Doch darf man das eine Folge der bestehenden Wirtschaftsordnung nennen? Diese zwingt weder den einen noch den anderen zu seiner Handlungsweise, denn sie schreibt überhaupt keine bestimmten Handlungen vor, sondern stellt lediglich eine Ordnung der Folgen der Handlungen dar. Sie ist nur gleichgültig gegen die Motive des wirtschaftlichen Handelns, gegen keines derselben aber ablehnend. Sie läßt jedem vollkommene Freiheit, der Menschheit so zu dienen, wie er es für richtig hält. Nicht sie ist daher schuld, wenn der eine die Menschen, wie sie sind, in seine Rechnung zieht und keine Neigung zeigt, sie zu bessern und zu bekehren, der andere ihnen nur das anbietet, was er für gut und heilsam

Digitized by Google

hält, ohne zu fragen, ob er auch Abnehmer finden werde. Nicht die Wirtſchaftsordnung iſt dafür verantwortlich, daß ein großer Teil der Menſchen üble, unfeine, unſittliche Bedürfniſſe hat. Die Menſchen mit ihren Schwächen und Fehlern alſo beſtimmen, wie das Wirtſchaftsleben ſich geſtalte, nicht die Ordnung entſcheidet über den Inhalt.

Das alles gilt jedoch nur von der Ordnung der privatrechtlichen Beziehungen; dieſe bildet die Grundlage der Rechtsordnung, aber nicht notwendig ihren ganzen Inhalt. Neben dem privatrechtlichen Laisser faire kann ſich auch ein öffentlichrechtliches Hemmen und Fördern beſtimmter Beziehungen geltend machen, und bei dieſen wird naturgemäß der politiſch-ethiſche Wille der öffentlichen Gewalt maßgebend ſein. Dieſer kann ein unerwünſchtes Angebot zu hindern, erwünſchte Nachfrage zu fördern ſuchen.

So gibt die beſtehende Rechtsordnung und das unter ihr ſich entfaltende Wirtſchaftsleben zu den mannigfaltigſten ſittlichen Urteilen Anlaß. Was entſchieden zurückzuweiſen iſt, iſt nur jene unfruchtbare, ja deſtruktive ſittliche Entrüſtung über ihre privatrechtlichen Grundlagen, über ein vermeintlich falſches Recht der Arbeit. Die an dieſem ihre Kritik üben, vergeſſen, daß es ſich eben um eine Wirtſchaftsordnung im eigentlichen Sinne des Wortes handelt, um eine Ordnung, welche vor allem die Wirtſchaftlichkeit in der Verfügung über Sachvermögen und Arbeitskräfte ſichern ſoll, und daß an einer ſolchen Ordnung alle, reich und arm, ein lebhaftes und dringendes Intereſſe haben. Hätte man dieſelbe Gedankenarbeit, die man bisher ihrer Kritik gewidmet hat, auf das Verſtändnis ihres Weſens verwendet, dann hätte auch dieſe Arbeit ökonomiſche, politiſche und ſittliche Werte hervorgebracht, ſtatt ſolche in Gefahr zu bringen. Es iſt nicht alles ſittlich, was unter der Flagge der Sittlichkeit ſegelt.

Abſchied

Der Abſchied ſoll nicht häßlich für uns ſein,
Der erſte Herbſthauch ſoll ihn lau umfächeln,
Der letzte liebe Sommerſonnenſchein
Soll drüber ſinken wie ein Traum
Und lächeln . . . .
Über die großen, großen Kinder lächeln,
Die einen Tag im Tal der Liebe tollten
Und ſich ein Glück gleichwie aus Seifenſchaum
Zimmern und zaubern wollten.

Otto Myller

Digitized by Google

Die Freie Bühne und die Entstehung des naturalistischen Dramas.*)

Von

Johannes Schlaf.

II.

Endlich war das „Joch der Schule" abgeschüttelt, und wir konnten „in die Arena stürmen". Das „unerträgliche Joch" hatte übrigens nicht gehindert, daß Conradi und Bohne ihr Abitur „summa cum laude" und unter Dispensierung vom mündlichen Examen bestanden. Sie gingen ein halbes Jahr vor uns auf die Universität. Natürlich sofort nach Berlin und mitten in die jüngstdeutsche Bewegung hinein.

Ich für mein Teil bestand Michaelis 1884 an unserem Magdeburger Domgymnasium ein anständiges Examen und ging nicht nach Berlin, sondern, von der Schule mit einem „Viaticum" und einem Stipendium versehen, zunächst mal nach Halle, wohin mit mir nur noch jener „Lebendige" ging, mit dem ich an jenem ersten Sitzungsabend in der Schulreformdebatte sympathisiert hatte.

Als „Brotstudium" belegte ich, trotz „Bundes der Lebendigen", zuerst neben germanistischen theologische Vorlesungen. Bei Köstlin, dem Verfasser der bekannten Lutherbiographie, hörte ich über die Synoptiker, bei Kähler Hodegetik, bei Beyschlag über das Johannisevangelium. Im übrigen hörte ich bei Droysen neue Geschichte, bei Baihinger über Kant, bei Burdach altdeutsche Literaturgeschichte, bei dem alten Erdmann, einem der letzten Hegelianer, Psychologie und bei Haym über die Romantiker.

Obgleich ich die Theologie nur ein Vierteljahr trieb, um mich dann ganz in die philosophische Fakultät überschreiben zu lassen, habe ich doch dies und jenes profitiert, was mir später wohl zustatten gekommen ist.

Vor allem lechzte ich indessen förmlich danach, mich von all der einseitig intellektuellen, analytisch-zersetzenden, kritisch-skeptischen und abstrakten Ideologie des Bundes einmal gründlich zu erholen und gut studentisch auszuleben. Und so verbrachte ich denn diese ersten beiden Hallenser Semester so gut wie ganz in der Kneipe, auf Paukboden, Mensur und Exbummel in die schöne Hallenser Umgebung hinein, als Couleurstudent und Mitglied einer freien, auf eigene Waffen losgehenden Landsmannschaft. Auf der Mensur bekam ich eine saftige Hochterz über den Schädel gezogen, die vielleicht nun auch bald mal offenbar werden wird; bis jetzt habe ich dazu immer noch nicht Haare genug gelassen. . . .

Die „Lebendigen", die in Berlin ihre Sache, wenigstens zunächst, immer noch sehr ernst nahmen, wenn sie auch dort, in nächster Nähe, anfingen sich von der jüngstdeutschen Bewegung enttäuscht zu fühlen, hatten sich bei mir fortwährend über meine allzu lässig gepflegte Korrespondenz zu beklagen und schickten mir eine vorwurfsvolle und rügende Epistel nach der anderen.

*) Vergl. den ersten Beitrag des Verfassers im Februar-Hefte des „Greif".

Digitized by Google

Ich glaube, es war am Ende des ersten Hallenser Semesters, als ich von Arno Holz den ersten Brief bekam, mit dem er sich mir, Du zu Du, in seinem derbschnoddrigen Berliner Stil als Bundesbruder vorstellte. Der Stil sagte mir damals zu. Ich antwortete, glaub' ich, nicht unentsprechend und war interessiert, Holz persönlich kennen zu lernen.

Am Ende des zweiten Semesters, gegen Herbst 1885 hin, hatte ich das Couleurtreiben, das nachgerade manchmal schon etwas wüst geworden war, gründlich satt und sehnte mich nun auch für mein Teil nach Berlin und zu den „Lebendigen" zurück, war auch auf die Jüngstdeutschen neugierig.

Es benötigt, daß ich, bevor ich auf meine Berliner Semester eingehe, ein paar Worte über meine bisherige dichterische Tätigkeit verliere.

Das Zusammenleben mit den „Lebendigen" hatte mir natürlich auch eine gewisse dichterische Anregung gegeben. In der Prima und nachher, wenn ich von Halle aus in den Ferien zu Hause war, kamen ziemlich viele Gedichte zustande. Allerdings fehlte ihnen der sozialistische oder anklägerische Tendenzcharakter, wie ihn die Gedichte der Jüngstdeutschen und die Conradis zeigen. Sie brachten vorderhand mehr individuelle Depressionen zum Ausdruck, die mit meiner Vergangenheit abschlossen und „der Wahrheit heilige Märtyrerkrone" erstrebten. . . .

Meist waren es recht umfangreiche Gedichte. Unter ihnen ein „Phantasus" betitelter Zyklus, in gereimten fünffüßigen Jamben. Ein bekannter jüngstdeutscher Lyriker, der unglückliche Paul Fritzsche, äußerte später in Berlin über diesen Zyklus, meine Muse „gehe auf goldenen Sandalen"; und das Ding hatte wohl auch wirklich einen guten Temperamentsschwung und einen gar nicht so üblen Klang. Ich habe später in dem von Conradi und Bohne herausgegebenen „Modernen Faschingsbrevier auf 1885" ein paar von diesen Gedichten gehabt und eine größere dramatische, literarsatirische Farce, die ich im Herbst 1885 auf meiner ersten Berliner Studentenbude an einem Sonntag in einem Zuge frischweg aus dem Rockärmel schüttelte. Doch merkte ich wohl schon damals, daß es mit mir nicht gerade auf den „lyrischen Dichter" hinauswollte.

Ich hatte ja schon in Magdeburg Zola, Daudet, Ibsen, Dostojewski kennen gelernt. Auch Zolas kritische Aufsätze über das naturalistische Drama. Die letzteren im französischen Urtext, den mir Bohne geliehen hatte. Nun dachte ich zwar damals noch keineswegs daran, ein Drama zu dichten — erst als ich 1886 in Berlin auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater eine Aufführung von Zolas „Therese Raquin" gesehen, die eine überwältigende Offenbarung für mich bedeutet hatte, fing ich an, auch an eine dramatische Produktion zu denken —, wohl aber gedachte ich einen Roman zu schreiben. Als ich 1886 von Berlin aus in den Ferien war, kam er denn auch, schnell hintereinanderweg, zustande. Er wurde später, unter einem Pseudonym und von dem damaligen Redakteur Dr. Franz Hirsch gründlich zurecht gestutzt und beschnitten, in „Schorers Familienblatt" abgedruckt und brachte mir mein erstes größeres Honorar.

Er befriedigte mich selbst keineswegs. Der peinigendste Konflikt zwischen Brotstudium und literarischer Neigung ließ mich nur mit halber, stets gestörter und zerrissener Lust schreiben. Von besonderem Interesse an dieser Arbeit war aber wohl der Umstand, daß ich zum ersten Male mich mit dem Problem der Familie abzufinden suchte.

Digitized by Google

Trotz allem und allem ging ich bald darauf — diesmal weniger von Zola als von Kielland beeinflußt, von dem ich „Garman und Worse“ mit großer Hingabe mehrere Male gelesen hatte — an einen zweiten Roman heran. Diesen Roman nahm später der Verleger Zoberbier, Tovotes erster Verleger, und ich erhielt für ihn mein zweites größeres Honorar. Als Zoberbier dann aber fallit geworden war, erwarb ich die Auflage zurück und ließ sie einstampfen. Bald nach den Hallenser Semestern war ich auch an meinen dritten Roman herangegangen, der mein Hallenser Studentenleben zum Gegenstand hatte. Diesmal sollte es eine Reihenfolge impressionistischer Bilder werden; zu dieser Technik hatte mich Jules de Goncourts „Renée Mauperin“ angeregt, die ich damals sehr liebte und wieder und wieder gelesen hatte. . . .

Dieser Roman lag in erster, flüchtiger Skizzierung als ein Fragment von etwa 12 Kapiteln oder impressionistischen Bildern vor, als ich mich später mit Holz zu gemeinsamer Arbeit vereinte. Soviel über meine ersten schriftstellerischen Leistungen.

Ich deutete schon an: Ich war nicht nur selber mit ihnen nichts weniger als zufrieden, sondern sie waren mir im Grunde genommen sogar Nebensache. Vor allem stak ich beständig in dem peinigendsten Konflikt zwischen meinem Brotstudium und meiner eigentlichsten, innerlichst, noch allzu innerlich, sich vollziehenden Entwicklung. Ich deutete ferner schon oben an, daß irgendwelche, auch nur entfernte Möglichkeit, mich mit diesem Innenleben den anderen „Lebendigen“ und den Jüngstdeutschen, die ich nachher in Berlin kennen lernte, mitzuteilen, nicht bestand.

Ich war also mit dieser meiner wichtigsten und wesentlichsten Entwicklung, noch dazu unter jenem Konflikt und den mißlichsten äußeren, pekuniären Verhältnissen, ganz und gar auf mich selbst angewiesen und in mich hineingezwängt. Ich darf sagen, daß das oft geradezu eine Hölle für mich bedeutete; oder, wenn man will, Himmel und Hölle in einem. . .

Als ein solcher bezog ich Spätherbst 1885 die Berliner Universität und trat in den Kreis der jüngstdeutschen Bewegung ein. Ich brauche wohl kaum noch besonders hervorzuheben, daß ich nichts weiter als ein Mitläufer derselben sein konnte, der innerlich so gut wie gar nichts mit ihr zu tun und gemeinsam hatte. . . .

Es war ein trüber Herbsttag, als ich, zum ersten Male in meinem Leben Berliner Weltstadtboden betretend, mit meinem wahrlich nicht schweren Gepäck die Stufen vom Potsdamer Bahnhof hinunterstieg. Vor mir brauste und schellte im trüben sauberklaren Grau imposant der Verkehr des Potsdamer Platzes.

Um mein stürmisches Herzklopfen zu bemeistern, trat ich in einen Zigarrenladen neben dem Bahnhof ein und kaufte mir ein halbes Dutzend Zigarren, von denen ich mir eine anzündete. Und dann gings hinein — mutterseelenallein, denn niemand von den „Lebendigen“ wußte von meiner Ankunft — in das Getriebe des Berliner Verkehrs. Zu Fuß marschierte ich bis zum Nordwest, zum Berliner „Lateinischen Viertel“, hinaus, wo, in der Marienstraße, unser Bundesbruder B l u m e wohnte, den ich aufsuchte und glücklich zu Hause antraf.

Er braute mir auf seinem Spirituskocher einen Kaffee, und dann gings auf die Suche nach einer möglichst billigen „Bude“. Wir fanden sie bald. Noch weiter nach Norden hinauf. In der Gartenstraße.

Digitized by Google

Bei einem Buchhalter. Ein einfenstriges, nettes, sauberes Zimmer mit einem einzigen großen, lichten Fenster nach dem imposanten Schienengewirr des Stettiner Bahnhofes hinaus. Also gewiß die anregendste Berliner „Bude", die irgendeiner von den „Lebendigen" innehatte. Wie unbeschreiblich, wie gewaltig war mir der Eindruck dieses großen Bahnhofgebäudes und dieser breiten, ins Endlose gehenden Schienenstrecke, besonders wenn sie sich abends mit ihren zahllosen bunten Lichtern entfachte! Dazu der machtvolle, eiserne Rhythmus dieses Getriebes eines großen Berliner Bahnhofes! . . .

Nach kurzem Aufenthalt suchte ich mit Freund Blume die anderen „Lebendigen" auf. Bohne wohnte ganz in Blumes Nähe, in der Philippstraße. Ein großes Zimmer. Um den Tisch herum sogar drei Ripsfauteuils. Wir hatten nachher auf seiner „Bude" viel Zusammenkünfte. Conradi wohnte vier Stock hoch in einem einfenstrigen Zimmer, das auf den Luisenplatz hinabsah. Ein etwas triftes und gequetschtes Zimmer, in dem er eines Tages einen entsetzlichen Asthma-Anfall hatte. Ein anderer Bundesbruder wohnte in der Nähe der Charité. Gleichfalls ein schönes Zimmer mit „Fauteuils". Auch hier fanden oft Zusammenkünfte statt.

An diesem meinem ersten Berliner Abend fanden wir, zunächst einmal wir Magdeburger allein, uns in einer Kellnerinnenkneipe am Luisenplatz zusammen. Der Kellnerinnen wegen allerdings nur insofern, als damals unter uns die ernste, ich meine allerdings etwas philiströse Absicht bestand, diesen Stand moralisch zu heben. Ich, als gewesener Hallenser Couleurstudent, stand solchem Beginnen freilich nicht ganz ohne Skepsis gegenüber, wenn ich auch, meinem Wesen nach, es keineswegs so ganz unsinnig fand. Es ist sehr beachtenswert und bedeutet eine durchaus nicht unwichtige Kulturerscheinung, daß die Kellnerinnen in der jüngstdeutschen Literatur eine so hervortretende Rolle spielen. Ich erinnere nur an Bleibtreus erste Romane.

Wir waren bald bei unseren Themen, und sie wurden bis tief in die Nacht hinein diskutiert. Doch die Bilanz, die sich für mich da zog, mußte mich bereits recht befremden. Es schien mit den so weit ausgreifenden Magdeburger Plänen und Zielen nicht recht vorwärts zu wollen. Man fand sich von den Führern der Berliner jüngstdeutschen Bewegung bitter enttäuscht. Klatschereien bösester Sorte, oberflächliches literarisches Kaffehausgetratsch bis in den frühen Morgen hinein, posierendes pseudogeniales Gespreize und Getue, Unwissenheit, Faulheit: das waren die nur zu sehr hervorstechenden Eigenschaften dieser Kreise, an denen nur eine kleine, aber wieder zu einseitig literarisch gerichtete Elite nicht mit Teil nahm. Das Bedenklichste indessen war wohl die Spaltung, welche auch hier die Bekanntschaft mit Nietzsche inzwischen in die anfangs sozialistisch gerichtete Bestrebung der Jüngstdeutschen gebracht hatte.

Ich selbst hatte damals „Jenseits von Gut und Böse", die „Götzendämmerung" und anderes von Nietzsche gelesen. Doch hatte Nietzsche mich gleich von Anfang an auf das entschiedenste abgestoßen. Nur die „Lieder des Prinzen Vogelfrei" hatten mich durch ihr ungewöhnliches und eigenartiges Melos und den Umstand ergriffen, daß in ihnen das innerste Schicksal eines großen Dekadenten mit Naturnotwendigkeit sich aussprach, die Agonie des alten romantischen Menschen sich austönte. Als ich

Digitized by Google

später in der „Deutschen Universitätszeitung", deren Mitarbeiter ich geworden war, über „Jenseits von Gut und Böse" meine ablehnende Rezension veröffentlichte, geriet ich in einen scharfen Konflikt mit Conradi.

Wie es also nicht anders sein konnte: der „Bund" hatte mit einigen seiner Hauptmitglieder eine schroff individualistische Richtung genommen — man nannte das wohl „Edelanarchismus" —, die anderen aber standen bereits im Begriff, sich ernstlich in ihr juristisches, philologisches und sonstiges Brotstudium zu vertiefen. Ich muß bekennen, daß mir dieses Endschicksal des Bundes nicht gerade besonders naheging. All mein Interesse war dem Berliner Weltstadtleben zugewandt, und natürlich vorerst auch noch dem jüngstdeutschen Kreise.

Die „Lebendigen" hatten übrigens, trotz ihrer abfälligen Stellungnahme, den Verkehr mit den Jüngstdeutschen noch keineswegs ganz aufgegeben; kamen doch damals die „Modernen Dichtercharaktere" zustande, deren Mitherausgeber Conradi war. Sicher hat Conradi auch für seine nachherigen Romane „Phrasen" und „Adam Mensch" hier Anregung gezogen. (Seine damals erschienenen „Brutalitäten" stießen uns „Lebendigen" alle ab und leiteten den vollen Bruch zwischen uns und Conradi ein.) In den nächsten Wochen lernte ich dann die Jüngstdeutschen kennen. Sie kamen in der Mittelstraße beim Stadtbahnhof Friedrichstraße im sogenannten Café „Oberlehrer", in einer nahegelegenen großen Kellnerinnenkneipe und im Café Monopol zusammen. Wilhelm Arent, den Mitherausgeber der „Dichtercharaktere", habe ich persönlich nie kennen gelernt. Auch Heinrich und Julius Hart habe ich damals noch nicht persönlich kennen gelernt. Aber Bleibtreu, Henckell, Hartleben, Mackay, Leo Berg. Auch ich konnte mich, ausgenommen wenn Hartleben zugegen war, mit dem literarischen Geklatsch und Kaffeehaustreiben dieses Kreises nicht befreunden. Ich bin denn auch nur höchst selten mit in diese Cafés gekommen. Etwas näher lernte ich den unglücklichen Lyriker Paul Fritzsche kennen, zu dem Conradi mich eines Tages hinführte. Auch zu Bleibtreu führte Conradi mich gelegentlich hinaus, der in Charlottenburg in der Villa seines Vaters wohnte.

Ein kleiner untersetzt gebauter junger Mann damals, mit einem runden bleichen Gesicht, das eine Art aschblonder „Maurerfreese" und dichtes emporstarrendes aschblondes Haar umrahmte und aus dem einen kleine graue Augen ohne besonderen Ausdruck halb ironisch, halb zynisch anlächelten. Er sah mir, obgleich in solchen Dingen peinlich empfindlich, nach, daß ich ihm im „Faschingsbrevier" auf 1885 seiner beispiellosen Produktivität wegen einen Hieb versetzt hatte. Es ist das einzige Mal geblieben, daß ich mit Bleibtreu in nähere persönliche Berührung kam. Etwas später veröffentlichte er im „Magazin für Literatur", dessen Herausgeber er geworden war, einen Aufsatz von mir über Georg Büchner.

Hauptsächlich verkehrte ich im übrigen mit meinen Bundesbrüdern, wohnte den regelmäßigen Zusammenkünften und Diskutierabenden bei und machte mit den Kameraden Ausflüge nach den verschiedenen Stadtgegenden Berlins und in die Berliner Umgebung.

Sonst hatte sich uns noch Mackay angeschlossen, der übrigens im Kolleg bei Wilhelm Scherer — wir hörten bei ihm noch jene Vorlesung über das Nibelungenlied, die er nicht mehr zu Ende führen

Digitized by Google

sollte — mein Nachbar war. Ich habe ihn in der Erinnerung als einen schmächtigen jungen Mann mit schlichtem, dunklen Haar und dem Anflug eines dunklen Schnurrbärtchens, in einem schwarz- und weißkarrierten chiken Anzug, ein hellgelbes, steifkrempiges Strohhütchen auf.

Auch Holz sollte ich jetzt persönlich kennen lernen.

Er wohnte bei seiner Mutter, draußen in der Gerichtsstraße, nahe beim Wedding.

Ich weiß nicht, wer von den „Lebendigen" mich zu ihm hinausgeleitete. Er hatte ein peinlich ordentliches Poetenstübchen inne, das auf die Böschung eines Bahndammes hinaussah.

Holzens Benehmen war bei dieser ersten Zusammenkunft diskreter, als ich es seinem burschikosen ersten Brief nach erwartet hatte. Er bewirtete uns mit Kaffee und Gebäck. Der Besuch dauerte nicht lange. Ich beteiligte mich am Gespräch so gut wie gar nicht. Unter anderem war wohl auch vom „Buch der Zeit" die Rede.

Holz hatte mit den lyrischen Harmlosigkeiten von „Klinginsherz" begonnen. Dann hatte er in einem vaterländischen studentischen Verein verkehrt. Aus diesem Umgang waren die gemeinsam mit Oskar Jerschke verfaßten, von Wolf, Baumbach und Geibel beeinflußten „Deutschen Weisen" entstanden. Dann war die jüngstdeutsche Bewegung gekommen, und aus dem national gesinnten, epigonal romantischen Mitdichter der „Deutschen Weisen" war der scharfe sozialistische Dichter des „Buches der Zeit" geworden, der mit jenem so gar nichts mehr gemeinsam hatte außer der artistisch tadellos ausgefeilten Form, die offensichtlich sich wieder an Geibel, Herwegh, Freiligrath und Heine anlehnte. Der sehr hervorstechende Unterschied von einem Dichter wie Conradi, dessen Form eine wirklich originale und gänzlich aus dem besonderen Geist der jüngstdeutschen Bewegung hervor gewordene war.

Holz nahm als „Mitlebendiger" an unseren Zusammenkünften ziemlich regelmäßig teil.

Es war in dieser Zeit, daß er, vor seiner ersten Reise nach Paris, an einem Roman „Goldene Zeiten" zu arbeiten angefangen hatte. Es dauerte einige Zeit, ehe wir beide in eine etwas nähere persönliche Beziehung zueinander kamen. Ich hatte eines Abends gelegentlich einer unserer Zusammenkünfte meinen „Phantasus"-Zyklus vorgetragen. Der Zyklus mochte Holz besonders interessiert haben, weil ja auch er im „Buch der Zeit" einen gleichbetitelten Zyklus hatte. Ziemlich spät in der Nacht schloß er sich mir auf dem Heimweg an.

Wir hatten auf diesem gemeinsamen Heimweg ein sehr angeregtes Gespräch über den Unterschied unserer beiden Zyklen. Und von da an hatten wir öfters längere Gespräche miteinander. Und sie waren mir nicht unlieb, da mir der oft allzu abstrakt ideologische Ideenkreis der „Lebendigen" im Grunde ja nur zu fremd war und Holzens ganze konkrete und temperamentvoll drastische Art, sich zu äußern, mir bei meinem gleichfalls konkreter gerichteten Wesen zusagte. Doch dachten wir damals noch nicht einmal entfernt an eine gemeinsame Arbeit. Auch war unser Verkehr zunächst noch kein besonders häufiger.

Produziert habe ich in jenen beiden ersten Berliner Semestern so gut wie gar nichts. Sehr fleißig besuchte ich aber die Vorlesungen. Auch viele außer dem Plan meines philologischen Brotstudiums liegende.

Digitized by Google

Unter anderem versäumte ich nicht, einen so glänzenden Redner wie Treitschke zu hören, und besuchte auch eine Vorlesung Hans Delbrücks über den 70er Krieg.

In meiner „Bude" in der Gartenstraße hielt ich es, da mich die Nachbarschaft der Familie, unmittelbar Tür an Tür, den Tag über zu sehr und oft, da Kinder da waren, zu unliebsam belästigte, nicht länger als das erste Semester aus. Im zweiten siedelte ich nach der Sophienstraße um, wo ich für ein billiges mich bei der aus den „Neuen Gleisen" sattsam bekannten „Mutter Abendrothen" in Pension gab. Im gleichen Hause wohnte damals auch Blume. Im Hause nebenan Bohne. Conradi, mit dem wir seines immer unleidlicher und hoffnungsloser zersplitterten Wesens wegen so gut wie auseinander waren, hatte Berlin verlassen, um in Leipzig weiterzustudieren. Von dort sandte er uns dann eines Tages seine „Lieder eines Sünders" und den Roman „Phrasen". Als ich ihm meine Bedenken, besonders dem Roman gegenüber, nicht verhehlen konnte, brach er kurzerhand mit mir ab. Ich habe dann nie wieder etwas von ihm gehört und gesehen, bis 1890 die Kunde von seinem Tode durch die Zeitungen ging und auch in die damals entstandene „Freie Bühne" gelangte.

Auch die anderen „Lebendigen" verließen bis auf zwei Berlin bald, um an anderen Universitäten ihre Fachstudien zu Ende zu führen.

Inzwischen war mein Verkehr mit Holz ein näherer geworden. Durch Holz lernte ich auch den Verein „Durch" kennen. Oft wohnten wir, zuweilen mit ein paar persönlichen Freunden von Holz, einem Mediziner und zwei Malern, den Sitzungen bei.

Der Verein war von dem durch seine reformstudentischen Bestrebungen bekannten Arzt Dr. Konrad Küster begründet worden, der auch die von Leo Berg redigierte „Deutsche Studentenzeitung" gegründet hatte. Ich erinnere mich seiner als eines stattlichen Mannes in den besten Jahren, mit einem aschblonden Kinnbart, aschblondem, emporstehenden dichten Haar und jovialen Grauaugen hinter einer Brille.

Leo Berg präsidierte dem Verein „Durch". Man kam meist in dem in der Klosterstraße gelegenen „Kurfürstenkeller" zusammen. Wilhelm Bölsche und Bruno Wille gehörten dem „Durch" an, auch die beiden Harts. Mit ihnen und ihrer monistisch-naturwissenschaftlichen, naturphilosophischen Richtung ging der „Durch" in den Friedrichshagener Kreis über und besaß mit ihm seine Zusammenhänge. Weitere Mitglieder waren der Mitbegründer Dr. Eugen Wolff, der spätere Kieler Literarhistoriker, Adalbert von Hanstein, der Schauspieler und Sozialist Julius Türk und einige andere. Aber es gingen viele Gäste aus und ein. Außer Holz und mir Konrad Alberti, J. H. Mackay, Franz Held u. a. Ich für meinen Teil kam indessen sehr selten in den „Durch". Schon deshalb nicht, weil ich all meine Ferien in Magdeburg verbrachte. 1887 wurde Gerhart Hauptmann Mitglied.

Nähere Beziehungen zum „Durch" habe ich niemals gehabt.

Ich glaube nicht, daß dem Verein eine so besondere Bedeutung eignete. Er war mehr ein Sammelplatz der „Jüngstdeutschen", eine Gelegenheit zu persönlicher Fühlung. Man war reichlich so ideologisch, wie unser „Bund der Lebendigen" es gewesen war. Aber ich glaube,

Digitized by Google

man war nicht so vielseitig und von so ernster scharfer logischer Eindringlichkeit. Auch war man, sehr im Unterschied von den „Lebendigen", viel zu einseitig literarisch gerichtet. Ich glaube nicht, daß die naturwissenschaftlich-monistische und philosophische Richtung der Bölsche, Wille und Harts eher zu ihrem Einfluß auf die Entwicklung der neuen deutschen Dichtung gelangte, als bis sich später der eigentliche Friedrichshagener Kreis gebildet hatte.

Man trug Gedichte vor, diskutierte meist ästhetische und literarische Fragen. Man verwarf den epigonalen Idealismus und seine Pseudoromantik, aber auch den Naturalismus, und bekannte sich zu einer Art von Zwischending, das man „Realismus" nannte. Das bedeutete aber in einer Periode, wo es auf ein straffes, eher sogar etwas outriertes Programm angekommen wäre, eine bedenkliche Grundschwäche des „Durch", die der Phrase und dem Epigonentum wieder Tür und Tor öffnete. Man war viel zu zahm und kompromißlich. Was die Harts für die neue Entwicklung geleistet hatten, ihre prächtigen ersten Gedichtbücher und die „Kritischen Waffengänge", die wir schon als Primaner in Magdeburg mit Eifer gelesen hatten — später haben die Harts auch, in seinen ersten Anfängen, Richard Dehmel Anregung gegeben —, das hatten sie vor und außerhalb des „Durch" geleistet.

Wie fruchtbar sich der Friedrichshagener Kreis von dem „Durch" unterschied, habe ich schon weiter oben angedeutet. G. Hauptmann hatte, als er nachher in Erkner wohnte, nahe Beziehungen zu ihm. Ich selbst habe Hauptmann damals noch nicht persönlich kennen gelernt. Ich habe auch nicht in Friedrichshagen verkehrt. Später bekam ich einmal, und dies wäre wohl ein näherer Verkehr geworden, von Bölsche eine Einladung „zu einem Glas Punsch" nach Friedrichshagen — man pflegte dort eine angenehme, fröhliche Geselligkeit —: aber gerade als der Brief an meine Berliner Adresse gelangte, war ich nach Magdeburg abgereist. Und später bin ich niemals nach Friedrichshagen hinausgekommen. Spätere Vereinigungen wie der „Giordano-Bruno-Bund" und die „Neue Gemeinschaft" der Brüder Hart waren ganz aus dem Friedrichshagener Geist entstanden. Doch auch in der „Neuen Gemeinschaft" habe ich nachher so gut wie nie verkehrt.

Ich hatte zu dem Friedrichshagener Monismus auch so gar wenig Beziehung. Mir war er stets viel zu amorph und mechanistisch. Er hatte sich viel zu wenig um das Individualitäts-Problem bekümmert. Jedenfalls nicht in der rechten Weise. Man hätte begreifen sollen, daß hier die Arbeit Schellings fortzusetzen und zu Ende zu führen war. Für Schelling war die Welt ein einheitliches und organisches makrokosmisches Individuum geworden; indessen hatte Schelling das Problem des mikrokosmischen Individuums noch offen lassen müssen. Dies mikrokosmische Individuum aber als eine polare Koinzidenz des makrokosmischen, mit anderen Worten: beider Identität festzustellen, blieb noch übrig. Darauf war ich für mein Teil schon damals, wenn auch noch mit aller Benachteiligung, eingestellt, und hier setzte nachher, bald nachdem der „Frühling" zustande gekommen war, meine erkenntnistheoretische Arbeit ein, deren letzte Frucht mein polaritätsphilosophisches Buch „Das absolute Individuum und die Vollendung der Religion" (Osterheld & Co., Berlin) ist.

Jedenfalls: Der Monismus des Friedrichshagener Kreises genügte mir schon damals und von vornherein nicht. Eine eigentliche positive

Digitized by Google

Anregung empfing ich also weder von den Jüngstdeutschen noch von den Friedrichshagenern, noch gar von dem „Durch". Ich stellte diesen ganzen Verkehr übrigens bald völlig ein, weil ich mich in einem seelischen Zustand befand, von dem man ja wohl zu sagen pflegt, daß man ihn selbst seinem ärgsten Feind nicht wünsche.

Meine Studienzeit war zu Ende. Es galt nun wohl das Staatsexamen. Aber daran konnte ich — so bitter notwendig das auch meiner Familie gegenüber gewesen wäre — nicht denken. Ich hatte zwar zeitweise sehr angestrengt gearbeitet, gotische Grammatik getrieben, den ganzen Ovid und Tacitus, den Lukrez, die mittelhochdeutschen Klassiker, Thukydides gelesen und was weiß ich alles, auch Versuche mit dem philologischen Seminar gemacht, auch ein paar Dekanatsexamina bestanden, aber nur um die absolute Unmöglichkeit zu erkennen, daß jemals ein halbwegs brauchbarer Philolog aus mir werden könnte. Es war gänzlich unmöglich, es war fruchtlose Peinigung, wenn ich mein Gehirn auch nur einen halben Tag lang irgend welchem philologischen Gesichtspunkt anpassen wollte.

Zwischendurch war ich, 1886, gelegentlich in Magdeburg in den Ferien, auf den sonderbaren Gedanken gekommen, ein satirisches Epos in Knittelversen zu schreiben; aber wie es sich von selbst verstand, war mir dies Ding unter den Händen zerbrochen, und ich dachte nicht im entferntesten daran, es jemals zu Ende zu führen. Auch mein Roman aus der Hallenser Studentenzeit blieb, wie er war. Erstlich interessierte mich sein Gegenstand kaum noch, und andererseits stak ich in einer viel zu verzweifelten Depression. Was aber die eigentlichste, innerste, notwendigste Triebrichtung meines Wesens anbetraf, so wurde mir in jener Zeit ein entschiedenerer Durchbruch schon dadurch unmöglich gemacht, daß ich rings um mich aber auch nicht das mindeste „Milieu", nicht die allerbescheidenste Resonanz gewahrte. Ich fühlte mich fast schon unheimlich isoliert. . . .

In solch einem Zustand saß ich eines Mittags im Spätherbst 1887 in meiner Bude in der Sophienstraße auf meinem Koffer, eben im Begriff nach Magdeburg abzureisen, als draußen geklingelt wurde. Gleich darauf trat auch schon, mir in diesem Augenblick vollständig unerwartet, Holz ein. Und in einem kaum weniger verzweifelten Zustand als ich. . . .

Ich hatte die letzten Monate über, seit er von seiner Pariser Reise zurück war — er hatte damals ein kleines väterliches Erbteil ausgezahlt bekommen, hatte davon diese Reise gemacht und wohnte jetzt draußen in Pankow —, besonders häufig mit ihm verkehrt. Und zwar hatten wir sehr eindringliche ästhetische und technische Erörterungen miteinander gepflogen anläßlich von zwei Romanen, die auch ihm total unter den Händen zerbrochen waren. (Ich selbst hatte übrigens in der Sophienstraße eine größere Novelle geschrieben — sie wurde von Michael Georg Conrad in dessen „Gesellschaft" zum Abdruck gebracht —, aus der später der „Papa Hamlet" wurde.)

Es waren die „Goldenen Zeiten" und „Zerstörte Illusionen". Der erstere die Geschichte eines Kleinstadtjungen bis zu seiner Konfirmation, der andere ein Berliner Großstadtroman. Sie waren ihm zerbrochen, denn jedes Kapitel der „Goldenen Zeiten" war 40 engstgeschriebene große Quartseiten lang, und es hatten 24 Kapitel werden sollen! Der Roman wäre eines der unmöglichsten Monstren der Literaturgeschichte

Digitized by Google

geworden. Nicht viel besser stand es mit dem anderen Roman, oder vielmehr noch viel schlimmer. Es kam hinzu, daß Holz aus Paris Zolas gesamte theoretische Schriften mitgebracht, sich in sie hineingelesen hatte und ganz und gar auf theoretische Spekulationen gekommen war. Nun wußte auch er nicht wo aus und wo ein, da es ihm außerdem jede lyrische Produktion gründlichst verschlagen hatte. . . .

Er sah, daß ich abreisen wollte, und in welchem Zustand auch ich mich befand. Was war also zu tun?

Im Laufe des Gespräches erwähnte ich nun das Fragment meines Studentenromans, von dem ich übrigens einige Kapitel zur Hand hatte. Und da machte er mir den Vorschlag, ich sollte mit ihm hinaus nach Pankow kommen, wo wir gemeinsam ein Kapitel meines Romans ausarbeiten wollten. Diese Ausarbeitung sollte aber eine praktische Fortsetzung der theoretisch-ästhetischen Erörterungen sein, die wir die letzten Monate über, anläßlich seiner beiden Romane, miteinander gepflogen hatten.

Ich war, da mir vor der Hand alles gleichgültig sein konnte, einverstanden, und wir machten uns, wie wir gingen und standen, zu Fuß auf nach Pankow hinaus. Unterwegs verkaufte ich in einem Antiquariat einige meiner Bücher, damit ich doch ein paar Pfennige Geld in der Tasche hatte. In der Schönhauser Straße, die wir hinaufwanderten, erstanden wir uns noch in einem Kaffeeladen ein Paket guten Kaffees, weil wir den Anfang unserer Zusammenarbeit mit einer Tasse Kaffee und einem Tobak feiern wollten.

Man sieht: der Anfang war trotz allem und allem nicht ohne Humor und eine brave Leichtherzigkeit auf beiden Seiten. Wir hatten aneinander Courage zu neuem Vorwärts gefaßt. Es hat auch etwas so unbeschreiblich Herrliches, so ganz ohne Rücksicht auf all den schließlich philiströsen „Quark" von Examen, „Brotstudium", „Familienrücksichten" und was sonst noch alles für dummes Zeug, dem doch nun mal notwendigen und unvermeidlichen Trieb seines innersten Wesens zu vertrauen. Noch je ist das die wirklich gute und rasseechte „Ideologie" deutschen Charakters gewesen. . . .

Ohne jede Rücksicht auch auf all die harten äußeren Entbehrungen, denen wir, beide arm wie die Kirchenmäuse, entgegengingen.

Aber dennoch ging ich nicht so ganz und gar freien Herzens in diese Kompaniearbeit hinein; denn eigentlich interessierten mich diese theoretischen und ästhetisch-technischen Angelegenheiten nur in zweiter Linie. Genau genommen hatte ich zu diesem gesellschaftskritischen, mechanistischen, vorab zu dem französischen Naturalismus kaum ein wirklich organisches inneres Verhältnis. Immerhin aber fühlte ich so viel, daß für mich gerade diese Arbeit, bei der ein Lebensausschnitt bis in seine intimsten und feinsten Verästelungen hinein auszuholen war, von nicht geringem Wert sein konnte. Denn mein religiöses Empfinden und seine stets sehr subtile, so recht „moderne" Sensibilität konnten ihre feinsten und eindringlichsten Spürkräfte hier so betätigen wie trainieren.

Und so begann denn diese Zusammenarbeit, die für die weitere Entwicklung der neuen deutschen Dichtung so bedeutungsvoll werden sollte und mit der wir aus seinem jüngstdeutschen „Milieu" und seinen Friedrichshagener Zusammenhängen heraus Gerhart Hauptmann herüberholen sollten. . . .

Digitized by Google

Familienähnlichkeit.

Von
Dr. C. H. Stratz.

Noch ehe am jungen, werdenden Menschen die bleibenden Gesichtszüge ausgebildet sind, wird von Eltern und Verwandten die Frage erörtert, wem er ähnlich sieht.

Die vielen Möglichkeiten, welche das Kind hat, um Eltern, Großeltern oder Ahnen ähnlich zu werden, bald von diesem bald von jenem einen charakteristischen Zug oder eine seelische Eigenschaft zu erben, geben zu lebhaften Meinungsdifferenzen Veranlassung.

Wenn man bedenkt, daß jeder Mensch zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern usw. hat, kann man sich die weiten Kombinationsmöglichkeiten ausdenken. Sie werden fast unbegrenzt, wenn man auf ältere Ahnenreihen zurückgreift.

Nach dem Galtonschen Gesetz vollzieht sich die Vererbung in der Weise, daß jedes Individuum je eine Hälfte der elterlichen Eigenschaften, je ein Viertel der großelterlichen, je ein Achtel der urgroßelterlichen und so weiter in sich aufnimmt.

Die neuere, von Mendel ausgehende Vererbungslehre hat nachgewiesen, daß diese Galtonsche Theorie kein Gesetz, sondern nur eine Regel ist, und zwar eine Regel, die nur für Geschlechter gilt, welche in reiner Linie mit gleichwertigen Eigenschaften züchten, somit eine Regel, die tatsächlich nur in den allerseltensten Fällen wirklich eintrifft.

An die Stelle des Galtonschen Gesetzes sind jetzt die durch vielfache Züchtungsversuche an Pflanzen und Tieren erforschten Mendelschen Regeln getreten, nach welchen sich auch die menschliche Vererbung richtet.

Die klassischen ersten Kreuzungsversuche stellte Mendel mit Erbsen an. Wenn er gelbe mit grünen Erbsen kreuzte, bekam er in der ersten Generation grüne Erbsen. Kreuzte er diese wieder, so bekam er je drei grüne auf eine gelbe Erbse. Von diesen züchtete je eine grüne und die gelbe rein weiter, während die beiden anderen spalteten, d. h. wieder auf drei grüne eine gelbe Erbse hervorbrachten.

Aus dieser Beobachtung ergibt sich zunächst, daß nicht die ganze elterliche Anlage als Erbeinheit übertragen wird, sondern einzelne elterliche Eigenschaften, von denen die stärkere, die dominante häufiger, und zwar im Verhältnis von 3 zu 1 übertragen wird. Die schwächere, rezessive Eigenschaft (in obigem Beispiele gelb) wird in der ersten Generation verborgen, latent übertragen und tritt erst wieder in der Enkelgeneration deutlich manifest zutage.

Digitized by Google

Außerdem aber werden durch die Kreuzung die Eigenschaften gespalten, ein Vorgang, der jetzt ganz allgemein mit dem Zeitwort „mendeln“ bezeichnet wird.

Neben diesem Vererbungstypus, in dem eine dominante Eigenschaft einer rezessiven gegenübergestellt ist, ist auch der Fall denkbar, daß beide Eigenschaften gleichwertig sind. Hierfür ist das klassische Beispiel der Züchtungsversuch von Correns mit der Wunderblume (Mirabilis Jalappa). Wenn er eine weißblühende mit einer rotblühenden Art kreuzte, erhielt er eine rosablühende Hybride. Züchtete er nun die rosablühenden Hybriden in reinen Linien weiter, so erhielt er weiße, rosa- und rotblühende Enkel, und zwar im Verhältnis 1 zu 2 zu 1. Von den Enkeln züchteten die weiß- und rotblühenden in reinen Linien weiter, während die rosablühenden im gleichen Verhältnis weiter spalteten, d. h. auf eine weiße und eine rote je zwei rosa Hybriden hervorbrachten.

Gleichwertige Eigenschaften können somit eine neue intermediäre Eigenschaft, ein Kreuzungsnovum, bilden, welches neben den ursprünglichen Merkmalen in bestimmtem Verhältnis weiter vererbt werden kann.

Nun handelt es sich aber bei der Vererbung nicht nur um ein, sondern um verschiedene Merkmalspaare. Schon Mendel hat grünsamige Erbsen mit zwergigem Wuchs und gelbsamige mit hohem Wuchs gekreuzt und in den späteren Generationen alle möglichen Kombinationen zwischen gelber und grüner Samenfarbe, niedrigem und hohem Wuchs erzielt, dabei aber immer ein festes Zahlenverhältnis feststellen können.

Je nach der Zahl der gekreuzten Merkmalspaare unterscheidet man Monohybriden mit einem Merkmalspaar, Dihybriden mit zwei Merkmalspaaren und Polyhybriden mit zahlreichen Merkmalspaaren.

Da nun alle höher entwickelten Pflanzen und Tiere in wissenschaftlichem Sinn Polyhybriden sind, so ist die Ergründung der Vererbung gerade bei ihnen mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft.

Trotzdem sind sowohl durch Züchtungsversuche als durch statistische Berechnungen eine ganze Anzahl dominierender, rezessiver und intermediärer Eigenschaften gefunden worden, welche die Mendelschen Grundregeln immer wieder aufs neue bestätigen und zugleich weitere Ausblicke gewähren.

Beim Menschen sind Züchtungsversuche in reinen Linien, welche sich über viele Jahrhunderte erstrecken müßten, von vornherein ausgeschlossen. Man muß sich mit theoretischen Schlußfolgerungen aus den Tier- und Pflanzenexperimenten und mit statistischen Erhebungen begnügen.

Zunächst hat die Menschheit als Ganzes seit vielen Jahrtausenden

Digitized by Google

in dem regsten Austausch ihrer gemeinschaftlichen Merkmale gestanden, und die rein menschlichen Eigenschaften haben dadurch eine Dominanz erlangt, welche sie von allen verwandten Tierklassen streng scheidet. Obwohl dieser Ausleseprozeß viele hunderttausend Jahre gedauert hat, finden sich aber heute noch in einigen Individuen und Familien vereinzelte Rückschläge, welche auf die ältesten Zeiten der Entwicklung zurückdeuten. Dazu gehören die Schwanzbildung, die überzähligen Brustwarzen, die vierten Mahlzähne, die Halsfisteln (als Rudimente einer Kiemenanlage). Solche Rückschläge erklären sich dadurch, daß die betreffende Eigenschaft viele Jahrtausende von einem Individuum auf das andere latent übertragen wurde, bis einmal wieder zwei Individuen zusammentrafen, bei denen beiderseits die latente Eigenschaft so stark angehäuft war, daß sie in einem oder mehreren Nachkommen wieder manifest wurde. Derartige, über Jahrtausende sich hinziehende latente Vererbungen aus der Urzeit gehören aber zu den allergrößten Seltenheiten.

Davon abgesehen haben sich die rein menschlichen Eigenschaften im Lauf der Zeiten durch Isolation, Klima und Lebensumstände zu verschiedenen Typen verdichtet, welche man als Rassen in engerem oder weiterem Sinne bezeichnet. Rassenmerkmale, durch welche sich die eine Gruppe von der anderen unterscheidet, fallen in den Bereich der rein menschlichen Bildung. Es sind keine wesentlichen, sondern untergeordnete Eigenschaften, die sich höchstens als höhere oder niedere Entwicklungsstufen bezeichnen lassen.

Wie die Rassen im Großen, so unterscheiden sich die Familien im Kleinen durch den gemeinschaftlichen Besitz bestimmter Merkmale.

Die Familienähnlichkeit beruht somit auf ganz geringfügigen Unterschieden des Körpers und der seelischen Eigenschaften.

Aber so geringfügig diese Merkmale auch sind, können sie doch unter Umständen einen ganz bedenklichen Einfluß ausüben, wenn sie durch erbliche Anhäufung verstärkt werden.

Deshalb hat die wissenschaftliche Erforschung der Übertragbarkeit von Familieneigentümlichkeiten auch eine große praktische Bedeutung. Sie eröffnet die Möglichkeit, eine bewußte Veredelung der Nachkommenschaft herbeizuführen.

Leider ist unser positives Wissen darin noch sehr gering, und die Rassenverbesserung, die Eugenetik, hat noch einen weiten Weg zurückzulegen, ehe sie mit Erfolg sich zu betätigen vermag.

Hier soll nun nicht weiter erörtert werden, wie es sein könnte, sondern an einigen Beispielen gezeigt werden, wie es ist oder zu sein scheint.

Abgesehen von einigen Stammbäumen, welche die am leichtesten erkenntlichen Mißbildungen (wie überzählige Finger, Hasenscharten) oder Krankheiten (wie Bluterkrankheit, Farbenblindheit) in ihrer

Digitized by Google

Vererbung beleuchten, sind die Ahnentafeln der Habsburger mit der starken Unterlippe, der Bourbonen mit dem ausgesprochenen Profil und der Ptolomäer mit der auffallend schönen Gesichtsbildung mit Vorliebe als Beispiele benutzt worden, um die Mendelschen Regeln zu bestätigen.

In allen solchen Fällen, in denen es sich um ein oder einige dominante Merkmale handelt, gelingt es in der Regel leicht, ein positives Ergebnis zu erzielen.

Bisher ist es aber erst in wenigen Fällen gelungen, ein bestimmtes Merkmal als dominant festzustellen, und noch schwieriger gestaltet sich die Familienforschung, wo es sich um gleichwertige Merkmalspaare handelt.

Die Vorhersage für das künftige Geschlecht ist aber selbst bei feststehendem dominantem Merkmal immer noch sehr problematisch.

So ist z. B. mit ziemlicher Sicherheit festgestellt, daß der brünette Typus dominant, der blonde rezessiv ist. Man müßte daraus schließen, daß brünette Eltern nur brünette Kinder, ein brünetter Vater mit einer blonden Mutter drei brünette und ein blondes Kind zu erwarten hätte. Dies ist aber nur der Fall, wenn beide Eltern in reinen Linien gezüchtet sind, wenn also z. B. in der brünetten Aszendenz kein einziger blonder Einschlag vorgekommen ist.

Wenn aber im brünetten Vater oder in der brünetten Mutter oder auch in beiden die Blondheit einer oder mehrerer Großeltern latent schlummert, dann ergibt sich die Möglichkeit, daß auch zwei dunkelhaarige Eltern ein ganz hellblondes Kind bekommen können.

Noch schwieriger aber wird die Vorhersage, wenn man mit verschiedenen Autoren annimmt, daß durch Kreuzung von schwarz und blond eine braune intermediäre Form entsteht, daß also die Hybride nicht nach dem Erbsentypus, sondern nach dem Wunderblumentypus mendelt. Dann ergeben sich alle möglichen Kombinationen für die Nachkommen, und die am allerwenigsten vorherzusehenden in dem Fall, daß beide Eltern braun waren. Als Regel würde allerdings bei zwei braunen hybriden Eltern ein schwarzes, zwei braune und ein blondes Kind zu erwarten sein. Die Erfahrung lehrt, daß dies nur ausnahmsweise der Fall ist, und daraus muß man schließen, daß die latente Übertragung eine sehr große und schwer nachzuweisende Rolle in der Vererbung spielt.

Eine interessante, von Salaman aufgestellte Statistik scheint zu beweisen, daß der jüdische Typus dem germanischen gegenüber rezessiv ist. Mit zunehmenden Mischehen müßte danach der jüdische Typus immer mehr verschwinden. Ein in Deutschland bekannter Forscher drückt sich sogar in der Weise aus, daß „wir mit dem jüdischen Typus schon längst fertig geworden wären, wenn nicht immer ein neuer Zuzug von Polen und Galizien aus stattfände".

Nach den Mendelschen Regeln muß man annehmen, daß der

Digitized by Google

jüdische Typus in allen Fällen latent übertragen wird und daß er in jedem Einzelfall wieder manifest werden kann, wenn bei beiden Eltern das latente Merkmal erblich angehäuft ist.

Obwohl auch die Körpergröße in gewissem Grade erblich ist und große Eltern in der Regel auch große Kinder erzeugen, so läßt sich dafür mit Sicherheit keine Dominanz von Groß über Klein ableiten. Äußere Einflüsse, namentlich gute Ernährung, vorteilhafte Lebensumstände und körperliche Übung spielen dabei die wichtigste Rolle. So sind bei den Hindus die höheren Kasten durchschnittlich größer als die niederen, bei den Japanern die Soldaten größer als die Kulis und die Adeligen wieder größer als die Soldaten; auch die Tatsache, daß die nach Amerika und Südafrika ausgewanderten Engländer, Deutschen und Holländer größere Nachkommen erzielen als in der Heimat, ist wohl darauf zurückzuführen, daß sie dort unter gesundheitlich besseren Umständen heranwachsen.

Mit großer Wahrscheinlichkeit dominant sind dagegen unter den Kulturvölkern eine Reihe von anderen guten und schlechten körperlichen und geistigen Eigenschaften, unter denen die Kurzsichtigkeit, die Linkshändigkeit, schlechte Zähne, Anlage zur Schwindsucht, musikalisches Gehör, Formen- und Zahlensinn u. a. in verschiedenen Stammbäumen nachweisbar dominieren.

Nach den neuen Vererbungsgesetzen besteht somit die Möglichkeit, daß innerhalb einer Familie die scheinbar entferntesten, latent übertragenen Formen manifest werden können, die größte Wahrscheinlichkeit aber, daß die Kinder ihren Eltern und Großeltern am ähnlichsten werden. Denn die einzelnen Familien bilden, obwohl sie sich aus sehr verwickelten Polyhybriden zusammensetzen, doch tatsächlich eine mehr oder weniger reine Linie, da bei ihnen eine sehr ausgiebige Auslese dominanter Eigenschaften stattgefunden hat.

Je stärker die Inzucht ist, d. h. über je längere Zeiträume hin sich die Familie nur mit gleichartigen Familien vermischt hat, desto ausgesprochener treten die dominanten Eigenschaften hervor, desto mehr Aussicht haben auch die Kinder, diese in reiner Form von ihren Eltern zu erben.

Die vielerörterte Frage, ob Inzucht oder mit anderem Worte Verwandtenheirat vorteilhaft oder schädlich sei, läßt sich dahin beantworten, daß nicht die Verwandschaft an und für sich, sondern die dominanten Merkmale der Eltern den Ausschlag geben.

Haben z. B. beide Eltern ein sehr leicht erregbares Temperament oder eine sehr scharf geschnittene Nase, so ist alle Aussicht vorhanden, daß einzelne von den Kindern die dominanten Merkmale anhäufen und nervenkrank oder übertrieben großnasig werden; umgekehrt

Digitized by Google

kann eine beiderseitige musikalische Anlage ein musikalisches Genie hervorbringen.

Neben solchen — ich möchte sagen — gröberen Merkmalen gibt es aber noch eine Menge feinerer körperlicher und geistiger Eigenschaften, welche sich in für uns noch rätselhafter Weise forterben, und gerade diese sind es, die das individuelle Wesen bestimmen.

So kann eine besondere Ausdrucksweise beim Sprechen, eine besondere Art, die Hände zu bewegen oder in der Ruhe zu halten, eine besondere Haltung des Kopfes erblich auch in solchen Fällen übertragen werden, wo das Kind die Eltern gar nicht gekannt hat und eine Angewöhnung durch den täglichen Verkehr ganz ausgeschlossen ist. Ein bekanntes Beispiel dafür gibt Lessing in seinem Tempelherren, der die Gewohnheit hat, mit der Hand über die Stirn zu fahren, als ob er damit das Feuer seiner Blicke dämpfen wolle. An diesem Zeichen erkennt Saladin in ihm den Sohn seines Bruders.

Solche feinere und feinste Unterschiede machen es auch erklärlich, daß es trotz innigster Verwandschaft nicht zwei Menschen gibt, die sich völlig ähnlich sind, und daß in einer Geschwisterreihe sich die verschiedenartigsten elterlichen und großelterlichen Merkmale derart verbinden können, daß für Näherstehende scheinbar die größten Unterschiede bestehen und Einzelne so wenig Familienzüge aufweisen, daß sie „aus der Art geschlagen" zu sein scheinen.

Diese Unterschiede erscheinen aber klein, wenn man sie mit dem größeren Verwandtenkreise vergleicht, noch kleiner, wenn man die Stadt, das Land, die Rasse ins Auge faßt, und schließlich gilt auch hier die alte Bauernregel: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Die praktische Frage, ob sich eine erwünschte Familieneigenschaft durch bewußte Züchtung günstig beeinflussen, eine unerwünschte ausschalten läßt, ist schon vielfach erörtert worden. Die Versuche der Tierzüchter beweisen, daß durch generationenlange, bewußte Auswahl eine bestimmte körperliche oder funktionelle Eigenschaft in gewünschtem Maße gesteigert werden kann. Die Schnelligkeit der Rennpferde, die Ergiebigkeit der Milchkühe, der Fettansatz der Schweine, die Befiederung der Tauben, die Riesen- und Zwergzucht bei fast allen Haustieren bieten dafür sprechende Beispiele.

Ein gleicher Erfolg ist auch beim Menschen theoretisch möglich: in die Tat umsetzen lassen sich solche Experimente schon aus dem Grunde sehr schwer, weil die Auswahl der bevorzugten Eigenschaften schon an und für sich ein schwer lösbares Problem ist; außerdem aber würde die Langlebigkeit der Menschen bei einer Züchtungsdauer über viele Generationen sich auf Jahrhunderte hinausziehen müssen, bevor sie so greifbare Resultate ergäbe, wie sie bei Tieren schon nach einigen Jahren erreicht werden können.

Wenn eine staatlich geregelte Eugenetik heute mit dem Ausschluß der Minderwertigen von der Fortpflanzung systematisch einsetzt,

Digitized by Google

wie dies in einigen Staaten Nordamerikas der Fall ist, so könnte doch erst nach drei- bis vierhundert Jahren mit Sicherheit entschieden werden, ob diese bewußte systematische Auslese mehr leistet als die unbewußte natürliche Auslese, die sich überall auch ohne staatliche Regelung geltend macht.

Für die günstige und sichere Wirkung dieser auf Naturgesetzen beruhenden natürlichen Auslese lassen sich aber zahlreiche Beispiele anführen.

Zunächst beruht ja darauf in letzter Linie der Umstand, daß wir überhaupt Menschen geworden sind und als solche uns immer höher entwickelt haben; in engerer Auslese haben sich auf der gleichen Grundlage die körperlich und geistig höherstehenden Rassen herangebildet und innerhalb dieser wieder bevorzugte Geschlechter und schließlich auch die Familien.

Wir alle gehorchen, bewußt oder meist unbewußt, diesem Gesetz der natürlichen Zuchtwahl, und die häufigen Mißgriffe, die ja hier wie überall niemals ausgeschlossen sind, rächt die Natur von selbst, indem sie die minderwertigen Kreuzungsversuche an einer gedeihlichen Entwicklung verhindert und sie langsam, aber sicher ausschaltet.

Für Einzelfälle lassen sich ebensoviel glückliche als fehlgeschlagene Versuche in dieser Richtung anführen; zu den glücklichen sind wohl als Beispiele die meisten morganatischen Ehen vieler Fürstenhäuser zu rechnen, in denen das Blut einer artfremden, aber meist körperlich hochbegabten Frau sich in den folgenden Generationen sehr günstig bemerkbar machte.

Sogar eine Geldheirat wird in den meisten Fällen nur einen günstigen Einfluß auf die späteren Generationen ausüben, weil mit dem Geld meist eine Reihe von günstigen wirtschaftlichen Eigenschaften verbunden sind, welche dem anderen Teil abgehen, der folgenden Generation in der Kreuzung aber doppelt zu gute kommen.

Wir gelangen somit zu dem befriedigenden Schlusse, daß die Familienähnlichkeit in geistigem und körperlichem Sinne, von Einzelfällen abgesehen, schon durch die natürliche Zuchtwahl günstig beeinflußt und zu stets vollkommenerer Gestaltung weitergeführt wird. Ob und inwieweit sich dieser Auslesevorgang durch bewußte Züchtung beschleunigen und verbessern läßt, kann erst die Zukunft lehren. Mit großer Wahrscheinlichkeit aber darf man annehmen, daß sich auch hierin die Natur keinen Zwang auferlegen läßt und unbekümmert um Gesetz und Recht ihr Ziel in unbewußt-bewußter Weise erreichen wird.

Digitized by Google

März

Der Märzwind fegt durch die Winterſaat,
Die Halme leuchten und lodern.
Der Märzwind wirbelt über den Pfad
In des Waldes duftendes Modern.

Zart über den kahlen Bäumen hängt
Ein grüner, ſchimmernder Schleier.
Die Wolken jagen ſich dicht gedrängt,
Am Strome ſtreichen die Reiher.

Durch die ſchwellende Scholle ſchneidet der Pflug,
Schwer ſtapft der Gaul durch die Spalten.
Der Bauer trägt einen milden Zug
Von Glück um des Mundes Falten.

Er denkt an die Scholle, die ſatt und braun
Erglänzt. Er denkt ſeines Weibes.
Das ſchafft am ſproſſenden Gartenzaun
Und geht geſegneten Leibes.

L. C. Funke

Zwei unbekannte politiſche Dramen Kotzebues.

Von
Hermann Kienzl.

Auguſt von Kotzebue, das „höchſt bedeutende Meteor", wie ihn Goethe nannte, war der fruchtbarſte Dichter und Schriftſteller der Deutſchen. Es erben ſich Geſetz und Rechte — auch in der Literaturgeſchichte — wie eine ewige Krankheit fort. Kotzebues literariſches, politiſches und menſchliches Charakterbild wurde von ſeiner Feinde Haß verwirrt. Lebend hatte der ſtreitbare Mann in ſeinen zahlloſen Fehden die Lacher auf ſeiner Seite; nachdem ihn am 19. März 1819 der Dolch des Karl Ludwig Sand getroffen, ſchloß ſich die öffentliche Meinung, der kein Verteidiger mehr zu widerſprechen wagte, dem Urteile ſeiner Widerſacher an. Erſt in jüngerer Zeit beginnt man, dieſes Urteil einer

Digitized by Google

Revision zu unterziehen. Man hat nachgewiesen, daß ein Irrtum in der Person den urteilslosen Sinn und die Mordwaffe des jungen Fanatikers leitete und daß der Schimpf politischer Spionage das Andenken Kotzebues nicht bemakeln darf. Man hat hier und dort auch (am gewissenhaftesten in der Kotzebue-Monographie des Franzosen Charles Nabany) den unbequemen Weg von den bequemen Schlagwörtern zur kritischen Untersuchung des außerordentlich ausgedehnten Kotzebueschen Lebenswerkes eingeschlagen. Ihn als „Vielschreiber", als servilen Schleppträger des übelgebildeten Publikums und höchstens noch als Theater- und Spaßmacher kurz abzutun, das hieß doch wohl das Problem eines ungewöhnlichen Talents sowie das Phänomen eines Erfolges verkennen.

Kotzebue regierte durch ein halbes Jahrhundert nicht bloß die deutsche Bühne unbedingt, er war noch über diese Zeit hinaus ein nicht zu entthronender Herrscher auf den Theatern Frankreichs, Englands, Italiens, Amerikas, Rußlands, Dänemarks, Hollands, Schwedens, Spaniens. Chamisso erzählt, daß er auf seiner Reise um die Welt Kotzebuesche Stücke in Ländern habe aufführen sehen, zu denen kaum die Kenntnis von der Existenz eines deutschen Volkes gedrungen war. V. Jagic stellt (1909) in einer literarhistorischen Arbeit („Kotzebue im Serbo-Kroatischen") fest, daß die Theater der südslawischen Völkerschaften sich bis gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts nahezu ausschließlich aus dem Kotzebueschen Dramenschatze nährten. Professor Jakob Minor berechnet, daß im Wiener Burgtheater allein die auf 75 Jahre (von 1790—1865) verteilten Kotzebue-Aufführungen, wären sie unmittelbar aufeinander gefolgt, die Theaterabende von zwölf Jahren ausgefüllt haben würden.

Goethe, gewiß kein Überschätzer der vox populi und in manchem Belang Kotzebues Antipode, sagte, lange bevor die Kotzebuesche Kurve sich senkte, zu Eckermann: „Was zwanzig Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, das muß schon etwas sein."

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts von der Bühne verdrängt, tauchte Kotzebue zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts aufs neue mit einigen seiner besten Lustspiele erfolgreich auf. Aber dauerhafter als seine unmittelbare Wirkung auf so viele Zeitgeschlechter war sein mittelbarer Einfluß. Nicht etwa bloß die Lustspiel-, Schwank- und Possenschreiber, nicht bloß die deutschen Dramatiker, nicht bloß die Epigonen der älteren Zeit und nicht bloß Schriftsteller von bescheidenem Rang schöpften aus Kotzebues Einfällen. Die wissenschaftliche Untersuchung seiner Nachwirkungen wird zu erstaunlichen Ergebnissen führen! Nach der Ermordung Kotzebues fand man in seinem Schreibpult einen Aufsatz: „Betrachtungen über mich selbst". In dieser Autopsie gelangte er zu der richtigen Schlußfolgerung: „Ich glaube, daß die Natur mir ein reiches Maß von Einbildungskraft verliehen hat. In den meisten meiner Schauspiele ist sie unverkennbar. Darum bin ich überzeugt, wenn in fünfzig Jahren auch kein einziges mehr gespielt werden sollte, so werden doch die Dichter der Nachwelt noch oft meine Pläne benutzen, öfter noch einzelne Situationen herausheben und ihr Publikum dadurch vergnügen."

In eine Analyse und Prüfung der Kotzebueschen Produktion einzutreten, die inneren künstlerischen Mängel seiner Dramen und seiner

Digitized by Google

anderen dichterischen Werke bloßzulegen, ist hier nicht meine Aufgabe. Es genüge, noch einmal Kotzebue selbst und wiederum Goethe zu zitieren. Kotzebue gibt in der Rückschau auf sein Leben und Wirken ein volles Drittel seiner Dramen preis, also mehr als siebzig Stücke, die nicht geschrieben zu haben er wünscht; und Goethe schreibt am 17. März 1817 an Knebel: „Es ist wohl der Mühe wert, den Widerstreit, in welchem er (Kotzebue) mit sich selbst, mit der Kunst und dem Publikum sein Leben zubringt, klar auszusprechen und ihm selbst sowie denen, denen er gefällt oder mißfällt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; denn er bleibt in der Theatergeschichte immer ein höchst bedeutendes Meteor."

Die theatergeschichtliche Bedeutung Kotzebues rechtfertigt es hinlänglich, die Aufmerksamkeit der Literaturfreunde zwei dramatischen Arbeiten des Dichters zuzuwenden, die in die Gesamtausgaben der Kotzebueschen Werke nicht aufgenommen wurden und daher vollkommen verschollen sind. Außerdem ist diesen Stücken ein besonderes geschichtliches Interesse gesichert, da sie die Ereignisse während und nach der Befreiung Europas vom napoleonischen Joche behandeln. Das eine: „Die hundertjährigen Eichen oder Das Jahr 1914" ist, was diesem „Vorspiel mit Gesang und Tänzen" einen geradezu aktuellen Reiz verleiht, eine Prophezie, deren auf die Frist von hundert Jahren ausgestellter Wechsel soeben fällig geworden ist. Das zweite Stück: „Noch Jemands unterirdische Reise" hat ebenfalls politischen Charakter und stellt sich als ein Napoleon-Pasquill dar.

Die letzten Titular-Gesamtausgaben der Kotzebueschen Werke sind die im Verlage von Ignaz Klang in Wien und Eduard Kummer in Leipzig 1840 und 1841 erschienenen „Theater von August von Kotzebue" (40 Bände) und die im Verlage von Ignaz Klang in Wien 1843 erschienenen „Prosaischen Schriften" (45 Bände). Später sind nur noch Auswahl- oder Einzel-Ausgaben Kotzebuescher Werke aufgelegt worden. Auch die Wiener oder Klangsche Ausgabe ist unvollständig. Die „Prosaischen Schriften" bringen nicht einmal alle Romane und Erzählungen des Dichters und keines von den fünf geschichtswissenschaftlichen Werken, die, als Produkte jahrelanger Quellenstudien, einst die volle Anerkennung der Historiker Johannes von Müller und Schlözer fanden. Es fehlen ferner die meisten von den sehr zahlreichen publizistischen, philosophischen und polemischen Schriften sowie die Übersetzungswerke; auch Kotzebues Gedichte sind nicht aufgenommen worden.

Die Wiener Ausgabe der Theaterstücke ist eine Kombination der noch von Kotzebue selbst redigierten Sammlungen seiner Dramen, vermehrt durch die Stücke, die nach des Dichters Tod aufgefunden wurden. 211 dramatische Werke umfaßt diese letzte Gesamtausgabe. Die Forschung stellte seither fest, daß Kotzebue mindestens 227 aufgeführte Theaterstücke verfaßt hat.

Die meisten der verschollenen, von Kotzebue nicht in die Sammelausgaben aufgenommenen Stücke waren Jugendwerke. Nach dem europäischen Erfolg von „Menschenhaß und Reue" (1789) zeigte er sich nicht mehr spröde. Auch die minderwertigen Kinder seiner Muse wurden fortan dem Verleger verkauft, sobald sie einmal von den größeren Bühnen erworben und aufgeführt waren. Daß sie mehrere Jahre ein Manuskript-

Digitized by Google

Dasein zu führen hatten, das hatte seinen Grund in den gesetzlichen Verhältnissen. Die Theater bezahlten nicht wie heute Aufführungstantièmen, sie erwarben ein für allemal das Aufführungsrecht an einem neuen Stück, und jedes bereits im Buchhandel erschienene Opus durften sie sich kostenlos aneignen.

Von den nach 1789 entstandenen Theaterstücken Kotzebues ist mir außer den „Hundertjährigen Eichen" und „Noch Jemands unterirdischer Reise" keins bekannt, das der Dichter dem Druck entzogen hätte; selbstverständlich abgesehen von den Produkten seines letzten Lebensjahres, die vor Kotzebues Tod ihren Rundlauf über die Bühnen noch nicht vollendet hatten. Die genannten zwei verstoßenen Stücke jedoch stammen aus den Jahren 1814 und 1816 und wurden bei festlichen Gelegenheiten — das eine in Berlin, das andere in Reval — aufgeführt. Weshalb sie Kotzebue nicht dem Druck übergab, ist nicht sicher zu erklären, da er doch andere Fest- und Gelegenheitsspiele, die ein geringeres allgemeines Interesse besaßen, seinen Büchern einverleibte. Vielleicht trug er Bedenken, die einigermaßen byzantinische Fürstenverherrlichung der Lesewelt zu unterbreiten, nachdem sie bei den Festaufführungen ihre Schuldigkeit getan hatte. Vielleicht hielt er „Noch Jemands unterirdische Reise" auch deshalb zurück, weil dieses Stück nicht nur ein Pasquill auf Napoleon, sondern auch eine Parodie von Goethes „Faust" ist — und Kotzebue, der 1817 nach Weimar übersiedelte, zögern mochte, seinen gehässigen Hader gegen den Olympier wieder aufzufrischen. Doch ist das Parodistische der „Unterirdischen Reise" verhältnismäßig harmlos.

Kotzebue hinterließ ein peinlich geordnetes Archiv, enthaltend Bekenntnisschriften, Tagebücher, andere intime Aufzeichnungen, Dramen und dramatische Entwürfe und tausende von Briefen interessanter Zeitgenossen. Kotzebues Verleger, Paul Gotthelf Kummer in Leipzig, füllte mit einer kleinen Auslese das 1821 erschienene Buch: „Aus August von Kotzebues hinterlassenen Papieren." In dem längst vergessenen Bändchen ist (S. 131—160) das Vorspiel „Die hundertjährigen Eichen oder Das Jahr 1914" abgedruckt. Das andere Gelegenheitsstück: „Noch Jemands unterirdische Reise" soll im September 1819, wie Wackernagel (aber nicht Goedeke) angibt, von G. Lotz in Hamburg veröffentlicht worden sein. Ich konnte des Kuriosums in keiner Bibliothek ansichtig werden.

Im handschriftlichen Nachlaß Kotzebues jedoch — er wanderte in fast hundert Jahren von den Söhnen zu Enkeln und Urenkeln — fand ich neben den Manuskripten der beiden dramatischen Politika auch eine vom Dichter selbst beglaubigte, aus dem Jahre 1782 stammende Abschrift des noch nie gedruckten „Demetrius"; nach den Strichen zu urteilen, das bei der Petersburger Aufführung verwendete Regiebuch.

Das Vorspiel mit Gesängen und Tänzen: „Die hundertjährigen Eichen oder Das Jahr 1914" wurde am 19. und 24. Oktober 1814 im Berliner Königlichen Opernhause aufgeführt. Anschütz gab die Sprechrolle des Fürsten. (Die Theaterzettel sowie das Notenmaterial zu der von Bernhard Anselm Weber stammenden Bühnenmusik befinden sich im Archiv der Königlichen Schauspiele.)

Digitized by Google

Dieser patriotischen Aufführung war schon am 7. August 1814, zur Feier der Rückkehr der Truppen von Paris, eine Festvorstellung vorausgegangen, bei der ein vom „Herrn Etatsrath von Kotzebue" geschriebener Prolog gesprochen wurde. Das war jene Theater-Siegesfeier, zu der Goethe — auf Bestellung Iffflands — „Des Epimenides Erwachen" geschrieben hatte. Bekanntlich verzögerte sich aber die Aufführung des „Epimenides" bis zum 30. März 1815, weil der Komponist mit seiner Arbeit nicht fertig geworden war. Goethe ärgerte sich über diesen Aufschub und das fixe Zuvorkommen Kotzebues. In seinem Tagebuch machte er Kotzebue zum Vorwurf, die Epimenides-Idee benutzt zu haben. Wie Dr. Gerhard Stenger in seinem Werk: „Goethe und Kotzebue" (Verlag Ferdinand Hirt, Breslau) nachweist, war dieser Vorwurf unbillig und nur auf einen recht nebensächlichen Umstand gestützt. Man hatte für den Vortrag des Kotzebueschen Prologs die dem Brandenburger Tor wiedergewonnene Quadriga in der Theaterdekoration angebracht, und dasselbe Symbol schrieb auch das Szenarium des „Epimenides" vor. Goethes Argwohn ist vielleicht durch den Umstand geweckt worden, daß man mit der Komposition seines „Epimenides" den Berliner Kapellmeister Bernhard Anselm Weber betraut hatte, Kotzebues intimen Freund. Aus den mir vorliegenden Briefen Webers an Kotzebue (dieser lebte damals in Königsberg) geht jedoch hervor, daß Weber sich mit allem Eifer der Komposition des zu spät eingetroffenen „Epimenides" widmete.

Zwischen dem am 7. August vorgetragenen „Prolog" Kotzebues und der Goethischen Dichtung ist also eine innere Beziehung nicht festzustellen. Dagegen scheint mir allerdings zwischen dem „Epimenides" und dem am 19. Oktober 1814 aufgeführten Vorspiel „Die deutschen Eichen oder Das Jahr 1914" eine gewisse ideelle Verwandtschaft zu bestehen. Bei Goethe wird der erwachte Wunderschläfer von der vollzogenen Befreiung Deutschlands überrascht; bei Kotzebue kehrt ein Meergreis, dessen Eltern zur Zeit der napoleonischen Schreckensherrschaft nach einer weltfernen Insel entflohen waren, im (antezipierten) Jahre 1914, also hundert Jahre nach dem ersten Pariser Frieden, in das glücklich veränderte Deutschland zurück. — Diese Anlehnung im Grundgedanken ist, samt dem Kotzebueschen Festspiel, sowohl Goethe als Stenger unbekannt geblieben. Übrigens bietet sie, da die Idee von Kotzebue in eine ganz andere Form gekleidet wurde, keinen Anlaß zu gerechtem Tadel — und das umso weniger, als Goethe merkwürdigerweise die Anregung zum „Epimenides" (wie schon Professor Max Koch nachwies) dem Kotzebue zu danken hatte. Im Jahre 1791 war nämlich Kotzebues „Flucht nach Paris" und in diesem Buche die ausführliche Beschreibung eines Gelegenheitsstückes erschienen, das Kotzebue im Theater der Nation aufführen gesehen. Es hieß: „Des Epimenides Erwachen in Paris". Dieselbe Fabel, die Goethe 24 Jahre später zur kühlen allegorischen Apotheose der deutschen Freiheitskriege verwendete, war in der französischen Komödie auf die Revolution zugespitzt.

Die Handlung des Festspiels: „Die deutschen Eichen oder Das Jahr 1914" ist dürftig, sinnig. Ein Jüngling und ein Mädchen, Bruder und Schwester, tugendhaft, fromm und bieder wie nur immer die „gute alte Zeit", erwarten anno 1914 die Rückkehr des hundertjährigen Ur-Ur-Onkels. Es wäre geschmackvoller gewesen, statt eines Oheims einen

Digitized by Google

Urgroßvater aufzubringen, doch wollte Kotzebue augenscheinlich dem Manne nicht die unwahrscheinlichen 125 Lebensjahre zugestehen, die freilich nötig gewesen wären, wenn er im Jahre 1814 anders als im Mutterleibe Europa verlassen und sogar schon leibliche Nachkommen in Deutschland zurückgelassen haben würde. Der rüstige Greis hat auf der einsamen Insel, wo seine Wiege stand, im Rousseauschen Freiheitselemente gelebt, weit getrennt von der übrigen Welt, „geschützt vor europäischem Gift". (Dieses Insel-Motiv verwendete Kotzebue wiederholt, z. B. in den Schauspielen „La Peyrouse" und „Bruder Moriz der Sonderling".) Gedrängt von Sehnsucht nach dem Land seiner Väter, kommt der alte Herr gerade zurecht zur Hochzeit seiner Enkelnichte und zum Jahrhundertfest, das Fürst und Volk begehen. Der Dinge, die sich seit 1814 in Deutschland ereignet und entwickelt haben, völlig unkundig, läßt er sich froh durch Ohr und Auge belehren.

Uns Deutsche und Europäer des zwanzigsten Jahrhunderts mag es nun reizen, unsere Gegenwart kennenzulernen, wie sie sich ein ahnungsvolles Gemüt vor hundert Jahren dachte! Beschämt müssen wir alsbald gestehen: die Welt hat wenig von dem gehalten, was sie (durch Kotzebue) versprach. Dieselben Utopien, die der Dichter in den Zukunftsstaaten des Jahres 1914 erfüllt sah, bestehen heute noch — als Utopien. Aber auch nicht erst seit 1814 sucht die arme menschliche Seele den Weg zur Zufriedenheit.

Das Zukunftsdrama träumte keineswegs von inneren Umwälzungen der Staaten. Die Throne Europas stehen fester denn je. Das Festspiel klingt sogar aus in eine Huldigung vor den Gekrönten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. 1914 erkennen die Völker — nach Kotzebue —, daß sie ihre Errungenschaften nur den Herrschern vor hundert Jahren zu danken haben, ganz besonders denen von der Heiligen Allianz! Kotzebue war dem Zaren Alexander, dem König Friedrich Wilhelm III. und dem Kaiser Franz persönlich obligiert . . .

Im übrigen ist Europa heute — wer es nicht glaubt, lasse sich vom alten Kotzebue belehren! — ein Paradies. Seit dem Jahre 1814 wurde kein Grenzstein mehr auf der europäischen Landkarte verrückt . . . Und 1914 (unmittelbar nach den ungeheuren Blutopfern der Balkankriege) ist das volle Jahrhundert eines ungestörten Friedens abgeschlossen.

Und nun gar Deutschland! Glückszustände wurden vor hundert Jahren auf der Berliner Hofbühne dem deutschen Volke garantiert, die sich heute post festum wie Spott ausnehmen. Sollte der boshafte Kotzebue am Ende beabsichtigt haben, beim Enkelgeschlecht eine satirische Wirkung hervorzurufen? Während gegenwärtig die Bürger aller Staaten gewaltige Militärlasten tragen, vernehmen sie aus dem alten Gedichte, daß die Armeen längst abgeschafft sind. Im „Jahr 1914" gibt es keine allgemeine Wehrpflicht mehr, und selbst der Miliz gedanke hat nur mehr den Sinn, daß der Bürger ein Wehrgehenk als Abzeichen seiner Würde und Freiheit trägt. In Preußen-Deutschland singt man nicht mehr „Heil Dir im Sieger-", sondern „Heil Dir im Friedenskranz". Wenn der Fürst mit seinem Hof aufzieht, geschieht es ohne Pomp und Flitter. Die Hof- und Staatswürdenträger sind schlichte Männer der Arbeit. „Volk und Fürst sind eins", heißt es, — und von den Freunden und

Digitized by Google

Ministern des Herrschers (Höflinge sind zur fernen Sage geworden!) wird gesagt:

„O, sie bedürfen nicht des äuß'ren Scheins,
Durch Wohltun kennt sie schon des Volkes Menge;
Verdienst und Ehre sind jetzt eins."

Zaghaft fragt der fremde Greis: „Und so ist's überall im Deutschen Reiche?" Antwort: „So ist es in Europa überall." Ferner „Alle Bürger ringen nach einem Ziele," denn: „In Deutschland, Gott sei dank, sind Pflicht und Wille eins." Die soziale Frage ist auch gelöst. Als der Alte einen kostbaren Edelstein den Armen schenken will, wird ihm bedeutet:

„Behaltet ihn, wir haben keine Armen,
Denn Fried' und Wohlstand sind ja eins" —

welche verblüffende Mitteilung der gute Alte mit berechtigtem Zweifel aufnimmt: „Erlaubt Ihr Euch, mit einem Greis zu scherzen?"

Bei der Jahrhundertfeier preisen die einzelnen Stände in schwungvollen Chorgesängen die Blüte des Zeitalters. Bemerkenswert ist, daß Kotzebue den Gelehrten und Schriftstellern Loblieder auf die Preß- und Zensurfreiheit in den Mund legt. Später, in den letzten Lebensjahren, hat er in seinem „Literar. Wochenblatt" einen heftigen Kampf gegen die freiheitlichen Bestrebungen geführt und damit sein eigenes Verhängnis heraufbeschworen. Im Festspiel dagegen sagen die Intellektuellen:

„Wir bringen, was an reifen Früchten
Der deutsche Geist hervorgebracht.
Wir dürfen drucken, schreiben, dichten,
Vom finstern Argwohn unbewacht.
Dem Wahrheitsverkünder, dem redlichen, droht
Nicht schimpfliche Fessel, nicht schmählicher Tod."

Schließlich hält — so wurde vor hundert Jahren prophezeit! — Kaiser Wilhelm II. eine lange Rede. Er wird zwar nicht beim Namen genannt, jedoch als „der deutsche Fürst" und als Urenkel des Preußenkönigs von 1814 bezeichnet. Der Fürst spricht nicht von den „Edelsten der Nation", sondern vom

„Deutschen Vaterland,
Das, ohne blinde Gunst, in allen Ständen
Die Tugend ehrt, die es geprüft erfand."

Und er rühmt die Freiheit als des Bürgers Recht.

Unter all den rosigen Phantasien ist eine Realität geworden: Kotzebue hat an das föderativ geeinigte Deutschland geglaubt, denn er spricht von einem „Bundestag, an dem ganz Deutschland sich vereint".

Und was ist das Hübscheste? Das Hübscheste ist das Vehikel, mit dem der hundertjährige Greis anno 1914 in Berlin ankommt. Man hört in der Ferne ein Posthorn. Dann hält ein Wagen ... Keine Ahnung von Dampf, Benzin und Elektrizität dämmerte im Haupte des Propheten.

Wie wird es einst uns ergehen mit unseren Zukunftsphantasien? ...

„Noch Jemands unterirdische Reise", ein Zauberspiel in vier Szenen, reiht sich in Stil und Tendenz den Farcen „Der Flußgott Niemen und Noch Jemand" und „Noch Jemands Reise-Abenteuer" an. Eine Trilogie von Napoleon-Pasquillen! Alle drei

Digitized by Google

Stücke wurden, im Zeitraum von 1813 bis 1816, kurz nach ihrem Entstehen in Reval aufgeführt, „Noch Jemands unterirdische Reise", als das letzte, am 23. Dezember 1816 (Geburtstag des Zaren Alexander). „Der Flußgott Niemen und Noch Jemand" und „Noch Jemands Reise-Abenteuer" sind in die Gesamt-Ausgaben der Kotzebueschen Theaterstücke aufgenommen; aber nicht „Noch Jemands unterirdische Reise". Die beiden ersten Stücke wurden 1912 zu Riga und Reval bei der Jahrhundert-Gedächtnisfeier wieder aufgeführt; das dritte Stück blieb verschollen. Gerade dieses aber weist im Vergleiche mit den zwei anderen immerhin gewisse Vorzüge der Diktion auf. Es muß im Zusammenhang mit Kotzebues Verhältnis zu Napoleon betrachtet werden.

Herr Noch Jemand (man denkt an den Everyman der altenglischen Komödie!) ist Napoleon. Im „Flußgott Niemen", dem „Freudenspiel", 1812 geknittelt, gesungen und getanzt, „als die letzten Überreste der Franzosen über den Grenzstrom gejagt wurden," irrt der geschlagene und hart verfolgte Welteroberer verzweifelt das Ufer entlang. Der Flußgott verhöhnt den Herabgekommenen, dessen große Armee er vor kurzen Monaten hatte landeinwärts ziehen sehen. Kein russischer Fährmann will ihn retten. Ein armer Jude endlich rudert den Winselnden ans preußische Ufer. Die Russen, Volk und Soldaten, rücken nach und jubeln dem Zaren zu.

„Noch Jemands Reise-Abenteuer", eine „heroische Tragi-Komödie, dem berühmten Wahrheitsfreunde, Herrn Moniteur in Paris, ehrfurchtsvoll gewidmet", zählt die wachsenden Mißgeschicke Napoleons während des Kriegsjahres 1813 bis zur Völkerschlacht bei Leipzig auf. Napoleon wird als ein Geschäftsreisender eingeführt, der immer noch Beute zu machen hofft, während ihn der Teufel schon beim Kragen hat. Der Gassenhauerton dieses Spottes will dann höheren Rhythmen weichen, als dem Franzosenkaiser allerlei symbolische Spukgestalten, halb Geister, halb Marionetten, entgegentreten. Auf den Kriegsschauplätzen des Jahres 1813, dem böhmischen, dem schlesischen, dem sächsischen und dem brandenburgischen, erheben sich unheildrohend die Gestalten des Rübezahl, der Libussa und Gustav Adolfs — und die Schatten der Ermordeten: des Buchhändlers Palm, Schills und Andreas Hofers. Doch die Gedanken Kotzebues schleifen am Boden; das Spiel hat mehr Schimpf als Sang. In Deutschland wurde es zudem unangenehm empfunden, daß diese Siegesgedichte recht einseitig dem Triumph der Russen gewidmet waren, wenn auch wenig gegen die historische Wahrheit einzuwenden ist, die Herr Noch Jemand in dem Stück von 1812 („Flußgott Niemen") von sich gibt:

„Es wollte nicht wie in Deutschland gehn,
Wo vornehmer Pöbel, der feigste und dümmste,
Den wir durch Phrasen hintergehn,
So eilig kam, um Gnade zu flehn ...
Was werden sie sagen, die lieben Deutschen,
Wenn sie erfahren, wie man schon jetzt
Mit den verdammten Kosacken-Peitschen
Uns wieder über den Niemen hetzt!
Sie halten es anfangs wohl für Fabel
Und lauern auch ein Weilchen noch;
Allein am Ende sind sie kapabel,
Vom Halse zu schütteln das schwere Joch!"

Digitized by Google

Als diese beiden Noch-Jemand-Stücke geschrieben wurden, war Napoleon noch nicht gestürzt. Das dritte Stück aber, das von Kotzebue des Druckes nicht gewürdigte Zauberspiel „Noch Jemands unterirdische Reise", ist entstanden, nachdem der Tragödie letzter Akt im heroischen Dasein des Helden begonnen hatte und Napoleon auf Helena dem Tode entgegensiechte. Die Freude über die Befreiung Europas von der Fremdherrschaft wird durch banale Schadenfreude entadelt. Nicht der Gewaltige ist's, den der nachgeworfene Hohn verkleinert. Die Tierfabel vom toten Löwen drängt sich auf. Doch zur gerechteren Beurteilung Kotzebues muß zweierlei in Erinnerung gebracht werden. Die Laune des Impressionisten wich alsbald einer würdigeren Einsicht; denn Kotzebue war der Erste, der (1816) die „Briefe der Generalin Bertrand von der Insel St. Helena" ins Deutsche übersetzte und somit die Teilnahme an dem persönlichen Schicksale Napoleons erweiterte. Und ferner und vor allem: Kotzebue hat nicht erst die gefallene Größe, gleich vielen deutschen Dichtern und Schriftstellern, mit Fußtritten bedacht; er war vielmehr einer der ganz wenigen, die gegen Napoleon, als dieser im Zenith seiner Macht stand, mit Einsatz der eigenen Persönlichkeit die Geisteswaffen erhoben.

Die notorischen Verdienste Kotzebues um die Erweckung der deutschen Widerstandskraft gegen den Usurpator werden von einer ungerechten Geschichtsschreibung verschwiegen. Tatsache ist, daß er im Jahre 1806 von Königsberg nach Rußland fliehen mußte, um der französischen Polizei zu entrinnen; und daß er während der folgenden sechs Jahre in seinen Zeitschriften „Die Biene" und „Die Grille" Pfeil auf Pfeil gegen den Mächtigen schoß. Er wagte es u. a., den Kaiser der Franzosen mit dem greulichen Massenmörder Thomas Kuli Chan zu vergleichen. Im Jahre 1813 folgte Kotzebue dem russischen Hauptquartier ins Feld, und er gab ein „Russisch-deutsches Volksblatt" heraus, das massenhafte Verbreitung fand. Eine der starken Wirkungen seiner Feder war es, daß eine Frau dem Herausgeber des Volksblattes ihren goldenen Schmuck überreichte, damit er für die Truppen zu Geld gemacht werde; im Kotzebueschen Blatt erschien hiernach ein Aufruf an die deutschen Frauen, diesem Beispiel zu folgen. („Gold für Eisen!") ... Als Kotzebue im Jahre 1814 seine „Geschichte des Deutschen Reiches" dem Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar überreichte, durfte er in dem Begleitschreiben ohne Selbstüberhebung sagen: „Den ersten Band jener Geschichte schrieb ich zu einer Zeit, als Deutschland noch unter französischem Joche seufzte. Deshalb wurde sogar in Leipzig meinem Werke die Zensur versagt; ja, Bonaparte verfolgte mich bis in meine ländliche Einsamkeit in Esthland, und auf Begehren seines Gesandten wurde mir das Schreiben untersagt ... Jetzt darf ich, Gott sei Dank, ohne für meine Existenz zu zittern, mich des Bewußtseins erfreuen, dem Tyrannen nie gehuldigt und auf den Geist des Volkes zu einer Zeit gewirkt zu haben, als noch kein Schriftsteller es wagte."

Die erste der vier Szenen in „Noch Jemands unterirdischer Reise" zeigt den Napoleon auf der Klippeninsel Helena. Er langweilt sich fast zu Tode. Da findet er (zufällig!) das geheimnisvolle Buch von Nostradamus eigener Hand und zitiert — mit schändlicher Verballhornung großer Worte — den Teufel:

Digitized by Google

„Schnurr murr knall ball bäche-mächzen!
Der Höllenhund vernimmt's und bellt.
Die Eule schreit, die Raben krächzen —
Herauf, du Fürst der Unterwelt!"

Satan erscheint und ist dem Herrn zu Diensten, nachdem ihm dieser den Standpunkt also klar gemacht hat:

„Ich will nicht tragen! Ich will nicht sterben!
Sieh her! Der Höllenzwang ist hier.
Erkenn' in mir den mächt'gen Erben,
Vom Doktor F a u s t, gehorche mir!
Du sollst hingegen bereit mich finden
Zu allem, was den Kontrakt betrifft,
Zu sogenannten Todessünden
Und meiner blut'gen Unterschrift."

Satan, der in Noch Jemand seinen lieben Schüler ehrt, ist bereit, zu tun, was er darf: den Gefangenen wird er auf 24 Stunden entführen und ihm alle Länder zeigen, die er selbst einst mit Menschenblut gedüngt hat. Napoleon freut sich:

„Noch einmal laß mich hören das Gewinsel
Der Mütter, die in Trauer ich versetzt,
Damit hinfort auf der verdammten Insel
Mich wenigstens Erinnerung ergötzt."

Den Satan umflammernd, fährt Noch Jemand — nicht durch die Lüfte, sondern durch der Erde Bauch. Sie tauchen zuerst in F r a n k r e i c h auf. Auf einer Bergspitze, die noch vulkanisch schüttert und raucht, steht der Genius Frankreichs, mit den Lilien der Bourbonen (!) geschmückt. Ihn bewachen fremde Krieger (die Preußen, Oesterreicher und Russen in Paris). Napoleon sucht seine Sanskulotten, Satan spricht:

„Die Toren meinten in der Tat,
Du sei'st der Republik gewogen,
Bis du an einem glühenden Draht
Die Puppen hin und her gezogen."

Als Napoleon begreift, daß die Besetzung von Paris durch fremde Heere das Ende seines eigenen Lebenswerkes ist, verläßt er mit einem Fluch Frankreich und kommt mit dem Satan nach E n g l a n d, das er erdrückt unter seiner Schulden Masse, „ein Spott der schönen Pariser Welt", zu finden hofft. Doch was sieht er? Ein Land, über das Füllhörner ihren Segen streuen, und Englands Flagge als Herrscherin des Meeres. Zornwütig wendet er sich ab, um vor M o s k a u s Ruinen „die Brust mit gräßlichem Entzücken" zu erfüllen. Er traut nicht seinem Auge, das die neuerbaute, prangende Stadt erblickt. Ein russischer Bauer (hier setzt der spezifische Byzantinismus ein!) klärt den Fremden auf über die Wundertat des geliebten Landesvaters, der alle Schäden des Krieges heilte:

„Der hat gelächelt, wie die Sterne schimmern,
Da ward vergessen, was man einst verlor;
Der hat gewinkt — und schnell aus seinen Trümmern
Ging Moskau neu hervor!"

Digitized by Google

Der entsetzte Noch Jemand sieht in der Ferne Kosacken. Die kann er nicht leiden! Und schnell entweicht er mit dem Satan nach St. Helena, wo es wenigstens keine Kosacken gibt ... Die Völker Rußlands versammeln sich unterdessen und huldigen dem Zaren in einem Geburtstagschor (!), der mit einem lieblichen dreifachen Hurra schließt.

Trotz der Geschmacklosigkeiten des „angewandten Patriotismus" und der üblen Verzerrung der Napoleon-Gestalt muß dem dramatischen Pasquill ein reichliches Maß boshafter Phantasie und ein gewisser grimmiger Witz zugesprochen werden. Als Äußerung einer ziemlich allgemeinen Gesinnung (denn Kotzebue schrieb nichts, wobei er nicht mit dem Echo der Menge rechnen konnte) ist dieses Pasquill etwas wie ein geschichtliches Dokument.

Literarisch kommt an „Noch Jemands unterirdische Reise" auch noch der Mißbrauch, der mit Goethes „Faust" getrieben wird, in Betracht. Kotzebue pflegte, was übrigens Sitte der Zeit war, in vielen seiner Schau- und Lustspiele satirische Ausfälle gegen die zeitgenössische Literatur unterzubringen. Seine Bosheit gegen Goethe hatte ein System: er brachte dem jüngeren Goethe des „Werther", des „Tasso" und der „Iphigenie" Verehrung entgegen und rieb sich respektlos an dem Dichter des „Wilhelm Meister" und der „Wahlverwandtschaften". Um den „Faust" aber drückte er sich ziemlich herum. In dem Lustspiel „Sorgen ohne Not" (gedruckt 1810) läßt er allerdings von einem verrückten Individuum Verse deklamieren, die den Chor der Engel am Ostermorgen parodieren, und das Individuum sagt dazu, daß zum Versemachen „nur ein wenig Mystik und Reimgeklingel gehört". Professor Ludwig Geiger wies im Goethe-Jahrbuch auf diese Stelle als auf die älteste Travestie des 1808 erschienenen „Ersten Teiles Faust" hin. Gerhard Stenger („Goethe und Kotzebue") bemerkt, diese Parodie hafte nur am äußerlichen; an den eigentlichen „Faust" habe sich Kotzebue nicht heran gewagt. Der Forschung war also bislang „Noch Jemands unterirdische Reise" unbekannt. Recht äußerlich allerdings ist auch hier die Übertragung der Faustmotive; und es scheint beinahe, als ob nur die Bequemlichkeit Kotzebue bestimmt hätte, sich des Mephisto und seines Zaubermantels zu bedienen, um den Wechsel der Szenen einigermaßen zu begründen. Doch bleibt die eine Strecke lang durchgeführte Analogie zwischen Goethes großem Menschheitstypus und dem schlechten Kerl Noch Jemand ein Frevel, der verletzt.

Mit allem Vorbehalt von Einwendungen des ästhetischen Gefühls und der Gesinnung wird man den aufgefundenen politischen Theaterstücken Kotzebues ein gewisses Interesse nicht versagen. Sie scheinen es mir nicht bloß von dem Literarhistoriker zu beanspruchen; vielmehr auch von den anderen Vielen, die in diesen keineswegs stärksten Proben eines eigentümlichen Talents manchen Hauch eines heute hundertjährigen Zeitgeistes wahrnehmen.

Digitized by Google

Wenn Frauen lernen, lehren, leiten.

Von

Direktor Dr. Hugo Gruber, Berlin-Wilmersdorf.

An der Tatsache, daß es keinen Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Seele gibt, pflegt man jetzt im allgemeinen festzuhalten. Und doch spricht man von einer unterschiedlichen Individualität, hebt auch immer wieder die Eigenart des Mannes und der Frau hervor. Dieser Auffassung von dem „Zwiespalt" der Geschlechter kann allerdings die Berechtigung nicht versagt werden. Sie beruht im letzten Grunde auf der unterschiedlichen Gestaltung des Organismus. Er bringt es zuwege, daß sich dem geistigen Streben des Mannes und der Frau unterschiedliche Hemmungen und Förderungen entgegenstellen. Daß allerdings auch noch andere Umstände verschiedenen Einfluß ausüben, wird man nicht grundsätzlich in Abrede stellen dürfen; denn es zeigt sich oft, wie ganz anders die Umgebung auf den Knaben als auf das Mädchen einwirkt. Aber gerade dieser Umstand offenbart nur zu deutlich, wie schwierig es ist, die Grenze zu ziehen zwischen dem, was man als Eigenart einzelner Individuen bezeichnet, ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht, und dem, was man als Eigenart des männlichen und weiblichen Geschlechtes anzusehen pflegt.

Das Mädchen lernt anders als der Knabe. Wenn hier die experimentelle Psychologie einsetzte und das zunehmende Alter gebührend berücksichtigte, käme man sicherlich zu überraschenden Ergebnissen. Das weibliche Individuum offenbart eine gewisse Hast bei allem, was ihm behufs geistiger Durchdringung nahe gebracht wird. Es ist bestrebt — und die Phantasie kommt ihm dabei zu Hilfe —, möglichst schnell ein Problem zu erfassen. Es fühlt sich in dem Bewußtsein glücklich, über eine wissenschaftliche Frage unterrichtet zu sein, über die sich das männliche Individuum vielleicht noch lange den Kopf zerbricht, ehe sich bei ihm die Überzeugung durchringt, ihrer Lösung näher gekommen zu sein. Hier liegt der Vergleich mit dem cholerischen Temperament nicht fern, wenngleich auch das sanguinische insofern zu seinem Rechte kommt, als sich der leichten Begeisterung und Erregbarkeit für die Sache der Mangel an Festigkeit und Ausdauer anschließt. Damit soll keinesfalls auf eine gerade bei dem weiblichen Geschlechte hervortretende Eigenart hingewiesen sein. Sie ist vielmehr ein Fehler des Individuums an sich, nicht aber ein solcher der Frau.

Um nur eins von vielen Beispielen für die Fähigkeit des weiblichen Geschlechtes, sich schnell in die Situation zu finden, heranzuziehen, sei erwähnt, wie namentlich mathematischer Erkenntnis gegenüber sich das männliche Individuum viel gleichgültiger als das weibliche verhält, dem man früher sogar jede Fähigkeit zum mathematischen Denken absprechen wollte. Schließlich wird aber doch, wie die Praxis des Unterrichts beweist, der behandelte Stoff im allgemeinen dem sicherer verbleiben, der sich erst langsam in ihn hineingefunden, ihn aber auch damit zu seinem sicheren Eigentum gemacht hat. In diesem Falle hat also das männliche Individuum die Oberhand.

Digitized by Google

Man hebt ferner immer wieder hervor, daß der Lernende in den einzelnen Wissenschaften zur Erkenntnis der großen bestimmenden Züge gelangen soll. Aber dieses Ziel genügt der lernenden Frau nicht immer. Oft hat gerade das Nebensächliche für sie den Hauptwert. Selbst die einfachen Grundgesetze, die überall den Ausgangspunkt bilden sollten, um von ihnen zu klarer Erkenntnis der sich etwa bietenden Schwierigkeiten vorzudringen, finden beim weiblichen Geschlecht nicht die gehörige Beachtung. Das wird jeder erfahren haben, der dem weiblichen Individuum etwa mit etymologischen Erörterungen zu nahe getreten ist, oder der es durch Unterweisung in den elementaren Lautgesetzen zu vertiefter Einsicht führen wollte. Und damit vergleiche man die Bedeutung, die der Literatur seitens lernender Frauen gezollt wird. Wenn damit wirklich ein bewußtes und planvolles Eindringen in die Kunstwerke der Literatur gemeint ist, kann man dieser Wertschätzung nur beistimmen, wenn aber Kenntnis der Literatur und der „Literaturgeschichte" gleich gesetzt werden, so sollte man nicht aufhören, seine warnende Stimme zu erheben. Man wird auch den neuesten behördlichen Bestimmungen, die für Lyzeen, Oberlyzeen und Studienanstalten gelten, durchaus zustimmen müssen, wonach die literaturgeschichtlichen Besprechungen nur zur Vermittlung des geschichtlichen Zusammenhangs der Einzelproben zu dienen und in das Leben der Dichter soweit einzuführen haben, als dieses für ihre Werke von Bedeutung ist. Durch Vergleiche und Ausblicke auf die allgemeine Kultur- und Geistesgeschichte aber soll eine besondere Gelegenheit geschaffen werden, um das literargeschichtliche Bild auf dem zeitgeschichtlichen Hintergrunde hervorzuheben. Solche Anordnungen waren unbedingt nötig, um die Frauen gerade auf dem Gebiete der Literatur nicht in falsche Bahnen zu führen.

Die besondere Vorliebe des weiblichen Geschlechts für sogenanntes handgreifliches Wissen, das man auch so gern als positives Wissen zu bezeichnen pflegt, dürfte von jeher zu seiner Wertung des literaturgeschichtlichen Wissens nicht unwesentlich beigetragen haben. So erklärt sich auch die wachsende Bedeutung der schriftlichen Aufzeichnung, jenes bewährten Mittels, das zu diesem Wissen vielleicht sicherer führt als alle mnemotechnischen Kunstgriffe. Was studierende Frauen im Kolleg mitschreiben, vermag nur derjenige zu ermessen, der sie dabei beobachtet hat und der sich einmal der lohnenden Mühe unterzieht, die Kollegshefte von Studenten und Studentinnen miteinander zu vergleichen. Da fehlen bei diesen in der Tat oft die großen bestimmenden Züge; da hat das Nebensächliche nicht selten eine so große Geltung erlangt, daß man auf den Gedanken kommen könnte, hier werde der Spezialwissenschaft zwar eifrig, aber nicht richtig vorgearbeitet. Aber gerade dadurch rückt das gesteckte Ziel oft in weite Ferne, wird sogar unter Umständen völlig aus dem Gesichtskreise verloren.

Allerdings macht sich dieses Streben bereits geltend, ehe unsere jungen Mädchen die Universität beziehen. Die vielen zwecklosen Ausarbeitungen, denen jetzt wohl überall der Garaus gemacht ist, waren noch vor wenigen Jahren in unseren höheren Lehranstalten für das weibliche Geschlecht allgemein üblich; sie bildeten nicht selten den Prüfstein für die Beurteilung des Fleißes der Töchter, damit aber für die Eltern oft den an sich ganz unmaßgeblichen Beweis eines Fleißes, der

Digitized by Google

an falscher Stelle angebracht war. Es läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß dem weiblichen Geschlechte die große Vorliebe für schriftliche Aufzeichnungen eigen ist, und es ist eine nicht gerade seltene Erscheinung, daß unsere lernenden Frauen oft erst dann von dem Vortrag des Lehrenden befriedigt sind, wenn sie auch sein Ergebnis in sicherem Gewahrsam, also möglichst wortgetreu aufgezeichnet, getrost nach Hause tragen können. Schon die junge Schülerin bittet die Lehrenden, ihr diesen oder jenen mündlich überlieferten Wissensstoff in geeigneter Form zu diktieren. Knaben kümmern sich nicht darum, und wenn auch ihnen diese Fürsorge der Lehrenden zuteil werden sollte, hüten sie sich sicherlich, den „Text" zu Hause nochmals abzuschreiben. Das leisten aber die Schülerinnen, die in der Schule zunächst mit Bleistift aufzeichnen, was sie zu Hause nochmals mit der Feder in das bestimmte Heft bringen.

Durch eine so unnütze Arbeit und vermeintliche Akribie ist ohne Zweifel die Meinung, daß unsere jungen Mädchen ungleich mehr für die Schule zu arbeiten haben als die Knaben, beeinflußt worden. Sind sie aber nicht in Wirklichkeit fleißiger? Das ist unstreitbar. Solange jedoch das Ziel noch von ferne winkt, wird man das nicht so allgemein behaupten können. Unsere weibliche Jugend widmet sich den Vergnügungen des Tages, dem Spiel und Sport, sicherlich in gleichem Maße wie die männliche. Und sie tut recht daran, sofern sie die gegebenen Schranken nicht überschreitet. Wer also von unseren jungen Mädchen, die das Oberlyzeum oder die Studienanstalt, womöglich auch von solchen, die das Lyzeum besuchen, behaupten wollte, daß sie durch die Arbeit der Schule übermäßig in Anspruch genommen werden, hat noch keinen Einblick in ihre tägliche Arbeit genommen, läßt völlig die Stunden des Tages außer acht, die sie dem Tennis, der Musik und besonders den Freundinnen zu widmen vermögen. Wenn dann aber die Prüfungstage herankommen, ändert sich das Bild vollständig. Es gibt jetzt für die nämlichen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes in der Arbeit keine Grenze. Bis spät in die Nacht hinein sitzen sie bei den Büchern und lernen. Sie gönnen sich keine Abwechslung und Erholung und sind eifrig darauf bedacht, geeignete Mittel zu finden, um sich während eines guten Teiles der Nacht wach zu halten. Dabei scheinen sie in den meisten Fällen nicht daran zu denken, wie schädlich dergleichen Mittel, besonders bei längerer Benutzung, ihrer Gesundheit werden können. Auf diese Weise ist dann mit einem Male das körperliche Wohlbefinden, auf das man noch kurze Zeit vorher so sehr bedacht war, daß oft selbst die tägliche Arbeit darunter litt, zur Nebensache geworden. Gegen ein so unsinniges Abarbeiten, das sich namentlich dann offenbart, wenn es sich um die Ablegung von Staatsprüfungen nach dem Besuch der Universität handelt, kann der Warnungsruf nicht laut genug ertönen.

Nun wird man zwar zugeben müssen, daß auch die männliche Jugend in solchen kritischen Augenblicken hinsichtlich der Arbeit des Guten zuviel tut. Bei ihr spricht aber noch immer die ausgleichende Gerechtigkeit ein wichtiges Wort mit. Der junge Mann weiß sich durch Unterbrechung seiner Arbeit gleichsam Luft zu schaffen, sich dann und wann bei „Spiel, Wein und Gesang" zu erholen. Er arbeitet im allgemeinen nicht, um zu arbeiten, und er sagt sich meist, daß die Arbeit bis spät in die Nacht hinein seinem Körper und damit auch seinen Zwecken eher

Digitized by Google

schädlich als nützlich sein muß. Darum läßt er sich Zeit. Das ist bei unseren Frauen, deren Körper noch dazu weniger widerstandsfähig ist, nicht der Fall. Sie pflegen ihre Arbeit nicht durch ihre rege Teilnahme an „Spiel, Wein und Gesang" zu unterbrechen, denken vielmehr nur an die bevorstehende Prüfung, nicht aber daran, daß diese Prüfung zu einem Amte führen soll, das auch gewisse Körperkräfte erfordert. Auf diese Weise aber kommen sie müde und matt in das Amt, sind oft seinen Anforderungen nicht gewachsen und brechen nicht selten in einem Alter zusammen, in dem andere erst zu wirken beginnen.

Aber auch nicht gering ist die Zahl der Frauen, die noch im späteren Lebensalter den Plan fassen, zu studieren, um Vorteile, in deren Genuß sie andere sehen, selbst zu erreichen. Da muß denn das Amt herhalten, das sie ernährt. Wenn es der Körper, wie es eben nur selten der Fall ist, zuläßt, wird man nichts dagegen einwenden können. Im allgemeinen wird aber auch hier das Wort seine Geltung erhalten, daß niemand zween Herren dienen kann. Das Amt wird meist der leidtragende Teil sein. Und das ist durchaus bedauerlich.

Wenn wir erst einmal so weit wie die Engländer gekommen sein werden, der körperlichen Ausbildung auch auf den Universitäten ebensoviel Zeit wie dem Studium zu widmen, wenn ferner der Plan, für den seinerzeit der verstorbene Ministerialdirektor Althoff und erst jüngst wieder der bekannte Leipziger Historiker Lamprecht eintraten, die Universitäten aus dem geräuschvollen Inneren der Städte in die Vororte zu verlegen, sich verwirklichen sollte, werden vielleicht auch die Frauen an der Universität zu der Überzeugung kommen, daß es etwas Herrliches ist um die körperliche Wohlfahrt.

Nicht unerwähnt mag bleiben, daß bereits hier und dort an süddeutschen Universitäten die studierenden Frauen sich zu gemeinsamen Fußwanderungen vereint haben, um ihrer geistigen Arbeit ein geeignetes Gegengewicht zu verleihen, aber auch, um durch diese Abwechslung sich neue Freude an geistiger Arbeit zu schaffen.

Der lehrenden Frau hat man zu allen Zeiten die ihr gebührende Hochachtung gezollt, und noch jetzt zeigt sich, daß unter den weiblichen Berufen derjenige der Lehrerin im besonderen geachtet, zu den sogenannten „gesellschaftlichen" Berufen gezählt wird. Und diese Auszeichnung genießt selbst der Beruf der Volksschullehrerin, für den nicht einmal die Kenntnis fremder Sprachen vorausgesetzt wird. Ob die jetzt übliche Schätzung der Berufe zu verteidigen ist, mag eine andere Frage sein. Sicherlich hat hierbei das Vorurteil einen nicht unwesentlichen Einfluß ausgeübt.

In unseren Schulen wird man die lehrende Frau nicht entbehren können; denn sie hat sich als unbedingt notwendig erwiesen. Gerade für unsere eben schulpflichtig gewordenen Mädchen schätzen wir die Lehrerin, die an sich das Interesse für jedes einzelne Kind rege zu halten bemüht ist, wenn es auch sicherlich nicht wenig Lehrer gibt, die hier ihre Stelle wohl auszufüllen vermögen, die, wie sie, an dem Grundsatze festhalten, daß Unterricht und Erziehung nicht voneinander zu trennen sind. Immerhin hat die Erziehung auf dieser Altersstufe vor allem in ihre Rechte zu treten. Und diese Aufgabe liegt unseren Lehrerinnen im besonderen. Sicherlich würden sie auch an entsprechender Stelle,

Digitized by Google

in den Vorschulklassen an den höheren Lehranstalten, für das männliche Geschlecht, segensreich wirken. Nicht allein die vereinzelten Versuche in jenen Klassen, sondern auch ihre Tätigkeit in den Volksschulklassen, die Knaben besuchen, lassen darauf schließen. Aber auch die Behörde hat sich dieser Erkenntnis insofern nicht verschlossen, als sie die Aufnahme von Knaben in den unteren und mittleren Klassen von Lyzeen ausdrücklich zuläßt, um jenen die Möglichkeit der Vorbereitung für die Tertia einer höheren Lehranstalt zu gewähren. Damit ist die stillschweigende Voraussetzung gegeben, daß auch Frauen an dem Unterricht der betreffenden Knaben beteiligt sein dürfen. Sie bilden bekanntlich den Hauptbestandteil der Lehrkräfte in den mittleren und unteren Klassen unserer Lyzeen. Daß umgekehrt noch nicht die Möglichkeit des Unterrichts von Mädchen in preußischen höheren Lehranstalten für das männliche Geschlecht gegeben ist, hängt mit der Frage der Koedukation zusammen, einer Frage, die vielleicht erst dann ihrer Lösung näher gebracht wird, wenn sichere Erfolge des gemeinsamen Unterrichts von Knaben und Mädchen an Lyzeen vorhanden sind.

Wie im Hause Vater und Mutter gemeinsam die Erziehung der Kinder leiten, wird auch die harmonische Tätigkeit von Lehrern und Lehrerinnen immer ihre Erfolge zeitigen. Es soll den Lehrerinnen hoch angerechnet werden, daß sie eifrig bestrebt sind, nicht sogenannte Stundenlehrer zu sein, die nach dem löblichen Vorbilde im „Probekandidaten" beim Klang der Glocke wohl mitten im Wort oder sogar mitten in der Silbe den Unterricht schließen; es soll die Art und Weise, wie sie ihre Arbeit an unseren Kindern vollführen, wohl immer gerühmt werden; aber es hieße eine irrige Ansicht verbreiten, wenn man behaupten wollte, daß sie pflichttreuer als die Lehrer sind. Woher diese Mär gekommen ist, weiß man nicht. Vielleicht ist die aufopfernde Tätigkeit unserer Frauen daran schuld, die sich dann immer wieder offenbart, wenn es gilt, in geeigneten Augenblicken hilfreiche Handreichung zu leisten. Es gibt eben pflichttreue und nicht pflichttreue Individuen; aber man darf keinesfalls der Ansicht zuneigen, daß die Pflichttreue dem weiblichen Geschlecht gleichsam in Erbpacht gegeben sei.

So ist es auch völlig irrig, die Meinung zu vertreten, daß etwa in bestimmten Disziplinen besser die Frau als der Mann — oder umgekehrt — zu wirken vermöge. Diese Ansicht hat übrigens schon vor geraumer Zeit, als sie, in völliger Unkenntnis der Sachlage, der höchsten Unterrichtsbehörde in Preußen unterbreitet wurde, von ihr die gebührende Zurückweisung erfahren. Was damals der inzwischen verstorbene Minister Bosse äußerte: „Man hat das Verlangen gestellt, daß der Unterricht in der Religion, im Deutschen und in der Geschichte möglichst nur von Lehrerinnen erteilt werden solle. Soweit in diesem Antrage ein Zweifel an der erziehlichen Kraft eines von Lehrern erteilten Unterrichtes liegt, vermag ich demselben eine Berechtigung nicht zuzuerkennen", gilt auch heute noch, in einer Zeit, in der wirklich noch Vertreterinnen der Frauenbewegung der vor dreihundert Jahren geäußerten Ansicht Wolfgang Ratkes, an den Fürsten Ludwig von Anhalt gerichtet, zuzustimmen geneigt sind, „daß wie die Knaben durch Männer, also auch die Mägdlein durch tüchtige Weibspersonen unterwiesen und in guter Zucht gehalten werden müßten".

Digitized by Google

Wenn Frauen leiten. Eins der schwierigsten Kapitel, zumal eine endgültige Lösung zunächst noch aussichtslos erscheint. Es ist keine Frage, daß den Frauen die Fähigkeit zur Leitung innewohnt, daß sie in der Familie und im Beruf diese Fähigkeit aufs trefflichste offenbart haben und immer offenbaren werden — in privaten Verhältnissen. Ob das auch in öffentlicher Stellung der Fall ist, in der es sich um das Verhältnis der Vorgesetzten zu Männern und Frauen handelt, die sich ihren Anordnungen zu fügen haben? Es wäre wirklich gut, wenn hier endlich einmal die Streitaxt begraben werden könnte. Aber gegenwärtig liegen die Verhältnisse insofern noch ungünstig, als den Frauen bisher nur im Lehrfach Gelegenheit zu einer entsprechenden Betätigung gegeben ist. Wenn die Zeit gekommen sein wird, daß sie diese leitende Stelle auch in anderen öffentlichen Ämtern, für die bis jetzt noch der studierte Mann ausersehen ist, auszuüben vermögen, wird sich auf Grund der Erfahrung ein Urteil bilden lassen, das allein entscheidend ist; denn das ist sicher, daß hier nur die Bewährung den Ausschlag geben kann. Sind aber Mann und Frau in gleicher Weise durch die weibliche Leitung betroffen, so soll nicht der Mann allein das Wort haben, auch die Frau muß mit bei der Entscheidung sein; und auch hier wie sonst mag die alte Mahnung gelten:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.

Ob dann aber „edle Frauen" die bestehenden Verhältnisse zu ändern geneigt sein werden?

Mutterliebe.

Von

Heinrich Lilienfein.

So warm unter Tags die Sonne geschienen hatte — mit Anbruch der Dämmerung wehte es kühl und kühler von den Bergen herüber, und die fünf, sechs Herren, die seitwärts vom Wirtshaus „Zum Pfauen" unter der breitästigen Linde saßen, mußten sich zu ihrem Leidwesen gestehen, daß der wunderschöne Monat Mai wiedereinmal in der Wirklichkeit nicht so arglos war wie im Lied. Vielleicht wären sie schon eher zu dieser Einsicht gekommen, wenn sie nicht gewartet hätten — gewartet just auf die heutige Hauptperson! Es handelte sich um nichts Geringeres, als daß der Oberförster den ganzen Montagsstammtisch der Oberamtsstadt zu seinem Junggesellenabschied heraus nach Brambach in den „Pfauen" eingeladen hatte und, obschon selber der Gastgeber, weit und breit nirgends zu sehen war! Man hatte sogar seinen Durst noch gezügelt, weil der Pfauenwirt, so oft er tröstend um die Linde und die gute

Digitized by Google

Kundschaft herumschwenzelte, geheimnisvoll andeutete, alle Zutaten für ein würdiges Feiergetränk seien bestellt und bereit. Kein Wunder also, daß die Herren, in ihrem Vertrauen auf die Witterung und auf die Pünktlichkeit des Einladers getäuscht, in ihren trockenen Kehlen gereizt, beim nächsten Windstoß den Marsch vom Freien in die Gaststube in verdrießlicher Stimmung antraten. . . .

Man war denn auch kaum um den runden Tisch auf etlichen Stühlen und einem plattgesessenen Lederkanapee verteilt, so machte sich der versteckte Ärger Luft.

„Gestohlen kann der Riedmüller mir werden!" rief mit seiner bärbeißigen Stimme der Medizinalrat und schlug auf die Tischplatte, daß Senftopf und Salzfaß aufklirrten. „Einen Schoppen Remstäler, Pfauenwirt!"

„Mir auch! Licht machen! Mir einen Schiller! Mir auch!" klang es in der Runde.

Der Pfauenwirt, der schon mit einem Streichholz von der Wirtschaft her unterwegs war, schnaufte auf seinen kurzen, gebogenen Beinen wie ein Dampfzug herein, brachte die Hängelampe zu einem matten, tranigen Licht und sammelte mit dienstfertig wackelnden Henkelohren die Aufträge der Stadtherren. Doch noch eh' die Stube sich notdürftig aufhellte und die gewünschten Schoppenflaschen, roten und schillernden Landweins voll, auf dem Tisch standen, regnete es, nachdem erst einmal der Anfang gemacht war, Vorwürfe und Späße auf den unverläßlichen Oberförster. Einig war man sich darüber, daß niemand anders als die Braut an seiner Unpünktlichkeit oder Vergeßlichkeit schuld sei. Aber der Amtsrichter, ein wohlassortierter Junggeselle, der sich gern auf den Schwerenöter hinausspielte, witzelte herausfordernd über den Pantoffel im allgemeinen, und als der Medizinalrat, der gleichfalls ledige, immer streitbare Graukopf, saftig in die nämliche Kerbe hieb, setzten sich die Verheirateten am Tisch zur Wehr.

„Der Medizinalrat schwätzt wie der Fuchs von den sauren Trauben!" murrte der hagere Oberreallehrer Klingler — ein gallsüchtiger Herr und seit vier Wochen zum dritten Mal wieder verehelicht.

„Und ob!" lachte der Notar mit den rosigen Backen und den immer vergnügten Schalksaugen. „Er und der Amtsrichter sind bloß so falsch, weil der Oberförster ihnen doch noch aus der Junggesellengilde ausgebrochen ist!"

Der Medizinalrat Habermaß tat einen gründlichen Schluck, wie einer, der sich auf den Angriff stärkt.

„Ich hab' nie ein Hehl draus gemacht," knirschte er dann ingrimmig hinter seinem Schnauzbart vor, „daß mir's höllisch leid tut um den Riedmüller! Da hat ihn glücklich seine Mutter, eine grundg'scheite Frau, die ihre Weibsschwestern kennt, 44 Jahr vor

Digitized by Google

dem Ehejoch behütet, und im fünfundvierzigsten läßt sich der Sackermenter doch noch von einem Schurzbendel einfangen!"

„Besser, als daß er zeitlebens der Mutter am Schurzbendel hängt!" replizierte giftig der Oberreallehrer.

„Er beweist bloß, daß er ein Mann ist!" bestätigte auch der Notar.

„Und läßt uns sitzen!" schürte der Amtsrichter boshaft zwinkernd.

„Was der beste Beweis ist," knurrte Habermaß, „daß grad Männlichkeit und Freundschaft und Zuverlässigkeit, wie oft genug, schon im Brautstand zum Teufel gehen! Und nachmals, in der Eh'—"

„Ich muß auch sagen," legte sich jetzt der Oberamtmann ins Mittel, der bisher vom Kanapee aus nur immer mächtigere Rauchsäulen über sich hinaufgeblasen hatte, „dem Oberförster kann man gratulieren, daß er noch zum Heiraten den Mut gefunden hat! Und der alten Frau Riedmüller, seiner Mutter, rechn' ich's auch an, daß sie ihm nichts in den Weg legt! Manch einer hat's bitter bereut, daß er immer ein ‚Mammenkind' geblieben ist!"

„Papperlapapp!" ereiferte sich der Medizinalrat noch lauter. „An seiner Mutter ist noch keiner zugrund gegangen! Ein Narr ist, wer die sichere Häuslichkeit mit seiner alten Mutter dran gibt — für ein Lotterielos! — Hab' ich Recht oder nicht, Herr Pfarrer? Immer heran an unsern Tisch und den Handel geschieden!"

Die letzten Worte, bedeutend friedlicher gesprochen, ließen die Köpfe rund um den Tisch sich nach der Tür wenden: in ihrem Rahmen war ein freundliches altes Gesicht unter langen weißen Haaren aufgetaucht, dessen stille, kluge Augen mit einem schelmischen Ausdruck über die erhitzten Stadtherren hinschweiften.

Diese erhoben sich, einer um den andern, um den ehrwürdigen Pfarrherrn von Brambach zu begrüßen, der ein- oder zweimal im Jahr für ein Stündchen hinüber an den Montagsstammtisch in der Oberamtsstadt kam und es sich heute nicht nehmen lassen wollte, die Herren in seinem Dorf zu begrüßen, zumal er von dem Oberförster noch ganz besonders geladen worden war. Die Art, wie man ihn willkommen hieß, bewies, daß er bei der Tafelrunde in hohem Ansehen stand. Der Reihe um wechselte er mit jedem ein herzliches Wort oder einen Händedruck.

„Sie sehen schon, Herr Pfarrer, daß der Oberförster, unser Einberufer, uns bis jetzt im Stich gelassen hat!" erklärte der Oberamtmann, während er den Ankömmling neben sich aufs Kanapee einlud.

„Und Sie werden mir Recht geben, Herr Pfarrer Baihinger," rief der Medizinalrat, „daß sein Benehmen wieder einmal beweist, was die sogenannte ‚Liebe' zum andern Geschlecht aus einem zuverlässigen Mann und Freund macht!"

„An dem unbedingten Rechtgeben zweifl' ich," meinte der Oberamtmann.

„Ich auch!" stimmten der Oberreallehrer und der Notar zu.

Digitized by Google

„Abwarten! Abwarten!" Der heißblütige Medizinalrat verfocht von neuem mit mehr Feuer als Sachlichkeit seine Meinung. Zwischenrufe und Gegenreden blieben nicht aus, und da der flotte Amtsrichter durch allerhand Witzeleien hetzte, steigerte sich der Zank zu einem Heidenlärm, den der Oberamtmann, im Gefühl seiner staatserhaltenden Stellung allem Übermaß abhold, vergebens zu beschwören suchte.

Der Wirt hatte sich beeilt, einen Schoppen Roten mit einem besonders ehrfürchtigen „Wohlbekomm's" vor dem alten Pfarrer aufzustellen. Als höre er nichts von dem zunehmenden Spektakel, goß sich Baihinger den Wein ins Glas und schlürfte davon in kleinen, behaglichen Schlücken, die den Kenner eines guten Tropfens nicht verleugneten.

„Aber so helfen Sie mir doch, Herr Baihinger!" wandte sich der Oberamtmann schließlich an den gelassen in sich und seinen Trank vertieften Greis. „Der Medizinalrat bildet sich sonst wahrhaftig ein, Sie wären mit von seiner Partei!"

„Die hohe Obrigkeit braucht wieder einmal die ehrsame Geistlichkeit zum Schildhalter," spottete der Amtsrichter.

„Weil sie allein mit dem beschränkten Untertanenverstand nicht fertig wird!" wetterte Habermaß. „Dazu werden Sie sich nicht hergeben, Herr Pfarrer! Sie halten's mit uns!"

Langsam blickte Baihinger von seinem Glas auf, und seine blauen Augen unter den silbernen Brauen gingen freundlich von einem zum andern.

„Ehrlich gesagt — 's ist eine üble Gewohnheit von mir," begann er bedächtig, „vielleicht auch eine Alterserscheinung — wenn ich ein paar so recht miteinander streiten höre, weiß ich immer in kurzem nicht mehr, von wo sie ausgegangen sind und wo sie eigentlich hinwollen! Die Herren mögen's mir verzeihen — aber mir ist, seit ich in die Tür getreten bin, bloß ein Wort im Gedächtnis geblieben. Da hört' ich nämlich unsern Medizinalrat rufen: ‚An seiner Mutter ist noch keiner zugrund gegangen!'"

„Stimmt!" versicherte der Zitierte bereitwillig.

„Wenn ich recht versteh', soll das heißen, daß wohl schon mancher an der ehelichen, aber kaum je einer an der Liebe seiner Mutter Schiffbruch gelitten hat?"

„Ganz richtig!" beteuerte der trutzige Medizinalrat.

„Dabei ist mir jemand in den Sinn gekommen, der das Gegenteil grundbitter an sich hat erfahren müssen!"

„Den Fall möcht' ich kennen!" erwiderte ungläubig der Doktor.

„Erzählen, Herr Pfarrer!" munterte der Notar auf, der die lustigen Augen schon ganz neugierig aus dem Kopf drängte.

Auch die andern legten sich mit Bitten drein. Der Pfarrer Baihinger war dafür bekannt, daß er etwas vom Leben wußte und

Digitized by Google

verstand, mehr als mancher seines Amtes, und wenn er, selten genug, sich bewegen ließ, eine Erfahrung zum Besten zu geben, hatte er aller Augen und Ohren für sich. Zudem kam man so am besten über das unliebsame Warten auf den Oberförster fort, von dem noch immer nichts zu sehen und zu hören war. Als auch der Oberamtmann bei dem alten Baihinger ein Bittwort sprach, ließ sich der Pfarrherr zu einem zustimmenden Nicken bewegen. Nachdem der Pfauenwirt, soweit's nottat, die Schoppen nachgefüllt hatte und die Pfeifen und Zigarren in gehörigen Qualm versetzt waren, hob er nach einigem Besinnen an:

„Manche von den Herren erinnern sich vielleicht noch an einen schwachsinnigen Menschen, dem drüben in der Stadt die Gassenbuben und oftmals auch die Erwachsenen ungut mitgespielt haben. Es mögen so zehn Jahr her sein, daß er als ‚der Apothekerle' eine ziemlich stadtbekannte Figur war."

„Der Apothekerle — natürlich!" nickte der Oberamtmann. „Nicht schlecht hat der Stadt und Oberamt vexiert! Mit all dem Unfug, den andre mit ihm angestellt haben, und den Eingaben, die er gemacht hat — immer eine verrückter wie die andre!"

„Bis ich ihm schwarz auf weiß attestiert habe, daß er ein ungefährlicher, aber ausgiebiger Narr sei," ergänzte der Medizinalrat, „und er in eine Anstalt abgeschoben werden konnte."

„Ich seh' schon, die Herren wissen Bescheid," nahm Baihinger wieder das Wort. „Wie aber der ‚Apothekerle' zu einer solchen Spottfigur hat werden können — das ist wohl keinem von Ihnen bekannt, weil's weiter zurückliegt und auch mir bloß als einem weitläufigen Verwandten seines Vaters bekannt geworden ist. Der alte Steiglehner, sein Vater nämlich, der die Engelapotheke am Markt hatte, und meine Mutter waren Geschwisterkind, und so hab' ich an dem Mattheis, seinem einzigen Buben, von Anbeginn an ein gewisses vetterliches, nicht bloß menschliches Interesse gehabt. Besagter Mattheis war von kleinauf ein schwachbegabtes Kind. Mit Ach und Krach ist's seinem Vater gelungen, den jungen Menschen — nach mühseliger Schul- und Lehrzeit — beim dritten Anlauf durchs Examen zu bringen und in sein Geschäft einzustellen. Kaum war's soweit, so verstarb der brave Steiglehner. Der Mattheis war anfangs 20 damals. Seine Mutter verkaufte bei nächster sich bietender Gelegenheit das schöne Geschäft am Markt und zog mit ihrem Sohn in die obere Heugasse, in ihr elterliches Haus.

„Die Katharine Steiglehner, Gott hab' sie selig, war ihr Lebtag eine eigene Frau. Als Mädle mag sie eine Schönheit gewesen sein, und auch späterhin war sie ein stattliches Weib — hoch- und vollgewachsen, mit ein paar Glutaugen unter der Stirn, die einem unheimlich werden konnten, und mächtig vielen schwarzen Haaren. Herb und selbstgerecht lag's um den Mund, und herrisch war ihre

Digitized by Google

Stimm' und ihr ganzes Sichhaben und -halten. Sie gehörte zu den Frommen im Land, zu den Überfrommen sogar, die keinen Sonntag die Kirche versäumen und mit dem lieben Gott ein besonderes Duzverhältnis haben — viel bastanter und intimer, als es manchem von uns Seelenhirten beim besten Willen gelingen will. Trotzdem — oder vielleicht grad' deshalb — war sie unleidlich mit ihren Mitmenschen, und auch ihrem Mann, dem Apotheker, der seelengut und freundlich zu jedem war, machte sie's nicht immer leicht: wo und wie sie konnte, ließ sie ihn ihre vermeintliche Überlegenheit in irdischen und himmlischen Dingen fühlen.

„Die an Leib und Seele starke ‚Base Steiglehner', wie ich sie nannte, hatte nur eine einzige Schwäche: die war ihr Mattheis, der ‚Apothekerle'. Was überhaupt von zarteren Gefühlen in der eigenwilligen Frau war, gehörte dem schwächlichen Buben — von seiner Geburt an. Mag sein, daß die Sorge, die sie in den ersten Jahren um das kränkliche Kind auszustehen hatte, ihre schrankenlose Liebe von vornherein so üppig ins Kraut schießen ließ. Jedenfalls war sie in der Folgezeit taub und blind für alles, was der Bub tat und ließ, konnte und nicht konnte. Gegen die Lehrer, die ihre liebe Not mit seiner geistigen Armut hatten, gegen den Vater, der sich, nachsichtig genug, bald mit Festigkeit, bald mit Geduld ehrlich abrackerte, einen halbwegs brauchbaren Menschen aus ihm zu machen, nahm sie immer bald heimlich, bald offen Partei für ihren Mattheis. Keiner verstand ihn wie sie, keiner hatte die rechte Art, auf ihn einzugehen und mit ihm umzugehen — bloß sie allein. Ihre Art aber war ein Verwöhnen ohne Maß und Halt, eine Affenliebe, die von Mitleid und Honigsüße troff, für die es kein Versagen gab. . . .

„Scheel genug hatte die Base dazu gesehen, daß ihr ‚Herzblatt' und ‚Allereinziger' oder, wie sie ihn bis ans Lebensende am liebsten hieß, ihr ‚Büble', solang' geplagt wurde, bis er in der Apotheke unterschlüpfen konnte. Als ihr Mann die Augen zutat, war's für sie ausgemacht, daß der Mattheis sich nicht unnötig sollte abquälen müssen. Weil er ein gar so fein und kostbar Pflänzlein in ihren Augen war, nahm sie ihn am besten aus aller Pflicht und Arbeit. Geld war genug da, warum sollte sie sich und dem ‚Büble' nicht jetzt den rechten Himmel auf Erden bescheren? Wenn der und jener Verwandte oder Bekannte den Kopf dazu schüttelte, daß ein junger Mensch in den Zwanzigern schon privatisieren sollte, das war bloß ein Beweis mehr, daß eben der und jener nichts verstand.

„Hätte der junge Steiglehner bösartige oder leichtsinnige Anlagen gehabt, er hätte bei solcher mütterlichen Obhut und Afterliebe ein grundverderbter Schlingel werden müssen. Aber er war die Gutmütigkeit selber. Man sah es ihm an den verwässerten Augen schon an, die schläfrig in dem zerlassenen Gesicht saßen, was für ein Geist oder vielmehr Ungeist in dem viel zu großen Kopf wohnte,

Digitized by Google

den ein hellblondes, fast weißes Haar oben umstöberte und an Kinn und Lippen umsproßte. Mit dem Lachen und Heulen war er gleich schnell bei der Hand. Einen Mann von Schrot und Korn hätte auch die sorgfältigste väterliche Anleitung, und wenn sie 20 Jahr länger gedauert hätte, nicht aus ihm machen können. Aber eine Sünde war's doch, daß jetzt, nach des Vaters Tod, auch der letzte Rest von Willen in ihm verwirtschaftet wurde. Ums ‚Büble' drehte sich alles in dem alten Haus in der oberen Heugasse, das bis unters Dach so dick mit Efeu und Rebenlaub verwachsen war, daß kaum Licht und Luft zu den Fenstern hereinkonnte. Die Base und eine betagte Magd — die Antoinett' hieß sie und hing wie ein treuer Hund an der frommen, angebeteten Steiglehnerin —, die beiden verpimpelten und versimpelten den Mattheis tagaus, tagein nach Herzenslust. Man ließ ihn schlafen, bis die Sonne hoch am Himmel stand; man kochte ihm seine sämtlichen ‚Leibessener', daß er auseinanderging wie ein Schwamm; man steckte ihn, sowie er bloß ein Räuspern oder Niesen oder Hüsteln hören ließ, ins Bett bis an die Nase und kochte ihm Fliedertee und Kernlestee und Lindenblütentee, daß er schwitzte und dampfte. Sie hätten's ärger — zimperlicher und närrischer — mit keiner Seidendogge und keinem Schoßhund treiben können wie mit dem ‚Büble'.

„Für einen, der mit 26 und 28 Jahren auf Gottes weiter Welt nichts zu tun und zu sorgen hat, bleiben trotz Schlafen und Essen und Kranksein noch etliche Stunden am Tag übrig. Der Mattheis verdöste und verbastelte sie im Obstgarten hinterm Haus, oder er zottelte in der Landschaft herum. Wenn er sich fürs letztere entschied, machte er meist, daß er so schnell wie möglich die Stadt in den Rücken bekam. Dort hatte der verzärtelte Bursch von klein auf Spott und Schabernack auszustehen, und schon dazumal, freilich in bescheidenerem Maß, hänselten und foppten sie den ‚Apothekerle', wo sie ihn erwischen konnten. Draußen aber, vor der Stadt, da konnte er ungeniert und ungequält durch die Felder stolpern, im Wald herumkriechen und den Wolken nachgaffen, die so wunderlich über die wunderliche Welt flogen. Anfänglich hatte die Mutter versucht, ihn zu begleiten; aber mit den Jahren fesselte sie eine leidige Fußgicht mehr und mehr ans Haus; die Antoinett' war zum Mitlaufen auch schon zu wacklig; ganz einsperren konnt' sie ihn nicht, und so mußte sie ihn in Gottesnamen — unter Sorge und Angst, nach tausend guten Vermahnungen — allein ziehen lassen. Um bei der Wahrheit zu bleiben: eine Beschäftigung trieb der Mattheis auf seinen Wanderschaften. Er sammelte. Wahllos — was immer ihm in Hand und Augen fiel. Würmer und Schmetterlinge, Molche und Kräuter, Steine, die seltsam geformt waren oder einen Glimmerglanz hatten, Grashupfer, Rindenstücke, Frösche und wessen er sonst habhaft werden konnte. Kam er von einer solchen Sammel-

Digitized by Google

fahrt heim, den Strohhut schräg über dem dicken Schädel, die Botanisiertrommel um die Schulter, gespickt mit Salamandern und Grünzeug, einen Blumenbuschen im Arm — so gab es jedesmal ein Umhalsen und Willkommschreien und Abschmatzen von seiten der Mutter Steiglehner, daß die ganze Nachbarschaft wußte, der ‚Apothekerle' sei heimgekommen. . . .

„Eine schöne Reihe von Jahren dauerte die Milchsuppenwirtschaft in der Heugasse, ohne daß sich etwas von Belang dran verändert hätte — außer daß die Base allmählich alterte, ihre Gicht zunahm und manchmal Herzbeschwerden sich einstellten. Inzwischen war ich aus meiner Schwarzwaldpfarre auf meinen Wunsch nach Brambach versetzt worden. Ich hatte die Steiglehnerin und den Mattheis, ihren Gutedel, lang' nicht gesehen. Jetzt machte ich ihr gelegentlich eine Anstandsvisit', bei der sich mir alles, was ich aus früherer Zeit und vom Hörensagen in der Verwandtschaft über sie und ihr ‚Büble' wußte, vollauf bestätigte. Ihr überhandnehmendes Leiden hatte sie noch unfreundlicher und hochmütiger gemacht als ehbevor. Stocksteif saß sie in ihrem Stuhl, bombardierte und regalierte mich mit Sprüchlein biblischer und eigener Weisheit und ließ ihre schwarzbrennenden Augen unruhig dazu hin- und herlaufen. Erst als es vor der Tür polterte und dann der Mattheis hereindöste, wurden die Loderaugen ruhiger und sogen sich an dem unbeholfenen, aufgeschwemmten jungen Menschen fest — bald wie trunken von Glück und Zufriedenheit, bald angstvoll durch und durch forschend, bald wie zwei Raubvogelaugen, die ihre Beute bewachen und verteidigen wollen. Mir war's ungut zumut. Der Mattheis, der kaum einen vernünftigen Satz daherstotterte, tat mir leid in all seiner unmännlichen Verkommenheit, und die Base war mir unheimlich und widerwärtig in ihrer überhitzten und ungesunden Mutterliebe. Ich war froh, als ich mich empfehlen konnte, und nahm mir vor, es bei dem einen Besuch in der Heugass' bewenden zu lassen. . . .

„Die Steiglehnerin sah ich denn auch nicht so bald wieder. Dafür lief mir der Mattheis hier auf dem Dorf mitunter über den Weg. Auf seinen Spazier- und Sammelgängen schien er des öfteren durch unser Brambach zu kommen. Wenn wir uns von ungefähr begegneten, drückte er sich gewöhnlich mit einem scheuen, grinsenden Gruß an mir vorbei. Nachdem ich ein paarmal vergeblich versucht hatte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, wobei er rot wurde und ein Gesicht zwischen Lachen und Weinen schnitt, gab ich's auf.

„An einem Abend im Herbst führte mich ein Krankengang hinüber nach dem Weickertshof, der als letztes Anwesen — Denkersdorf zu — meinem Sprengel zugehört. Ich war schon, rüstig ausschreitend, bei den letzten Brambacher Häusern, als ich seitwärts vor einem kleinen, sauberen Haus einer Gestalt ansichtig wurde, die mir bekannt vorkam. Der breite Buckel und der hellflaumige Kopf,

Digitized by Google

dessen ich hälftig gewahr werden konnte, gehörte dem Mattheis Steiglehner. Er war über den Zaun gebeugt, die Ellenbogen aufstützend, und in dem Vorgärtlein mit seinen roten und gelben Sternblumen saß wer, den ich zufällig, trotz meiner noch jungen Gemeindekenntnis, doch schon kannte: die Tochter des Schreiners Rotgerber, dem ich ein Vierteljahr vorher die Frau begraben hatte. Die zwei hatten auf mich nicht acht, und ich wollt' sie nicht stören. Ich strebte vorbei und dachte bloß bei mir: wär's möglich, daß der blöde, unselbständige Bursch, der Mattheis, nicht bloß zufällig wieder und wieder durch Brambach streift? Ihn so an einem Zaun zu treffen, dessen hätt' ich mich nie und nimmer versehen, und dem Schreinersmädle, so wenig schön sie geraten war, hätt' ich nie und nimmer zugetraut, daß sie sich mit so einem abgeben möchte. . . . Gleich darauf hatt' ich aber auch schon wieder vergessen, was mir der Zufall da für ein merkwürdiges Pärlein zugeführt hatte. . . .

„Ich sollte wieder dran denken!

„Eine Woche später mocht's sein, daß von der Base Steiglehner ein Brief aus der Stadt kam, der mich zu meinem Verwundern in artigen, dringlichen Worten um einen Besuch in der Heugasse bat. Eine so nachhaltige Bitte durfte ich nicht abschlagen.

„Als ich am Tag drauf bei ihr eintrete, ist sie viel zutunlicher wie das erste Mal, und die Antoinett' muß mir einen behaglichen Sessel neben den ihrigen setzen. Nach einer kurzen Einleitung von Gottes Ratschluß und schwerer Prüfung, die der Himmel über Gerechte so gut wie über Ungerechte verhänge, kommt die herbe Frau mit ihrem Anliegen heraus: nichts Anderes berichtet sie mir, als daß sie — nach langem Forschen und Spüren — dahinter gekommen sei, ihr ‚Büble' habe sich mit einem Mädle in Brambach, einer ordinären Handwerkerstochter, eingelassen. Sie, die Base, habe ihm auf den Zahn gefühlt: da hab' er denn auch richtig zugegeben, daß es wahr sei, und unter Tränen herausgewürgt: er habe die Karlin Rotgerber halt so gern, und sie und keine andere wolle er heiraten. . . .

„‚Der Herr Vetter kann sich denken', fährt die Steiglehnerin fort, ‚wie mir das Gered' von dem Büble ins Herz geschnitten hat und wie ich seitdem keine ruhige Stund' mehr hab'! Natürlich ist mein Mattheis in seiner Grundgutmütigkeit von der gemeinen Person eingefangen worden! Der und Heiraten! Und dazu die nächstbeste, hergelaufene Dingere! Sein Unglück wär's und mein Tod — auf der Stell'!' Weitläufiger, als sie's sonst in der Gewohnheit hat, erklärt sie mir, daß ein Mensch wie ihr Mattheis viel zu weich und brav und arglos sei, um überhaupt je eine Frau nehmen zu dürfen. Er habe ihr in die Hand versprechen müssen, jetzt und nie wieder nach Brambach und zu dem nichtsnutzigen Mädle zu laufen. Aber so herzenlieb ihr Einziger sei und so gehorsam ihr gegenüber in jedem

Digitized by Google

Stück — sie fürchte, er möge doch wieder schwach werden. Und drum wär's ihr eine große Beruhigung, wenn ich ein Aug' drauf haben wollte und ihr vermelden, falls er drüben im Dorf wieder herumstriche, und wenn ich, als Seelsorger, mit der Karlin vom Rotgerber ein Wort reden würde, daß sie von dem ‚Büble' ablassen solle! —

„Ich hörte mir den Erguß der Base ohne Zwischenrede an. Es war kein kleines, und es brannte mir auf der Zung', ihr meine Meinung kräftig zu sagen, aber ich hielt mich doch zurück. Ich ließ sie bloß wissen, daß ich eine Aufsicht über ihren Mattheis unter keinen Umständen übernehmen könne; daß ich aber, auch ungern genug, um meinen verwandtschaftlichen guten Willen zu zeigen, mit der Karlin Rotgerber reden wolle — die mir übrigens nicht als eine ‚gemeine Person und hergelaufene Dingere' bekannt sei, sondern als anständiger Leute Kind. Den Duck war ich ihrem Hochmut schuldig. Ich merkte, wie ich ging, daß sie nicht halb so freundlich mehr war, als wie ich kam.

„Die Weickertshofbäuerin, bei der ich in schwerer Krankheit vorgesprochen hatte, war auf dem Weg der Besserung. Trotzdem ging ich noch einmal zu ihr hinaus und benutzte die Gelegenheit, ohne Aufsehen mit der Karlin Rotgerber zu reden. Sie war ein schmächtiges Mädle mit einem spitzigen, sommersprossigen Gesicht, aber mit ein paar ehrlichen Augen, die brav in die Welt sahen und wußten, wohin sie wollten. Sie wich mir auch gar nicht aus, als ich auf ihre Bekanntschaft mit dem Mattheis Steiglehner kam. Im Wald, unweit Brambach, hatte sie ihn eines Nachmittags in großem Heulen und Jammern gefunden: irgendein Tier hatte ihn gestochen, und er war der Einbildung, eine Schlange müßt's gewesen sein, und ließ sich erst durch ihr Zureden beruhigen. Seither datierte die Freundschaft und die zähe Anhänglichkeit von seiner Seite. . . . Ich sagte ihr kecklich, daß sie doch längst merken müsse, er sei ein schwacher, beinah schwachsinniger Mensch, und es wäre nicht recht, wenn sie Mißbrauch mit ihm triebe. Auch wie ungut seine Mutter, die Apothekerin, zu der Sache sähe, verhehlte ich nicht. Ich sah ihr's an, daß sie bloß die Wahrheit sagte, als sie mir — noch um einen Schein bläsſer, und ein warmes Licht in den Augen — erwiderte: sie dächte nicht dran, mit dem Mattheis Mißbrauch zu treiben. Sie wüßte auch wohl, was er sei und was er nicht sei. Aber sie hätt' ihn nicht ungern — trotzdem oder grad deswegen, denn er dauere sie, und wenn ihn wer recht zu nehmen und anzuleiten wisse, täte der kein undankbares Werk. Alles brachte sie einfach und gar nicht widerspellig vor. Nur zum Schluß kam ein Schuß Blut in ihre Backen und ein Zittern um ihre Mundwinkel: die Frau Apotheker Steiglehner brauche nichts von ihr zu fürchten; es sei ihres Vaters Wunsch, daß sie nächsten Monat in die Hauptstadt in Stellung gehe, und der Mattheis habe sie zum längsten getroffen.

Digitized by Google

„Ich schämte mich fast vor dem Mädle und gab ihr ohne weiteres Dreinreden die Hand und ging meiner Wege. Bei mir dacht' ich, die Steiglehnerin mit all ihrer hochmütigen Gottseligkeit und Mutterangst hätte froh sein dürfen, daß ein braves Ding wie die Karlin Rotgerber ihrem ‚Büble' zugetan sei — trotz seiner Schwachköpfigkeit und Unmännlichkeit, und es möcht' sein Glück und nicht sein Unglück sein, wenn ihn so eine nähme. . . . Aber die Gedanken behielt ich für mich und schrieb nächster Tage nur in die Stadt, kurz und ohne Zutaten, der Mattheis hätte fürder von der Schreinerstochter nichts mehr zu befürchten, dafür stünd' ich! . . .

„Der Seitensprung ihres Herzblattes mag der Base Steiglehner trotz meiner beruhigenden Nachrichten nicht gut bekommen sein.

„Ihr bis dahin langsames Siechtum ging mehr und mehr in ein eilendes über, und sie konnte sich nicht mehr verbergen, daß ihre Tage gezählt waren.

„Je fester einer am irdischen Gut hängt und je selbstsicherer er sich in seinem irdischen Menschen mit seinen Unarten und Fehlern und Läßlichkeiten eingerichtet hat, umso weniger leicht und gern will er die Zeitlichkeit mit der Ewigkeit vertauschen. Auch die Katharine Steiglehner klammerte sich mit der ganzen Inbrunst ihrer glutigen Augen an ihr Erdendasein und an das eine, worein sie dessen höchsten und ausschließlichen Wert gelegt hatte — an ihren Mattheis. Alle christliche Ergebung, wie sie sie oft in Sprüchlein und Verslein im Mund geführt hatte, sich zur Erhöhung und andern zur Verwarnung und Demütigung, hinderte nicht, daß sie mit ihrem Herrgott haderte und zerfte, weil sie so zur Unzeit sterben sollte. Am liebsten hätt' sie ihr ‚Büble', ihren Abgott, mit sich genommen — nicht bloß, wie sie sagte, weil er zu gut für unsere Welt war und ohne sie übel beraten —, sondern auch und vielmehr, weil er ihr Eigentum war wie nichts sonst und sie ihn keinem gönnte als sich bloß, nur sich allein. Stundenlang, bei Nacht und bei Tag, mußte der Mattheis neben ihr am Bett sitzen, und sie hielt seine Hand krampfhaft zwischen ihren Fingern. Er hatte ihr keinen Anlaß gegeben, wieder mit ihm unzufrieden zu sein oder gar an seiner Unterwerfung unter ihren Willen zu zweifeln. Und doch quälte sie eine heimliche Unruhe, er möchte in einer Ecke seines trägen, schläfrigen Kopfes, in einem Winkel seines weichen, haltlosen Herzens neben ihrem Bild noch das der Karlin Rotgerber, der verhaßten Schreinerstochter, aufbewahren. Je schwächer sie sich fühlte, je näher der Tod an ihr Herz griff, umso unerträglicher wurde ihr die Qual dieses Mißtrauens. Als sie wieder einen Schwächeanfall hinter sich hatte, der dem jungen Mann die dicken Tränen in die Augen trieb, richtete sie sich mit jäher Kraft auf, redete ihm mit erd- und himmelbewegenden Worten ins Gewissen, bis er ganz und gar in Wehmut und Schwäche zerfloß, und dann ließ sie sich in die Hand von ihm

Digitized by Google

versprechen — weil sie sonst nicht ruhig sterben könne —, daß er nie und nimmermehr dran dächte, die Schreinerskarlin von Brambach zu heiraten oder auch nur wieder mit ihr umzugehen, nachdem die Mutter die Augen zugetan. Der eingeängstigte Mattheis, dem der Angstschweiß auf der Stirn stand, sprach ihr nach, was sie wollte — ein feierlich und unwandelbar Gelöbnis. . . .

„Damit war die herrschwillige Frau beruhigt. Wenigstens schien es so. Es war spät in der Nacht. Von gewissenloser Vergewaltigung zu besorgtem Mitleid übergehend, schickte sie ihr erschöpftes ‚Büble' ins Bett, nachdem er zur Ablösung die Magd, die Antoinett', hatte rufen müssen. Mit der tuschelte die Base noch lang', ließ sich von ihr Schreibzeug bringen und schrieb mit sinkender Kraft widerspenstige Buchstaben aufs Papier, bis ihr die Feder aus der Hand fiel. Eine neue Herzschwäche nahm ihr das Bewußtsein. Die Antoinett' lief nach dem Doktor, weckte den Mattheis. Eh' der eine wie der andere am Krankenbett sich sehen ließ, war der Katharine Steiglehner ihr barsches, hoffärtiges Herz stillgestanden. . . .

„Bei der Beerdigung sah ich den Mattheis und sagte auch ein Trostwort zu ihm. Er war aufgelöst in seinem Schmerz, aber ganz konnt' ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß er, von der Verstorbenen aus gemessen, noch aufgelöster und niedergeschlagener hätte sein können — so abgöttisch wie sie an ihm gehangen hatte.

„Ein halb Jahr und mehr verging, ohne daß ich dann von dem jetzt verwaisten Hätschelbüble der abgeschiedenen Base was hörte und sah. Der Mattheis hause wie vor dem Tod seiner Mutter mit der alten Antoinett' zusammen in der oberen Heugasse und treib's nicht besser und nicht schlechter als zuvor.

„Amts- und Hausorgen brachten mir den jungen Menschen aus dem Sinn, und ich war nicht gering verwundert, als mir eines Tags, wie ich von einem Ausgang heimkomm', gemeldet wird, der Mattheis Steiglehner sei in meiner Studierstube und wolle mit mir reden.

„Wie ich eintrete, steht da wahrhaftig der ‚Apothekerle' von einem Stuhl auf und gibt mir mit einem verlegenen Grinsen die Hand. In seinem schwarzen Trauerhabit, das da zu eng und dort zu weit über dem plumpen Leib sitzt, sieht er womöglich noch unbeholfener aus, als er mir in der Erinnerung war, und mit dem Hut beschreibt er Bögen um den weißwolligen Kopf und seitwärts und unter sich, als hätt' er die Sprach' vollends verloren. Ich frag' ihn, wie's ihm geht und was sein Begehr ist. Wie immer und immer nichts Gescheites aus ihm herauszukriegen ist, will ich schon fast ungeduldig werden. Da nimmt er einen verzweifelten Anlauf.

„‚Ich komm' wegen der Karlin Rotgerber!' schießt er plötzlich wie aus der Pistol'.

Digitized by Google

„‚Der Karlin Rotgerber?' wiederhol' ich erstaunt. ‚Ich denk', mit der ist's aus, Mattheis?'

„‚Net aus!' stößt er in seiner abgebrochenen Redeweis' vor. „Und wie ich mich aufmunternd nach dem Wieso und Warum erkundige, rückt er allmählich heraus. Er erzählt mir, was ich oben schon berichtet habe, wie seine Mutter ihm auf dem Totenbett das Versprechen abgenommen habe, sich nie wieder mit der Schreinerstochter einzulassen. Wie ihn das Gelöbnis jetzt quäle; wie er immer und immer an's Rotgerbers Karlin denken müsse und nicht leben könne ohne sie und doch auch nicht wieder mit ihr anbinden dürfe.

„Wie ich sein Geständnis hörte, meint' ich erst, ich könnt' ihm durch gutes Zureden die Sache aus dem Sinn schlagen, aber bald mußte ich merken, daß sich unter all der Verschrobenheit seines Kopfes und der Zerlassenheit seines Herzens ein Gerades und Festes angesetzt und ausgebildet hatte — eine Zuneigung, treu und herzlich wie nur eine. Die Verlegenheit war jetzt bei mir. Zwischen dem Versprechen, das er am Sterbebett seiner Mutter gegeben hatte, und dem Herzensgefühl, das er für die Karlin empfand, zum Rechten zu raten, war keine geringe Verantwortung. Ich sah's ihm an den ohnmächtigen Augen an: die Not, in der er eingeklemmt war zwischen seinem Versprechen und seiner Liebe, — die ging über seine Kraft und würd' ihn, wenn nicht ums Leben, so vollends um sein bißle Verstand bringen. Ich mußt' ihm helfen, wirklich helfen — so oder so. Was mir alles durch die Seele ging, wie's mich eine gute Weile hin- und widerriß — ich mag's und kann's heut nicht wiederholen. Mir war's wie ein Kampf zwischen einer Toten, der herrschsüchtigen, gestrengen Steiglehnerbase, und einem Lebendigen, dem armen schwachen Tropfen, dem Mattheis, mit seiner Zuneigung für die Karlin. Nein — nicht so! Zwischen der Steiglehnerin und mir um ihr ‚Büble', das sie mit ihrer selbstischen Mutterliebe übers Grab hinaus festbinden und niederwürgen wollte. Und mich überkam's, je länger ich den Mattheis ansah, als ein heiliger Zorn: ein so gewalttätig abgedrungenes, so eigensüchtig ausgepreßtes Gelöbnis, und war's tausendmal in der Sterbestund' genommen und gegeben — ein Verbrechen war's! Das konnte Gottes Wille nicht sein, daß ein Weib wie die Katharine Steiglehner sich und ihrer Affenliebe ihr Kind und sein mögliches Glück hinopferte! Mein Amt aber war's, wenn irgendeines, das hilfsbedürftige Geschöpf, den Mattheis, von einem grausamen und widernatürlichen Bann loszusprechen! Dazu hörte ich, je länger je lauter, den Ruf in mir und fühlte die Kraft dazu. . . Behutsam ging ich ans Werk, aber ich merkte bald, daß ich den jungen Menschen überschätzt hatte, wenn ich meinte, es bedürfe besonderer Kunst und Sorgfalt, um sein bedrängtes Gewissen der Bangnis und des Zwiespalts zu entledigen. Er war und blieb

Digitized by Google

ein Kind, und kaum merkte er, daß der, dem er sich mit seinem Kummer an den Hals geworfen hatte, ihm die Last zu erleichtern gedachte, so lud er sie ganz ab und wurde zusehends guter Dinge. Noch hatte ich kaum einen rechten Anfang damit gemacht, zu sagen, was ich sagen wollte: daß es seine Mutter doch nur gut mit ihm vorgehabt und nicht gewollt habe, er solle unglücklich werden; daß, wenn er's wirklich ernst mit seiner Liebe für die Karlin meine und sie ihm auch gut sei, der liebe Gott ihm vielleicht ein Gelöbnis erlassen werde, das die Mutter ihm in der Angst des Todes und kaum bei voller Besinnung auferlegt habe — Zusprüche, wie sie nur den Eingang zu ernsterem Bereden einer so heiklen Gewissenssache bilden sollten — noch, sag' ich, hatte ich kaum damit angefangen, da sprang ihm schon der Kopf, der ärgsten Sorge ledig, nach Kinderart auf und davon: er bat mich, ich solle ausmitteln, wo die Karlin derzeit sei, solle mit dem Vater Rotgerber ein Wörtlein reden und ihn durch Fürsprache bei beiden unterstützen. . . .

„So ein schneller Umschlag war mir nun wider den Strich. Ich wurde fast ärgerlich über ihn, und mehr noch über mich, und machte mir Vorwürfe, daß ich so schnell und unüberlegt mich in einen verantwortlichen Handel eingelassen habe. Auch zum Brautwerber spürt' ich keinen Beruf. Aber ich war damals jünger als heut' und schneller bei der Hand, in Fügung und Schicksal mit einzugreifen, als vielleicht nachmals. Zurück wollt' ich nicht und dachte des Heilandswortes, des tröstlichen: ‚Selig sind die Armen am Geist', das gewiß auch dem Mattheis und seiner leichtmütigen Einfalt zugut kommen sollte — und ging vorwärts, in Gottesnamen.

„Ich will nicht noch weitschweifig erzählen, wie ich mit dem Schreiner Rotgerber, der ein einfacher und gradsinniger Mann war, und mit seiner Karlin, die kurze Zeit drauf aus der Fremde zurückkehrte, zurecht kam. Nur so viel will ich sagen: als es dann soweit war, als die zwei Menschenkinder, das kreuzbrave Mädle und der Mattheis, miteinander in meiner Studierstube standen und ihr Aufgebot bestellten, als ich in dem jungen Steiglehner seinen Augen eine Zuversicht und einen Frohmut und ein Wachsein aufglänzen sah, wie es in seinem verschlafenen Blick wohl keiner vorher und nachher wieder gewahr wurde — da hat mich mein kühn und heikel Wagnis nicht gereut, und ich hab' geglaubt, den Segen Gottes zu spüren über meinem Werk und dem ihren. . . ."

Zum ersten und einzigen Mal machte der alte Baihinger eine längere Pause und sah mit einem wehmütigen Blick ins Weite. Keiner von den Zuhörern, die ihm mit Teilnahme gefolgt waren, traute sich, ihn zum Fortfahren zu ermutigen, sondern sie tranken einen stillen Schluck oder bliesen den Rauch von sich oder sahen gedankenvoll vor sich hin, bis der Alte von selber wieder anhub:

„Es war dem Mattheis nicht bestimmt, daß die Zuversicht

Digitized by Google

in seinen blöden Augen Recht behalten sollte, und mir nicht, im Kampf mit einer Toten den Sieg zu behalten.

„Ich will's kurz machen.

„Die Hochzeit war bestellt. Von allen, die es anging oder nicht, die die Neuigkeit lobten oder tadelten, nach ihrem Verstehen, war die Antoinett', der Steiglehnerin ihre alte Magd, von den letzten eine, die erfuhr, was das ‚Büble', das sie in dem laubüberwachsenen Haus in der Heugasse betreute, vorhatte. Um selber was zu merken, war sie an Leib und Seele wohl schon zu kurzsichtig, und da sie zudem kaum mehr was hörte und fast nicht aus dem Haus ging, nahm sich kein guter Freund die Zeit, es ihr zuzuschreien. Sei's aus einer gewissen Scheu oder aus Vergeßlichkeit, — der Mattheis selber tat's ihr erst kund, als die Hochzeit vor der Tür stand. Er war grad im Begriff, heraus nach Brambach zu gehen, zu seiner Braut, als er ihr die Nachricht obenhin zu wissen gab, und, eilig wie er's hatte, wartete er nicht ab, wie sie sich damit abfand.

„Nach einem vergnügten Abend mit der Karlin bei den Rotgerberschen kam er ziemlich spät in der Nacht zurück in die Stadt und in sein Haus in der Heugasse. Er war verwundert, daß in der Wohnstube noch Licht war; noch verwunderter, als ihm dort die Antoinett' feierlich und schweigsam entgegenkam, ihm ohne ein Wort einen versiegelten Brief überreichte und wieder feierlich hinausging.

„Er besah die Aufschrift und taumelte zurück. Die Adresse war von seiner Mutter Hand.

„Es dauerte eine Weile, ehe er das Schreiben aufmachte. Dann war's eine Weile still — totenstill im Haus, bis ein wilder, wie irrsinniger Schrei bis hinaus auf die Gasse gellte und hallte.

„Eh' die Antoinett' wieder in der Stube war, war der Mattheis draußen und rannte wie ein Besessener über die Treppen — durch die Haustür — hinaus in Nacht und Dunkelheit. . . .

„Den Zettel fand ich später, auf der nämlichen Stelle, wohin er aus des Mattheis' Hand gefallen war, in der Steiglehnerschen Wohnstube.

„Die Worte, die drauf standen, von einer Mutter Hand geschrieben, haben sich mir ins Gedächtnis eingegraben. Sie lauteten:

„‚Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! Mattheis — sei verflucht, wenn du dein Versprechen, das du mir in der Todesstunde getan hast, brechen willst!

Deine Mutter.'

„Es waren die nämlichen Zeilen, die die Steiglehnerin vor ihrem Sterben, nachdem sie dem Sohn das Gelöbnis abgenommen hatte, mit wackeliger Hand hingeschrieben und der Antoinett' in Verwahrung gegeben hatte. Auf das schwächliche Menschenkind, den Mattheis, wirkten sie wie ein Gespensterwort aus dem Grab herauf und vom Jenseits herüber. Vielleicht hätten sie auch einen Stärkeren als ihn aus dem Gleis geworfen. . . .

Digitized by Google

„Erst nach langem Suchen fand man den jungen Steiglehner, der tagelang in der Landschaft umhergeirrt war, auf dem Stroh in einer Bauernscheuer, in totenähnlichem Schlaf. Ganz aufgewacht ist er nie mehr, sondern er war und blieb von da an der Halbnarr und Trottel, des die Herren — der eine oder andere — sich noch erinnern. Erst vor drei Jahren wurde mir aus der Anstalt, in der er endlich untergebracht worden war, sein Ableben mitgeteilt. Der Rotgerber und seine Karlin sind bald nach dem trostlosen Ausgang der Brautschaft ins Unterland verzogen.

„So ist der ‚Apothekerle' an der sündhaften Liebe seiner Mutter verdorben und gestorben. Mög's der Allbarmherzige ihr verzeihen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Gaststube in Brambach war es, als der alte Vaihinger geendet hatte, so still geworden, daß man die Linde, unter der die Herren zuvor gesessen und gewartet hatten, von draußen ans Fenster klopfen hörte. Eh' man mit dem Vernommenen in sich zurecht kam, klang von der Straße vor dem „Pfauen" Peitschenknall.

„Der Herr Oberförster! Der Herr Oberförster!" schrie der Wirt vom Flur aus. Und schon war der Angekündigte an ihm vorbei und stürmte in die Gaststube — die Backen im frischen Vollbartgesicht gerötet von Eile und Wind.

„Ich bitt' um Verzeihung, ihr Herren!" rief er außer Atem den Freunden zu, die ihm entgegendrängten. „Drüben im Heidenhofer Gewand war ein Waldbrand ausgebrochen — und Pflicht geht vor Vergnügen! Längst wär' ich sonst hier!"

„Geschimpft haben wir sattsam, Riedmüller!" lachte der Notar.

„Kann mir's denken! Auf mich und meine Braut, die mich nicht losgegeben hätt'! Ist's so? Und der Medizinalrat am ärgsten! Ich seh's ihm an!"

„Erraten!" gab der hitzige Habermaß bedächtiger als sonst zu und klopfte dem Oberförster auf die Schulter. „Aber eine Lektion hab' ich dafür bezogen, von unserm Herrn Pfarrer" — er wies hinter sich — „der werd' ich alter Stoßbock gedenken!"

„'s war so bös nicht gemeint!" sagte der alte Vaihinger mit einem schelmischen Lächeln, während er als letzter mit dem Ankömmling einen Händedruck tauschte.

„Die Bowle, Pfauenwirt! Fix die Bowle!" kommandierte der Oberförster. „Und den ersten Schluck trinken wir auf meinen alten, ehrwürdigen Freund Vaihinger!"

„Den zweiten", rief der Medizinalrat, auf den Tisch donnernd, „den zweiten, meinen Grundsätzen zum Trutz und einmal und nicht wieder, auf deine Braut, Riedmüller, und auf dein Glück in der Ehe!"

Digitized by Google

Tagebuch

Preußen, das Reich und das Reichsland.

Seit längerer Zeit können die Feinde und Neider des Deutschen Reichs im Auslande Feste feiern. Was sie immer geglaubt haben, daß unser Reich nur auf der Tyrannei Preußens aufgebaut sei und nun bald wieder auseinanderfallen müsse, das finden sie jetzt in einem Teil der deutschen Presse bestätigt, wenn auch nicht ausdrücklich mit diesen Schlußfolgerungen. Die bekannten Vorgänge in Elsaß-Lothringen, das Auftreten des Grafen York im preußischen Herrenhause und der „Preußentag" in Berlin haben das Signal zu allen diesen Erörterungen gegeben, die jeden ernsthaften Patrioten mit Bedauern und zum Teil mit Entrüstung erfüllen müssen.

Wie soll man das alles deuten? Geredet hat man wohl schon oft von Partikularismus und Reichsverdrossenheit, aber mit Recht sind derartige Regungen von den Kundigen niemals überschätzt worden. Die Liebe des Deutschen zur engeren Heimat verträgt auch einmal kleine Abirrungen. Auch als im Zeitalter des Deutschen Bundes die Sehnsucht nach nationaler Einheit schon sehr stark geworden war, gab es überall neben denen, die diese Sehnsucht teilten, solche, die sich davor fürchteten. Das waren keineswegs schlechtere Patrioten, im Gegenteil brave, treue Gewohnheitsmenschen, die dem Staat, dem sie angehörten, wahrhaftig nicht zum Schaden oder zur Unehre gereichten. Sie konnten sich nur nicht vorstellen, daß so etwas wie deutsche Einheit möglich sei, ohne Gefühle zu verletzen, die ihnen heilig waren. Als natürliche Gegenwirkung dagegen ergab sich freilich, daß die anderen, die für nationale Einigung begeistert waren, in den vielen deutschen „Vaterländern" ein gefährliches Hindernis ihrer Bestrebungen sahen und überzeugt waren, die Einheit könne nur durch Beseitigung der vielen Einzelsouveränitäten geschaffen werden. Die nationale Bewegung war also in ihren Anfängen „unitarisch" und sicherte dadurch das Fortbestehen eines mißtrauischen, ablehnenden Partikularismus. Die Ereignisse von 1866 trugen dazu bei, diese Auffassungen zu bestärken. Auch als sich die nationalen Hoffnungen erfüllt hatten, stand man unter dem Eindruck, daß die deutschen Einzelstaaten immerhin viel von ihrer vollen Souveränität geopfert hatten. Man verstand aber — aus Mangel an Erfahrung oder, wenn man so will, staatsrechtlicher Bildung — nicht überall, was diese Opfer in Wirklichkeit zu bedeuten hatten, und so konnten die Zweifel, wie man sich wohl mit der Verfassung zuerst des Norddeutschen Bundes, dann des Deutschen Reichs einleben werde, nicht so schnell weichen. Daraus erklärt sich der Partikularismus der siebziger und achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts; als Korrelat stand ihm ein Rest oder eine Abart des alten Unitarismus gegenüber: die Verfassung sei so gedacht, daß sie nur den Anfang einer unitarischen Entwicklung bedeute.

Digitized by Google

Allmählich wurde man doch gewahr, daß Fürst Bismarck die Sache anders gemeint hatte, daß es ihm um die Erhaltung der Souveränität der Einzelstaaten voller Ernst war und daß er die strenge Scheidung der Reichsgewalt und der bundesstaatlichen Rechte auf die deutsche Eigenart und ihre historische Entwicklung fein berechnet hatte. Als diese Einsicht in das Bewußtsein der Nation übergegangen war, verloren der alte Partikularismus und sein politischer Ausdruck in der Reichspolitik — der sogenannte „Föderalismus" — ihren ursprünglichen Charakter. Man empfand allgemein so sehr, daß die Reichsverfassung das Richtige getroffen habe, daß auch der Unitarismus verschwand oder ganz still wurde.

Aber gerade aus dieser allgemeinen und, wenn man so sagen darf, restlosen Abfindung mit dem Reichsgedanken ging ein neuer Partikularismus hervor. Denn man lernte nun das Reich als etwas ganz Selbstverständliches ansehen, das jedem gestattete, den lieben Nachbarn, der andere Landesfarben führte, ungestraft anzuärgern. Das gegenseitige „Frozzeln" entspricht ja nun einmal deutscher Neigung und steht am meisten da in Blüte, wo man genau weiß, daß es keine Folgen hat, und wo man deshalb auch keine Verantwortung zu übernehmen braucht.

In Preußen pflegt man dergleichen nicht tragisch zu nehmen und auch über weniger harmlose Unliebenswürdigkeiten der deutschen Landsleute außerhalb der schwarz-weißen Grenzpfähle mit gelassenem Lächeln zu quittieren. Denn gewöhnlich ist das nicht so schlimm gemeint, wie es klingt; auch ist man sich bewußt, daß der Preuße es leichter hat, sein Staatsbewußtsein mit dem Reichsbewußtsein in Einklang zu bringen. Die Preußen waren schon vor 1870 daran gewöhnt, einem Großstaat anzugehören; darum waren ihnen die Bedingungen, die der Eintritt in eine erweiterte Großstaats- und Weltpolitik mit sich bringt, nichts Überraschendes. Wer dagegen diese Bedingungen als rauhen Luftzug empfindet, der das frühere gemütliche Dasein stört, ist leichter geneigt, zwar die Wohltaten und Vorteile des Neuen wahrzunehmen, für die Unbequemlichkeiten aber den verantwortlich zu machen, durch dessen Berührung man sie kennengelernt hat — in diesem Fall Preußen. Zudem ist die Zahl der Süddeutschen, die den Norden nicht kennen, verhältnismäßig erheblich größer, als die Zahl der Norddeutschen, die im Süden nicht Bescheid wissen.

Aber alles das würde niemals eine größere Rolle in der öffentlichen Erörterung gespielt haben, wenn nicht ganz bestimmte politische Anlässe gewesen wären, die diese praktisch recht unerheblichen Gegensätze plötzlich in der Einbildung zu wahren Abgründen umgestalteten. Wenn die deutsche Einheit dadurch zustandegekommen war, daß die deutschen Einzelstaaten durch die Reichsgesetzgebung und besonders durch die Wehrverfassung viel von preußischem Wesen in sich aufgenommen hatten, so lag die Auffassung nahe, daß Preußen nach Erfüllung seines geschichtlichen Berufs nun sich selbst den Eigenheiten des außerpreußischen Deutschlands mehr und mehr anpassen müsse. An diesen Gedanken knüpfte namentlich die Demokratie starke Hoffnungen; ihrer Erfüllung galt der wiederholte Vorstoß gegen das preußische Wahlsystem und zwischendurch ein beständiger, zähe geführter Kampf um die Reform dieses Wahlrechts. Dieser Kampf nimmt auf Seite der Demokratie zusehends an Leidenschaftlichkeit zu, und zu den Mitteln dieses Kampfes

Digitized by Google

gehört an erster Stelle die Kennzeichnung Preußens als eines Staatswesens von unglaublicher Rückständigkeit. Kann man sich wundern, wenn in Süddeutschland, wo ohnehin über den deutschen Nordosten mitunter geradezu abenteuerliche Vorstellungen bestehen, und vollends im Ausland so etwas blindlings geglaubt wird? Damit verschafft sich freilich die preußisch-norddeutsche Demokratie die Sekundantendienste ihrer süddeutschen Gesinnungsgenossen. Die süddeutsche Presse stimmt in den Chorus ein mit frommem Schauder über die barbarische Kulturlosigkeit des deutschen Nordens, wenigstens des „herrschenden" Ostelbiens. Aber trotz alledem muß man daran festhalten, daß die Wiege dieser Preußenfeindschaft nicht im außerpreußischen Deutschland, sondern in Preußen selbst im Lager einer gewissenlosen Demokratie steht.

Sie ist außerordentlich kurzsichtig überdies, diese Feindschaft! Denn darüber sollten sich auch die Süddeutschen klar sein: wenn Preußen aufhört, das straff organisierte und disziplinierte Staatswesen zu sein, in dem es einen Teil besonders dazu geeigneter deutscher Stämme zusammengefaßt und in langer geschichtlicher Entwicklung zu einer besonderen Eigenart erzogen hat — wenn dieses Preußen nach demokratischen Grundsätzen regiert wird, dann verlieren auch in den außerpreußischen Staaten alle die Elemente, durch die die Sonderheit der Einzelstaaten zu ihrem Rechte kommt, ihren letzten Halt. Nichts schützt die deutschen Einzelstaaten besser in ihrer berechtigten Eigenart als das Festhalten des preußischen Staates an seinem historischen Charakter. Daß unter den preußischen Konservativen der Eindruck entstanden war, daß die Regierung diese Eigenart nicht genügend gegen den demokratischen Ansturm schütze und zu sehr in den Interessen des Reichs aufgehe — ein Eindruck, den ich für irrtümlich halte — ist eine Sache für sich. Es ist jedenfalls nichts, worüber sich die nichtpreußischen Deutschen aufzuregen brauchen. Die Ungeschicklichkeiten des Preußentages, auf dem einzelne Redner ihren Ausführungen eine überflüssige und, wie sich herausstellte, gar nicht beabsichtigte Spitze gegen andere Bundesstaaten gaben, wird natürlich niemand entschuldigen.

Auch den neuerdings in Elsaß-Lothringen erörterten Fragen hat man künstlich die Wendung gegeben, als ob sich ein süddeutscher Stamm von besonderer Eigenart gegen preußische Vergewaltigung zu schützen habe. Dies ist wiederum irreführend. Die Eigenart der Elsaß-Lothringer will niemand antasten; ihr Recht will niemand beugen und die einmal gegebene Verfassung niemand brechen. Aber wenn es wahr ist, daß die Elsaß-Lothringer in ihrer großen Mehrheit — wie jetzt immer eifrig versichert wird (vor Tische las man's anders!) — reichstreu sind, dann müssen sie anerkennen, daß alle diese Sonderrechte wohl vereinbar sind mit der Rücksicht auf die Bedürfnisse des Reichs hinsichtlich seiner Sicherheit. In einer gefährdeten Grenzmark kann man nicht das Urteil über militärische Rechte und Notwendigkeiten zuchtlosen und feindseligen Elementen überlassen. Alles, was für die Sicherheit des Reichs dort im Reichslande geschehen muß, steht an allererster Stelle, und wenn das mit den Wünschen und Rechten der Bevölkerung kollidiert, so ist diese selbst daran schuld. Dann ist sie eben nicht reichstreu. Wir sind weit entfernt, diesen Vorwurf gegen die Bevölkerung im Ganzen zu erheben. Aber es gibt dort noch viele Elemente, die dem Reich nicht angehören

Digitized by Google

wollen, andere, die zwar eingesehen haben, daß die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich ihr Nutzen, die Loslösung ihr eigener Schaden sein würde, die aber in ihrem Herzen noch Franzosen sind. Zu häufig und zu lange hat die Regierung im Reichslande ihr ganzes System darauf gestützt, diese zweifelhaften oder feindlichen Elemente zu gewinnen, ihnen zuliebe sogar in Rechtsfragen durch die Finger zu sehen. Das ist es, was wir nicht wollen und was auch die wirklich reichstreuen Elsässer nicht wollen können. Übrigens fordert die Gerechtigkeit, zu betonen, daß der letzte Statthalter redlich das Gute gewollt und viel Gutes geschaffen hat, aber er hatte nicht die Kraft, das in früherer Zeit gründlich Verfahrene auf neue Grundlagen zu stellen. Ein Systemwechsel ist also notwendig, und das Motto des neuen Systems muß sein: Mehr Festigkeit! Wie das die neuen Männer vollbringen werden, das wird erst später zu beurteilen sein.

W. v. Massow.

Glossen zur praktischen Ausbildung der Juristen.

Zu denjenigen Schlagworten, die im Laufe der letzten Jahre eine fast unwiderstehliche Gewalt in der Öffentlichkeit gewonnen und sogar unsere höchsten Staatsbehörden beeinflußt haben, gehört die Phrase von der Weltfremdheit der Juristen. Jeder Gewerbetreibende, der in einem Rechtsstreit unterlegen ist, jede Interessenvertretung, der eine Verwaltungsmaßregel nicht paßt, jeder Großindustrielle, der seine Privatinteressen mit denen der Allgemeinheit verwechselt, glauben ihre Erfahrungen verallgemeinern und ein kräftig Wort gegen unsere Justiz und unsere Verwaltung sagen zu müssen. Nun soll natürlich nicht verkannt werden, daß diesen Klagen vielfach etwas Berechtigtes zugrunde liegt. Unser wirtschaftliches Leben ist heute sowohl dank der Ausdehnung, die Großindustrie, Großhandel und Großbankentum genommen haben, wie auch durch die ständigen Fortschritte der Technik so kompliziert geworden, daß es schon demjenigen, der mitten im Wirtschaftsleben drin steht, häufig schwer fällt, einen allgemeinen Überblick zu gewinnen und festzuhalten. Und auf der anderen Seite hat sich der Lernstoff so außerordentlich vergrößert, die Anforderungen in den beiden Prüfungen sind so gewachsen, daß der junge Jurist ganz anders als noch vor einigen Jahrzehnten arbeiten muß und nur in seltenen Fällen Zeit hat, sich mit Dingen, die nicht ganz strenge zum Fachstudium gehören, eingehender zu beschäftigen, so daß beispielsweise selbst das Studium der Volkswirtschaft und der Finanzwissenschaft in sträflicher Weise vernachlässigt wird. Um dem abzuhelfen, hat man staatswissenschaftliche Fortbildungskurse eingerichtet (zuerst in Berlin, später auch in Köln, Frankfurt a. M. und anderen Städten), die nicht für den jungen Juristen, sondern für Herren nach dem zweiten Examen, für Männer aus der Praxis bestimmt sind, die nicht nur Vorlesungen, sondern auch Diskussionen, Besichtigungen, ja sogar Studienreisen ins Ausland bieten, wo neben Theoretikern auch Bankdirektoren und Großgewerbetreibende ihre Erfahrungen niederlegen und die bereits viel gutes gestiftet haben. Aber daran hatte man nicht genug. Bei dem Überfluß an Assessoren, an dem speziell die preußische

Digitized by Google

Justizverwaltung leidet, kam man im Justizministerium auf den unglücklichen Gedanken, junge Assessoren zu ihrer Ausbildung zu Großbanken und großindustriellen Betrieben zu beurlauben, und die so ausgebildeten jungen Juristen auf jede Weise zu fördern. Ich weiß nicht, ob man sich im Justizministerium viele Gedanken darüber gemacht hat, auf welche Weise wohl diese Ausbildung der jungen Herren bei den Großbanken vor sich geht. Ich habe diese Ausbildung in der Praxis beobachtet, darf mir deshalb ein Urteil erlauben, und ich will hier sogleich rundweg erklären, daß ich die Beschäftigung von Juristen in Großbanken für wertlos, ja für schädlich halte. Diejenigen Herren nämlich, die beurteilen könnten, was dem jungen Juristen eigentlich gezeigt werden müßte, die Herren der Direktion, haben niemals die Zeit, sich um die abkommandierten Assessoren zu kümmern, und so werden diese denn irgendeinem Prokuristen überwiesen, damit sie den Geschäftsgang seiner Abteilung kennen lernen. Der Prokurist, ein sehr tüchtiger Mann in seinem speziellen Fach, ist aber in den meisten Fällen seit vielen Jahren, vielleicht seit seinem Eintritt in die Bank, in seinem Ressort tätig, er hat jeden Überblick über das Bankgeschäft als Ganzes verloren, er hält die kleinste mechanische Tätigkeit in seinem Bureau für etwas ungeheuer Wichtiges und hat fast niemals eine Ahnung, was zu sehen und kennen zu lernen für den Assessor wesentlich ist. So wird der junge Jurist durch eine Anzahl Bureaus durchgeschleppt und überall mit für ihn höchst gleichgültigen Dingen beschäftigt, um schließlich im Konsortialbureau zu enden, wohin man ihn am besten sogleich gebracht hätte, da sich hier, wo die großen Geschäfte der Aktienbanken angeregt, beraten und in allen Einzelheiten durchgesprochen werden, so zu sagen der ganze Betrieb konzentriert. Aber hier hat man wieder keine Zeit für den wißbegierigen Herrn und scheut sich auch vielfach, ihn allzu tief in die Geschäfte blicken zu lassen. Nur etwas wird dem jungen Assessor gründlich eingepaukt: man sorgt dafür, daß er unsere wirtschaftlichen Verhältnisse lediglich unter dem Gesichtspunkt unserer Großbanken ansehen lernt und sich dementsprechend sein Urteil bildet. Daß diese oberflächliche Art der Ausbildung schwere Gefahren mit sich bringt, fängt man übrigens an, in der Praxis mehr und mehr zu begreifen. Ein älterer Jurist in leitender Stellung bei einem Landgericht im Westen unserer Monarchie äußerte sich mir gegenüber vor kurzem in folgender Weise: „Wenn das so weiter geht mit der bankmäßigen Ausbildung unserer jungen Juristen, so werden wir bald bei unseren sämtlichen Landgerichten Herren haben, die sich bei Bankprozessen als besonders sachverständig ansehen und die Veranlassung werden, daß man auf die Vernehmung von Sachverständigen verzichtet. Dann wird erst das Publikum sein blaues Wunder erleben und berechtigten Grund haben, über unbegreifliche Urteile zu klagen. Und weiter: Ist es denn notwendig und im allgemeinen Interesse erwünscht, daß unsere Juristen wirtschaftliche Verhältnisse lediglich unter dem Gesichtswinkel der großen Aktienbanken sehen, deren Macht doch wahrlich heute bereits groß genug ist und die unsere wirtschaftliche Entwicklung schon häufig genug in nicht wünschenswerter Weise beeinflussen? Wenn man aber eine bankmäßige Ausbildung der Juristen wünscht, so schicke man sie zu kleinen und mittleren Bankiers, deren es doch in der Provinz noch manche gibt; dort erhalten sie einen

Digitized by Google

wirklichen Überblick über das ganze Bankgeschäft und bringen schon deshalb einen Haufen nützlicher Kenntnisse mit nach Hause, weil ein solcher zuverlässiger Privatbankier der Vertrauensmann zahlreicher Gewerbetreibenden, aber auch des soliden Kapitalistenpublikums ist. Ein solcher Bankier kann durch seine Kenntnis der Praxis den jungen Juristen über viele Dinge belehren, die zu wissen für ihn sehr nützlich sein wird."

Ich glaube, daß man diesen Auslassungen durchweg zustimmen kann. Da es aber nur wenigen möglich sein wird, eine solche Schule durchzumachen, so lasse man es bei den oben geschilderten staatswissenschaftlichen Fortbildungskursen, die bisher sehr nützlich gewirkt haben und an deren Entwicklung man auch in Zukunft unausgesetzt arbeiten sollte. Denn nichts ist sehnlicher zu wünschen, als daß unser Beamtentum auf der Höhe bleibt, auf der es heute steht und die auf der ganzen Welt nicht zum zweiten Male gefunden wird. Unsere Gegenwart ist wirklich reich an Widersprüchen; auf der einen Seite klagt man so viel über die Verständnislosigkeit und Schwerfälligkeit unserer Verwaltung und Rechtsprechung, und auf der anderen Seite werden immer größere Gebiete unseres wirtschaftlichen Lebens in die Machtsphäre des Staates gezogen, für immer zahlreichere Unternehmungen werden Verstaatlichungsprojekte ausgearbeitet, ein Zeichen, daß man dem Staat, in praxi also der Bureaukratie, die Fähigkeit zur Verwaltung großer Wirtschaftsgebiete zutraut, daß man die großen organisatorischen Kräfte unseres deutschen Beamtentums noch nicht für erschöpft hält. Und dieser Glaube ist sicherlich richtig: der preußische Staat hat durch seine Eisenbahnverwaltung den Beweis erbracht. Es ist in allen an der Gesundheit unseres Staats- und Wirtschaftslebens interessierten Kreisen der lebhafteste Wunsch vorhanden, daß alles geschieht, um unser Beamtentum auf seiner gegenwärtigen Höhe zu erhalten, aber man unterlasse zwecklose Experimente wie die Beurlaubung von Assessoren in Großbetriebe, denn, was ich oben in bezug auf die Ausbildung von Juristen im Bankwesen ausgeführt, gilt mutatis mutandis auch von der Industrie.

Friedrich v. Pritzbuer.

„Das Buch des Tages."

Ein fortgeschrittener Verleger brachte es jüngst fertig, ein eben erschienenes Werk als „Das Buch des Tages" anzupreisen. Man liest über solche Reklamen oft hinweg, ohne in ihnen die unbewußte und deshalb grimmigste Zeitsatire zu ahnen, die in Wirklichkeit in ihnen steckt. Noch vor einiger Zeit pflegte man den „Schlager" des Büchermarktes als das Buch des Jahres zu bezeichnen. Dann faßte man sich kürzer und sprach vom Buch der Saison. In den bibliographischen Notizen der Wochenschriften findet man die Bücher der Woche, und nun wird man wohl vom Buch des Tages zu dem der Stunde geleitet werden. Schlägt man hundert Jahre zurück, so erinnert man sich, daß die Bücher für die Ewigkeit geschrieben wurden. Auch die schlechten, die ihr Ziel, die Unsterblichkeit, nicht erreichten, suchten Keime langen Lebens in sich aufzunehmen. Geht man den Ursachen dieser Entwicklung nach, so sieht man, daß

Digitized by Google

Publikum, Autoren und Verleger im Grunde vollkommen auf einander gestimmt sind. Man darf die Zahl derer, die für ihre Lesebedürfnisse nur noch den Aufenthalt in Straßen- und Eisenbahnen zur Verfügung halten, nach Tausenden normieren. Aber wie kann eine solche Lektüre beschaffen sein? Die Besten sieht man in diesen Stunden nach der flüchtigen Unterhaltungslektüre greifen, nach einer Fortsetzung der Tageszeitung, mit der man eben rasch zu Ende gekommen ist. Im engen Zusammensein mit wildfremden Menschen, inmitten des städtischen Verkehrs, der immer wieder ein bischen Aufmerksamkeit beansprucht, oder draußen in der Landschaft, die auch ab und zu das Auge in Beschlag nimmt, will und kann man sich nicht auf Bücher einlassen, deren Gedanken Ruhe, deren psychologische und stilistische Feinheiten eine Abgeschlossenheit des Genießenden verlangen. Nach Handlung schreit die breite Leserwelt, und die Autoren, die bereit sind, solche Bedürfnisse zu erfüllen, bringen im Grunde nichts als den auf dreihundert Seiten verdünnten Inhalt einer Lokal- oder Gerichtsnotiz. Ein solches Buch will auch an einem Tage gelesen sein. Es verträgt durchaus nicht die Verteilung auf längere Zeitspannen. Das gute Buch läßt sich zumeist gar nicht in einem Zuge konsumieren, da es nicht zum Verschlingen, sondern zum Lesen geschaffen wurde. Es enthält sehr deutliche Abschnitte, über die der Verstehende nicht hinweghüpfen kann; er wird, wenn ihm die Lektüre ernst ist, sie auch als eine Arbeit betrachten und von ihr ruhen müssen. Das Buch des Tages aber hat keinen lebhafteren Wunsch als den, sein Publikum für einige Stunden in irgendeine Bewußtlosigkeit zu versetzen, und dieses Publikum selbst greift nach dem Roman wie nach einem Narkotikum. Man bedient sich eigentlich seiner nur noch in den Notfällen, da kein Kinematographentheater zur Hand ist. Denn dieses bietet die sehnsüchtig geforderte Handlung ohne alles störende sprachliche Beiwerk. Die öden landschaftlichen Schilderungen sind durch ein paar mehr oder weniger gelungene Aufnahmen ersetzt, an Stelle der gefährlichen Psychologie tritt die Grimasse des Filmschauspielers, die dazwischen geworfenen Texte geben das Nötigste für das Verständnis der Handlung, und die Gedanken — macht man sich vermutlich selbst. Hier ist eigentlich schon das Buch der Stunde, und es ist im Grunde nur der verzweifelte Kampf einiger Verleger, wenn sie sich heute noch an den „Tag" halten. Denn auch ihr verlegerisches Geschäft rechnet ja nach Tagen. Sie denken nicht mehr daran, den Erfolg und die Wirksamkeit des Buches nach Jahren zu bemessen, in denen es aus sich selbst heraus Freunde erwirbt und langsam von Auflage zu Auflage steigt. Um die Produktionskosten auf ein Minimum zu reduzieren, wird es in einer ungeheuren Massenauflage auf den Markt geworfen; es wirkt durch Reklame und schreienden Umschlag acht oder vierzehn Tage lang, um einem neuen Erzeugnis Platz zu machen. Und während ein guter Journalismus dahin trachtet, durch Jahrhunderte als Dokument zu bestehen, verfällt das Bücherschreiben und -lesen einem Journalismus von höchst zweifelhafter Qualität. Denn, wenn das Buch des Tages vielleicht auch einige Wochen zum Entstehen braucht, weil dem menschlichen „Geiste" gewisse materielle Arbeitsgrenzen gesetzt sind, so würde doch weder Inhalt noch Form solcher Bücher die Annahme erzwingen, daß zu ihrer Konzeption mehr als ein Tag nötig war.

Paul Schlesinger.

Digitized by Google

Buchkritik

Geschichte der brandenburgisch-preußischen Politik. Von Reinhold Koser. Erster Band: Geschichte der brandenburgischen Politik bis zum Westfälischen Frieden von 1648. Mit einer Karte. Stuttgart und Berlin 1913, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. XII, 508 S. Orig.-Einband M. 14,50.

Eine in mancher Hinsicht klassische Darstellung des politischen Werdeganges Preußens besaßen wir seit ein bis zwei Menschenaltern in der vierzehnbändigen „Geschichte der preußischen Politik" von J. G. Droysen, die von der Zeit ihres Erscheinens an (1855 bis 1886) die Auffassung der jüngeren preußischen Historiker in weitestgehendem Maße beeinflußt hat. Aber das geist- und charaktervolle, auf gewaltigem Quellenstoff aufgebaute Buch litt von vornherein an starker Einseitigkeit des politischen Urteils und übermäßiger Breite der Anlage und wurde überdies von Droysen bei seinem Tode unvollendet hinterlassen. Eine Neuaufnahme des Droysenschen Planes in knapperer Ausführung und im Geiste einer objektiveren, von politischen Strömungen der Gegenwart weniger beeinflußten Geschichtsbetrachtung durfte daher auf den Dank weiter Kreise rechnen, und mit besonderer Befriedigung wird man es begrüßen, daß ein Forscher vom Range Kosers sich dieser Aufgabe unterzogen hat. Sein Buch, von dem nunmehr der erste Band in gediegenster buchhändlerischer Ausstattung vorliegt, knüpft, wie schon der Titel zeigt, in bewußter Weise an das Werk des großen Vorgängers an, begnügt sich aber nicht mit einer bloßen Überarbeitung und Weiterführung desselben, sondern bietet eine ganz neue Schrift, welche die Resultate der Droysenschen wie der neuesten preußischen Geschichtsforschung mit den Ergebnissen eigner umfassender Quellenstudien zu einer inhaltlich und formell ausgeglichenen Darstellung verbindet. Gleichmäßig an Fachgelehrte wie an historisch und politisch interessierte Laien sich wendend, will es in drei Teilen, von denen die beiden noch ausstehenden die Zeit von 1648 bis 1807 bzw. das 19. Jahrhundert behandeln sollen, die politische Entwicklung Brandenburg-Preußens veranschaulichen. Die Bezeichnung „politisch" versteht Koser dabei, wie schon Droysen getan hatte, im engeren Sinne, mit Beschränkung auf die auswärtigen Verhältnisse des Staates; daher sind es auch nicht so sehr die Volksmassen als die leitenden Männer, auf die seine Aufmerksamkeit sich richtet. „Wie die Fürsten unseres Staates und ihre Berater ihre Aufgabe jeweilig aufgefaßt haben, ob die Stellung der Aufgabe den wechselnden Bedürfnissen ihrer allmählich zu einer Staatspolitik ausreifenden Hauspolitik entsprach, und ob die Mittel zur Ausführung zweckmäßig gewählt wurden", diese Fragen sucht er zu beantworten. In wie knapper Form dies geschehen soll, zeigt die verhältnismäßig kleine Bändezahl; einigermaßen auffallend erscheint dabei freilich der Umstand, daß der an wichtigsten Begebenheiten überreichen Periode von 1648 bis 1807 in der Darstellung anscheinend kein wesentlich größerer Raum zugedacht ist als der voraufgehenden Zeit, die eine Politik großen Stils in Brandenburg doch noch kaum kennt. Der Grund liegt wohl vornehmlich darin, daß jene zum guten Teil in neuester Zeit bereits mustergültige und weitverbreitete Bearbeitungen gefunden hat, vor allem durch Koser selbst in seiner großen Friedrich-Biographie; dennoch wird

Digitized by Google

mancher Leser über jene Art der Raumverteilung ein Bedauern schwer unterdrücken können.

Was den Inhalt des ersten Bandes im einzelnen betrifft, so hebt er an mit dem Beginn der askanischen Periode, die mit klaren, das Wichtigste scharf hervorhebenden Strichen gezeichnet wird. Es folgt eine etwas kurz gehaltene Skizzierung des wittelsbachschen Zeitalters, das allerdings in manchen Teilen der Detaildurchforschung durch brauchbare Monographien noch sehr bedarf. Mit allmählich zunehmender Breite verfolgt die Darstellung dann die Entwicklung unter den Hohenzollern bis 1648 und widmet namentlich den letzten 5—6 Jahrzehnten dieser Periode, in denen es sich für Brandenburg um die Verwirklichung der preußischen, niederrheinischen, pommerschen Anwartschaften handelt, eingehende Berücksichtigung. Wie sich bei einer zusammenfassenden Übersicht über ein weites, im Ganzen wie in den meisten seiner Teile schon von früheren Forschern bearbeitetes Stoffgebiet von vornherein vermuten läßt, bringt das Buch nur ausnahmsweise neues Tatsachenmaterial und läßt die Grundzüge des Bildes, das die heutige Geschichtswissenschaft sich von der politischen Entwicklung Brandenburgs machte, fast unverändert. Aber manche Hohenzollernfürsten und ihre Berater, auch einzelne wichtige Vorgänge im Staatsleben werden doch in eine schärfere, zum Teil neue Beleuchtung gerückt, welche die Beschäftigung mit Kosers Schrift auch für den Kenner der brandenburgischen Geschichte zu einer belehrenden und anregenden Lektüre gestaltet, zumal die ruhige, maßvolle Urteilsweise des Verfassers, gleich entfernt von apologetischen Anwandlungen wie von unbilliger, die Zeitverhältnisse verkennender Kritik, dem Leser fast durchweg Zustimmung abnötigt. Selbst eine den Wechsel der Generationen und Dynastien überdauernde Grundtendenz im Gange der auswärtigen Politik Brandenburgs, die wenigstens mit gleicher Deutlichkeit von Früheren noch nicht erkannt wurde, weist Koser nach: das Streben nach der Herrschaft über Pommern, das nur im 16. Jahrhundert von demjenigen nach dem Besitze Magdeburgs abgelöst wurde. Ob freilich in ihm, wie der Verfasser in Übereinstimmung mit anderen Forschern annimmt, schon in askanischer und frühhohenzollernscher Zeit ein bewußter und nachhaltiger Drang nach Seeherrschaft zum Ausdruck gelangte, hält Referent trotz mancher beachtenswerter Momente, die dafür zu sprechen scheinen, doch für nicht ganz zweifellos, denn auch an gewichtigen Gegengründen fehlt es nicht. Und sollte wirklich, wenn hier zum Schluß noch eine Einzelheit berührt werden darf, die oft erwähnte Selbstbezeichnung Kurfürst Friedrichs I. als „Gottes schlichter Amtmann am Fürstentum" von ihm persönlich herrühren? Der textliche Zusammenhang, in dem sie überliefert ist, läßt meines Erachtens eher auf einen geistlichen, vielleicht mönchischen Urheber schließen. Daß übrigens die in ihr ausgesprochene Anschauung vom Fürstenberufe auch anderen christlichen Herrschern damals wie früher und später keineswegs fremd war, ist ja bekannt, das hat wohl auch Koser nicht bestreiten wollen.

W. v. Sommerfeld.

Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832—1866 von Wilhelm Ritter Gründorf von Zébégeny. Herausgegeben von Adolf Saager. Stuttgart, Robert Lutz. XXI, 388 S. Preis M. 6.—.

Das vorliegende Werk, das durch ein wertvolles Geleitwort von Professor H. Oncken empfehlend eingeführt ist, bietet eine Fülle interessanter Einzelerlebnisse. Mit Recht charakterisiert Oncken die Bedeutung der Memoiren des Majors Gründorf — der, aus bürgerlicher Familie entsprossen, als Belohnung für seine Verdienste im italienischen Feldzuge den Ritterstand erhielt und den Beinamen von Zébégeny erst später annahm — dahin, daß die Aufzeichnungen so recht in den lebendigen Geist des österreichischen Heeres vor fünfzig Jahren einführen. In ihrer ungeschminkten Art der Darstellung machen sie den besten Eindruck, so daß der Leser den erzählten Begebenheiten und Erlebnissen auf kriegsgeschichtlichem, aber auch vielfach auf dem rein persönlichen Gebiet mit größtem Interesse folgt.

Besonders aus den Feldzügen von 1859 und 1864 weiß der nach Solferino

Digitized by Google

mit der eisernen Krone geschmückte, erst 26jährige Generalstabshauptmann manche höchst interessante Dinge von wirklich geschichtlichem Quellenwert zu berichten. Aus diesen Abschnitten lernt der reichsdeutsche Leser zugleich, wie Professor Oncken mit Recht hervorhebt, „eine im Dienste der historischen Objektivität zweckdienliche, schwarzgelbe Ergänzung der preußischen Kriegsmemoiren-Literatur" kennen. Der junge Generalstäbler befand sich zwar zu jener Zeit nicht direkt auf einem leitenden Posten, aber er stand doch vielfach den führenden Persönlichkeiten und Stellen nahe und blieb auch später nach seinem Ausscheiden aus dem Heere mit solchen in naher Fühlung und vertrautem Verkehr. So ist er in der Lage, neben seinen eigenen scharfen Beobachtungen und seiner persönlichen Kenntnis von geschichtlichen Ereignissen auch viele wertvolle Äußerungen und Ansichten jener der Nachwelt zu übermitteln. Es sei u. a. hier nur darauf hingewiesen, daß seine Ausführungen in mancher Beziehung auf die Führung der österreichischen Armee im Jahre 1859 ein neues und bezeichnendes Schlaglicht werfen, wie nicht minder auf die Persönlichkeit und die näheren Umstände des jähen Sturzes des besten Generals, den das österreichische Heer in den letzten Dezennien besessen hat, des Generals Gablenz.

Gerade in der heutigen Zeit, wo die politische Interessengemeinschaft Deutschlands und Österreichs auch die beiderseitigen Armeen einander besonders nahegerückt hat, erscheint die lebendige Darstellung der Erlebnisse des österreichischen Offiziers, der als Akademiker seine militärische Laufbahn unter dem Einfluß des achtundvierziger Sturmjahres begann und sie nach einem staunenswert raschen Aufstieg infolge eines tragischen Vorganges bereits 1866 beendete, von ganz besonderem Interesse. Auch die Einblicke in das Leben des österreichischen Offizierkorps sind dankenswert. Unseres Erachtens hätte sich der Verfasser vielleicht nur in bezug auf einzelne Erlebnisse rein persönlicher Natur, speziell auf dem Gebiete des Verkehrs mit der holden Weiblichkeit, ohne Schädigung für das Ganze eine gewisse Beschränkung auferlegen können.

le Juge.

Das Jahr 1848 im deutschen Drama und Epos. Von Walter Dohn. VIII, 294 Seiten. Stuttgart 1912, J. B. Metzler'sche Buchhandlung. Preis M. 7.—.

Der Verfasser hat sich die sicher dankenswerte Aufgabe gestellt, den Einfluß der deutschen Revolution auf die Literatur von 1848 bis in unsere Tage klarzulegen, die Werke, deren Dasein auf die freiheitliche Bewegung zurückzuführen ist, im Zusammenhange zu besprechen. Nach einer knappen Einleitung, in der Dohn eine Charakteristik der politischen Verhältnisse um 1848 und der oppositionellen Literatur um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu geben sucht, folgt er, ausgehend von einigen bezeichnenden Werken des Vormärz, den Spuren freiheitlichen Geistes, insoweit dieser in Werken der Dichtung seinen Niederschlag gefunden hat. So werden die Literatur des Sturmjahres, die folgende Tendenzdichtung, deren Versanden in einer schablonenhaften Betrachtung der „geschichtlich" gewordenen Revolution und endlich die Wiederaufnahme der Achtundvierziger-Stoffe durch die Dichter unserer Tage besprochen.

Daß, namentlich bei der Anführung von älteren Arbeiten, eine annähernde Vollzähligkeit nicht erreicht wurde, soll dem Verfasser nicht zum Vorwurf gemacht werden; das von ihm zusammengetragene Material gibt immerhin einen Überblick über das Wichtigste — und läßt augenfällig erkennen, wie überaus gering die literarische Ausbeute aus der stürmischen Welle ist, die vor nun sechsundsechzig Jahren über ganz Deutschland und Österreich zog. Besonders bezeichnend hierfür bleibt es, daß Grillparzer und Hebbel, die beiden großen Dramatiker der Zeit, die jene gewaltigen Vorgänge mit tiefem inneren Anteil miterlebten, eine zum reifen Werke führende Befruchtung aus den Erschütterungen nicht empfangen haben. Den Dramatikern unserer Tage blieb es vorbehalten, das Sturmjahr und seine Gestalten auf die Szene zu stellen. In Hauptmanns „Webern", in Sudermanns „Sturmgesellen Sokrates" und in Ruederers „Morgenröte" ist es wieder lebendig geworden.

Karl Rosner.

Digitized by Google

Die Lobgesänge des Claudian. Von Hermann Sudermann. Stuttgart u. Berlin 1914, J.G.Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 169 S. Preis M. 3.—.

Sudermanns neues Drama ist in Hamburg aufgeführt worden. Für den literarischen Wert eines dichterischen Gebildes lasse ich längst nicht mehr den äußeren Erfolg gelten, sondern halte mich rein sachlich an der Sache. Nur zu oft sehen wir die verblüffendsten Erfolge vollkommenen Schundes, und nicht gar selten den Mißerfolg eines ernsten, gehaltvollen Dichterwerkes. Über Hermann Sudermann wird in der deutschen Presse seit etwa einem Dutzend Jahren nicht unbefangen sachlich geurteilt, sondern weitaus die meisten Urteiler stehen unter dem Druck einer Befangenheit, die sie zwingen müßte, sich im Rechtsstreit für befangen zu erklären und von der Urteilsfällung auszuschließen. Bis heute läßt ein sehr großer und sehr mächtiger Teil der deutschen Kritik den Dichter Sudermann die kühnste Mannestat seines literarischen Lebens bitter entgelten, daß er rücksichtslos den Finger in eine schwärende Wunde unsers öffentlichen Lebens gelegt hat.

„Die Lobgesänge des Claudian" sind ein Drama des großen geschichtlichen Stils und, ganz abgesehen von der Frage nach der dramatischen Wirkung, ein Zeitbild, wie wir wenig größere von irgend einem Dichter besitzen. Sudermanns Schöpfung hinterläßt in jedem Leser — im Leser wahrscheinlich mehr als im Zuschauer — ein unauslöschliches Bild eines Zeitalters und seiner Menschen. Ich habe erst kürzlich wieder Gibbons Geschichte des Niederganges und Falles Roms gelesen und habe die ja nicht ganz neue Erfahrung gemacht, daß der Dichter mit seinen unvergleichlich stärkeren Kunstmitteln auf wenigen Seiten ein leuchtenderes Bild zu zeichnen vermag als der gelehrteste Geschichtschreiber auf mehr als tausend Seiten. So wie Sudermann die Zeit des Honorius und des Stilicho und des Alarich in einen Lobgesängen des Claudian geschildert hat, wird sie fortan deutlich sichtbar vor meinem inneren Auge stehen, während mir Gibbons und anderer Geschichtschreiber Riesenwerke doch nur einen dumpfen und matten Gesamteindruck hinterlassen haben. Insofern ist dem Geschichtedichter Sudermann seine selbstgewählte Aufgabe vollkommen gelungen. Die Beseelung der toten Menschen und Dinge, die beseelte Bewegung der gewaltigen geschichtlichen Massen, kurz das, was man eben dichterische Schöpfungsmacht nennt, läßt die Lobgesänge des Claudian als Sudermanns bedeutendstes Werk erscheinen, trotz einem Einwande, der sich dem ehrlichen Beurteiler aufdrängt, nachdem er das Buch aus der Hand gelegt und einige Zeit zwischen Lesen und Urteilen hat verstreichen lassen. Gewiß, der Untergang eines irdischen Weltenbaues wie des Römischen Reiches erscheint einem auf den ersten Blick als einer der ungeheuersten dichterischen Stoffe. Wie fern aber liegt das fünfte christliche Jahrhundert unsrer mitfühlenden Teilnahme! Viel ferner als das fünfte vorchristliche, in dem die Kämpfe zwischen Persern und Griechen über die Weltfrage entschieden, ob in der damaligen europäischen Kulturwelt asiatischer oder europäischer Geist die Oberherrschaft gewinnen sollte. Das Römische Reich ist ja nicht so zerfallen, wie der dramatische Dichter es für seine Kunstzwecke durchaus fordern muß: durch einen heiligen Wetterschlag oder doch durch Ereignisse, die sich in den Kunstraum von vier oder fünf Akten verdichten lassen; sondern es ist Jahrhunderte hindurch im Innern zermorscht, von außen erschüttert worden, ohne daß man auf eine bestimmte Stelle der Geschichte dieses Verfalles zeigen und sagen kann: Hier hat das Schicksal wie ein Dramatiker eingegriffen. Wir werden gegenüber den geschichtlichen Gestalten eines Honorius, eines Stilicho, selbst des wunderbar belebten und gesteigerten Stilicho Sudermanns, das Gefühl nicht los: Und wenn die Schicksale dieser Menschen sich anders hätten wenden lassen können, wäre dadurch am Schicksal der römischen Welt etwas geändert worden? Es gibt nach Goethes aus vielfacher eigner Erfahrung geschöpftem Wort kein größeres Unglück für den Dichter, als sich im Stoffe zu vergreifen. Ich glaube nicht, daß es

Digitized by Google

jemals gelingen kann, uns Menschen wie Honorius und Stilicho und Eucherius so wichtig zu machen, daß wir mit Leib und Seele ihnen hingegeben sind und sie als gegenwärtig empfinden. Es gibt eben geschichtliche Zeiten, die durch keinen noch so großen Künstler unserm Herzen nahe gebracht werden können, und dazu zähle ich das dunkel wogende Zeitalter des vierten und des fünften Jahrhunderts der nachchristlichen römischen Geschichte.

Um so höher aber steigt meine Bewunderung für Sudermanns Meisterschaft in der Gestaltenbildnerei und in der reichbewegten Handlung. Claudian selbst vor allen andern Charakteren ist eine Schöpfung ersten Ranges, und gleichviel, welches äußere Geschick der Bühnendichtung beschieden sein mag, dieser Claudian Sudermanns, denn *sein* Geschöpf ist er, wird leben und von dem großen Meister der Charakterkunst zeugen, den wir in Hermann Sudermann besitzen. Auf alle Fälle haben wir in den „Lobgesängen des Claudian" ein Werk zu schätzen, das den Dichter auf den Höhen seiner künstlerischen Kraft zeigt. Den schaffenden Dichter Sudermann müssen wir auch dann verehren, ja grade dann, wenn er seine trotzige Schöpferkraft an den spröddesten Stoff gewandt hat.

Eduard Engel.

Die unterbrochene Rheinfahrt. Von *Wilhelm Schäfer*. München und Leipzig 1913, bei Georg Müller. 181 S. Preis M. 2.—.

Wenn der Verlag von Georg Müller uns in zierlichem Bande ein neues Werk von Wilhelm Schäfer vorlegt, dann sind wir berechtigt, es mit großen Erwartungen zur Hand zu nehmen; denn Schäfer hat uns durch seine früheren Bücher verwöhnt und anspruchsvoll gemacht. Der Inhalt der Erzählung ist schnell wiedergegeben:

Ein angehender Student aus Basel entweicht früh Morgens seinem Hauslehrer in einem Anflug von Selbständigkeit und von Überdruß über die stets ängstlich mahnende Obhut aus dem Mainzer Gasthofe und fährt allein auf dem Schiff rheinabwärts. Wie er nun völlig wider Willen als treibende Kraft in die Klingenbacher „Revolution" hineingerät, das bildet den Hauptinhalt der Geschichte. Als schließlich die böse Affäre glimpflich für unsern Helden ausgegangen ist, erfahren wir noch den traurigen Lebenslauf des Hauslehrers, mit dem sein Zögling nach diesem Blick ins wirkliche Leben Freundschaft schließt. Dadurch erhalten wir die beruhigende Gewißheit, daß das Studentlein nie wieder solche unbedachte und unbewachte Seitensprünge machen wird, die ihn nochmals in so schlimme Abenteuer stürzen könnten.

Auf engem Raum hat sich ein meisterhaft ausgemaltes Miniaturbild der Weltgeschichte abgespielt. Die Personen wie die Staffage sind uns in gleich liebevoller Sorgfalt der Pinselführung vor Augen gestellt. Mit manchem feinen und weisen Wort unterhält uns Schäfer auf dem kurzen aber ereignisreichen Wege, den er uns führt. Und doch wird man von seinem neuen Buche nicht restlos befriedigt. Man hat nach der Beendigung der Lektüre das Gefühl: schade, daß Schäfer diesen famosen Stoff nicht in der ihm eigentümlichen Art zu einer Anekdote gestaltet hat! Jetzt ist die Erzählung ein wenig breit geraten. Der Jüngling reflektiert zu viel, wozu er freilich Grund und Zeit genug hat, wofür er aber doch zu unerfahren ist. Sicherlich war es ursprünglich Schäfers Absicht, den Klingenbacher Landfriedensbruch auf wenigen Seiten zu erzählen; dann ist ihm aber wohl bei der Arbeit die Feder mit dem Herzen durchgegangen. Störend und erschwerend beim Lesen wirkt auch die schon in den letzten Büchern beobachtete und auffallende Gewohnheit Schäfers, allzuviel in einen Satz hineinzupressen und einzuschachteln.

Doch durch solche kleinen Ausstellungen wollen wir uns den Genuß und die Freude an Wilhelm Schäfers großer Fabulierkunst nicht trüben lassen. Wir haben nur wenige Dichter augenblicklich in unserm Vaterlande, die so gut und wirkungsvoll erzählen können; keinen aber haben wir, der wie Schäfer in einer an alte Chroniken erinnernden Art eine kurze Geschichte zu berichten weiß. Will man seine Anekdoten („33 Anekdoten" sind gleichfalls bei

Digitized by Google

G. Müller erschienen) einer schon bestehenden Literaturgattung einordnen, dann kann man sie den Kalendergeschichten des alten Johann Peter Hebel und Roseggers angliedern — freilich mit dem Unterschiede, daß diese beiden kunst- und schmucklos für das Volk erzählen, Schäfer mit bewußter Kunst und in sein nuancierter Tonart für ein anspruchsvolleres Publikum schreibt.

Heinz Amelung.

Alles Leben ist Raub. Der Weg Friedrich Hebbels. Von Klara Hofer. Stuttgart und Berlin, 1913, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 551 S. Preis M. 5.—.

Eine Renaissance der geschichtsklitternden Belletristik, wie sie vor rund 80 Jahren in deutschen Landen im Schwange war, ist seit einiger Zeit hereingebrochen. Was um die Wende des vierten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts die Deinhardstein, Rau, Ortlepp, Otto Müller, Oettinger u. a. versuchten, Dichter, Musiker und bildende Künstler, heldenhaft aufgereckt, in den Mittelpunkt von anekdotisierenden Romanen und Dramen zu stellen, das wiederholt sich in unseren Tagen in einer Fülle epischer Werke, die um Schiller, Heine, Byron, Giorgione usw. gedichtet werden. Man kann an diesen Produkten keine restlose Freude empfinden, da sie meistens verzerrte Biographien sind, in denen episodistischer Kleinkram die Oberhand behält, indes die Idee, die das Leben der dargestellten schaffenden Künstler durchzieht, kaum gestreift wird. Wenn Laube Schiller auf die Bühne stellte, so leitete ihn eine bestimmte Tendenz; er wollte die Freiheitssehnsucht der deutschen Jugend schildern, die in Schiller mit Recht ihre prägnanteste Verkörperung fand. Von den meisten anderen Romanen und Dramen, die ihre Stoffe aus der Literatur- oder Kunstgeschichte holen, ließe sich keineswegs behaupten, daß sie nur im entferntesten irgendeinen programmatischen Gedanken verträten, daß sie das Ringen und Kämpfen eines Genies schilderten. Sie begnügen sich gerne damit, einen Lebensgang von der Wiege bis zum Grabe unter Hervorhebung mehr oder weniger lustiger und spannender Episoden breit auszumalen, wobei die psychologische Analyse und Synthese durchaus zu kurz kommen. All diese Belletristen vor 80 Jahren und heute übersehen nur zu gerne, was Jean Paul in seiner „Ästhetik" den biographischen Romanciers als bindende Regel vorgeschrieben hatte: „Wie die Gallier nach Cäsar ihre Kinder nur mannbar vor sich ließen, so wollen wir den Helden sofort mehrere Fuß hoch sehen, erst darauf könnt ihr einige Reliquien aus der Kinderstube nachholen, weil nicht die Reliquie den Mann, sondern er sie bedeutend macht." Ich weiß nicht, ob Klara Hofer, die in einem ausgezeichneten Kunstwerk Friedrich Hebbels Dichterkampf darstellte, diesen Grundsatz Jean Pauls kannte; jedenfalls ist er von ihr befolgt worden, und sie wies damit die Wege, auf denen allein dem Problem nähergetreten werden kann, ein Dichterleben in einem epischen Werke zu gestalten. Diese feinnervige Frau, die sich mit rühmenswerter Intuition vor allem in Hebbels Schaffen versenkt hat — das Erleben des Dichters ist ihr durchaus das Sekundäre —, meidet alle ausgetretenen Pfade ihrer zahlreichen Vorgänger; sie erzählt nicht um des Erzählens willen, sondern alles ist bei ihr in den Dienst der großen Idee gestellt, die sie denn auch beherzt als Leitmotiv auf das Titelblatt schreibt: „Alles Leben ist Raub." Der Satz stammt aus Hebbels Gedichte „Unergründlicher Schmerz" und will besagen, daß alles Leben nur Raub sei für die aufbauende, bejahende Kraft. Mit der prägnanten Formulierung eines Leitsatzes für den Lebens- und Dichterkampf Hebbels war es von vornherein gegeben, daß Klara Hofer nicht in chronologischer Folge den Ablauf der Lebensphasen ihres Dichterheldes darstellen durfte, sondern daß sie seine (an sich zur romanhaften Verwertung so sehr reizenden) Jugenderlebnisse völlig fortließ und erst mit der Münchener Periode ihre Erzählung beginnen ließ. Von da an führt sie den Leser über Hamburg, Dänemark, Paris, Italien nach Wien, immer unter Ausscheidung aller belanglosen anekdotenhaften Details und unter steter Einfügung aller Erlebnisse Hebbels

Digitized by Google

unter den großen Grundgedanken seiner Existenz. Rühmenswert ist es, wie wenig frei die Dichterin mit historischen Tatsachen und Personen schaltet, wie sie sich enge an die geschichtlichen Vorgänge anschließt; und nicht minder rühmenswert ist ihr freudiges Versenken in ihres Helden dichterische Produktion, die feinsinnig analysiert wird. So entstand ein vollwertiges Kunstwerk, das, wie kaum ein zweites auf diesem überreich bebauten Gebiete, die Worte Hegels durchaus rechtfertigt, der die Forderung erhebt, daß beim biographischen Roman Einheit des Helden sich von selbst verstehe, und hinzufügt: „Soll aber das Epos eins in sich sein, so muß auch die Begebenheit, in deren Form es seinen Inhalt darstellt, in sich selber Einheit haben . . ." Diese Einheit ist in dem Buche Klara Hofers völlig hergestellt, und deshalb verdient es, den übrigen auf demselben Felde entstandenen Produkten weitaus vorgezogen zu werden.

Dr. Friedrich Hirth.

Kampf gegen musikalische Schundliteratur. I. Das Gassenlied, eine Kritik von Anton Penkert. Leipzig, 1913. Breitkopf u. Härtel. 83 S. Preis 60 Pf.

Unter der Agide der „Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung" hat Penkert mutig den Kampf gegen Verrohung und Verflachung des volkstümlichen Kunstgeschmacks aufgenommen. Er nimmt eines jener Liederheftchen vor, wie es gewisse Produzenten in ungeheuren Auflagen unter das Publikum bringen, und zeigt an drastischen Beispielen, welch jämmerlicher Tiefstand des Empfindens von solch stümpernden „Dichtern" und „Tonsetzern" unter dem Namen des „Volksliedes" in die Massen getragen wird, um hier der echten alten Volksmusik den Boden zu untergraben. Penkerts kurze, doch inhaltreiche Abhandlung sollte in die Hand jedes Volkserziehers gelangen, sollte jedem ins Leben tretenden Volksschüler als Prämie dargeboten werden, um als Material für die Aufklärung, Bildung und Geschmacksläuterung all jener Millionen zu dienen, welchen die Freudenbringerin Musik in Gestalt des Tanzes oder des gesungenen Liedes ihr sorgenreiches Dasein aufhellen und verschönen will. Dabei ist des Verfassers Kritik durchaus nicht nur negativ, denn er setzt neue Werte an die Stelle älterer Unwerte, und die gleichermaßen witzige wie leidenschaftliche Art, mit der er seine „abschreckenden Beispiele" an den Pranger stellt und unnachsichtlich beleuchtet, gibt jedem Unterrichtenden zugleich vortreffliche Anleitung, wie man auch schlichten Gemütern die Kennzeichen wahrhaft guter musikalischer und dichterischer Lyrik auseinanderzusetzen vermag. Der Verfasser verspricht am Schluß noch eine Reihe weiterer derartiger Broschüren, deren Erscheinen hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen wird, so über „die Operette", „Salonmusik", und „Jugendmusikliteratur". Man darf wohl die Erwartung aussprechen, daß solche Bestrebungen bei jedem die verdiente Würdigung und Unterstützung finden werden, dem das Schicksal des Volkes und seiner Kunst am Herzen liegt.

Dr. Hans Joachim Moser.

Über den amerikanischen Frauenkult. Von Fritz Boehting. Jena 1913. Eugen Diederichs. IV, 110 S. Preis M. 2.—.

Die bevorzugte Stellung, die die Frau in Amerika einnimmt, setzt vielleicht keine Nation so in Erstaunen wie die deutsche. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß ein Deutscher den amerikanischen Frauenkult zum Gegenstand einer Untersuchung macht. Fritz Boehting hat sich diese Aufgabe gestellt. Trotz seines besten Willens objektiv zu bleiben, erscheint es dem Verfasser aber doch als Liebedienerei, daß der Amerikanerin durch besonders höflichen Gruß, durch Hutabnehmen in geschlossenen Räumen in ihrer Anwesenheit, durch weitestgehendes Rauchverbot usw. gehuldigt wird. Er empfindet es offenbar als Schmälerung der männlichen Vorrechte, daß, als Pendant zu unserem „Herrn des Hauses", drüben die „queen of the home" geschaffen worden ist und daß die Amerikanerin tatsächlich den Mittelpunkt ihres Hauses bildet. Er findet den einseitigen Mann durch die vielseitigere, gebildetere, kulti-

Digitized by Google

viertere Frau in den Schatten gestellt. Er hält ihren Einfluß auf das öffentliche Leben für so groß, daß er alle Übelstände auf ihr Konto setzt.

Der Kampf um wirtschaftlichen Erfolg und finanzielle Stellung absorbiert den Mann in Amerika so ganz, daß die Pflege aller Geistes- und Lebenskultur im ganzen und großen der Frau überwiesen worden ist. Daß sie es verstanden hat, diese Aufgabe zu erfüllen, das ist wohl der Hauptgrund der bevorzugten Stellung der Amerikanerin, die Zusammenarbeit mit dem Manne von den frühesten Anfängen an. Daß der Verfasser dies nicht erkannt hat, daß er die unschätzbaren Leistungen der Frau in Amerika auf sozialem und philantropischem Gebiete garnicht berührt, die große Arbeit der Frauenbewegung mit ihren Millionen tatkräftiger, tüchtiger Frauen kaum streift und nur die Amerikanerin der oberen Fünfhundert schildert, das ist der große Fehler seiner Studie, der ihren Wert beträchtlich schmälert.

Sicherlich liegt die Gefahr der Einseitigkeit vor, wenn das gesamte geistige und künstlerische Leben in der Hand der Frau liegt, aber Boechting überzeugt uns nicht davon durch seine Beispiele. Daß die Frau in Amerika auf der Bühne und in der Malerei mit Vorliebe als Darstellungsobjekt gewählt wird — das ist auch im alten Europa nicht anders und ist es, besonders in der Malerei, auch immer gewesen. Desgleichen ist die große Teilnahme der Frau an der literarischen Produktion nicht neu für uns. Die sinkende Geburtsrate ist eine Kulturerscheinung, die gegenwärtig allen Kulturnationen zu denken gibt. Die große Ehescheidungsziffer ist auf die leichtere Möglichkeit der Ehescheidung in Amerika zurückzuführen. Und wenn Boechting einige Gesetze des Staates New York anführt zum Beweise der vorzüglichen gesetzlichen Stellung der Amerikanerin und hinzufügt, daß solche Bestimmungen in fast allen Staaten der Union mit nur leichten Unterschieden wiederkehren und der Frau ganz besondere Vorteile einräumen, so ist dem entgegenzuhalten, daß das gemeine englische Recht in Nordamerika ehedem die Frau vollständig rechtlos machte und daß erst in den letzten fünf Jahrzehnten die Amerikanerinnen es erreicht haben, daß sie auch als Ehefrauen selbständige Persönlichkeiten bleiben, die über ihre Person, ihren Arbeitsertrag, ihr Vermögen frei verfügen und das letztere selbst verwalten können. In Kentucky und Florida hat der Mann trotz der Gütertrennung Kontrolle über das Vermögen der Frau, in verschiedenen anderen Staaten besteht noch das Erbsystem „Dower and Curtesy", demzufolge die Ehefrau nur ein Drittel des ehemännlichen Vermögens, der Ehemann hingegen das ganze Vermögen seiner Frau erbt. Nur in 13 Staaten Nordamerikas ist es den Amerikanerinnen bisher gelungen, die elterliche Gewalt der Mutter zu gleichen Teilen mit dem Vater zu erwirken.

Es ist also nicht immer ganz freiwillig dargebrachter Frauenkult, der sich in der bevorzugten Stellung der Amerikanerin ausdrückt, sondern mehr ein Recht, das sie sich durch tüchtige Arbeit erworben hat, und es spricht meines Erachtens dafür, daß diese Arbeit und die erworbenen Rechte die Reize ihrer Weiblichkeit erhöht haben müssen, wenn ein Kritiker wie Boechting zu der Überzeugung gelangt, daß all das halb schlummernde, halb bewußte Sehnen und Streben nach einer höheren Welt, all das Ahnen einer geistigen Kultur sich in der neuen Welt in der Verehrung des Weibes sammelt und verdichtet, die nun in der Kunst zur Apotheose gesteigert erscheint.

Eliza Ichenhaeuser.

Nachdruck verboten. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Alle für die Redaktion des „Greif" bestimmten Zusendungen werden ohne Namensnennung nach Berlin W 35, Schöneberger Ufer 39 erbeten.
Für die Redaktion verantwortlich: Karl Rosner in Berlin-Wilmersdorf.
Alleinige Inseratenannahme: Annoncenexpedition Rudolf Mosse.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Emil Fischer in Berlin-Friedenau.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin.
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Zweigniederlassung Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google